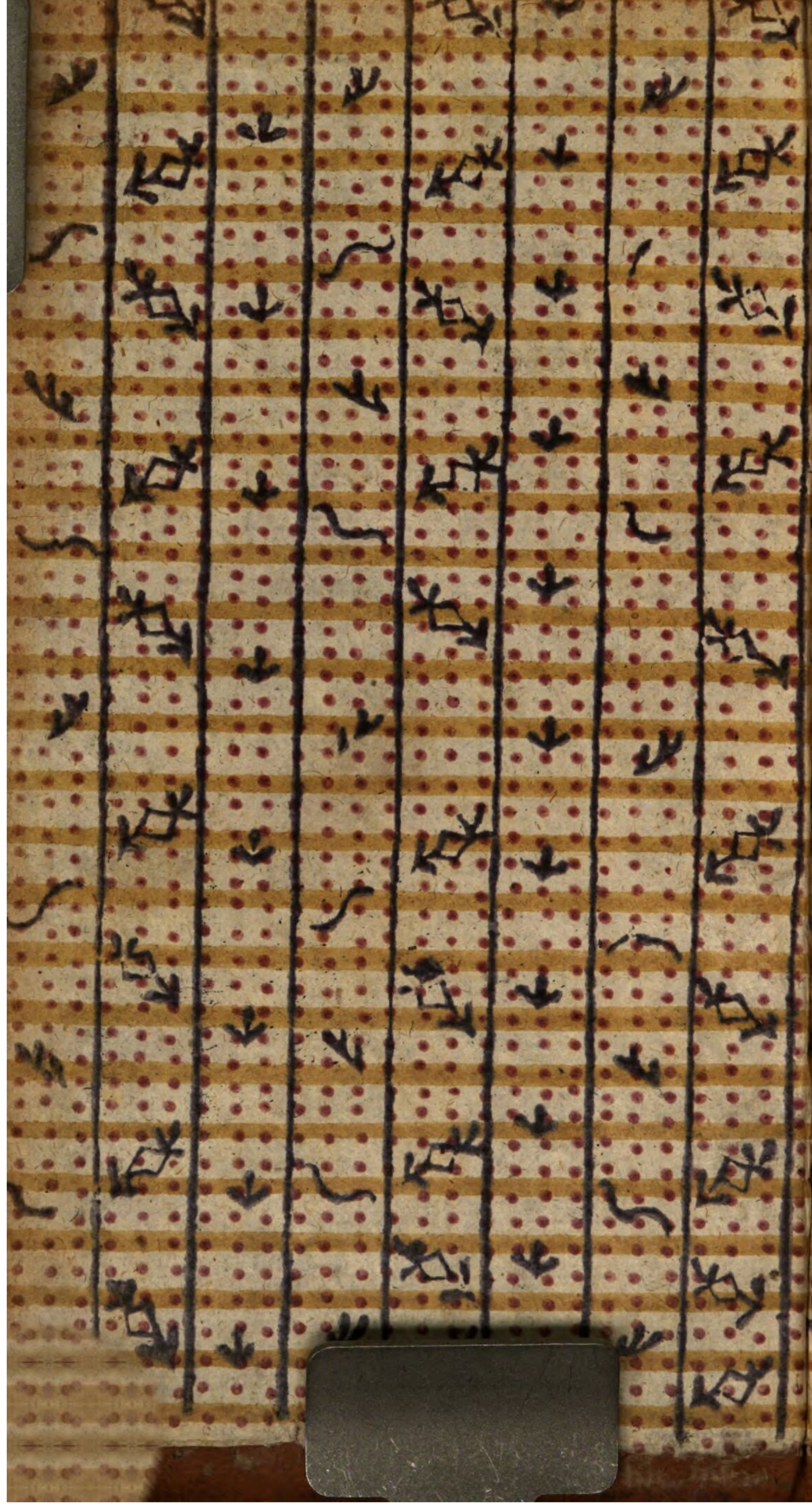
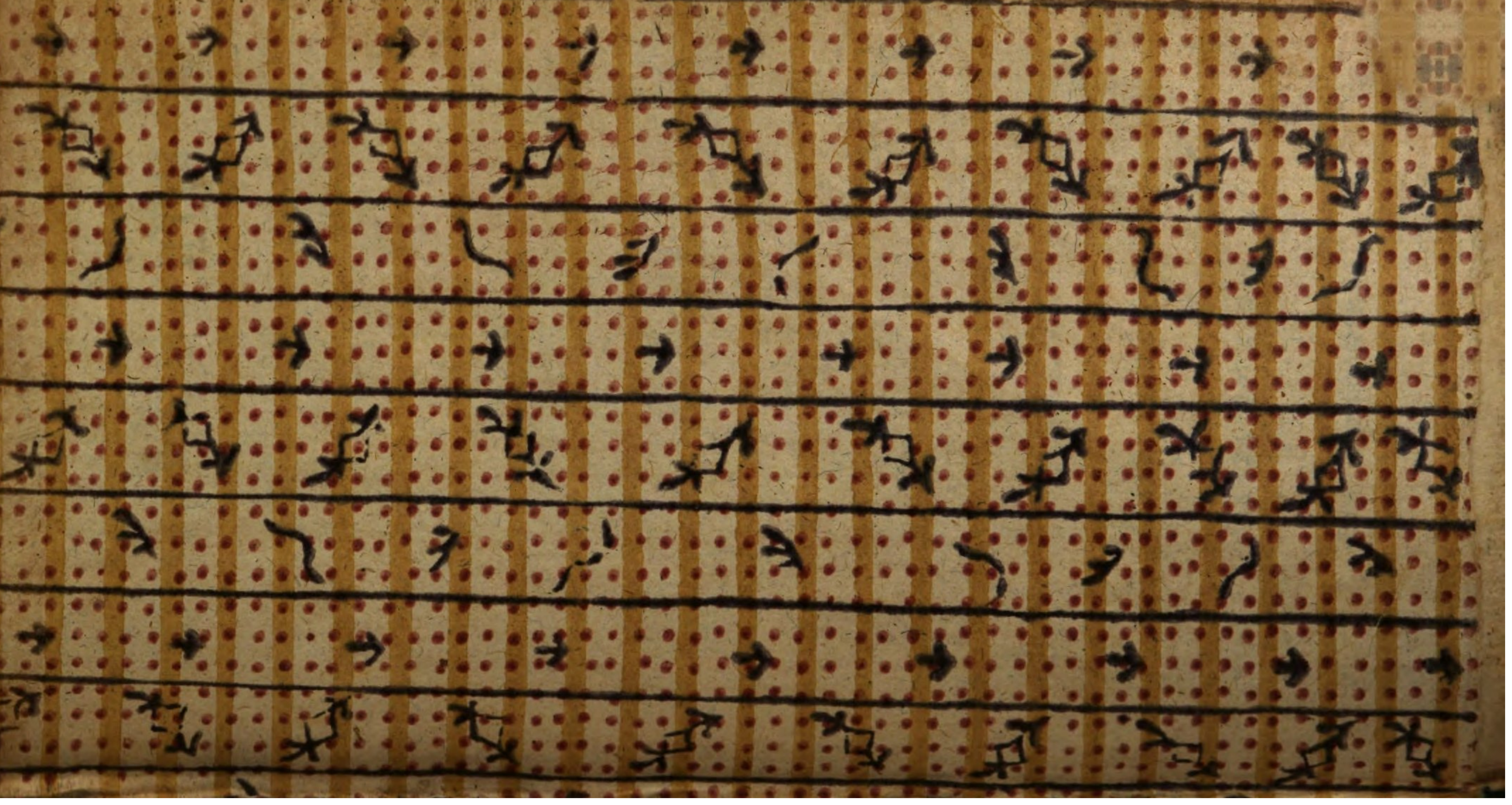




H. um. 671-16

<36626192760016

<36626192760016

Bayer. Staatsbibliothek

A. Un.
671

Handschriften

~~1164 1169~~

Hist. univ. 257
671

Neue Welt- und Menschengeschichte.

Aus dem Französischen.

Herausgegeben

von

Michael Hißmann.

Neuere Geschichte. Erster Band.

Mit Churf. Sächs. gnädigstem Privilegio.

Münster und Leipzig,
bey Philipp Heinrich Perrenon, 1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung
zur
neuern Geschichte.

Bemerkungen
über die alte Geschichte.

Es giebt Epochen, wo das menschliche Geschlecht auf einmal eine neue Gestalt anzunehmen scheint.

Wer die alte Geschichte mit aufmerksamen Augen gelesen, wird dergleichen Epochen mehrere bemerkt haben.

So tief wir auch unsre Blicke ins Alterthum dringen lassen, so sehen wir immer mächtige Nationen, die sich auf den Trümmern andrer uns unbekannter Nationen erhoben zu haben scheinen.

Die wichtigste und lehrreichste Bemerkung, die man je über diese alte Zeiten gemacht hat, ist die des Hrn. Bailly. Er bemerkt nämlich, daß alle Völker Asiens ihre Geschichte mit dem Ur-

sprunge der Welt anfangen; daß sie in ihren Annalen von dem ersten Manne und dem ersten Weibe reden; daß kein europäisches Volk den Stolz gehabt, so hoch hinauf zu steigen: diese Anmaßung der asiatischen Völker muß ihre Quelle in irgend einer physischen Revolution, von welcher sich ein dunkles Andenken erhalten, und die sie zum Anfange ihrer Geschichte gemacht, gehabt haben.

Unsre Kenntnisse reichen nicht so hoch hinauf. Die Sineser, die Inder, die Assyrier, die Aegyptier formirten schon große Reiche, ehe die Kunst zu schreiben erfunden wurde, ehe man darauf dachte, eine zusammenhängende Geschichte zu verfertigen. Der Norden Asiens war schon, was er noch jetzt ist, von Scythen, herumschweifender als die heutigen Tataren, bewohnt.

Europa war wild, und den policirten Völkern Asiens gänzlich unbekannt.

Dies war der Zustand des Menschengeschlechts in dem Augenblick, wo wir zuerst einige Züge seiner Geschichte sammlen können.

Griechenland und Italien polirten sich ein wenig unter Oberhäuptern, welche meist aus Asien gekommen waren; aber endlich ändern sich die Meynungen, der Geschmack an Volksversammlungen und republikanischen Verfassung wird immer gewaltiger, und die monarchische Verfassung

wird

wird fast allenthalben vertilgt. Nun erheben sich die großen Republiken, Sparta, Athen, Korinth, Theben, Sicilien, Rom, welches Italien unterjocht, und endlich Karthago, welches Afrika beherrscht. Alle policirten Völker Europens sind jetzt frey.

Asien war noch immer in ungeheure Monarchien zertheilt. Die Perser hatten Aegypten erobert, und ihre Herrschaft erstreckte sich von Indien bis Aethiopien.

Dieser Zustand währte bis zur Regierung Alexanders des Großen. Seine Eroberungen gaben dem Occident von Asien, und dem Orient von Europa eine durchaus andre Gestalt.

Griechenland verlor seine Freyheit; die den Persern unterworfenen Länder zertheilten sich in mehrere Reiche; Aegypten wurde wieder ein unabhängiger Staat. Alle diese Könige aber waren Griechen, man redte die griechische Sprache vom adriatischen Meerbusen bis jenseit des Euphrats, und vom Nil bis zum Pontus Euxinus. Künste, Wissenschaften und Poesie blüheten in ganz Kleinasien; der Handel, dessen Lauf Alexander verändert hatte, bereicherte diese Gegenden. Sie waren blühender, als sie unter den Persern gewesen, und als sie jetzt sind.

Rom, noch unbekannt diesen Völkern, die nicht dachten, daß sie von einer durch so viele Meere von ihnen getrennten Stadt je etwas zu befürchten haben könnten, Rom verwandelte unvermerkt den Zustand der Welt. Nicht eine plötzliche Eroberung sehen wir hier, wie die eines Madies, eines Sesostris oder Alexanders, sondern eine ununterbrochene Reihe glücklicher Begebenheiten, einen allmäligen Anwachs von Macht, die sich Jahrhunderte hindurch immer mehr befestigt. Sie bemächtigt sich erst nur Italiens, dann Siciliens, dann eines Theils von Spanien, verschlingt dann Karthago, endlich Griechenland, Macedonien, Aegypten, alle Reiche Kleinasiens, Pontus, Kappadocien; kurz, alles fällt nach und nach in ihre Fesseln, alle policirten Völker werden unter denselben Herrn vereinigt, und formiren jetzt nur einen einzigen Staat. Dies ist es, was Rom von allen Reichen, die einen eben so großen, oder selbst einen noch größern Umfang hatten, auszeichnet. Alle diese ungeheuren Staaten bestanden, oder bestehen noch jetzt aus unermeßlichen Wüsteneyen; sie halten einige Horden von Wilden, einige Völker ohne Kraft, ohne Ruhm und ohne Macht in ihren Fesseln. Rom allein unterjochte eine Menge mächtiger, gefürchteter, aufgeklärter, durch Politik und Waffen furchtbarer Republiken und Monarchien,

narchien, und gründete seine Herrschaft auf sieben-hundertjährige Eroberungen.

Nun giebt es von den britannischen Inseln bis zum Euphrat nur eine einzige Macht. Rom ist die Hauptstadt des erstaunenswürdigsten Reichs, welches je existirte; seine Bürger sind mächtiger als Könige, und allenthalben, wohin sie kommen, huldigen ihnen die Völker und die Städte. Der Orient redte die griechische Srache, welche allenthalben die Sprache der Gelehrten wurde; der Occident aber empfieng von seinen Ueberwindern die lateinische. Rom hatte die Götter und die guten Gebräuche aller Völker adoptirt: der Polytheismus, durch die Einbildungskraft der Griechen verschönert, war die herrschende Religion. Der eheloſe Stand war schimpflich, die Ehe wurde durch die Gesetze befohlen; aber nie hatte man darauf gedacht, den Kindermord zu unterdrücken, nie die Idee gehabt, daß ein Volk ohne Sklaven bestehen könne.

Die römischen Bürger bezahlten keine Abgaben mehr. Das ägyptische und afrikanische Getraide nährte Italien, welches durch den Luxus und den Stolz der Ueberwinder der Welt in Gärten und Paläste verwandelt war.

Gallien, Spanien, die britannischen Inseln, waren noch roh und wild; die Römer erleuchteten

sie. Griechenland und Kleinasien waren mit blühenden, durch die Künste verschönerten, von prächtigen Landgütern und Lustgefilden umgebenen, und durch den Handel bereicherten Städten angefüllt.

Diese Pracht des Reichs währte, ungeachtet der Verbrechen und Unthaten einiger Kaiser, und der Kriege derer, die sich diese Würde streitig machten, dreyhundert Jahre, bis auf den Augenblick, da Constantin sich gegen die Stadt Rom und ihre Götter verschwor.

Sitten, Religion, Gesetze, Ideen, Gebräuche, alles, was durch das Alterthum geheiligt war, veränderte sich unter seiner Regierung; alles nahm eine neue Gestalt an. Daher betracht' ich diese Epoche als das Ende der alten Geschichte, und den Anfang der neuern.

Rom war nun wirklich nicht mehr der Sitz des Reichs, heftete nicht mehr die Augen der Nationen auf sich.

Laßt uns einen Augenblick bey der Epoche dieser großen Revolution verweilen, und den damaligen politischen Zustand des Menschengeschlechts, und den Geist, der es belebte, betrachten.

Von den Zeiten nach Erbauung der Stadt Constantinopel.

Constantinopel, an dem thracischen Bosporus erbaut, wurde die Nebenbuhlerinn Roms, ihrer

rer Feindinn. Allein die Gewalt des Klima und die Kräfte des Bodens erlaubten ihren Einwohnern nie, die Tugenden und den Charakter der Ueberwinder der Welt zu haben. Der Despotismus der Regierung und die fehlerhafte Verfassung konnten die leichtsinnigen Einwohner dieser Stadt nicht bessern.

Vergebens hatte **Constantin**, mehr unumschränkt als aufgeklärt, einen Senat und Consuln in Constantinopel angeordnet; vergebens hatt' er seinen Einrichtungen alte Formen und Titel gegeben: alles das war nur ein leerer Schatten. Die Söhne der Senatoren, die in diesen neuen Mauern geboren wurden, hatten weder den Geist, noch die Sitten, noch die Standhaftigkeit der alten versammelten Väter.

Sie nannten sich Römer: aber sie redten die Sprache der Griechen; sie hatten die Sitten der Thracier; sie verabscheuten das wahre Rom, welches sie als Barbaren betrachtete. Ihre junge Religion, die aus Judäa kam, und, wie ihre Feinde sagten, mit aller Hitze neuer Leidenschaften gepredigt wurde, hatte in ihren eingenommenen Augen jenes Alterthum nicht, welches eine Religion ehrwürdig macht; und der größte Theil der Bürger, noch immer dem Polytheismus ergeben, verabscheute im Grunde des Herzens die neue Re-

gierungsform, die neue Stadt, den neuen Senat, den neuen Gottesdienst, und die neuen Ideen, die in allem herrschten.

Hundert Secten entstanden, und bekämpften sich: man stritt sich um alles, um die höchste Gewalt, den Glauben, die Magistraturen, die Kirchen; der große Haufe wählte die Bischöfe, wie die Soldaten die Kaiser.

Man sah Gesetze, Grundsätze, Tugenden, Laster, Gebräuche entstehen, die das Alterthum nicht gekannt hatte.

Der Polytheismus wurde jetzt zum erstenmal verfolgt; die Ehe und die Fruchtbarkeit der Weiber, die bey den Alten in so hohen Ehren standen, wurden fast zum Schimpf. Der Cälibat und die äußerste Enthaltsamkeit betrachtete man als die ersten der Tugenden; der Staat machte Stiftungen zur Unterhaltung der Jungfrauen und der Witwen, wodurch viele alte Familien erloschen; das Christenthum verdammte den Kindermord, den keine andre Religion, kein andres Volk je unterdrückt hatte; man zog die Einsamkeit der Gesellschaft vor, schätzte das contemplative Leben der Mönche viel höher, als das thätige Leben des Bürgers.

An die Stelle der Begierde, dem Reich neue Bürger zu verschaffen, trat die Sucht, Proselyten zu machen; die Aemter eines Consuls und Präfectus

fectus schienen weniger rühmlich, und wurden weniger gesucht, als ein bischöflicher Sitz. Bloße Priester genossen größerer Achtung als die Generale der Armeen. Dies war der Gesichtspunkt, aus dem Polytheisten, durch das Vorurtheil für ihren unsinnigen Gottesdienst geblendet, das werdende Christenthum betrachteten: sie sahen nur die ehrsüchtige Politik der Fürsten, die es beschützten, die Streitigkeiten seiner Diener, und nicht seine erhabne Moral, die zur Beseligung der Menschen vom Himmel herabgekommen war.

Beym Tode Constantins waren die Meynungen noch schlecht befestigt; der erschütterte Polytheismus hatte noch tiefe Wurzeln; seine Anhänger bekleideten noch ohne Unterschied mit den Christen die bürgerlichen und militarischen Aemter; der Senat, die Armeen, der kaiserliche Palast, waren noch voll von ihnen; diese Religion war noch die herrschende in den Städten und auf dem Lande. Die Christen waren in Ansehung ihrer Glaubenslehren getheilt. Der Arianismus herrschte einige Zeit, wich aber nach und nach der Orthodoxie. Endlich ließ Constantin, ungeachtet seines Eifers für die Ausbreitung des Glaubens, sich erst taufen, da er starb; auch hatt' er noch keinen seiner Söhne taufen lassen: zwey derselben kamen um, ehe sie die Taufe empfiengen, und der drit-

te, Constantius, empfieng sie, wie sein Vater, nicht eher, als da er seinen Geist aufgab.

Theilung des Reichs.

Constantin theilte sein ungeheures Reich durch ein Testament in fünf Theile, und gab dieselben seinen drey Söhnen und zwey Neffen. Man hatte vor ihm Beyspiele einer solchen Theilung unter den Oberbefehlshabern der Armeen, aber nicht unter Brüdern.

Was mich in diesem Testament frappirt, ist, daß er seinem ältesten Sohn, der, wie er, Constantin hieß, Gallien, Spanien, die britannischen Inseln und Deutschland gab, das heißt, den Occident und Norden seiner unermeßlichen Staaten; die am wenigsten reichen, am wenigsten bevölkerten, am wenigsten policirten, aber an starken und robusten Leuten fruchtbarsten Provinzen.

Von ihnen war er ausgegangen, Rom und den Orient zu überwinden; von ihnen gieng Cäsar aus, um die Republik übern Haufen zu werfen; von ihnen war Brennus gekommen, als er Rom in seiner Kindheit eroberte.

Dem Constantius, seinem zweyten Sohn, übergab er seine geliebte Stadt Constantinopel. Dies war alles, was er ihm in Europa gab; er verband aber damit alle Provinzen Asiens und

Aegypten, welches man noch als einen Theil von Asien betrachtete.

Rom war das Erbtheil des Constans, seines dritten Sohns. Er herrschte über Italien, über Illyrien und Dalmatien, und über die afrikanischen Provinzen.

Seinem Neffen **Annibalianus** gab er einen Staat in Asien, der aus einem Theil von Armenien, aus Pontus und Kappadocien bestand.

Sein andrer Neffe **Dalmatius** erhielt Thracien, Macedonien und Achaia, das heißt, Griechenland.

Diese Theilung ist um desto erstaunlicher, da **Constantin** noch zwey Brüder und fünf andre Neffen hatte, denen er nichts vermachte, und da er, der das Reich durch Krieg erworben hatte, voraussehen mußte, daß man es sich eben so nach seinem Tode streitig machen, und daß eine solche Theilung seine drey Söhne einen gegen den andern, oder wenigstens gegen seine Neffen, bewaffnen würde. Kein römischer Kaiser scheint jemals die Idee gehabt zu haben, daß ein Staat einer Constitution bedürfe, und daß es zwischen dem Oberhaupt, oder zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen ein andres Band als Gewalt, und eine andre Autorität als die des Schwerdts, geben könne.

Von den Nachbarn des Reichs.

Die Deutschen unter hundert verschiednen Namen, die Sarmater und die Scythen, an der Nordseite des Reichs, weniger furchtbar, wie ich schon bemerkt habe, durch ihre Anzahl, als durch ihre natürliche Wildheit, Stärke und Tapferkeit und ihre Leidenschaft für den Krieg, waren nicht werth, bezwungen zu werden.

Wälder, ein rauher Himmel, ungebaute Felder, Menschen ohne Städte und ohne Industrie, boten den Siegern nur eine geringe Schadloshaltung für ihre Mühe an; und was man damals noch nicht wußte, aber jetzt weiß, ist, daß die Eroberungen von Mittag aus gegen Norden viel seltner und schwerer sind, als die von Norden aus gegen Mittag.

Die nördlichen Küsten von Afrika gehörten den Römern; schwerlich konnte man weiter dringen, als sie gekommen waren. Die Negern waren von ihnen durch Sandwüsten getrennt, und wurden durch eine brennende Sonne geschützt. Sie verdienten noch weniger als die Deutschen, daß man sie zu unterwerfen suchte. Die Aethiopier waren sicher unter ihren Felsen hinter den Katarakten des Nils, und reizten den Ehrgeiz der Eroberer eben so wenig, als zu unsern Zeiten.

Jenseit des arabischen Meerbusens waren die Städte des glücklichen Arabiens der übrigen Welt fast unbekannt; ungeheure Wüsteneyen von brennendem Triebsande schützten ihre Gränzen, und hatten sie immer vor dem Joch der Römer bewahrt.

Die Perser waren das einzige der Eroberung würdige Volk, welches die Römer nicht unterjocht hatten. Sie allein hefteten ihre Aufmerksamkeit auf sich, sie allein beunruhigten sie; und **Constantin** hielt in seinem sechs und sechzigsten Jahre seine Gegenwart nothwendig, um einen Einfall, welchen **Sapor** in Mesopotamien gethan hatte, wo er die Stadt Nisibe belagerte, abzutreiben. **Constantin** zwang ihn zum Frieden, und starb bald darauf in Nikomedien. Sobald aber **Sapor** seinen Tod erfuhr, that er einen neuen Einfall.

Geist der Zeiten nach Constantins Tode.

Dies war der Zustand der Welt bey **Constantins** Tode. So blieb er ungefähr von dieser Epoche bis zum Jahr 406, da die Barbaren das Reich zerrissen, und in seinem Schoos selbst neue Monarchien stifteten, die noch einmal die Gestalt des Menschengeschlechts veränderten. Während dieser siebzig Jahre sah man nichts, als Unruhen und Verwirrung, Schwachheiten und Verbrechen,

Irrthü-

Irrthümer und Streitigkeiten, Inbrunst und Unbeständigkeit in der Religion. Der Regierungsform und den Meynungen fehlt' es auf gleiche Weise an Grundsätzen. Das Detail dieser Umstände wird man in der Geschichte des römischen Kaiserthums finden. Hier aber müssen wir einen Blick auf diesen kurzen Raum werfen, in welchem man die neuern Nationen aus ihren Wäldern hervorgehen, über das Reich herfallen, seine zu weit ausgebreiteten Zweige bedecken, sich von seiner Substanz nähren, es ersticken, es entwurzeln, und sich an seiner Statt emporheben sah.

In diesem kurzen Zeitraum waren dreyzehn Kaiser. Vier derselben wurden durch Soldaten gewählt; die andern waren entweder Söhne von Kaisern, oder von ihnen selbst gewählt, um ihnen eine Last, die ihnen zu schwer geworden war, tragen zu helfen. Sie succedirten sich also nicht einander; man sah ihrer oft drey, zuweilen auch zwey, zusammen regieren. Constantius, Julian und Theodos sind die einzigen, die ohne Gehülfen regierten; aber sie regierten auch nur einen Augenblick allein. Außer diesen dreyzehn Souverains, von deren jedem man sagen könnte, er habe die höchste Gewalt durch die Waffen an sich gerissen, gab es in demselben Zeitraum noch zehn Usurpateurs. Diesen Namen geben ihnen die Geschicht-

schichtschreiber, weil sie überwunden wurden. Durch die Soldaten gewählt, wie die andern, hatten sie auch eben so gültige Rechte. Einige derselben wurden sogar für wirkliche Kaiser von denen anerkannt, welchen man diesen Titel nicht streitig machte.

Um einige Idee von den Sitten dieser Zeit zu erlangen, um ihren Geist kennen zu lernen, wollen wir einige Facta sammlen, und zuerst betrachten, was bey Constantins Tode vorgieng. Soldaten ermorden seine beyden Neffen Dalmatius und Annibalianus, denen er durch sein Testament zwey kleine Staaten gegeben hatte. Sie ermorden hierauf fünf andre Neffen dieses Kaisers, deren Namen man nicht weiß; endlich erwürgen sie auch den Julius Constantius und einen andern Annibalianus, beyde Brüder des Constantins, denen er aber nicht den geringsten Antheil an seiner Macht gegeben hatte, weder in seinem Leben, noch nach seinem Tode. Diese Mordthaten schreibt man einem einzigen von seinen Söhnen zu, dem Constantius, dem, welchen er am günstigsten gewesen zu seyn scheint, da er ihm Constantinopel und den Orient hinterließ. Die Person des Reichsoberhaupts konnte wohl in einiger Achtung stehen; aber seine Brüder, seine Familie achtete man nicht. Man war noch nicht auf

die

die Idee gekommen, das Blut der regierenden Familie zu respectiren.

Die Zänkereyen des Arianismus theilten die Theologen und die Hofleute, die Souverains und die Kirchen, zum großen Aergerniß der Polytheisten, welche übrigens die Schwachheit hatten, noch über die Trümmern ihrer Tempel, und über den Untergang einer Religion, die ihnen zu Eroberung der Welt behülflich gewesen war, zu weinen.

Eine andre Neuerung, schimpflicher für die Menschheit vielleicht, als Aenderung der Meynungen, war das Ansehen, welches die Verschnittenen am Hofe erlangten.

Seit undenklichen Zeiten bewogen Eifersucht, Faulheit, Feigheit, Unfähigkeit, die Laster des Despotismus, die Könige des Orients, diesen verstümmelten Wesen, ohne physische Kraft und ohne Energie des Charakters, die man ins Gesicht beschimpfen kann, und von denen man aufs höchste nichts als Verrätherеyen zu befürchten hat, einen freyen Zutritt zu sich zu verstatten. **Constantius** ist der erste Kaiser, der ihnen sein Vertrauen schenkte, und welcher sie Männer beherrschen ließ.

Von **Constantins** drey Söhnen wurde der älteste, der eben diesen Namen führte, durch die Truppen des **Constans**, seines jüngsten Bruders,

dessen

dessen Staaten er an sich reißen wollte, geschlagen und umgebracht. Constans ward dagegen von dem Usurpateur Magnentius ermordet, und durch seinen andern Bruder Constantius, der diesen Usurpateur schlug, gerächet.

Constantius kehrte nach diesem Siege nach Rom zurück; aber nur um es zu kränken. Als ein eifriger Arianer, hatt' er den Gottesdienst des Polytheismus verboten, und befohlen, die Tempel zu verschließen. Er ließ aus dem Saal des Senats den Altar und die Statue der Siegsgöttinn wegnehmen. August hatte sie vor beynahe 400 Jahren hineinsetzen lassen. Die Senatoren schwuren über diesem Altar, dem Vaterlande zu dienen und es zu vertheidigen; diese Cärimonie, dieser Name der Siegsgöttinn, entflammten die Gemüther, und schienen Glück zu weißagen. Das Herz der Römer hieng stärker an dieser Statue, als vielleicht an irgend einer andern Gottheit.

Constantin hatte sie stehen lassen: Constans ließ sie aus dem Senat wegbringen; alsobald prophezeihte man seinen unglücklichen Tod, und als dieser sich ereignete, betrachtete man ihn als die Strafe seiner Verwegenheit. Der Usurpateur Magnentius ließ den Altar und die Statue wiederherstellen, und Constantius erneuerte den

Schmerz der Römer, da er sie aufs neue wieder wegnehmen ließ.

Dieser Constantius, welcher seine Onkeln und seine Vettern hatte ermorden lassen, begieng noch einen überlegtern Mord an der Person des jungen Gallus, welcher der Niedermetzelung seiner Familie entgangen war. Constantius hatte ihn, da er gegen den Magnentius zu Felde zog, zum Cäsar ernannt; sobald er aber über den Usurpateur triumphirt, und nichts mehr zu fürchten hatte, rief er ihn mitten aus Asien zurück, und ließ ihn unterwegs anhalten und enthaupten. Gleichwohl war Gallus damals der wahre Erbe des Reichs; keiner von Constantins Söhnen hatte Kinder hinterlassen; und er würde die Stütze, nicht das Schrecken des Constantius gewesen seyn, wär' ein Gesetz vorhanden gewesen, welches die Thronfolge gesichert hätte. Allein sogar der Name Thronerbe scheint in diesen Zeiten unbekannt gewesen zu seyn.

Da die Gränzen des Reichs immer den Einfällen der Franken, der Sueven, der Quaden, der Sarmater, der Perser zum Raube dienten, so sah Constantius sich genöthigt, einen neuen Cäsar, einen neuen Erben des Reichs, zu ernennen.

Er

Er wählte den Julian, des hingerichteten Gallus Bruder, und vermählte ihn, wie vormals den Gallus, mit einer seiner Schwestern. Julian betrachtete sich wie ein Opfer, das man zum Tode schmücke. Seine strengen Sitten, sein durch die Wissenschaften erhöheter und genährter Geist, waren dem Charakter und dem Geist des Gallus, so wie des Constantius, ganz entgegengesetzt.

Constantius regierte fünf und zwanzig Jahre, und hielt zwey und zwanzig Kirchenversammlungen, ohne dadurch je Einigkeit unter den Kirchen bewirken zu können.

Diese Zwistigkeiten, die Kleinmüthigkeit und Grausamkeit des Constantius, die Laster seiner christlichen Hofleute und Verschnittenen, trugen nicht wenig bey, den Julian in seinem Haß gegen eine Religion zu bestärken, die von denen, welche ihr nicht zugethan waren, als die geheime Ursache von dem Verfall des Reichs betrachtet wurde.

Julian, der von den Zeloten gar zu heftig angegriffen, und von den Philosophen gar zu enthusiastisch erhoben wird, muß nach seinen Thaten gerichtet werden. Seine Schriften und seine Handlungen beweisen, daß er ungewöhnlich große Talente besaß. Die frohlockenden Zurufungen

der Völker, der Städte, der Soldaten, die Leichtigkeit, die er fand, seine Unternehmungen auszuführen, das Reich neu zu beleben, es aufrecht zu erhalten, Gesetze zu geben, die von denen der andern Kaiser so verschieden waren, daß man, wenn man seine Regierung untersucht, die Geschichte eines ganz andern Jahrhunderts und eines ganz andern Volks zu lesen glaubt, sind eben so viele Beweise von der Liebe, die er sich erwarb, und von der Gewalt seiner Tugenden und seines Ruhms über die Gemüther der Menschen.

Er baut die Tempel der Götter Griechenlandes und Roms wieder auf, verbietet aber durch ein Edict, die Christen zu beunruhigen: er stellt sich, als verachte er sie, ruft aber doch die verbannten Bischöfe zurück, setzt sie in ihre Sitze wieder ein, ohne zu fragen, ob sie Ketzer oder Orthodoxen sind, er unterredet sich zuweilen mit ihnen, sucht sie zu vereinigen, ihre Meynungen mit einander auszusöhnen; seine Bemühungen sind vergebens, aber er wird dadurch nicht gegen sie aufgebracht; er befiehlt, daß man in die Spitäler alle Armen, von welcher Religion sie auch seyen, aufnehmen soll. Er läßt allen ohne Unterschied Recht widerfahren; er verbannt den Luxus aus seinem Palast; er vermindert die Auflagen; seine Nüchternheit, seine Keuschheit war eines Klosterbruders würdig. In-

dem

dem er das Heidenthum wiederherstellt, thut er alles mögliche, die Ungereimtheiten desselben zu beschönigen; er führt verschiedne Gebräuche in dasselbe ein, die er von den Christen entlehnt, wie z. B. die Katechismen zum Unterricht der Jugend, die Predigten zur Anpreisung der Tugend für alle Alter, und Oberpriester, welche über alle Tempel jeder Provinz die Aufsicht haben. Darum nennt Gregorius von Nazianz ihn den Affen des Christenthums.

Julian befolgte hierin die Gewohnheit der alten Römer, welche solchergestalt die besten Gebräuche fremder Nationen, und zuweilen sogar ihrer Feinde, adoptirten. Wie sehr wär' es zu wünschen, daß er eine Religion, die zur Ausbreitung der reinsten und erhabensten Tugend bestimmt war, nicht als seine Feindinn angesehen, daß er nicht den Stoicismus mit seinen theurgischen Träumereyen vermengt, und daß er nicht unter dem Schleyer einer scheinbaren Gelindigkeit, gefährlicher als Galgen und Rad, einen überlegten Haß gegen das Christenthum und den ärgsten Verfolgungsgeist verborgen hätte!

Uebrigens scheint dem Julian weiter nichts gefehlt zu haben, um dem Staat seinen alten Glanz wieder zu geben, als daß er den Sitz des Reichs nicht wieder nach Rom versetzte. Aber er

war zu Constantinopel geboren, und liebt' es wie seine Vaterstadt; er verschönerte es durch neue Denkmäler, ließ daselbst eine große Bibliothek bauen, und einen Hafen graben, um die Schiffe vor den Südwinden zu sichern.

Julians Regierung währte nur neunzehn Monate. Die Christen, die sich so bitterlich über seine Strenge beklagten, hielten gleichwohl zwey Kirchenversammlungen unter ihm, die eine zu Alexandrien, und die andre zu Lutetien. Das großte Uebel, was er ihnen zufügte, war, daß er ihnen verbot, die Jugend in den Wissenschaften zu unterrichten. Die wissenschaftlichen Bücher, sagt' er mit der bittern Ironie der Arglist, sind von Götzendienern geschrieben, ihre Grundsätze taugen nicht für Christen. Er entfernte sie von den hohen Bedienungen, und führte zum Grunde an, daß sie sich mit der Moral ihrer Religion nicht vertrügen.

Julian hatte an allen Gränzen des Reichs, von den Ufern des Rheins bis jenseit des Tigris, Siege erfochten.

Seine Simplicität und seine Tugenden waren dieselben auf dem Thron, die sie unter dem Druck und der Ungnade des Hofes gewesen waren. Vielleicht kein Regent hat in so kurzer Zeit so viel Gutes gethan.

Sein

Sein großer Fehler war, daß er sich weigerte, einen Nachfolger zu ernennen, es sey nun, daß er, da er schon im 31sten Jahre seines Alters starb, sich noch nicht mit dieser Idee beschäftigt hatte, oder daß keiner in seinem Lager war, den er einer solchen Stelle würdig fand, oder vielmehr, daß er glaubte, die Soldaten würden seine Wahl nicht respectiren, und sich immer an den ersten meistbietenden Ehrgeizigen verkaufen.

Viele Christen dienten in seinen Armeen; viele waren ihm behülflich gewesen, den frommen Constantius des Throns zu entsetzen. Der Glaube stiftete nach seinem Tode keine Uneinigkeit unter seinen Truppen. Man wählte einen Christen, und die Heiden machten keine Schwierigkeit, sich unter seine Fahnen zu stellen.

Da indeß die Spitzfindigkeiten der Theologie, die nicht die Theologie selbst sind, damals die einzige Wissenschaft waren, die man im Reiche cultivirte, so wurden darüber die andern Wissenschaften, und daher auch die Politik, sehr vernachläßigt.

Es ist sehr bemerkenswerth in der Geschichte dieses Jahrhunderts, daß die Namen, welche am berühmtesten in demselben wurden, nicht die Namen der Vertheidiger ihres Vaterlandes, noch der wenigen Gelehrten waren, welche durch nütz-

liche Entdeckungen die Sitten der Menschheit milderten; ihr Ruhm verdunkelte sich vor dem Ruhm eines Arius. Dieser Heresiarch hatte die Ehre, die griechische Welt zu theilen, wie Cäsar und Pompejus die römische Welt getheilt hatten.

Was die Kirchenväter betrifft, die in dieser Epoche blüheten, so waren die meisten derselben Ausländer. Augustinus und der Patriarch Athanasius waren Afrikaner; zwey andre, Eusebius und Basilius, waren in Kappadocien geboren. Ambrosius war aus Trier, und Hieronymus von den Gränzen Dalmatiens und Pannoniens gebürtig; ich finde aber unter ihnen weder einen Athenienser, noch einen Römer.

Die ausgebreitetste von allen Secten war der Arianismus. Der Hof zu Constantinopel, Asien, Griechenland und Aegypten bekannten sich zu demselben. Die Regenten von Italien waren so vernünftig, dem Katechismus des Arius das Symbolum des Athanasius vorzuziehen. Diese Trennung des Orients und Occidents dauerte bis auf die Regierung des Theodosius und Valentinianus II.

Theodosius war ein Feind des Arianismus, und verbannte ihn aus Constantinopel; Valentinian war ihm hingegen günstig; und die beyden Reiche des Orients und Occidents schienen jetzt ihren

ren Glauben umgetauscht zu haben. Ein Usurpateur, Namens Maximus, welcher sich in England huldigen ließ, und diese beyden Kaiser zwang, ihm Britannien, Gallien und Spanien abzutreten, begünstigte das Heidenthum, welches sie beyde wütend verfolgten.

Dieser Maximus beschwerte sich, Valentinian habe die Hunnen und Alanen bis über die Gränzen von Gallien geschickt, um ihn zu bekriegen, und drohete, ihn anzugreifen, unter dem Vorwande, den katholischen Glauben gegen den Arianismus, dem dieser Kaiser anhieng, der aber in Italien weniger herrschend, als in Griechenland war, zu vertheidigen. Maximus suchte also zugleich die Heiden und die Orthodoxen zu seinen Anhängern zu machen.

Valentinian vertheidigte die Päße der Alpen nicht; er entfloh in die Staaten des Theodosius; hier vertheidigt' er seine Religion nicht besser, als er sein Land vertheidigt hatte; er entsagte dem Arianismus, um sich diesem Kaiser gefällig zu machen, um dessen Schutz er bettelte. Italien hatte sich dem Maximus ergeben; Afrika ergriff seine Parthey; alles, von der Donau bis zum Berge Atlas, unterwarf sich ihm noch vor dem Ende des Winters; eine einzige Campagne bewirkte diese große Revolution. Maxi-

mus begünstigte so sehr alle Partheyen, daß er, da er als Beschützer der katholischen Christen ankam, die Anbetung der falschen Götter erlaubte, und da das römische Volk die Synagoge der Juden abgebrannt hatte, Truppen hinschickte, und sie wieder aufbauen ließ. Er ließ auch den Altar der Siegsgöttinn wieder in den Saal des Senats setzen.

Unterdeß kam **Theodosius** an. Seine Armee bestand aus Gothen, Hunnen, Alanen, Scythen vom Kaukasus und Taurus. Die Schnelligkeit seines Marsches giebt ihm allenthalben den Vortheil; er schlägt die Arme des **Maximus** an den Ufern der Sau, überfällt ihn in Aquileja, und läßt ihm den Kopf abschlagen; das ganze Reich kömmt eben so schnell wieder unter **Valentinians** Gewalt, als es ihm entrissen war. Vergebens aber gab **Theodosius** diesem Kaiser Italien und Afrika zurück, und fügte Gallien und Spanien hinzu: er allein besaß alles Ansehn, allen Ruhm, und alle wahre Gewalt.

Ein andrer Usurpateur stand bald in Gallien auf; und dieser war wieder ein Beschützer des Heidenthums; er scheint es sogar noch mehr als **Maximus** und **Julian** begünstigt zu haben. Er bemächtigte sich leicht Italiens; und **Valentinian** ward ermordet.

Die

Die Polytheisten machen sich eifrig diesen günstigen Augenblick zu Nutze, um ihre Tempel wieder in ihre Gewalt zu bekommen, ihre Statuen aufzustellen, und die so lange verbotenen und den Italienern immer so theuren Opfer zu erneuern; man bemalt die Fahnen des Eugenius mit den Bildnissen der Götter, man trägt eine Statue des Herkules vor der Spitze seiner Armee her. Die Eingeweide der Opferthiere verkündigten ihm Sieg, und er glaubte ihrer zu bedürfen, um die Stimme des heiligen Johannes, eines ägyptischen Einsiedlers, welcher dem Theodosius den Sieg weissagte, zu übertäuben.

Theodosius kam also wieder ins nordliche Italien mit einer Armee von Scythen, Persern und Arabern: man sagt sogar, er habe Inder unter seinem Heere gehabt; zwanzig tausend Gothen folgten ihm: jener Alarich, der nachmals den Römern so verderblich war, diente damals unter ihm, und lernte in diesem Feldzug die Kriegskunst. Es gab in dieser Armee Orthodoxen, Ketzer, und sogar Heiden, die alle unter der Fahne des Kreuzes marschirten; so wie sich in der Armee des Eugenius Christen befanden, die dem Bilde des Herkules folgten. Am Tage des Treffens aber triumphirte das Kreuz; Eugenius wurde

zum

zum Gefangenen gemacht, und auf dem Schlachtfelde enthauptet.

Theodosius, der jetzt einziger Herr des Reichs war, und so oft über seine Feinde gesiegt hatte, starb, und theilte wieder seine ungeheuren Staaten unter seine beyden Söhne, ungeachtet eine solche Theilung so gar keinen Nutzen, oder vielmehr das größte Verderben nach sich zog, wovon er so viele Beyspiele gesehen hatte.

Der älteste seiner beyden Söhne, Arkadius, war erst achtzehn, und der jüngste, Honorius, erst eilf Jahr alt. Theodosius erkannte wohl, daß so schwache Kinder nur schlecht das Ruder eines Staats führen würden, der zu Empörungen nur gar zu geneigt war. Er vertraute also den ältesten dieser Prinzen und den Orient einem gewissen Gallier, Namens Rufinus an, welcher von geringen Aeltern in Aquitanien geboren war; den jüngsten aber, nebst dem Occident, übergab er einem Vandalen, Namens Stiliko, der sich durch seine Thaten berühmt gemacht hatte, und nachher mehrmals Italien rettete. Wie tief aber mußten Rom und Griechenland gefallen seyn, da man in ihnen keine Männer fand, die würdig waren, ihre Regenten zu erziehen!

Der Luxus in Rom und in Constantinopel überstieg alle Schranken; es scheint sogar, daß er

den

den Luxus der neuern Nationen übertroffen. Wettrennen zu Pferde und mit Wagen, und Fechterspiele wurden in allen großen Städten mit bewundernswürdiger Pracht angestellt.

Wie kams aber, daß dieser unermeßliche Luxus keine geschickte Künstler bildete? Wie kams, daß diese kriegerischen Spiele den militärischen Geist bey den Griechen und Römern nicht wieder anfachten?

Die Kanzelberedtsamkeit war die einzige Kunst, welche damals blühte, weil sie die einzige war, die man ehrte, die einzige, die zu hohen Würden verhalf. Jede andre Beredtsamkeit würde gefährlich gewesen seyn. Die Geschichtschreiber waren wenig mehr, als Abbreviatoren, oder Notenmacher. Die Räuber, die sich ein Reich ohne Constitution streitig machten, waren einer Geschichte wenig würdig; und vielleicht wär' es ihnen ungelegen gewesen, wenn ein freyer Mann sie hätte schreiben wollen.

Warum aber wurden die Poesie und die Philosophie nicht mit einigem guten Erfolge getrieben? Warum tröstete man sich nicht durch das Studium der Moral und durch die Schilderung der Leidenschaften, oder durch die Beschreibung der Gemälde, welche die Natur uns unaufhörlich darstellt, über die Bedrückungen der Beherrscher, die Räu-

bereyen

bereyen der Armeen, und das Unglück des Vaterlandes? Etwa, weil niederträchtige Kaiser und tyrannische Gouverneurs, in den Schilderungen der Dichter und Moralisten immer Anspielungen suchten, und sie, durch beständige Deutungen auf sich selbst, am Schreiben verhinderten?

Warum erhielten die Sculptur und die Architektur sich ein wenig länger, als die andern Künste? Etwa, weil man die Künstler weniger beunruhigte, deren Arbeiten den Ehrsüchtigen, welche den Staat regierten, oder verwirrten, weder Ideen, noch Lehren, noch Anspielungen, noch Vorwürfe darstellten?

Wenn der Geist, welcher damals die ganze Welt belebte, von den Befehlshabern der Armeen bis auf die Zuschauer bey den Rennspielen, ein Geist des beständigen Schulgezänks, eine völlige Abstraction von allen Grundsätzen, und von aller Begierde sich zu verstehen, war; wenn man nie weder Beobachtung der Natur, noch Kenntniß des Menschen, als Grundlage der Wissenschaften sieht: kann man sich dann noch wundern, daß die Künste mitten unter den Wunderwerken des Luxus ausarteten, und daß der Geschmack an den Klaubereyen einer spitzfindigen Metaphysik die Stelle aller Erkenntnisse einnahm, und alle wahren Wissenschaften zu Grunde richtete?

Ursachen

Ursachen von dem Untergange des Reichs.

Dieser Geist der Verwirrung und Zerrüttung war eine von den Haupturſachen seines Zerfalls.

So lange Rom der Sitz des Senats und der Wohnort der Kaiser gewesen war, hatte sein Ruhm, der Stolz seiner Bürger, die Gewohnheit, diesem Namen zu gehorchen, diesem Klumpen von hundert überwundenen Staaten eine Art von Consistenz gegeben. Aber ein Eingeborner von Constantinopel konnte weder das Uebergewicht, noch das Ansehen, noch das Talent, die Gemüther zu täuschen, haben, die ein uralter Ruhm den Bürgern des wahren Roms erworben hatte.

Diese beyden Hauptstädte gaben diesem Reich zwey Mittelpunkte; das heißt: es hatte gar keinen Mittelpunkt mehr. In diesem Staat ohne Constitution konnte jeder ohne Zweifel die Stadt lieben, in welcher er geboren war: aber keiner konnte sich für alle jene verschiednen Länder interessiren, die oft verschiednen Oberhäuptern unterworfen waren. Nur eine sehr folgsame und sehr gut disciplinirte Armee hätte alle diese Völker im Zaum halten können; aber alle Laster hatten schon seit langer Zrit die an den Gränzen zerstreuten Soldaten verdorben. Sie formirten kein besondres Corps, kein Ganzes.

Keine

Keine Familie hatte ein Recht auf den Thron, kein Geblüt war heilig, keine Form war zur Wahl der Kaiser vorgeschrieben.

Es war hergebracht, daß der, welcher durch die Soldaten ausgerufen war, unter sie alle Geld austheilen ließ. Und wenn er sie bezahlt hatte, so massakrirten die Soldaten alle die, welche sie für seine Feinde hielten.

Wir haben gesehen, wie Constantius solchergestalt fast alle seine Verwandten ermorden ließ. Als Julian von den gallischen Legionen zum Kaiser erklärt war, wollten sie ihn auch seiner Feinde entledigen; aber er hielt sie zurück, er nahm alle die in Schutz, die dem Constantius gegen ihn gedient, alle die, welche den Auftrag hatten, ihn zu beobachten; er gieng in seiner Güte so weit, daß er sogar einen Verschnittenen begnadigte, der, auf das erste Gerücht der Revolution, ihn zu ermorden versprochen hatte.

Bey einer andern Gelegenheit beschirmte er mit seinem Mantel den Präfectus Prätorio Nebridius, welchen die Soldaten tödten wollten, weil er sich weigerte, gegen seinen Wohlthäter Constantius, den man vom Throne setzen wollte, zu marschiren. Julian rettete ihm nur mit Mühe das Leben. Gleichwohl war kein Kaiser

mehr

mehr Herr über seine Truppen, als Julian, weil keiner mehr von ihnen geliebt wurde.

Diese Soldaten waren Gallier, Heruler, Bataver, die sich lieber hatten empören, als nach Asien hinübergehen wollen, um unter dem Constantius zu fechten; keine Schwierigkeit aber machten sie, dem Julian in den Orient zu folgen. Er hatte nur dreytausend Mann, als er abmarschirte, um einen Onkel abzusetzen, der nicht ermangelt haben würde, ihn seinem Bruder und seiner ganzen Familie nachzuschicken.

Mit einer so kleinen Macht hatt' er die Barbaren weit von Gallien zurückgetrieben, und mit ihr gedacht' er über alle Armeen des Herrn des Reichs zu triumphiren.

Die Schnelligkeit seines Marsches machte, daß er alle Oerter, wo er hinkam, ohne Widerstand einnahm, und alle feindliche Truppen, die er unterwegs antraf, überfiel. Die Städte, die Provinzen huldigten ihm mit Freuden, selbst die Legionen des Constantius stellten sich unter seine Fahnen; es scheint, daß sie weder Disciplin, noch Gefühl von Ehre, noch Liebe für ihren Herrn hatten.

Alle Usurpateurs fanden dieselbe Leichtigkeit; Julians Talente und Verdienste gaben ihm nur mehr Mittel und mehr Achtung. Er war der letzte von Constantins Familie, welcher den Thron

besaß, den diese Familie seit achtzig Jahren, da Constantius Chlorus zum Cäsar ernannt war, ununterbrochen besessen hatte.

Dieser lange Zeitraum hatte ihr weder eine besondre Ehrfurcht, noch ein ausschließendes Recht auf das Reich erworben. Bey Julians Tode vergißt man, daß er Verwandte hat, und erwählt den Jovian, der ihn nichts angieng; man vergißt sie noch einmal, um den Valentinian zu wählen.

Prokopius, welcher von diesem kaiserlichen Geblüt war, wurde verdächtig, und sah sich genöthigt, sich zu verbergen und zu entfliehen. Von einem Zufluchtsort zum andern entwichen, macht' er am Ende eine Verschwörung, bemächtigte sich der Stadt Constantinopel, und zog gegen den Valens, den Bruder und Gehülfen Valentinians, zu Felde. Er hatte die Witwe des Constantius und ihre nach dessen Tode geborne Tochter in seinem Lager, und machte bekannt, er habe aus keiner andern Ursach die Waffen ergriffen, als um diese unglückliche Familie zu schützen. Man fand seine Rechte dadurch um nichts ehrwürdiger; er wurde durch Verrätherey seiner eignen Officiere gefangen genommen, und als ein gemeiner Aufrührer enthauptet.

Ein andrer seiner Verwandten, Marcellus, ergriff ebenfalls die Waffen, mehr um sich zu ver-

thätigen

theidigen, als um zu regieren, und kam auf gleiche Weise um.

Dies war das Schicksal der Familie des grossen Constantins! Man bemerkt, daß dieser Kaiser gar kein Reglement machte, um die Thronfolge zu sichern, und seine Nachkommen dem Eigensinn eines niederträchtigen Gesindels von Soldaten zu entziehen. Seine Nachfolger begiengen denselben Fehler, und das Reich mußte dafür büßen.

Dieser Valentinian und Valens, welche der Familie Constantins auf dem Thron folgten, waren beyde Söhne eines emporgekommenen Soldaten. Niemals gab Rom der Geburt den Vorzug vor dem Verdienst; nie verschloß es den Weg der Ehren dem Manne, der keine Ahnen hatte. Diese Gewohnheit, die so weise zu seyn scheint, gereichte gleichwohl dem Staat zum Verderben; indem sie dem einen so viel Rechte gab, als dem andern, gab sie den Ehrsüchtigen immer Vorwände, sich die höchste Macht entweder durch Gold, oder durchs Schwerdt, streitig zu machen. Gewalt, Verbrechen, Verführung, alles wurde angewandt; Talente und Tugenden kamen selten in Betrachtung.

Das Leben der Kaiser war indeß sehr thätig; man sieht sie oft aus Europa nach Asien hinübergehen, häufige Reisen von zweyhundert, fünfhun-

dert, siebenhundert und mehr Meilen thun, selbst die Armeen commandiren, und sich Mühe geben, an allen Gränzen selbst gegenwärtig zu seyn.

Die Verderbniß der Sitten und die Fehler der Verfassung des Staats mußten also äußerst groß seyn, da so viel Thätigkeit vergebens war, und dieselben Uebel nie aufhörten.

Das Vaterland der Kaiser war mehr ein Lager, als eine Stadt; die Soldaten waren alles, das Volk nichts; der Senat hatte mehr Ehre als Credit; nie hätt' ers gewagt, der Armee zu widersprechen, und sich gegen sie auf Gesetze zu berufen.

Jede Legion, jede Garnison, sogar jedes Bataillon von Barbaren im Dienst der Römer, maßte sich das Recht an, den Kaiser zu wählen. Der, welcher eben regierte, konnte nie sicher seyn, daß irgend ein Trupp ihm nicht seinen Befehlshaber vorzog; er mußte sich nothwendig vor jedem fürchten, der bey den Soldaten in Ansehen stand; er mußte das Volk der Armee aufopfern: daher war denn auch die Verfassung ganz militarisch geworden.

Das Alleraußerordentlichste, und was doch nothwendig aus der Furcht, welche die Soldaten den Kaisern einflößten, entspringen mußte, ist, daß man nichts von der Kriegskunst verstand, ungeachtet der Krieg unaufhörlich war.

Ein

Ein Treffen entscheidet immer über das Schicksal des Occidents oder des Orients. Nie sehen wir einen Kaiser oder einen Usurpateur sich behaupten wie Hannibal, sich vertheidigen wie Fabius, Ressourcen finden wie Mithridat. Nie findet der Sieger Hindernisse, nie hebt der Ueberwundne sich wieder empor. Dies kam daher, weil man die Kriegszucht vernachläßigte; weil die Officiere nicht Lust hatten, die Kriegskunst zu studieren; weil die Kaiser es nicht wagten, anhaltende Arbeiten von Leuten zu verlangen, die in jedem Augenblick einen andern wählen, und ihn an ihre Stelle setzen konnten. Die Präfecten, die Städte, die Provinzen bezeigen nie Liebe für den Staat, noch Achtung für den Herrn, der sie regiert; sie huldigen immer dem letzten, den man gewählt hat. Das Volk, gleichgültig gegen den Namen seines Herrrn, hatte kein gemeinschaftliches Interesse; und die Soldaten, die dem Anführer, der sie bezahlte, angehörten, fochten nicht fürs Vaterland.

Ich weiß nicht, ob es nicht diese Furcht vor Empörungen war, was die Kaiser bewog, nur eine kleine Anzahl von Soldaten zur Vertheidigung eines Landes zu halten, welches jetzt viele Königreiche enthält. Wir haben gesehen, daß Julian nur drey und zwanzig tausend Mann hatte, um eine so große Revolution zu bewirken; und

die Truppen zu Bedeckung aller Gränzen betrugen vielleicht nicht 200,000 Mann.

Diese Soldaten waren oft schlecht bewaffnet und schlecht besoldet; die Citatellen, die sie vertheidigen sollten, waren schlecht befestigt, und man besserte sie nie aus, wenn sie auch in Trümmern zerfielen. Eine so große Nachläßigkeit, wenn man von so zahlreichen und so thätigen Feinden gedrängt wird, scheint zu beweisen, daß die Kaiser sich mehr vor ihren Soldaten, als vor den Einfällen der Barbaren fürchteten.

Von den Barbaren, die das Reich angriffen.

Unterdeß wurde der Sturm, welcher sich schon seit einigen Jahrhunderten sammelte, und vom Norden heranzog, von Tage zu Tage furchtbarer und gefährlicher. Jene so lange zurückgetriebnen Barbaren schöpften ihre Macht aus ihrer Armuth, und selbst aus ihrer kleinen Anzahl.

Ihre Armuth lockte sie unaufhörlich in die Länder des Reichs, um sie zu plündern; ihre kleine Anzahl erlaubte ihnen, sich in den Wäldern zu zerstreuen; und die römischen Legionen zogen sich, nachdem sie sie verfolgt, nachdem sie einige Dörfer geplündert, einige Horden niedergehauen hatten, da sie keine Städte zu erobern, keine Fruchtfelder

felder zu behalten, keine Völker zu behaupten fanden, bald wieder in ihre Quartiere zurück. Die Barbaren sammelten sich wieder, und drangen von der Seite ins Reich ein, wo es ihnen am schlechtesten vertheidigt zu seyn schien: sie richteten zuweilen große Verheerungen an, ehe die vereinigten Legionen sie erreichen und verfolgen konnten; denn sie hielten fast nie vor ihnen Stand.

Seit undenklichen Zeiten thaten diese Barbaren Einfälle in Griechenland und in Italien; Cäsar, und vor ihm Marius, hatten ihren Auswanderungen Einhalt gethan; lange vorher hatten sie Rom eingenommen, und den Tempel von Delphi verbrannt. Es scheint indeß, daß gegen das vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung die Ufer der Donau, des Rheins, des Inn und des Mayns, sich viel stärker bevölkert hatten, als jemals vorher, wiewohl ihre Bevölkerung ihrer jetzigen bey weitem nicht gleich kam.

Die Leichtigkeit, die Länder des Reichs zu plündern, die Gewohnheit, es mit Truppen zu versorgen, das Glück einiger Barbaren, die sich zu den höchsten Stellen in den kaiserlichen Armeen emporgeschwungen hatten, alles dies lockte unaufhörlich neue Horden aus der Tiefe des Norden an diese Gränzen.

Die Künste, der Handel, die Wissenschaften waren damals noch nicht das Band der Nationen; nur durch den Krieg standen sie in Verbindung. Da sie sich keine gegenseitige Achtung einflößten, konnten sie nicht anders, als sich hassen und bekämpfen. Kein Mitleiden versüßte das Elend der Ueberwundenen; die Stimme der Menschlichkeit war ganz unbekannt; die Politik wachte noch nicht über alle Nationen, sie wußte nichts von der Kunst, ihre verschiednen Interessen einander entgegenzusetzen, um sie eine durch die andre im Zaum zu halten. Waffen, Sieg und Niederlage, sehet da das ganze politische System dieser Zeiten, selbst für die Römer!

Die Kaiser waren genöthigt, unabläßig über die Gränzen zu wachen, die sich vom deutschen bis zum schwarzen Meere erstreckten, und eine Linie von beynahe 600 deutschen Meilen ausmachten, wenn man die Krümmungen, welche die Gebirge, die Wälder und der Lauf der Donau und des Rheins sie zu beschreiben zwangen, mitrechnet.

Es war unmöglich alle Päße besetzt zu halten. Alles ist Soldat bey den barbarischen Völkern; selbst ihre Weiber fechten zuweilen. Je policirter ein Volk ist, je mehr Leute die Künste, der Handel, der Ackerbau beschäftigen, desto weniger Soldaten findet man.

Hätte

Hätte man von der Mündung des Rheins bis zur Mündung der Donau die Einwohner gezählt, so hätte man vielleicht keine zwey oder drey Millionen Menschen gefunden; schwerlich konnte dies so schlecht angebaute Land ihrer mehr ernähren: aber diese Anzahl war auch hinreichend, beynah eine Million Krieger zu liefern.

Ich glaube nicht, daß das Reich damals 100 oder 150,000 Soldaten zur Bedeckung dieser langen Gränze auf den Beinen hatte. Man darf sich also nicht wundern, wenn die kleinere Anzahl endlich der größern unterlag, und darf nicht glauben, wie die alten Geschichtschreiber, welche alle Länder des Erdbodens nicht so gut wie wir kannten, daß dieser ungeheure Schwarm von Barbaren aus einem mit Einwohnern zu sehr überladenen Lande gekommen. Der Norden war nie zu stark bevölkert; die Weiber sind dort weniger fruchtbar, der Boden weniger ergiebig, die Kinder sterben in größerer Menge: aber die Ueberlebenden werden stärker, kühner, thätiger, ausdaurender in Arbeiten und Beschwerden, als die südlichen Völker; und seit undenklichen Zeiten, in Europa wie in Asien, wurde der Süden immer durch den Norden unterjocht.

Die Gothen, die aus Scandinavien jenseit des baltischen Meers ausgiengen, hatten sich an

der Weichsel hinauf immer gegen Morgen und Mittag fortgezogen, solchergestalt ohne alles Hinderniß öde oder schlecht bevölkerte Länder durchstreift, und sich immer durch kleine Horden, die sie unter sich aufnahmen, recrutirt. Sie waren endlich durch das schwarze Meer und das römische Reich aufgehalten, und hatten sich an den Küsten dieses Meers und an den Ufern der Donau niedergelassen.

Sie hatten die Römer, seit der Regierung des Caracalla, angegriffen, hatten häufige Einfälle bis in Griechenland gethan. Constantin schlug sie endlich nach hundertjährigen Verheerungen, zwang sie, sich ruhig zu halten, und den Römern 40,000 Mann zu überlassen, so oft es würde verlangt werden. Diese Ruhe währte fünf und dreyßig Jahre.

Der Tod Julians, welcher allein die Barbaren in Furcht gehalten hatte, belebte ihre Hoffnungen aufs neue. Sie standen am Norden in der Mitte der beyden Reiche, und suchten sich daher zwischen sie einzuschleichen, um sie zu trennen und zu veruneinigen, welches ihnen denn nur zu gut gelang.

Man sagt sogar, daß zu den Zeiten des Valens ein gewisser Ermanarich, König der Ostgothen, seine Macht von dem baltischen bis zum

schwarzen

schwarzen Meer und zu der Mündung der Donau ausgebreitet habe. Diese Gegenden waren fast unbewohnt, und er konnte sie durchzogen haben, wenn er die Sarmaten bekriegte.

Hinter diesen Ostgothen, längs des asowschen Meers und der Wolga, war der Aufenthalt der Alanen, von denen verschiedne Horden schon mehrmals das Reich angegriffen hatten. Diese Alanen waren Tataren, die von den Ufern des Jaik herabkamen.

Diese beyden schon so lange herumstreifenden Völker schienen sich jetzt festsetzen zu wollen, als eine Revolution, die sich mitten in Asien ereignete, Europens Elend vermehrte, und diesem Koloß, welcher seit einigen Jahrhunderten so viele verschiedne Völker an denselben Ketten gefesselt hielt, den Stoß versetzte, der ihn endlich übern Haufen werfen sollte.

Mit einemmal sah man aus der Gegend des asowschen Meers ein unbekanntes Volk hervorkommen. Sein wildes Wesen, sein gräßlicher Anblick, seine mörderische Wut, erfüllten jedermann mit Schrecken; und Jornandes, welcher die Geschichte seiner Zeit mit der Spitzfündigkeit eines Westgothen und den abergläubigen Vorurtheilen der damaligen Christen geschrieben hat, versichert uns,

dies

dies Volk sey in Scythien aus der Vermischung der Teufel mit Hexen erzeugt worden.

Kein Schriftsteller dieser Zeiten entdeckte den Ursprung dieser Barbaren, die man **Hunnen** nannte. Erst in unsern Tagen lernte man ihn kennen. Durch Vergleichung der sinesischen und griechischen Geschichtschreiber hat **de Guignes** entdeckt, daß diese Hunnen zweytausend Jahre vor unsrer Aere an der Nordseite von Sina wohnten; daß sie, nachdem sie lange mit den Sinesen Krieg geführt hatten, endlich von ihnen, gegen das vierte Jahrhundert, weit von den Gränzen ihres Reichs bis an die Ufer des Jaik getrieben wurden, von wo die Alanen vor ihnen ausgezogen waren; und daß sie von da sich an die Ostseite des asowschen Meers zogen. Die sinesischen Geschichtschreiber verlieren sie hier aus dem Gesich e, und zu gleicher Zeit sehen die griechischen Geschichtschreiber sie auf einmal aus dieser Gegend hervorkommen, die Alanen auf die Ostgothen stürzen, und sie so auf gleiche Weise vor sich herjagen.

Zweymal hunderttausend Westgothen, Männer, Weiber und Töchter, Greise und Kinder, flüchten an die Ufer der Donau: sie bitten um Erlaubniß, sich überzusetzen und in Thracien niederzulassen. **Valens** bewilligt es ihnen unter der Bedingung, daß sie ihre Waffen abgeben. Allein

lein so groß war der Mangel an Zucht unter den römischen Soldaten, daß sie, indem sie die Westgothen mit Böten versehen, mit jedem über seine Waffen handeln, und sie ihm bald für Geld, bald für Vieh, bald für den Genuß seiner Frau oder Tochter überlassen. Vermittelst dieses Handels und der Verwirrung bey der Ueberfahrt einer so ungeheuren Menge, kamen denn die meisten Gothen wohlbewaffnet ans andre Ufer. Es war nicht anders möglich, als daß es bald Streitigkeiten zwischen ihnen und den Römern geben mußte.

Die Ostgothen, welche um dieselbe Gnade baten, wurden abgewiesen. Nun aber giengen sie ohne Erlaubniß über den Fluß, verbanden sich mit den Westgothen, verheerten Thracien, und rückten bis unter die Mauren von Adrianopel an. **Valens** eilte von den Gränzen Persiens zu dieser Stadt herbey, um sie zurückzuschlagen: er wurde überwunden; man fand ihn nach der Niederlage nicht, und nie hat man erfahren, was aus ihm geworden.

Valens war ein Arianer, wie überhaupt alle Kaiser des Orients; die Kaiser des Occidents bekämpften hingegen den Arianismus. Die Gothen, die sich nun ins morgenländische Reich eingedrungen hatten, wurden Arianer, wie sie. Sie theilten diese Häresie den Gepiden, den Vandalen,

den

den Burgundern, den Longobarden, und den andern Barbaren, so wie sie sich bekehrten, mit; und als diese Völker den Occident besiegt, und Königreiche formirt hatten, wurde die Welt, wie ein Kirchenvater sagt, voller Erstaunen inne, daß sie ganz ketzerisch war.

Nicht, daß es der Geistlichkeit an Eifer gefehlt hätte; man hielt vielmehr sehr häufige Kirchenversammlungen. Die Gothen überschwemmten Thracien; die Hunnen, die Alanen, die Sarmaten folgten ihnen; die Alemannen, die Quaden, die Marcomannen drohten Italien; die Burgunder, die Vandalen, die Franken, griffen Gallien an; die Perser, die Araber, die Isaurier verheerten die asiatischen Provinzen; Afrika war schlecht unterjocht: so viel Elend und Noth machte die Frömmigkeit brünstiger, und die Bischöfe angesehener.

Theodosius, welcher seine Regierung damit anfieng, daß er die Gothen aus dem Orient verjagte, war gleichwohl unvorsichtig genug, ihnen zum zweytenmal zu erlauben, daß sie sich in Thracien niederließen, und sich ihrer in großer Menge in seinen Armeen zu bedienen. Wenn er mächtig genug war, sie im Zaum zu halten, so wurden seine zu schwachen Söhne ihr Opfer.

Nach

Nach seinem Tode erneuern die Barbaren ihre Einfälle. Die Hunnen gehen über den Tanais, ziehen sich ums schwarze Meer, steigen den Kaukasus herab, und verheeren die asiatischen Provinzen. **Alarich**, an der Spitze der Gothen, fällt in Thracien ein, droht **Constantinopel**, und zieht sich gegen eine Summe Geldes zurück. Die Soldaten, anstatt das Reich zu vertheidigen, ermorden den **Rufinus** zur Seite des **Arkadius**.

Alarich verläßt von dieser Zeit an das Gebiet des Reichs nicht mehr; er fällt in Griechenland, geht ohne Widerstand durch Thermopylä und über den korinthischen Isthmus, nimmt Athen ein, und verwüstet den Peloponnes.

Diese Gothen waren Christen von der Secte des **Arius**, und sie zerstörten vollends die Ueberbleibsel des Heidenthums, die so viele Kaiser nicht ganz hatten untergraben können. **Alarich** respectirte Athen, weil er für einen Westgothen aufgeklärt seyn wollte; er zerstörte aber den Tempel zu **Eleusis**, um zu zeigen, daß er auch ein eifriger Christ sey. Er fiel darauf mehrmals in Italien ein, wurde aber immer durch den **Stiliko** aufgehalten. **Honorius**, dem seine Einfälle bange machten, verließ Meiland, den Sitz des Reichs seit mehr als hundert Jahren, und versetzte ihn, nicht nach Rom, sondern nach Ravenna.

Unterdeß

Unterdeß die Hunnen das morgenländische Reich verwüsteten, die Gothen Italien angriffen, und der Vandal Stiliko sie zurücktrieb, verließen seine Landsleute, die andern Vandalen, Deutschland, und fielen in Gallien; die Sueven, ein andres deutsches Volk, kamen mit ihnen, und ihnen halfen die Alanen, die von den Ufern des Jaik herabgekommen waren.

Diese Völker giengen über den Rhein, trotz der Franken, welche, eifersüchtig sie in Gallien eindringen zu sehen, sie zurücktreiben wollten, um sich selbst desselben zu bemächtigen.

Im Jahr 406 unsrer Aere, welches man genau für die Epoche des Unterganges des abendländischen Kaiserthums hält, drangen die Barbaren nicht nur in seine Provinzen ein, sondern behaupteten sich auch in denselben. Die Alanen, die Sueven, die Vandalen, nachdem sie Gallien verheert, errichten Königreiche in Spanien, in Portugall, in Afrika. Die Westgothen, nach dem Tode des Stiliko, der mit Einwilligung des unwürdigen Kaisers getödtet wurde, dessen Staaten er mehrmals gerettet, und ihm seine beyden Töchter zu Gemahlinnen gegeben hatte, die Westgothen, sag' ich, reißen Italien an sich, unter Anführung des Alarich, den jetzt nichts mehr aufhält; er allein hatte die Ehre, Rom und Athen zu erobern.

Die

Die Kriegskunst war also den kaiserlichen Armeen ganz unbekannt: jener Paß Thermopylä, wo dreyhundert Spartaner das unzählbare Heer des Xerxes aufgehalten hatten; dieses Italien, wo Hannibal, unendlich geschickter in der Kriegskunst als Alarich, so lange durch den Fabius aufgehalten war, und wo er vierzehn Jahre verlor, ohne Rom einzunehmen: nichts vermag dem Strom der Gothen Einhalt zu thun; alles unterwirft sich; Honorius, in Ravenna eingeschlossen, wagt es nicht sie anzugreifen; Rom ergiebt sich ihren Waffen, und Alarich schenkt das Reich dem Präfectus Attalus.

Endlich willigt er darein, Italien zu räumen, und sich in Spanien und im mittäglichen Gallien niederzulassen. Die Burgunder bemächtigen sich des westlichen Galliens, und die Franken stiften im Norden desselben ein Reich, welches über alle diese Völker triumphiren, und in den künftigen Jahrhunderten den vornehmsten Einfluß auf die Begebenheiten Europens haben sollte.

Man bemerke, daß zu eben der Zeit, da Alarich Italien verheerte, Rom eroberte, Ravenna belagerte, ein andrer Usurpateur, Namens Constantin, in den britannischen Inseln den Namen Kaiser annahm, und aus Gallien, nicht die

Vandalen und die Alanen, sondern die römischen Legionen verjagte. Einer seiner Officiere, Namens Gerontius, empörte sich in Spanien, und gab dem Maximus den Titel Kaiser: so daß man zu gleicher Zeit den Constantin in Arles, den Maximus in Spanien, den Honorius in Ravenna, und den Theodosius II in Constantinopel sah, die sich alle Kaiser nannten; unterdeß Alarich in Italien, und Godegisilus oder Gonderich in Gallien die Herrschaft der Gothen und der Vandalen befestigten.

Man kann so viel Widerwärtigkeiten keiner andern Ursach, als den Fehlern der Verfassung, der Unwissenheit und der Unachtsamkeit selbst auf die Begebenheiten dieses Jahrhunderts zuschreiben. Hätte ein Philosoph zum Theodosius gesagt: du giebst den Provinzen Asiens, als den reichsten und policirtesten, den Vorzug; aber sey nur nicht so gleichgültig gegen den Occident. Alle glücklichen Usurpationen haben in Gallien oder Britannien ihren Ursprung genommen. Constantin, Magnenz, Julian, Maximus, Eugen, die alle entweder das ganze Reich, oder die Hälfte desselben an sich gerissen, kamen daher. Vetranio in Pannonien, Nepotian in Italien, und Prokop zu Constantinopel, empörten sich vergebens;

gebens; und die beyden letztern hatten gleichwohl durch ihre Geburt ein Recht auf den Thron. Ihre schwachen Bemühungen lassen sich mit den schnellen Eroberungen der Usurpateurs, die aus dem Occident kamen, nicht vergleichen; diese Völker fangen an einen Charakter zu zeigen, gegen den man auf seiner Hut seyn muß. — Diese Bemerkung hätte gewiß den Theodosius frappirt; er hätte dann ohne Zweifel diese Länder nicht dem schwachen Valentinian überlassen, und einige Vorkehrungen gemacht, diesen immer zu Incursionen geneigten Völkern Einhalt zu thun. Hätte dieser Philosoph hinzugesetzt: diese Nationen haben sich immer weit von ihren Gränzen entfernt, und werden immer, wie die Adler, fern von ihren Felsen ihren Raub suchen; beschäftige also ihre Thätigkeit, wenn du nicht von ihnen erdrückt seyn willst: so hätt' er ihm das einzige Mittel angezeigt, den Staat zu retten. Aber niemand sah damals so weit; niemand kannte die Natur des Menschen, und hatte den Charakter der Völker studirt.

Ueber die neuern Zeiten.

Wir haben im Anfange dieser Abhandlung die verschiednen Gestalten bemerkt, die das Menschengeschlecht in der alten Geschichte annahm. Jetzt eben haben wie die gesehen, die es in einer

Zeit der Zerrüttung, der Streitigkeiten, des Schulgezänks und der Revolutionen hatte. Werf' ich nun auch einen Blick auf die Gestalten, die es in der neuern Geschichte hat, so fällt mirs gleich auf, daß diese Barbaren eine Kunst finden, die nie weder die Kaiser noch der Senat nur muthmaßten, so sehr nöthig sie ihnen auch gewesen wäre: die Kunst, eine Nationalconstitution zu formiren, und alle Provinzen, ja alle Städte eines Staats, so groß er auch sey, an einem gemeinschaftlichen Interesse Theil nehmen zu machen.

Sie formirten Zusammenkünfte aller großen Landeigenthümer, und nahmen hernach darin erst die Geistlichkeit und endlich auch die Deputirten der Städte auf. Sie schrieben eine Form zur Wahl ihrer Könige vor, oder sie erklärten die Krone für erblich.

Alle neuern Monarchien hatten Stände, die aus drey Klassen, dem Adel, der Geistlichkeit und den Depurtirten der Städte, bestanden; eine Staatsverfassung, die den Alten unbekannt war, und die, wenn sie gleich viel Unbequemlichkeiten hat, doch die einzige ist, die den verschiednen Völkern eines großen Reichs einen öffentlichen Geist geben oder wiedergeben kann. Italien, welches noch immer seinen alten Grundsätzen anhieng,

nahm

nahm diese Staatsverfassung nicht an; es zertheilte sich in mehrere Republiken, oder fiel kleinen Tyrannen in die Hände, die es verabscheute; und in dieser Gestalt hatt' es ziemlich viel Aehnliches mit dem alten Griechenland. Die Päpste, jetzt die Herrn von Rom, wurden immer gewählt; Ausländer oder Bürger, Vornehme oder Geringe, jeder konnte nach dieser Würde trachten: sie breiteten ihre Religion über ganz Europa aus.

Ungefähr zu gleicher Zeit verbreitete der Fanatismus der Muselmannen seine Wurzeln in Asien: nichts gleicht dem Eifer, welchen die Araber bewiesen, um die Lehren des Korans auszubreiten. Sie machten den Muhamedanismus zur herrschenden Religion von den Pyrenäen und der Straße von Gibraltar bis zum Indus und Taurus, in kürzerer Zeit, als das Christenthum gebrauchte, nur das Gerücht seiner Existenz bis zu den Römern zu bringen. Muhamed verkündigte seine Lehren um das Jahr 602 unsrer Aere, und Abderamus wurde von Karl Martel im Jahr 740 an den Ufern der Loire geschlagen. Schon 100 Jahre früher, um 640, hatte Omar jenes persische Reich zerstört, welches die Römer nie hatten bezwingen können. Nun wichen die Anbetung der Gestirne und der Polytheismus fast allenthal-

ben dem Glauben an Einen Gott; ein Glaube, welcher der jetzt allenthalben herrschenden monarchischen Regierungsform angemessener war.

Die Franzosen, welche immer den unruhigen Charakter der Gallier beybehalten, thun noch immer Ausfälle: sie zerstören das Reich der Longobarden, stiften das deutsche Reich, erobern England, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die sie trennen. Die Päpste, um sich den Franken und Deutschen, die noch immer auf Italien erpicht waren, zu entziehen, überreden sie, Einfälle in den Orient gegen die Saracenen zu thun. Das griechische Reich und die Gränzen von Asien werden nun aufs neue durch ungeheure Heere, die aus Gallien und aus den Wäldern von Deutschland kommen, verheert; Constantinopel wird von ihnen erobert, und ein Franzose besteigt hier den Thron.

Die Tataren verwüsteten damals Asien, sie eroberten Sina, sie stifteten neue Reiche in Indien. Die Mamelucken, welche von da ausgezogen waren, herrschten über Aegypten; die Türken, welche auch da herkamen, legten den Grund ihrer Macht, die einst Europa in Erstaunen setzen sollte.

Die Araber, welche selten große Eroberungen gemacht hatten, und durch ihren Fanatismus

einige

einige Jahrhunderte hindurch das Schrecken von Asien und Afrika waren, kehrten in ihre Halbinsel zurück, um dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder zu verlassen.

Nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken, brachten die Gelehrten dieser Stadt, welche sich nach Italien flüchteten, daselbst die Wissenschaften zum Keimen, welche die Franzosen, bey ihren Einfällen unter Karl VIII, Ludewig XII, Franz I, einsammelten, und in ihr Vaterland hinüberbrachten, von wo sie sich durch ganz Europa verbreiteten, und den Völkern eine Gestalt gaben, die sie noch nie gehabt hatten. Dies war der Wetteifer von zwanzig Nationen in den Künsten, den Wissenschaften und dem Wohl der Menschheit; und was sie noch mehr auszeichnet, war die Abstellung der Sklaverey und der Leibeigenschaft in einem großen Theil von Europa.

Die Tataren wurden jetzt im Zaum gehalten, und fielen unsre Abendländer nicht weiter an. Die Türken kamen bis vor die Thore von Wien, und bemächtigten sich Griechenlandes. Die muhammedanische Religion machte, anßer ihrem Reich, kein Glück in Europa.

Die griechische Religion war von Constantinopel nach Rußland übergegangen. Die nordischen Reiche hatten einen andern Glauben, als den römischen, angenommen, und drohten noch immer dem Süden. Die Kriegskunst hatte sich verändert; sie war, wo nicht gefährlicher, doch furchtbarer geworden, und erfoderte Kenntnisse, welche die aufgeklärten Völker auf immer vor der Wut der Barbaren sicher stellen werden.

Die Thätigkeit der abendländischen Völker hatte einen neuen Lauf genommen, nachdem sie sich lange genug in bürgerlichen und heiligen Kriegen geübt hatte. Zwey große Genies, Vasco de Gama und Christoph Colombo, wagten sich über den Ocean; und da sie, der eine unbekannte Länder gegen Süden, und der andre eine neue Hemisphäre gegen Abend unsers festen Landes entdeckt hatten, hörten die Nationen unsers Occidents auf, über den Orient herzufallen; sie stürzten sich nun alle auf diese neuen Länder, und wagten es, ganz Amerika und die Inseln Asiens unter vier oder fünf Mächte zu theilen, und sich an den Küsten Indiens niederzulassen, trotz der rechtmäßigen Herren aller dieser Länder. Nie hatte man den Menschen so viel Verwegenheit zugetraut, nie sahe das Alterthum etwas dergleichen, nie geschah etwas, worüber man so sehr erstaunen müßte.

Aber

Aber alle diese Eroberungen geschehen immer von Norden gegen Süden; ein geheimer Instinct treibt die nordischen Völker, über die südlichen herzufallen. Die Kälte macht sie unruhig, sie können sich nicht gegen den Norden hinaufziehen, sie drängen auf die Nationen, welche sie gegen Mittag begränzen, und diese wieder auf die, welche noch südlicher wohnen.

So mußte Rom Karthago überwinden, und selbst von den Deutschen überwunden werden, die von den Tataren und Gothen aus ihren Ländern verjagt wurden. Doch, wir dürfen die Beyspiele so weit nicht herholen. Gustaph Adolph durchzog im vorigen Jahrhundert Deutschland als Sieger. In unsern Tagen besiegt Karl XII die Dänen, und erobert Polen, fällt Friedrich aus Preussen in Schlesien ein, setzen die Franzosen den Sohn ihres Königs auf den Thron von Spanien, und seinen Enkel auf den Thron von Neapel. Wenn ihre Armeen, immer ihrem Charakter getreu, und bereit Ausfälle aus ihrem Lande zu thun, bis in Böhmen und bis an die Elbe dringen, wenn sie Prag und Hannover wegnehmen, so behalten sie diese nördlichen Eroberungen nicht; sie haben nie wahres Glück, als gegen Mittag. Unterdeß wacht eine Politik, die dem Alterthum unbekannt war,

und die jetzt eine wahre Wissenschaft geworden ist, unaufhörlich über alle Völker, setzt die Interessen aller Höfe einander entgegen, und erlaubt nicht, daß eine Macht sich vergrößere, oder sich gar zu furchtbar mache. Dies ist die Sorge des Staatsmannes.

Der Philosoph aber, welcher die Geschichte studirt, um den Menschen zu nützen, welcher diese neue Bewegung des Norden gegen Süden, diese unzähmbare Thätigkeit der abendländischen Völker bemerkt, sollt' er nicht einige Ideen vortragen, einige Vorschläge thun können, dieser Bewegung Einhalt zu thun, oder diese Thätigkeit zu beschäftigen, damit sie sich ohne Verheerungen äußere?

Die nordischen Völker, die Gothen, Vandalen, Schweden, Tataren, wurden immer in den Schranken gehalten, wenn die südlichen Völker gut regiert wurden; wenn sie thätig, arbeitsam, aufgeklärt waren. Diese südlichen Völker müssen nur wissen, daß sie in dem Augenblick, da sie aufhören werden, sorgfältig über sich selbst zu wachen, der Raub irgend eines nordischen Volks seyn werden. Es ist vielleicht unbegreiflich, daß Italien, welches so oft unterjocht war, und immer bedroht wurde, nicht, gleich der Schweiz und Holland, eine allgemeine Conföderation geschlossen, die, da

sie

sie jeden seiner kleinen Staaten unabhängig seyn ließe, gleichwohl sie alle zu einer einzigen und von ihren Nachbarn respectirten Macht machte.

Die unabläßige Cultur der Künste, der Wissenschaften, des Handels kann, da sie den nordischen Völkern das verschafft, was ihnen fehlt, da sie ihnen die Mittel darreicht, die Rauhigkeit ihres Klimas zu mildern, da sie jeden einzelnen Bürger beschäftigt, besonders in jenen langen Wintern, welche weder Ackerbau noch Schifffahrt erlauben, in ihnen selbst die Begierde zum Kriege vermindern, und den unternehmenden Köpfen zu einer andern Art zu reisen, als durch Eroberungen, Gelegenheit geben.

Bey den nordwestlichen Völkern, wie England und Frankreich, müssen zu den Wissenschaften und Künsten noch große Seefahrten, und weit entfernte Gegenstände für ihre Begierde zu reisen und zu überwinden hinzukommen, wenn die südöstlichen Länder vor ihnen sicher seyn sollen. Da sie aber selbst von noch nördlichern Völkern bewacht werden, so müssen sie einsichtsvoll und wachsam seyn. Der Krieg ist eine Wissenschaft die mit allen übrigen zusammenhängt; vernachläßigt man diese, so vergißt man bald jene; die Geschichte des

Verfalls

Verfalls des römischen Reichs giebt davon einen auf immer fürchterlichen Beweis. Der Defensivkrieg erfodert vielleicht noch tiefere Kenntnisse, als der offensive; und nur die Cultur der Wissenschaften und Künste, nur Aufklärung und Erkenntniß, kann das Menschengeschlecht vor der Sucht Eroberungen zu machen, und vor dem Unglück unterjocht zu werden, bewahren. Dies wird die neuere Geschichte uns noch einleuchtender machen, als die alte.

Geschichte
von
Frankreich.

Vorerinnerungen.

In der alten Geschichte konnten wir, von unsern Ideen über die Urwelt ausgehend, die Kenntnisse, die uns über die Völker der ersten Zeiten noch übrig sind, durch einen genealogischen Faden mit einander verbinden: dieser Faden fehlt uns in der neuern Geschichte, weil die vielen auf einander gehäuften Jahrhunderte uns die Spur der Abstammung und Verwandtschaft der menschlichen Geschlechter unsichtbar gemacht, und die größte Verwirrung unter dem Hauptstamm und den Nebenlinien angerichtet haben.

Es wäre vielleicht möglich, durch mühsame und langweilige Untersuchungen endlich diese Wolken zu zerstreuen: allein, der Nutzen, der daraus erwachsen möchte, wäre für den größten Theil unsrer Leser verloren. Vielleicht haben wir uns schon zu viel gelehrte und trockne Untersuchungen erlaubt; und eine Geschichte der Menschen darf nicht wie eine Abhandlung für eine Akademie der Wissenschaften geschrieben seyn.

Der Plan, nach welchem wir die neuere Geschichte eingetheilt haben, ist höchst simpel; und

dies

dies mußt' er seyn, sobald die Unbequemlichkeiten einer encyklopädischen Verkettung derselben uns dieser zu entsagen nöthigten.

Europa ist, seit dem Fall der römischen Republik, der Theil der Welt, dessen Annalen es am meisten verdienen, daß die Blicke der Vernunft bey ihnen verweilen; mit seiner Geschichte also werden wir unsre Laufbahn antreten.

Frankreich ist allmälig durch seine Waffen, durch seine Sitten, und besonders durch seine Aufklärung, die herrschende Macht unter den neuern Nationen geworden; mit ihm also mußten wir den Anfang der europäischen Geschichte machen.

Nach der Musterung aller europäischen Völker werden wir jene asiatischen Reiche auf den Schauplatz führen, die eine so große Rolle im Alterthum gespielt haben, und die jetzt nichts sind, weil sie bey aller Schönheit ihres Himmels keinen Menschen haben, dessen Geschichte ein Philosoph schreiben könnte.

In dieser Geschichte Asiens wird man nicht die sinesische Geschichte finden, weil sie denjenigen Theil dieses Werks, der sich mit dem Alterthum beschäftigt, schließen soll. Sie ist die einzige, die, da sie durch ihre Dauer mit den ältesten und den neuern Zeiten auf gleiche Weise in Verbindung steht, bey-

den

den Geschichten zum natürlichen Zwischenspiel dienen kann.

Afrika wird wenig Platz in unsern Annalen einnehmen, weil es, seit der Epoche, da die Atlanten von seinen Gebirgen herabkamen und einen Theil des Erdbodens bevölkerten, nur zwey berühmte Nationen in seinem Schoße gehegt hat: die Unterthanen der Pharaone Aegyptens, und die Republikaner Karthagens. Jetzt hat es keine. Diese große Halbinsel zeigt unsern Blicken nichts, als ungeheure Wüsteneyen, bewohnt von Seeräubern, Sklaven und Negern, den verächtlichsten der Menschen, nächst den Europäern, die sie kaufen.

Von Afrika werden wir in die neue Welt, und von da nach den Inseln des Oceans und nach den Südländern hinübergehen.

Dies ist der Plan, nach dem wir die neuere Geschichte vertheilt haben. Wir bedurften zu Entwerfung dieses Plans nicht den Geist eines Baco; er war uns schon durch die Natur der Sache und die Charten unsrer Geographen vorgezeichnet.

Wir haben angekündigt, daß wir jedes neuere Volk als isolirt und von den übrigen abgesondert zu betrachten gedächten. Dieser Plan veranlaßt einen Einwurf, dem wir mehr zuvorkommen, als ihn widerlegen müssen.

Bey der neuern Verfassung Europens, wo alle Staaten sich das Gegengewicht halten, wo alle Interessen sich durchkreuzen, wo der geringste Funke von Zwist, der nur in einem Dorf entglimmt, alle Länder zwischen dem Sund und der Straße von Gibraltar in Flammen setzt, ist es schwer, wenn man nach und nach die Annalen aller Völker abhandelt, nicht mehrmals auf eine und eben dieselbe Begebenheit zurückzukommen. Man wird sich bemühen, so viel als möglich, dieser doppelten Arbeit auszuweichen, wird die Gegenstände, die in die Composition eines Gemäldes gehören, aufs sorgfältigste auswählen, und wenigstens die Farben desselben zu verändern suchen, wenn man nicht umhin kann, es zweymal auf dem Saal auszustellen.

Geschichte von Frankreich.

Niederlassung der Franken in Gallien.

Rom war gefallen. Nachdem es sich die ganze Welt unterworfen, hatt' es die Kunst vergessen, sich selbst zu beherrschen. Wankend unter dem Gewicht seiner Größe, verschwanden seine Kräfte mit seinen alten Tugenden; den schönen Tagen der Freyheit folgten die Unthaten des unglaublichsten Despotismus, und daher jene Haufen der verächtlichsten Menschen, die ihn durch ihre Niederträchtigkeit zu rechtfertigen schienen. Jenes Schrecken, welches Rom der Welt eingejagt hatte, fühlt es jetzt selbst; seine Provinzen werden von Barbaren überschwemmt, welche die Karthager und Griechen rächen; und das römische Reich, von allen Seiten offen, ist seiner Zerstückelung nahe, um dem rasenden Ehrgeiz eroberungssüchtiger Völker, wo möglich, zur Lehre und Warnung zu dienen.

Unter diesen Barbaren, Gothen, Vandalen, Hunnen, und wie sie heißen, zeichnen die Franken

ken sich aus. Sobald die Geschichte ihrer erwähnt, zeigt sie sie uns mit den Waffen in der Hand; kaum hört man von ihnen, da sie schon in Gallien Progressen machen. Schon wissen sie das widrige Schicksal durch einen über alle Unfälle erhabnen Muth zu bändigen. Nicht ohne die größten Anstrengungen gelang es ihnen, sich in Gallien festzusetzen: sie wollten einen unabhängigen Staat in Ländern errichten, die sie nichts angiengen; und öffnete gleich die Schwäche des Reichs schon lange den Einfällen der Barbaren ein freyes Feld, so kehrten doch die Kaiser alle ihre Kräfte gegen sie; und die Gallier, welche noch nicht einsahen, wie vortheilhaft es ihnen sey, den Franken zu gehorchen, deren Regierungsform viel milder war, als die der andern aus Deutschlands Wäldern hervorkommenden Völker, glaubten ein gleiches Interesse dabey zu haben, die Franken aus Gallien zurückzuhalten.

Aber diese liebten Gefahren, und Hindernisse erhitzten nur ihren Muth. Noch hartnäckiger durch ihre Niederlagen, geht **Klodio** endlich, trotz des **Aetius**, über den Rhein, und nimmt Dornik ein, wo er sich niederläßt, und es zum Sitz seines Reiches macht.

Was waren dies nun für deutsche Völker? Es wäre leicht, ihre Wiege mit Fabeln auszuschmücken, die durch den Stolz ersonnen, und durch die Unwissenheit und Schmeicheley beglaubigt worden. Aber ohne uns in den Finsternissen einer eiteln Gelehrsamkeit zu verlieren, wollen wir lieber den Originalcharakter dieser Völker, die sich zu Vertheidi-

gung

gung ihrer Freyheit verbanden, und bald eine einzige Nation unter dem Namen **Franken** ausmachten, kennen zu lernen suchen.

Die Gallier oder Celten, wiewohl sie sich mit den Franken vermischten, sind unsre Väter. Laßt uns also einen Blick auf ihren kriegerischen Charakter werfen; wenn wir ihre Sitten, ihre Lebhaftigkeit sehen, so werden wir an vielen Zügen, die davon noch jetzt vorhanden sind, sehr leicht erkennen, daß wir ihre wahren Nachkommen sind.

Sie giengen immer bewaffnet; sie fanden ein besondres Vergnügen am Zweykampf; der Duell war für sie ein Zeitvertreib; sie hatten nicht genug gemeinschaftliche Feinde zu bekämpfen, und mußten sich also unter einander selbst herumschlagen. Durch ihre natürliche Lebhaftigkeit gereizt, waren auch die Zänkereyen der Eitelkeit ihnen nicht fremd. Sie verschmähten Kriegszucht und Kriegskunst, und überließen sich einer blinden Hitze, ohne sich um die Gefahr zu bekümmern; und mehr als einmal sah man sie ihre defensiven Waffen wegwerfen, und nackt-fechten, indem sie sich blos durch ihre Bravour stark und gesichert genug glaubten.

Sie hatten Anfangs, gleich den herumstreifenden Horden in Nordamerika, keine andre Waffen, als einen Bogen und Pfeile. Nach ihrer Niederlassung in Gallien nahmen sie den Schild, den Degen und die Streitaxt, die sie **Franciske** nannten. Sobald sie das Zeichen zum Treffen hörten, rückten sie an, und voller Ungeduld zum Angriff, zerschlugen sie erst den Schild ihres Gegners mit

der Axt, fielen dann mit dem Degen in der Hand ihn an, und tödteten ihn. Erkennt man hierin nicht die Franzosen, deren erster Choc mit dem blanken Gewehr noch jetzt allen Nationen furchtbar ist?

In Cäsars Commentarien muß man die Schilderung der Sitten, des Charakters, der Gebräuche, der Verfassung und der Religion der alten Gallier suchen. Man erstaunt zuweilen über die Aehnlichkeit der Gallier, die er schildert, mit den heutigen Franzosen: gleicher Muth und gleicher Leichtsinn; gleiche Lebhaftigkeit und gleiche Weichlichkeit; gleiche Verwegenheit und gleicher Unbestand.

Nichts zeugt so sehr von dem Einfluß des Klima auf den Geist der Einwohner. Hirtius Pansa, Cäsars Fortsetzer, sagt, die Armeen der Gallier, und selbst ihre leichte Truppen, hätten eine Menge Wagen mit Gepäcke hinter sich hergeschleppt; noch jetzt ist dies einer der wesentlichen Fehler unsrer Armeen.

Die Weiber und Mütter der Gallier, sagt Tacitus, zählen ihre Wunden, ohne davor zu erschrecken, und beeifern sich sogar, sie auszusaugen. Vielleicht geschah es aus demselben Nationalgeist, daß in den Zeiten des Ritterwesens die Damen und Fräulein die Ritter entwaffneten, ihre Wunden verbanden, ihnen das Blut und den Staub, womit sie bedeckt waren, abwuschen.

Die Gallier, sagt ebenfalls Tacitus, glauben sogar, daß das schöne Geschlecht etwas Göttliches an sich habe. Sie hegten eine große Ehrfurcht gegen das Frauenzimmer. Die deutschen und gallischen

schen Prophetinnen scheinen die Idee zu den Feen der mittlern Zeiten gegeben zu haben, wo unsre Väter eben so galant als abergläubig waren. Was wir aber noch jetzt von dieser alten Sitte übrig haben, ist die ausnehmende Ehrerbietung, welche die Nation (ich rede nicht von der Hauptstadt,) noch immer für das Frauenzimmer hegt.

Ihre Ehrlichkeit in Ansehung der Spielschulden war so groß, daß sie, um dieselben abzutragen, sich selbst von den Gewinnenden verkaufen ließen. Auch noch jetzt ist diese Schuld, die man vorzugsweise Ehrenschuld nennt, die heiligste, und fast die einzige heilige, unter uns.

In Gallien wählte man oft einen Anführer zum Kriege, besonders wenn der König alt wurde. Denselben Gebrauch findet man unter den Königen des ersten Stamms, wo die Majores Domus den Titel Anführer (Duces) der Franken führten.

Bey der Wahl der Könige sah man mehr auf den Adel, und bey der Wahl der Anführer mehr aufs persönliche Verdienst; eben so bey der Wahl unsrer ersten Könige und ihrer Majorum Domus.

Könige oder Anführer wurden abgesetzt, wenn sie ihrer Gewalt mißbrauchten, oder sich ihres Ranges unwürdig aufführten; wie **Herman** und **Maroboduus** bey den Deutschen, und **Childerich I** und **Childerich III** bey den Franken.

Von den Galliern hatten wir auch die Cärimonie, den neuerwählten König auf einem großen Schilde emporzuheben, um ihn dem versammelten Volke zu zeigen.

Die Tapfern (Fortes), welche die Personen des Regenten umgaben, und ihm so treu ergeben waren, daß sie zuweilen durchaus mit ihm sterben wollten, findet man in den Paladins an dem Hofe der Könige von Frankreich wieder. Der König theilte ihnen jährlich, je nach den Diensten und der Tapferkeit eines jeden, einige Viehweiden aus, welches die Idee zu den militarischen und widerruflichen Pfründen gab, die von den Königen des ersten Stamms ertheilt wurden.

Der junge Mann, der nach der Ehre, für sein Vaterland zu fechten, strebte, wurde durch einen der Anführer, oder einen seiner Verwandten in die allgemeine Versammlung des Volks geführt, und daselbst feyerlich mit der Lanze und dem Schilde beschenkt. Daher ohne Zweifel das große Gepränge unsrer Vorfahren bey der Aufnahme eines Ritters.

Ein Krieger zeigte sich nirgend unbewaffnet: daher der Gebrauch unter uns, beständig einen Degen zu tragen.

Sie thaten der kriegerischen Tapferkeit ein Gelübde, ihren Bart und ihre Haare wachsen zu lassen, bis sie einen Feind getödtet hätten. Daher jene Gelübde unsrer Ritter, **nie in einem Bette zu schlafen, vom Tafeltuch zu essen, ꝛc. ꝛc. als bis sie irgend ein Abentheuer glücklich vollführt hätten.** In den Niederlanden erneuerten, zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, einige Krieger das alte Gelübde, ihr Haar nicht eher abzuschneiden, als bis sie die Grafen von Hoorn und von Egmont gerächet hätten.

Ihre

Ihre Bevölkerung war zahlreich; welches denn ihre dauerhafte Neigung zu dem Bande beweist, wodurch das Menschengeschlecht immer erneuert wird, welches, ohne diesen Reiz, bald durch die Wut des Krieges erschöpft werden würde. Jeder Ausländer war ihnen willkommen, und seine Person wurde heilig und unverletzlich. Man war nur darauf bedacht, ihn aufs gastfreyeste zu bewirthen; und so lag der Instinct zur Gesellschaft und selbst zur Civilisation schon mitten unter ihren rohen und wilden Sitten verborgen.

Die Zeit, die ihre Gefechte ihnen übrig liessen, war dem Müßiggang, und besonders den Vergnügungen der Tafel geweiht; sie mochten lieber den italienischen Wein erobern, als den Weinstock in ihrem eignen Lande anbauen. Der Landbau schien ihnen ein Geschäft für Sklaven zu seyn; Künste und Handwerker erniedrigten in ihren Augen den, der sich damit abgab; und dies thörichte Vorurtheil hinterließ lange, und, wenn mans sagen darf, fast unauslöschliche Spuren unter einer gedankenlosen und kriegerischen Nation, die, indem sie alles genießen wollte, wie man sieht, eben nicht auf vernünftiges Räsonnement Anspruch machte.

Und dies Volk von Soldaten zitterte gleichwohl vor der Stimme der Druiden! Die Bannflüche aus ihrem Munde jagten ihnen das heftigste Schrecken ein. Man empfieng von ihnen alle Ideen von Religion und von den Elementen der Wissenschaften. Sie waren nicht nur die ersten Lehrer der Ju-

gend und die Opferer an den Altären, sondern auch Richter. Da also jede Art von Gewalt sich in ihrer Person concentrirte, so waren sie Herren der Gemüther, und beherrschten folglich das Volk mit einer Gewalt, die desto unumschränkter war, da man weder ihre Stärke noch ihren Umfang erkannte.

Diese Druiden lebten ehelos, und diese Entsagung machte sie desto ehrwürdiger in den Augen eines Volks, welches der Schönheit oft seinen Tribut darbrachte. In die Wälder, die ihre Tempel waren, zurückgezogen, schien ihr einsiedlerisches Leben sie in noch genauere Verbindung mit den Göttern zu setzen: aber die Götter, welche sie anbeteten, dürsteten nach Blut; und Schrecken war, wie bey allen uncivilisirten Völkern, das Fundament ihrer Religion: sie opferten Menschen! Dieser entsetzliche Aberglaube hat die ganze Erde überdeckt; und wie konnte doch die Idee der Gottheit, welche die Gefühle der Liebe, der Ordnung, der Wohlthätigkeit und der Großmuth in uns erhöhen muß, das menschliche Herz unmenschlich machen?

Gleichwohl hatten die Gallier von den Druiden auch eine unschätzbare Lehre, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Dies bewog sie vielleicht, ihre Opfer zu verbrennen, um sie desto schneller den Göttern zuzuschicken, nachdem sie dieselben durch die Flammen gereinigt hatten. So werden die erhabensten Ideen, wenn ein grober Fanatismus sie verderbt, Feinde der Menschheit, anstatt ihr behülflich zu seyn. Sie vergaßen nicht, wenn sie ihre Todten begruben, mit ihnen zugleich ihre Waf-

fen,

sen, als das, was ihnen auf der Welt das Theuerste gewesen war, einzugraben, damit sie angreifen und sich vertheidigen könnten; denn mit der Unsterblichkeit ließen sie dem Menschen zugleich seine Begierden und seine Leidenschaften. Man sieht mit Verwunderung, daß die Geschichte der amerikanischen Wilden so zu sagen die unsre ist. Was ist also der Mensch ohne die gesunden Begriffe, welche die Wissenschaften und Künste ihm geben?

So tief ihre Ehrfurcht vor den Druiden war, so groß war ihre Liebe zu den Barden, ihren Dichtern. Nie rückten die Armeen ins Feld, ohne von diesen Sängern begleitet zu seyn, welche die großen Thaten besangen, die Anführer, wenn sie Helden waren, berühmt machten, und alle den Tod um der Ehre willen verachten lehrten. In ihrer Gegenwart gieng der Tapfre mit hoher Stirn einher, und verbarg der Feige sich vor Scham. Ihre Lieder spornten die kriegerischen Seelen, befestigten den Muth noch mehr, und vergrößerten also jenen kriegerischen Enthusiasmus, welcher weder Gefahr noch Tod mehr sieht. Warum hat man doch nachmals diese große Triebfeder vernachläßigt? Warum hört man jene heroischen Gesänge nicht mehr, die damals die Seele und zugleich der Lohn der Schlachten waren?

Ein bewaffnetes Volk ist nothwendig frey, und in Republiken und kleine Königreiche zertheilt, weil jeder, eifersüchtig auf seine Rechte, sie nicht leicht abtritt, und nicht dazu den Degen führt, um sich zum Sklaven machen zu lassen. Auch waren

ihre

Könige nichts anders, als kriegerische Befehlshaber; sie hatten nicht weiter etwas zu sagen, als an der Spitze ihrer Truppen, und nicht in der Regierung. Eine Nationalversammlung formirte die höchste Gewalt, und nur der Wille Aller entschied. So entstehen fast alle Nationen: nämlich durch vereinigte Völkerschaften, die eine Art von Bund machen; sie sind bald Freunde, bald Nebenbuhler. Ein Heerführer, oder ein Ausländer, der sich ihre innern Zwistigkeiten zu Nutze macht, erhält, durch das Uebergewicht seines Genies oder seiner Stärke, eine dauerhafte Obergewalt; das Gleichgewicht ist zerstört, und die Nation ist unterjocht.

Auf diese Art wurde Gallien von den Römern erobert. In Cäsars Commentarien liest man, auf welche Weise er sich einen Weg bahnte, und wie er sich dieses Volk unterwarf, welches man für furchtbar hielt, und welches folglich der Sieger mehr, als jedes andre, der Unterdrückung bestimmte. Ganz gegen die Gewohnheit der Römer, nahm man ihm seine Gesetze, seine Gebräuche, um den Nationalgeist zu zernichten, welcher bey ihm unvertilgbarer als bey seinen Nachbarn zu seyn schien. Man bemühte sich, es zu civilisiren, um es zu entnerven, es dem Luxus und der Ruhe zu überantworten. Es schüttelte mehrmals das neue Joch ab, und empörte sich; aber Rom war ihm zu schwer.

Nach dem Julius Cäsar kam das Christenthum; und dies Volk, welches ganz in den Waffen lebte und webte, lernte nun bald das theologi-

sche

sche Schulgezänk kennen; der Uebergang war sehr schnell, und man begreift nicht, auf welche Weise die Hiebe mit Argumenten so plötzlich die Stelle der Hiebe mit der Streitaxt einnehmen konnten. Die Regierungsform hatte noch nicht die geringste Festigkeit, und man sprach schon von Ketzereyen. Der Arianismus hatte seine Gegner und seine Anhänger; die geistliche Jurisdiction entstand, breitete sich immer weiter aus, verjagte die Druiden, und die Autorität der Päpste über die gallicanische Kirche wurde befestigt.

Ehe wir sehen, wie die Herrschaft des christlichen Roms an die Stelle der Herrschaft des heidnischen Roms trat, und in diesem Stück der Kirchengeschichte folgen, die uns von den unglaublichen Progressen des Christenthums unter dem Constantin erzählt, diesem Kaiser, der Europa mit einnemmal eine neue Gestalt gab; ehe wir von den Prälaten Galliens reden, von der arlesischen Kirchenversammlung, von der geistlichen Macht der Bischöfe, welche Heilige waren, kanonisirt und gefeyert wurden, und von dem seltsamen Contrast, welchen das sonderbare Gemisch des Heiligen und Profanen damals darstellte: wollen wir jetzt erst einen Blick auf die Könige oder vielmehr auf die Heerführer werfen, die **Klodwigs** Vorgänger waren.

Sollt' es aber, vor allem andern, nöthig seyn, eine Meynung anzunehmen, (denn man verlangt einmal, daß jeder Schriftsteller eine habe,) so wär' es wohl am vernünftigsten, sich an die gemeine Meynung zu halten, die, ohne weiter hinauf zu

gehen,

gehen, die Franken für ein deutsches Volk annimmt; um so mehr, da Frank in der deutschen Sprache frey bedeutet; so daß dieser Name ihnen als ein Unterscheidungszeichen ihrer Freyheitsliebe gegeben worden. Ich verstehe also unter den Franken einen Bund deutscher Völkerschaften, die sich vereinigt hatten, um eine Art von Republik zu formiren, dergleichen jetzt die Schweiz ist, die, aus dreyzehn verschiednen Staaten, deren jeder nach seinen besondern Gesetzen regiert wird, zusammengesetzt, die helvetische Eidgenossenschaft, oder den Schweizerbund, ausmacht. Von dieser Art war, meiner Meynung nach, das Volk der Franken: es bestand aus Saliern, Sicambrern, Actuariern, Bructern, Chamaven, Batavern, Sarmaten, Sueven, Ansivariern, Katten, Chauzen, und Frisen; aber alle waren unter den generischen Namen, Celten, Germaner, und endlich Franken, begriffen.

Gewiß ist wenigstens, daß dies Volk, wenn es auch nicht deutschen Ursprungs, nicht eingeboren von Deutschland war, doch, nach seinem langen Aufenthalt in diesem Lande, wo sichs naturalisirt hatte, dessen Geist und Verfassung angenommen.

Eben so gewiß ist, daß, sobald es in Deutschland unter diesem Bundesnamen bekannt wurde, es sich vor allen besonders auszeichnete, und den römischen Kaisern, durch seine Einfälle in Gallien, am meisten zu schaffen machte.

Aurelian

Aurelian hatte sie um das Jahr 270 daraus verjagt. Man sang damals im ganzen Reich eine Art von Ballade mit dem Refrein: „Wir haben tausend Franken und tausend Sarmaten zu zweyenmalen erschlagen.“ Mille Francos et mille Sarmatas semel et semel occidimus. Ehre für die Nation, über die ein so geringer Vortheil so sehr erhoben wird!

Gallien stellte in einem Schauspiel 300 Franken, die er im Kriege gefangen genommen hatte, der Neugier der Römer zur Schau. Dies beweist wieder ein Gefühl von Hochachtung gegen die Nation.

Aber hier noch etwas Außerordentlicheres! Im Jahr 258, unter dem Valerian, durchzog ein großer Haufe von Franken ganz Gallien, gieng nach Spanien hinüber, machte sich einen festen Platz aus Tarragona, von wo aus er Spanien ganzer zwölf Jahre lang plünderte; ein Detaschement setzte sogar nach Afrika hinüber; und nachdem sie sich alle wieder vereinigt hatten, kehrten diese glücklichen Abenteurer, mit Beute beladen, nach Hause zurück, indem sie noch einmal ungestraft ganz Gallien durchstreiften. Wars nun wohl zu verwundern, daß man, mit einer Art von Stolz, einige Gefangene einer solchen Nation zur Schau stellte?

Die Franken waren fast Herren in Gallien, bis aufs Jahr 279, da es dem Probus endlich gelang, sie daraus zu verjagen; er verfolgte sie sogar bis in ihr Land jenseit des Rheins.

Nun

Nun sehen wir ein neues Schauspiel: ein Franke, Namens **Magnentius**, schwang sich, durch seine Tapferkeit, auf den Thron der Cäsarn. Seine Landsleute waren der Kern seiner Armeen.

Silvan, ein andrer Franke, durch die Ungerechtigkeiten des **Constantius**, dem er sehr wohl gedient hatte, aufs äußerste getrieben, ließ sich auch zum Kaiser erklären, und unterlag nur der Verrätherey des **Ursicinus**, der des Scheins der Freundschaft mißbrauchte, ihn zu ermorden.

Unter dem **Julian** zogen die Allemannen und Franken den Kürzern, weil dieser Kaiser, der es an Tapferkeit ihnen gleich that, sie an Klugheit und Geschicklichkeit übertraf. Dieselben Talente, wiewohl durch weniger Heroismus unterstützt, gaben auch dem **Valentinian** einen entschiednen Vortheil über diese Nationen; er war klug genug, sie uneins zu machen.

Stiliko wußte die Feinde des Reichs in Furcht zu setzen, und die Franken jenseit des Rheins zurückzuhalten. **Honorius**, der diesen großen Mann hinrichten ließ, wurde dafür durch den **Alarich** bestraft, welcher im Jahr 410 Rom eroberte.

Gallien war seit langer Zeit ein Raub aller barbarischen Nationen, die aus Deutschland und Scythien hervorkamen. Franken, Allemannen, Sachsen, Burgunder und Gothen waren die Nachfolger der Alanen, der Sueven, der Gepiden und Vandalen. Die Franken hatten sich bis jetzt begnügt, nur Einfälle in Gallien zu thun, und es noch nicht unternommen, sich fest darin zu setzen.

Sie

Sie waren nicht eher im Ernst hierauf bedacht, als da sie es gar zu erschöpft sahen, um jährlich ihren immer erneuerten Bedürfnissen Nahrung zu gewähren. Gezwungen, nun selbst Landbauer zu werden, wars natürlich, daß sie dies schöne Land den deutschen Morästen, Wildnissen und Wäldern vorzogen.

Aus diesem Grunde gieng **Faramund** um das Jahr 420 über den Rhein, mit dem festen Entschluß, ein fränkisches Reich in Gallien zu stiften.

Fränkische Könige vor dem Klodwig, oder Klodovaus.

Man kennt diese Könige fast nicht weiter, als dem Namen nach. Man redet von der kriegerischen Einsetzung des **Faramund**, den man, statt des Throns auf einen Schild erhob, welches beweißt, daß er seine braven Waffengefährten für seine erste Stütze erkannte. Vom **Merovaus** weiß man, daß er sich Mühe gab, eine werdende Herrschaft zu befestigen, die den Galliern und Römern gleich furchtbar war. **Childerich** wurde abgesetzt, weil er Angriffe auf die Ehre verschiedner Frauenzimmer that; welches beweißt, daß die Gesetze sich nicht nach seinem Gutdünken bequemten. Glücklicher als Tarquin, ward er einige Jahre nachher zurückberufen. Die Römer, als sie den Schänder der Lucretia verbannten, giengen so weit, daß

sie eine Würde und einen Titel, welche dieser Prinz ihnen verhaßt gemacht hatte, gänzlich abschaften. Die Franken hingegen fürchteten sich nicht, nach einer gelinden Strafe, das Oberhaupt, welches sie seiner Würde entsetzt hatten, aufs neue an ihre Spitze zu stellen.

Eine Bemerkung dringt sich uns auf; die nämlich, daß unter allen diesen kriegerischen Königen keiner Gesetzgeber war, oder nur darauf dachte, es zu seyn. Romulus machte Gesetze; Numa's Weisheit stiftete eine nützliche Polizey, er gab seinem Volke Sitten und fast einen Charakter: Klodwigs Vorgänger aber hatten keinen Begriff von der Regierungskunst, und diese verschiedne Situation der Römer und der Franken machte einen ungeheuren Unterschied in ihrem Glück. Ohne Zweifel wollten die Franken mitten in Gallien die Sitten beybehalten, die sie in Deutschland angenommen hatten. Der Sieg, bis dahin ihren Waffen getreu, hatte ihre kriegerischen Vorurtheile geheiligt; und ohne Zweifel glaubten diese Art von Souverains, daß es gefährlich sey, etwas an ihrer Polizey ändern zu wollen. Eine Nation von Soldaten, immer bereit, sich auf dem Marsfelde einzufinden, läßt sich in der That nicht eben so regieren, wie ein Haufen von Bürgern, die sich mit Handel und Künsten beschäftigen, und von dem Augenblick an für ein Eigenthum bange sind, welches sie nicht mehr zu vertheidigen wissen.

Die Franken, weit entfernt, etwas von der Natur der verschienen Staatsverfassungen zu muthmaßen,

maßen, glaubten; der Degen mache alles aus, weil ihr Degen sie in Stand setzte, so große Dinge zu bewirken. Ist ein Volk glücklich, so bildet es sich ein, alle Kenntnisse zu besitzen, und aus der Fülle der Weisheit zu trinken. Das römische Reich, welches jetzt zusammenstürzte, formirte täglich aus seinen Trümmern einen Thron, worauf jeder sich setzen wollte. Das Glück der Franken erfuhr also tausend Wechsel, welche der Gesellschaft nicht die geringsten Progressen zu machen verstatteten. Bey den Römern gieng die Stiftung ihrer Polizey ihren Eroberungen voran; bey den Franken wars umgekehrt. Rom hub sich also unter glücklicheren Auspicien empor, als die fränkische Monarchie; blos die Verbannung Tarquins war fähig ein Volk zu bilden, in dem sie ein ewiges Beyspiel hinterließ. Keine Begebenheit dieser Art begünstigte die Franken, oder vielmehr ihr leichtsinniger, immer durch ihre Lebhaftigkeit hingerissener Charakter war nicht derselbe; zu schnell in ihren Maaßnehmungen, um in Entschlüssen aufs äußerste zu gehen.

Was Tacitus prophezeihet hatte, wurde jetzt realisirt; *) er hatte vorausgesehen, daß der Fall des Reichs alle Nationen in eine schreckliche Verwirrung stürzen würde. Europa, durch diese allmälige Ueberschwemmung der Barbaren zerrissen, stellte eine Menge getrennter Völker dar, welche alle die Waffen in der Hand hatten. Und wie

*) Nam pulsis Romanis, quid aliud, quam bella omnium inter se gentium existent? *Hist. L. 4.*

konnten sie dieselben einen einzigen Augenblick niederlegen; da es ihnen nicht erlaubt war, sich auf einen festen Fuß zu setzen, da die Ebbe und Fluth der Schlachten sie abwechselnd fortdrängte, niedertrat, verjagte, und sie beständig wieder, einer über den andern zurückfielen, als ob der Boden, welchen sie an sich reißen wollten, unter ihren Schritten geschwankt hätte.

Der große Ruhm eines Volks, und der einzige den es kannte, war damals, nicht überwunden zu werden; man dachte weder an Verbesserung seiner Verfassung, noch an die respektiven Rechte seiner Oberhäupter; man studirte blos darauf, sich seinen Feinden furchtbar zu machen; und konnten solche Völker wohl anders sich zu civilisiren anfangen, als mit dem Verlust ihrer Wildheit, das heißt, ihrer Tapferkeit? Die Geschichte sagt uns: daß die Burgunder und Westgothen, die nach ihren ersten Eroberungen einschliefen, bald ihr Reich verloren. Gregorius von Tours schildert uns die Westgothen als Feige;*) und gewiß war doch dies Volk nichts weniger, da es zuerst das Gebiet des Reichs betrat.

Die Franken waren glücklicher. Nachdem sie, so viel ihnen möglich war, den Streifereyen der Barbaren Einhalt gethan hatten, konnten sie eine ordentliche Nation bilden, und die Waffen des **Klodwig**, des wahren Stifters der Monarchie, brachten

*) Vt Gotthorum patuere mos est. — Cum secundum consuetudinem Gotthi terga vertissent.

brachten ohne sein Wissen einen Theil der Wirkungen hervor, die der scharfsichtigste Gesetzgeber hervorgebeacht haben würde. Er wußte den kriegerischen Geist seiner Nation, gleichsam durch Instinct zu erkennen und zu errathen; und was noch mehr zu verwundern ist, er wußt' ihn mit einer Art von Geschicklichkeit zu unterhalten und zu lenken; er wußte seine Truppen zu vermehren, und seine Ressourcen zu schaffen, und ungeachtet die Verfassung barbarisch war; so hatt' er doch eine reelle Ueberlegenheit über Feinde, die dies werdende Reich hätten übern Häufen werfen können. Dieser Fürst machte sich mächtig genug, daß er mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs daran arbeiten konnte, sein bis dahin ungelehriges und umherschweifendes Volk unter das Joch der Gesetze zu beugen. Aber was für Gesetze? Das wird man in der Folge sehen.

Klodwig oder Klodovaus.

Klodwig (man bemerke, daß Klodwig und Ludwig derselbe, nur verschieden geschriebne, Namen sind) Klodwig succedirte seinem Vater Childerich im funfzehnten Jahr seines Alters. Er faßte den Entschluß, sein Land von einer furchtbaren Herrschaft zu befreyen, und dem Reich der Römer in Gallien ein Ende zu machen. Sieg mußte diesen heroischen Entwurf krönen; er schlug den römischen General Syagrius, welcher zu Soiſ-

sons residirte. Seine Niederlage war vollkommen, und die Furcht, die der Sieger ihm einjagte, trieb ihn bis Toulouse; wo er sich doch nur unter dem Schutz des westgothischen Königs **Alarich** sicher glaubte; bald aber durch diesen König, der für seine Staaten zitterte, dem siegreichen **Klodwig** ausgeliefert, hielt dieser ihn gefangen, amüsirte ihn eine Zeitlang durch falsche Versprechungen von Freyheit, vermittelst deren er verschiedne seiner Eroberungen erleichterte, und ließ ihn dann heimlich enthaupten. Die römische Herrschaft war nun vernichtet, und die Franken sahen sich im Besitz aller Provinzen zwischen dem Rhein und der Loire.

Man mußte diesem siegreichen Retter und Befreyer huldigen und Erkenntlichkeit bezeigen; und man ehrte ihn, wie es einem solchem gebührte. Er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um seine werdende Macht zu befestigen; und die bisherige Art von Gleichheit unter den Kriegern, die, mit derselben Gefahr, auch gleiche Gewalt theilten, zu zerbrechen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald an. Man schritt zur Theilung der Beute, nach dem blinden und entscheidenden Gesetz des Looses, welches seit undenklichen Zeiten bey den Franken gebräuchlich war, und ein Beweis ist, wie sehr sie einander gleich waren. Der Fürst selbst bekam nur die Portion eines Generals. Ein kostbares Gefäß, aus einer Kirche geraubt, reitzte **Klodwigs** Begierde; schon eignete er mit dem Auge und mit der Hand sichs zu. Ein Soldat hebt seine Streitaxt drohend auf, und ruft: **Halt! du bekömst hier**

hier keinen andern Theil, als den das Loos dir geben wird. Klodwig wagt' es nicht, ihn zu widersprechen, und noch weniger, ihn, als Monarch, zu tödten; aber einige Monate nachher, da er seine Truppen musterte, gab er ihm einen Verweis wegen einiger Vergehen gegen die Kriegszucht, die er ihm vorwarf, und entriß ihn mit rachsüchtiger Hand, im Angesicht des ganzen Heers, seine Streitart. Da der Soldat sich bückte, um sie wieder aufzuheben, spaltete er ihm mit einem einzigen Hiebe den Kopf, und rief ihm dabey zu: **Erinnre dich des Gefäßes zu Soissons!** Dies monarchische Verfahren füllte alle Soldaten mit Furcht und Ehrerbietung, flößte ihnen Unterwerfung ein, und machte eine große Distanz zwischen ihnen und dem **Klodwig**. Barbaren zu überreden war eine barbarische That nothwendig.

Er hatte einen Gesandten bey dem burgundischen König **Gundobald**, dessen Nichte durch ihre Reize, ihre Tugenden und ihre Unglücksfälle berühmt war. **Klodwig** bewarb sich um sie, es sey nun, daß er von ihrer Schönheit eingenommen war, wie einige Geschichtschreiber sagen; oder vielmehr, daß er sich große Vortheile vor dieser Verbindung versprach. **Gundobald** hätte sie ihm gerne abgeschlagen, aber er wagt' es nicht; weil er nicht im Stande war, sich der Macht des Kriegers, der durchaus sein Verwandter werden wollte, zu widersetzen. Die junge unglückliche Prinzeßinn verließ gern einen unmenschlichen Onkel, der ihren Vater ermordet hatte, um seinen Thron zu

usurpiren; sie hatte einen Theil ihrer Familie fast unter ihren Augen niedermetzeln sehen; allenthalben suchte sie Beschützer, bereit sich dem, der sie aufnehmen wollte, in die Arme zu werfen. Noch mehr, sie war eine eifrige Christinn, und wir alle verdanken ihr das unschätzbare Glück, als Christen geboren zu seyn.

Der erste Versuch, den sie mit ihren Reizen anstellte, war, daß sie den **Klodwig** zu überreden suchte, sich taufen zu lassen. Sie bat ihn mit so vieler Annehmlichkeit, doch sein eignes Glück, sein ewiges Glück zu wollen; sie bediente sich, mit einer so beredten Geschicklichkeit der Schmeicheleyen der zärtlichsten Liebe, daß ihre Bemühungen, wenn sie schon nicht gleich anfangs einen glücklichen Erfolg hatten, ihr doch wenigstens die Hoffnung ließen, einen Gemahl, den sie liebte, den monstruösen Irrthümern des Heidenthums zu entreißen. Der Tod seines ältesten Sohns, welcher gleich nachdem er die Taufe empfangen, starb, vermehrte freylich **Klodwigs** Widerwillen gegen diese heilige Cärimonie. Ein andrer, der unter gleichen Umständen dasselbe Schicksal hatte, machte ihn nicht geneigter, sich zu bekehren; und die Gallier, die vor kurzem das Christenthum angenommen hatten, fürchteten von dieser Zeit an, daß der König der Franken, gleich seinem ganzen Volk, auf immer, ein Götzendiener bleiben würde.

Allein was vermag nicht die Beharrlichkeit eines heiligen Eifers, besonders wenn er sich durch das Organ einer zärtlichen Schönheit offenbart, die,

nicht

nicht zufrieden euch hier glücklich zu machen, auch eure künftige und ewige Glückseligkeit umfaßt! Die Allemannen, eine zahlreiche und mächtige Nation, breiteten sich plötzlich über die Gegend von Cöln aus, verheerten das Land, und giengen über den Rhein, die uralte und natürliche Gränze von Gallien. Siegbert sprach **Klodwigen** um Hülfe gegen einen Feind an, der ihren gemeinschaftlichen Staaten drohete. Die beyden Könige verbanden ihre Macht, und lieferten in den Ebnen von **Tolbiak**,*) sechs Meilen**) von Cöln, dem Feinde ein Treffen. Da aber **Klodwigs** Truppen zurückwichen, nahm er seine Zuflucht zu dem Gott seiner Gemahlinn, von dem sie ihm so oft vorgeredt hatte, und that folgendes Gebet an ihn: „Gott der Königinn Klotildis! du, den man den Sohn des lebendigen Gottes nennt, und der du denen, die dich anrufen, Hülfe und Sieg verleihest, dich flehe' ich um Beystand an: giebst du mir Sieg, so werd' ich an dich glauben und mich taufen lassen. Ich habe meine Götter angerufen, und sie helfen mir nicht; hilf du mir, und ich bete dich an."

Er siegte, und gleich nach dem Siege ließ er sich taufen; sein Herz war nun, nach dieser unvermutheten Gunst des Himmels, nicht mehr so verstockt; er entsagte den stummen und tauben Götzen,

*) Jetzt Zulpich im Herzogth. Jülich.

**) Hier und in der Folge sind immer geographische Meilen zu verstehen, deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen.

und die Hand des heiligen **Remigius**, Bischofs von Reims, macht' ihn zum Christen. Man sagt, das Gedränge des Volks um den Taufstein sey so groß gewesen, daß der Kirchendiener, welcher die Flasche mit dem heiligen Wasser trug, nicht herankommen können. Der heilige **Remigius** that also, damit der Wiedergebohrne die Wirkungen der Gnade nicht verlieren möchte, ein kurzes und brünstiges Gebet. Alsobald erschien eine Taube, so weiß wie der Schnee, und brachte in ihrem Schnabel die heilige Flasche, voll von einem heiligen Oel, dessen lieblicher Wohlgeruch die ganze Versammlung entzückte. Der Heilige bediente sich dieses Wunderöls, den König zu salben. Dies ist die Tradition jener Zeiten, deren Depositärs alle Geschichtschreiber, selbst der unsrigen, sind.

Da also der Gott der **Klotilde** der seine geworden war, beteten auch die Franken bald den Gott ihres Königs an; mehr als dreytausend Menschen ließen sich zugleich mit ihm taufen, und unvermerkt ergab die ganze Nation sich dem Christenthum. **Klodwig** war damals der einzige rechtgläubige König im ganzen Orient und Occident; alle andre waren noch theils unglückliche Götzendiener, theils von der Ketzerey des Arianismus angesteckt.

Der Pabst Anastasius, hocherfreut über diese wichtige Acquisition, säumte nicht, durch folgenden Brief, den er an ihn schrieb, seine Freude zu bezeugen: „Der Stuhl des heiligen Petrus zitterte vor Freuden, als er vernahm, daß das Netz des Menschenfischers, des heiligen Thürhüters des Himmels,

Himmels, einen so reichen und wunderbaren Fang gethan. Du bist der Sohn der Kirche; sey also der Trost deiner Mutter, sey die eherne Säule, welche sie mitten unter den Anfällen der Hölle stütze: du tapfest im Finstern, und jetzt sind deine Angen durch die Klarheit des himmlischen Lichts erleuchtet. Wir loben den Herrn, daß die Kirche in dir einen Arm gefunden, der alle ihre Feinde zu Boden zu werfen vermag. Amen."

Diesen herrlichen Belohnungen seiner Bekehrung muß man noch die mit Lilienblüthen bestickte Fahne, die ihm ein Engel vom Himmel herabbrachte, wie auch das Kriegspanier (Oriflame) das sichre Pfand des Sieges, beyfügen.

Wirklich war ihm der Sieg unter diesem neuen Panier vollkommen getreu. Seine Entwürfe waren nicht klein; er wollte das Reich der Burgunder und das Reich der Westgothen unter seine Herrschaft vereinigen, das heißt, das ganze Land besitzen, welches sich von Langres bis nach Genf, und von den Pyrenäen bis an die Loire erstreckte. Er ermangelte nicht, den **Gundobald**, seiner Gemahlinn Onkel, mit Krieg zu überziehen; gleichwohl beraubt' er ihn nicht gänzlich, sondern begnügte sich mit einem Tribut. Allein den **Alarich**, nach dessen Staaten er seit langer Zeit girrte, bekriegt' er, unter dem Vorwande der Ketzerey, aus aller Macht; ein höchst ungerechter Krieg, der gleichwohl sehr glücklich für ihn ausfiel; weil er ihm in einem einzigen Treffen alles das verschafte, wonach sein Ehrgeiz gestrebt hatte. **Alarich**, ein großer

Regent,

Regent, von seinem Volke geliebt, von seinen Nachbarn hochgeschätzt, tapfer, edelmüthig, gastfrey, kam um, und zwar durch die königliche Hand seines Feindes. **Klodwigs** nun noch mehr gereizte Ehrsucht trieb ihn, seine Eroberungen noch weiter auszudehnen; aber sein Schwager **Theodorich**, der König der Ostgothen, that ihm noch zu rechter Zeit Einhalt; er schlug ihn bey Arles, und rettete die gothische Nation von der Geißel, welche sie ganz zu verwüsten drohte.

Da also eine mächtige Hand seine Waffen im Zaum hielt, und ihn zurückzugehen nöthigte, stürzt' er sich im Fallen auf alles, was ihn auf einer andern Seite begränzte; man hätte sagen sollen, er habe den Entschluß gefaßt, die andern fränkischen Fürsten zu Grunde zu richten, um die ganze Nation blos unter seine Gewalt zu bringen. Er bediente sich dazu solcher Treulosigkeiten und Verbrechen, die sein Andenken beschimpfen müssen. Man ließt mit Abscheu, daß er dem **Klodorich**, Siegberts Sohn, zu einem Vatermorde anstiftete, den dieser wirklich vollzog; und als dieser unglückliche Prinz, der nicht vorausgesehen hatte, daß das Verbrechen fast immer durchs Verbrechen bestraft wird, sich in Besitz eines mit Blut befleckten Throns setzte, ließ er ihn ermorden; und nachdem er solchergestalt den Vater durch den Sohn, und den Sohn durch eine schändliche Verrätherey hatte tödten lassen, riß er ihr Gebiet an sich.

Da er den **Kararich**, einen Fürsten über einen der kleinen Staaten, welche die seinigen umgaben,

ben, und der den Namen König führte, worauf er ausschließend eifersüchtig zu seyn schien, mit seinem Sohn überfallen hatte, ließ er beyden die Haare abscheeren, ohne nur irgend einen scheinbaren Vorwand dazu zu haben. Durch diesen Gebrauch pflegte man einen Prinzen für unfähig zur Regierung zu erklären, und dies ist das erste Beyspiel, das wir in der Geschichte hievon finden. Als der Sohn, welcher seinen Vater voller Verzweiflung sah, ihn zu trösten, sagte: „Die Zweige würden schon einst wieder wachsen, da der Stamm nicht abgehauen sey;“ so gab ihm **Klodwich** spöttisch Recht, und ließ grausamer Weise beyden den Kopf abschlagen.

Gleich vielen andern Königen, sucht' er allenthalben Leute, die sichs gefallen ließen, zu seinem Vortheil Verräther zu werden; wenn er sie aber zu seinen Absichten gebraucht hatte, ermangelt' er nicht, sie im Stiche zu lassen, und sie selbst zu verrathen. Man hatte ihm den **Ragnachar**, König von Kambray, in die Hände geliefert, und da die Verräther sich beschwerten, daß er sie, statt des versprochnen Goldes, nur mit vergoldeten Kupfer bezahlte, gab er ihnen, indem er sie mit seinen Blicken niederdonnerte, zur Antwort: **Böswichter, wie ihr, bezahl' ich mit keiner andern Münze.**

Nachdem er seine Eroberungen von der Mündung des Rheins bis nach Toulouse ausgedehnt hatte, nahm er seinen Sitz zu Paris, welches er zur Hauptstadt seines Reichs machte. Anfänglich hatt'

er

er zu Dornik und zu Soissons residirt. Warum rückt' er doch seinen Sitz nicht noch etwas weiter hinauf! Die so reizenden Ufer der Loire würden der Hauptstadt einen fruchtbarern Boden, eine mildere Luft, einen glücklichern Himmel, eine in aller Absicht viel vorzüglichere politische Lage gegeben haben. Aber das Ungefähr placirt, so zu sagen, die Städte eben so, wie die Menschen, und selten ist es der Menschheit günstig.

Dieser blutdürstige Fürst war beständig den Bischöfen sehr ergeben, die denn auch nicht undankbar waren; ihrem Genie verdankt' er oftmals das Glück seiner Unternehmungen. Dies war eine wahre Conföderation, sehr geschickt, seine Macht zu vermehren, und seine Unthaten mit einem dienstfertigen Schleyer zu bedecken. Er stiftete Klöster, und baute Kirchen, gleichwohl ist nichts gewisser, als daß seine Usurpationen, Gewaltthaten und schändlichen Verräthereyen dem Geist des Christenthums gerade zuwider waren.

Er starb im 45sten Jahr seines Alters, und im 30sten seiner Regierung, und wurde in der Kirche des heiligen Petrus und Paulus, die er zu erbauen angefangen hatte, begraben: sie führt jetzt den Namen der heiligen Genevieve. Dies alte Denkmal, welches an die ersten Tage der Monarchie gränzt, wird noch ein langes Andenken hinterlassen, weil es dem König Ludwig XV gefiel; den ersten Stein zu der neuen Kirche zu legen, die der Schutzpatronin von Paris, welche einige Monate

vor

vor dem Klodwig in eben dieser Kirche begraben wurde, geweiht ist.

Was soll man nun von Klodwigs Charakter urtheilen? War er ein großer General, so war dies ein damals gar nicht seltnes Verdienst; und war er grausam, so giebt sein Jahrhundert, ohn' ihn jedoch zu entschuldigen, tausend Beyspiele von dieser treulosen Grausamkeit. Verletzung der Tractaten und Eidschwüre war etwas ganz gewöhnliches unter diesen Barbaren, die alles mit dem Schwerdt zerhieben. Was ihn vielleicht, mitten unter allen diesen wilden Physiognomien auszeichnet, ist eine Politik, die ihm besonders eigenthümlich war, eine geschmeidige, thätige und arglistige Politik; selbst seine Ehrsucht war derselben unterthan. Er wußte seiner Person und seiner Familie die bis dahin unter die Oberhäupter der verschiednen Stämme zertheilte Souverainetät zu sichern; er stürzte sie auf die geschickteste Art einen nach dem andern; sein Plan scheint sogar sehr zusammenhängend entworfen gewesen zu seyn; seine Kunst, immer das Interesse der Prälaten zu schonen und auf seine Seite zu ziehen, so daß sie ihm über so viel Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die unaufhörlich hinter einander folgten, gar keine Vorwürfe machten, gereichte immer zu seinem Nutzen und zum Anwachs seiner Gewalt; seine Wohlthaten gegen die Kirche legten den Grund zu seinem Thron, und waren die Stütze desselben; kurz, alle seine Talente scheinen seiner Geschicklichkeit untergeordnet gewesen zu seyn. Seine Tapferkeit war groß, aber sein Glück war

noch

größer; er scheint, durch Instinct, die ganze Gewalt errathen zu haben, welche die Religion über ein Volk giebt, dem das Joch der Politik zuwider ist, das aber der Stimme der Priester gelehrig folgt; und wenn er gleich die Idee des Stifters der französischen Monarchie erweckt, so wird er doch gewiß nicht unter den Königen glänzen, deren Namen und Andenken man liebt.

Er ist der Urheber des **salischen Gesetzes**, welches nachmals so berühmt geworden ist, und dem die Reihe der Jahrhunderte eine so große Kraft ertheilt hat; ungeachtet es unmöglich ist, jetzt den Text eben dieses Gesetzes anzuführen, welches noch künftigen Jahrhunderten gebieten wird. Es ist hier nicht der Ort, es in seinen Wirkungen zu untersuchen. Dieses Gesetz beraubte, in Ansehung der salischen Ländereyen, das Frauenzimmer alles Antheils an der Erbschaft, und gab blos dem männlichen Geschlecht das Recht, solche Ländereyen zu erben. Kraft dieses Gesetzes, sagt man, sind die Töchter von der Succeßion auf den französischen Thron ausgeschlossen. Allein dies Gesetz gieng, dem Buchstaben, und selbst seinem Geiste nach, blos auf die salischen Ländereyen, das heißt solcher Ländereyen, die nach dem Gebrauch der Salier besessen wurden. Die Salier waren ein besondrer Stamm von Franken, und Klodwig belohnte ihre Dienste dadurch, daß er ihnen Ländereyen schenkte, wie alle Eroberer gethan haben; er wollte aber zugleich, daß sie in der Folge auch nur von Soldaten besessen würden; sie sollten das ewige Erbtheil

jener

jener Krieger seyn, durch die er so oft gesiegt hatte; dies war das Mittel, sie auf diesen privilegirten Ländereyen sich immer gleich tapfer fortpflanzen zu sehen. Die gezwungene Ausdehnung, die man diesem Gesetze gegeben, scheint nicht aus dem Grunde und Zweck des Gesetzes selbst entsprungen zu seyn. Aber der Gebrauch, welcher auch ein Gesetz ist, hat sich behauptet, und das große, unüberwindliche, ewige Nationalgesetz gebildet; und es hat, ich getraue mich es zu sagen, keinen andern Grund, als ihn. Man wundre sich hierüber nicht: so verhält sichs, fast über den ganzen Erdboden, mit den Gesetzbüchern der Reiche. Hat aber der Eigensinn unsrer Vorfahren, oder das Ungefähr, uns einen Dienst dadurch gethan, daß es dem Frauenzimmer den Thron zu besteigen verbot? Hierüber zu entscheiden, maßt die Geschichte sich nicht an; diese Untersuchung ist ihr fremd, weil sie alle Speculationen, die nicht aufs genaueste mit den Begebenheiten zusammenhängen, vermeidet.

Klodwig stellte zu Orleans eine Kirchenversammlung an, und erhielt dafür eine feyerliche Danksagung. Indeß war dies nichts neues. Diese Versammlungen hatten der Kirche schon eine Consistenz gegeben, und sie zu einen Körper mitten im Staat gemacht, welcher seinen Willen, seine Macht und sein Uebergewicht hatte, und täglich einen festeren und der Ketzerey furchtbareren Grund faßte. Ein Geschichtschreiber, oder vielmehr ein Annalist, irrt sich, wenn er behauptet, das **Regalrecht** habe seinen ersten Ursprung aus dieser Kirchenversamm-

Bayerische Staatsbibliothek München

lung. Klodwig hatte so viel für die Bißthümer gethan, daß es sehr billig war, daß die Bischöfe auch etwas für den König thaten, dessen Arm überdem ihre unermeßlichen und ruhigen Besitzungen schützte. Wenn man nun, bey jeder Vacanz, den Händen des Monarchen, als Beschützers, Erhalters, einen Theil dessen überlieferte, was man von ihm hatte, konnte das ein Geschenk, eine Concession heißen? War es nicht vielmehr ein altes Recht der Krone, welches vermöge seiner Natur unveränderlich und unveräußerlich ist?

In den Kanons eben dieser Kirchenversammlung heißt es, daß man diejenigen nicht mit dem Bannstrahl verfolgen solle, welche ihre Ansprüche gegen den Bischof, oder gegen die Kirche, geltend zu machen suchten; ein sicherer Beweis, daß man schon mehrmals die Klagen der unglücklichen Geplünderten auf diese Art beantwortet hatte. Es heißt ferner, daß keine Laien anders, als auf Befehl des Königs, oder mit Erlaubniß des Richters, in den Klerus aufgenommen werden sollen; ein sehr weises Gesetz, welches man nicht hätte veralten lassen sollen, weil es verhinderte, daß der Dienst des Altars nicht eine gar zu große Menge von Unterthanen dem Staat entzöge, Unterthanen, die auf immer für ihn, für sich selbst und für ihre Nachkommenschaft verloren sind.

Werfen wir hiernächst einen Blick auf die Gesetzgebung der Franken, so hat dieselbe etwas so bizarres, daß man sich Anfangs eines spöttischen Lachens kaum erwehren kann; man hat Mühe zu begreifen,

greifen, was für ein Geist den Gesetzgeber beseelte, als er so seltsame, oder vielmehr so ungereimte Dinge verordnete. Allein dieses sonderbare Gemisch von Gesetzen und Gewohnheiten war aus der Vermischung so vieler Völker entstanden, die alle auf Behauptung ihrer besondern Privilegien eifersüchtig waren. Dies mußte bald ein wahres Chaos hervorbringen, wo alles sich, gleich entgegengesetzten Elementen, zurückstieß, und wo die Vernunft unaufhörlich gegen das Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und wir, jetzt so stolz auf unsre neuen und glänzenden Künste, diese so nichtigen Künste in Vergleichung mit jenen so ernsten und wichtigen Gegenständen, welche das Leben und die Ruhe der ganzen Menschheit interessiren, haben wir uns wohl eines Gesetzbuchs zu rühmen, wo die Vernunft in allen seinen Theilen glänzt, und welches den Spöttereyen, oder wenigstens zahlreichen Einwürfen des Menschenfreundes, keine Blößen giebt? Kurz, haben wir wohl unsern Vorfahren den geringsten Vorwurf zu machen, da wir uns noch mit ihren alten Lumpen schleppen, und nicht, wie sie, die Entschuldigung einer fast unüberwindlichen Unwissenheit haben?

Verwundete man einen Menschen am Kopf, so kam man mit einer Strafe von 15 goldnen Sols davon; zog man aber einen Leichnam aus, so mußte man 62 Goldsols bezahlen. Der Mord hatte seinen besondern Tariff. Es war ein sehr großer Unterschied, ob man einer Frau die Hand oder den Arm drückte. Das erstere war viel weniger straf-

bar. Man erlegte Geldstrafen für Verläumdung, Ehebruch, Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten aller Art; so wie auch für die Nothzüchtigung. Ein äußerst schimpfliches Schmähwort, und welches unfehlbar wie die ärgste Verläumdung bestraft wurde, war, wenn man einen Menschen Fuchs oder Haase nannte. Man verdammte einen Franken, der irgend eines Verbrechens überführt war, nackt im Hemde von einem bestimmten Ort zum andern zu gehen, und dabey einen Hund unter dem Arm, und zuweilen auch einen Pferdesattel auf dem Rücken zu tragen. Daher der Gebrauch, im blossen Hemde Ehrenbuße zu thun, ein Schimpf, der nur den größten Verbrechern aufgelegt wird.

Man rechtfertigte sich damals, und zwar öffentlich, durch Proben; man hatte noch keine andre Mittel ersonnen, den Richter in Stand zu setzen, über problematische Fälle zu entscheiden. Gold war der Gott, der alle Verbrechen tilgte; dieser seltsame Mißbrauch erneuert sich zuweilen selbst in unsern Tagen, aber wenigstens verordnen und heiligen ihn doch unsre Gesetzbücher nicht.

Die Richter des Volks (und dies verdient bemerkt zu werden) waren dieselben Krieger, die auch für dasselbe fochten; so daß die militarische und bürgerliche Gewalt, gefährlicher Weise in derselben Hand concentrirt waren. Es wäre erstaunlich, wenn diese Richter immer unpartheyisch, billig, gemässigt gewesen wären; die Hand, welche den Degen zu führen gewohnt ist, ihrer Natur nach ungeduldig, um nicht gewaltthätig zu sagen, zerhauet gern

die

die Schwierigkeiten, statt sie aufzulösen. Zu gleicher Zeit aber kann man bemerken, daß man die nicht geschriebenen Gesetze nicht am schlechtesten zu befolgen pflegt. Das unermeßliche Labyrinth der Processe existirte noch nicht; die gerichtlichen Formalien waren ganz simpel, und dies war ein grosser Vortheil. Man wußte nichts von jenen ins Unendliche vervielfältigten Rechtshändeln, die sich einer aus dem andern erzeugen, und die, jemehr darüber gestritten wird, täglich ungewisser werden.

Die kleinern Helfershelfer der Justiz überdeckten noch nicht das Reich; ein vierter Theil der Nation, mit einer verderblichen Feder bewaffnet, durchbohrte noch nicht mit diesem unermüdeten Pfeil seine übrigen Mitbürger; ein Uebel, welches um desto schrecklicher ist, da der Angriff immer furchtbarer wird, als die Vertheidigung sicher ist, und selbst die allerklügsten nicht mehr wissen, was für einen Schild sie diesen unsichtbaren Pfeilen entgegensetzen sollen.

Wir dürfen nicht vergessen zu erzählen, daß **Klodwig**, man weiß nicht aus welchem Grunde, die tiefste Ehrfurcht vor dem heil. **Martin** hegte; seine Andacht in diesem Punkt war ganz ausnehmend, und er war nicht der einzige König von Frankreich, der diesem Heiligen besonders zugethan war. Er überhäufte sein Grabmal mit den kostbarsten Geschenken; er ließ einen Soldaten hinrichten, weil er Gras bey seinem Tempel geschnitten, welches ihm die ruchloseste Entweihung zu seyn schien; und er wiederholte oft mit vielem Eifer: „Wie könnten

wir siegen, wenn wir das Unglück hätten, den grossen St. Martin zu beleidigen?“

Klodwigs vier Söhne.

Man fragt mit Erstaunen, woher jene unzählige Menge von Barbaren gekommen, die sich wie ein reißender Strom über das mittägliche Europa herstürzten, ein Reich übern Haufen warfen, das auf unerschütterlichen Säulen zu ruhen schien, und aus den zerstückelten Gliedern dieses großen zerrissenen Körpers jene mächtigen Königreiche bildeten, die noch jetzt existiren, und nichts anders sind, als die Trümmern der römischen Macht.

Welches Land der Erde hatte eine so zahlreiche Volksmenge erzeugt, und unterhielt den unversiegenden Strom dieser successiven Auswanderungen? Woher endlich kam sie, diese Ueberschwemmung? Man antwortet: aus den nordlichsten Gegenden Europens und Asiens. Allein warum sind denn diese Länder jetzt, in Vergleichung mit jenen Zeiten, von Einwohnern leer; und warum zeigen sie uns, weit entfernt, die Werkstäte des Menschengeschlechts zu seyn, wie die Alten sich ausdrückten, jetzt nur einige Tausende von Menschen, die in weiter Entfernung von einander auf unermeßlichen Landstrichen hie und da zerstreut sind? Diese Barbaren kannten weder den Landbau, noch den Handel, diese völkernährenden und erhaltenden Künste, und ihre Völkerschaften waren doch zahlreicher und gedrängter,

ter, als jetzt die Bewohner der fruchtbarsten Ländereyen civilisirter Staaten nicht sind; es wurde ihren unzählbaren Horden in den ungeheuresten Regionen zu enge, und sie hatten doch, zur Versicherung ihrer Subsistenz, nichts weiter, als die schwache Ressource der Jagd und der Fischerey; sie wußten der Erde ihre Geschenke nicht abzuzwingen, und übertrafen doch, an Zahl, wie an Macht, die landbauenden Völker. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt uns, daß nur Landbau und Handel eine große Bevölkerung stützen können; und wie konnte denn ihr unangebauter, fast auf allen seinen Punkten bedeckter Boden, zur Unterhaltung eines Volks hinreichen, welches, da es nur von seinen Heerden und von der Jagd lebte, eines immer freyen, unermeßlichen und offenen Bodens bedurfte, um seine Kinder ernähren, und zugleich seine künftigen Colonien formiren zu können? Sie versiegten gleichwohl nicht; und die Geschichte, die hier stumm bleibt, giebt uns über diesen Punkt durchaus keinen befriedigenden Aufschluß. Die Wolken verfinstern sich immer mehr, je weiter man mit diesen Barbaren, zu ihrem Ursprunge hinaufsteigen will. Er täuscht alle unsre Untersuchungen. Wir müssen gestehen, dies ist vielleicht das erstaunlichste Phänomen, welches sich je auf Erden gezeigt hat; denn man wird nicht müde, mit einer Art von Schrecken diesen reißenden und verwüstenden Schwarm zu bewundern, der, indem er Europa durchzog, es auf allen Seiten zerriß, allenthalben Verwüstung, Elend und Tod mitbrachte, nichts

desto weniger mitten unter den Trümmern der zerstörten Städte, und den Wüsteneyen, wohin er den Hunger gerufen hatte, subsistirte.*)

Klodwig hinterließ vier Söhne; sie theilten sich in die Staaten, die ihr Vater erobert hatte. Es bedurfte damals weiter nichts, als vom königlichen Geblüt zu seyn, um zu herrschen. Die Franken besaßen also in dem Gesetz, welches zur Theilung des Throns berechtigte, ein ewiges Hinderniß gegen die öffentliche Ruhe. Gewiß hätte kein besseres Mittel ausgedacht werden können, um den Verfall einer Monarchie zu beschleunigen. Alle diese Prinzen, welche, vermöge des Rechts ihrer Geburt, regieren mußten, foderten, mit den Waffen in der Hand, diese verderbliche Theilung, die, indem sie das Reich zerstückelte, jede nützliche und dauerhafte Reform verhinderte. Es ist in Wahrheit ein großer Abstand zwischen einem Montesquieu und den politischen Gesetzgebern jener Zeit. Diese unglückliche Theilung, welche unaufhörlich die verschiednen Interessen der Theilenden in Streit setzte, gab ihrem Ehrgeiz eine gefährliche Nahrung. Daher das Signal der bürgerlichen Kriege, in denen es desto grausamer hergieng, je allgemeiner sie waren.

Ueberhaupt kann man die Geschichte unsrer ersten Könige nicht ohne Entsetzen lesen: man sieht nichts, als Brüder, welche die Staaten ihrer Brüder

*) Einige scharfsinnige Bemerkungen über dies ausserordentliche Phänomen findet man in dem vortreflichen vor kurzem ins Deutsche übersetzten Werke: über die Glückseligkeit der Völker. S. I. B. Th. 2. 1ster Abschnitt. d. Ueb.

der an sich reißen; Verwandte, welche Verwandte ermorden; die Bande des Geblüts vergrößern nur ihre Wut; nichts als ein ungeheures und gleichförmiges Gemälde derselben Gewaltthätigkeiten und derselben Verräthereyen. Es ermüdet und empört; die Feder fällt einem aus der Hand, wenn man sich bey diesem ekelhaften Gewirre unmenschlicher und nicht minder verborgener Verbrechen verweilen soll. Die Wildheit ihrer Leidenschaften läßt nicht einmal irgend ein merkwürdiges Gepräge zurück, so niedrig und verächtlich ist der Bewegungsgrund derselben. Doch, wir müssen unsern Widerwillen überwinden, und uns, weil es doch so seyn muß, in dies alte Beinhaus königlicher Gerippe werfen, wo die Spuren der Grausamkeit so vieler Fürsten nicht durch den mindesten Strahl von Ruhm und Größe erhellet werden. Der Contrast einer glücklichern Zeit wird es uns dann desto fühlbarer machen, wie liebenswürdig die glückliche Eintracht der Brüder ist, die unter dem Schatten des Throns sich lieben; und mit desto größerer Wonne werden unsre Blicke dann auf diesem Gemälde der öffentlichen Tugenden ruhen.

Klodwigs ältester Sohn, **Theodorich** oder **Dieterich**, war, vor der Vermählung seines Vaters mit der **Klotildis**, von einer Beyschläferinn geboren. Er bekam zu seinem Erbtheil die östlichen Provinzen des Reichs, und man nannte ihn **König von Metz.** **Klodomir**, der älteste Sohn der **Klotildis**, wurde König von Orleans. **Childebert** und **Klotar** waren noch Kinder; der

erste wurde König von Paris, und der zweyte von Soissons, unter der Vormundschaft ihrer Mutter.

Eine Zeitlang blieb alles im Frieden; eine betrügliche Stille vor dem Sturm! Man unternahm sogar in diesem Augenblick der Ruhe eine ziemlich glorreiche Expedition außerhalb Landes, und als erstes Seeunternehmen, wovon wir, seit der Niederlassung der Franken in Gallien, Nachricht haben, verdient sie hier ihren Platz, um so mehr, da die Nation seitdem die Herrschaft des Meers zu verschmähen und nur nach der Herrschaft zu Lande zu trachten schien. **Theudebert**, Dieterichs Sohn, erhielt in einem Tage einen gedoppelten Sieg über den König der Dänen. Er selbst schlug die Landarmee, unterdeß die französische Flotte die dänische schlug.

Bald darauf überredete **Klodwigs** Wittwe, weil sie ihre Rachbegier nicht aufzuopfern wußte, (welches so schwer ist, wenn man das Unglück hat, mächtig zu seyn,) ihre Söhne, dem **Sigismund**, **Gundobalds** Sohn, Krieg anzukündigen; sie hatte den gewaltsamen Tod ihres Vaters nicht vergessen, und wollte ihn an den Sohn des Mörders rächen. **Klodomir**, zu folgsam der Stimme seiner ihn aufhetzenden Mutter, trieb den Krieg mit großer Wut, und tauchte seine Hände in **Sigismunds** Blut, welcher, um dem Tode zu entgehen, seine Haare abgeschoren, und sich als ein Einsiedler verkleidet hatte. Er war so fern von allem Erbarmen, daß er auch seine Gemahlinn und seine Kinder tödtete; sie wurden nicht auf dem Schlachtfelde,

felde, sondern mit kaltem Blut und in dem Dunkel eines Gefängnisses ermordet. Einige Tage nachher fiel **Klodomir** selbst in einen Hinterhalt, wurde niedergehauen, und sein Kopf auf die Spitze einer Lanze gesteckt. **Sigismund** hatte also, was bey unglücklichen Fürsten sehr selten ist, Rächer nach seinem Tode gefunden.

Klodomir hinterließ drey Söhne; welches seine Brüder nicht abhielt, sich seiner Staaten gierig zu bemächtigen, unter dem scheinbaren Vorwande, die jungen Prinzen unter ihre Tutel zu nehmen; im Grunde des Herzens aber hatten diese Tieger, die von Ehrsucht brannten, keine andre Absicht, als sie ihres Erblandes zu berauben. Da sie nach Paris gebracht wurden, als sollten sie daselbst feyerlich den königlichen Titel empfangen, wurden sie plötzlich arretirt und aufs schärfste bewacht. **Klotildis**, bestürzt und das bevorstehende ahndend, beschwört ihre Söhne auf den Knien, ihren Enkeln Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man schickt ihr, statt aller Antwort, eine Scheere und einen bloßen Degen; dies fürchterliche Emblem wollte so viel sagen, als: **Wähle für sie den Tod oder das Kloster.** In der Unbesonnenheit ihres Schmerzes rief sie, daß sie ihre Enkel lieber im Grabe, als mit geschornem Kopfe, das heißt ohne Krone, sehen wollte. Dies Wort war ihr Todesurtheil. **Klotar** stieß dem ältesten, welcher zehn Jahr alt war, seinen Dolch ins Herz. Der zweyte, erst acht Jahr alt, umfaßte flehend die Knie seines Onkels **Childebert.** Er wurde durch die Thränen des

Kindes

Kindes erweicht, und beschwor den Klotar, seiner zu schonen. Dieser Rasende antwortete ihm, von Ehrsucht und Zorn entbrannt: **Du hast mich bewogen, dies Verbrechen zu begehen, und du bebst zurück: Stirb selbst, oder laß mich vollenden!** Childebert lief erschrocken davon, und Klotar ermordete das Kind. Man rettete den dritten, indem man ihn in einem Kloster verbarg, der einzigen Freystätte vor der Wut eines unnatürlichen Verwandten, welcher in seiner nur halb befriedigten Raserey alle Bedienten, welche die jungen Prinzen begleitet hatten, ohne Unterschied hinrichtete, um die ungelegenen Zeugen seiner Frevelthat zu vertilgen, oder vielmehr, um die Flucht des letztern an ihnen zu strafen. Dieser, welcher das Glück gehabt hatte, ihm zu entwischen, wurde Priester, um seine verborgnen Tage zu retten; man nannte in der Folge ein Dorf bey Paris nach seinem Namen, und betete ihn, als dem heil. Cloud an.

Dietrich, der ruhige Zuschauer des Mords seiner Neffen, versöhnte sich mit den Mördern, statt ihnen ihre Unthaten vorzuwerfen. Wie aber nie eine dauerhafte Einigkeit zwischen den Mitschuldigen eines nämlichen Verbrechens statt findet, so bewaffneten sie sich bald einer gegen den andern, thaten sich alles mögliche Böse an, und ließen sich also wechselseitig Gerechtigkeit wiederfahren.

Die Lieblingsmaxime dieser abscheulichen Familie war, man habe nichts, so lange man nicht Herr von allem sey. So groß ist der Wahnsinn der Ehrsucht: bald verbargen sie ihren brennenden Haß

unter

unter der Larve der Verstellung, bald brach er aus, und dann legt' er sich wieder, um desto wütender aufzuwachen. Verbunden, um ihren Nachbarn einige Provinzen zu entreißen; getrennt, tödtliche Feinde, sobald es ans Theilen gieng; zankten sie sich, unterzeichneten dann Tractate, und verabscheuten sich ohne Unterlaß. Gleichwohl brachten sie es dahin, Burgund gemeinschaftlich zu erobern; sie wollten auch in Spanien eindringen, wurden aber von den Westgothen zurückgeschlagen; sie schlossen wider ihrem Willen einen Traktat mit dem Justinian und den Ostgothen, der aber kaum geschlossen war, als sie ihn schon verletzten.

Der plötzliche Ausgang der Nachkommenschaft Dietrichs, nnd der Tod es Königs von Paris, vereinigte alle Theile der Monarchie unter eben dem Klotar, welcher seine Neffen so grausam ermordete, und welcher ursprünglich weiter nichts, als das kleine Königreich Soissons besessen hatte. Er erbte ein Reich, welches sich von den Ufern der Elbe bis ans aquitanische Meer, und von den Mündungen der Schelde bis zu den Quellen der Loire erstreckte. Eh' er aber dieser großen Herrschaft genoß, sah er einen seiner Söhne sich gegen ihn empören. Und wer reizte ihn zu dieser Rebellion? Nach dem, was man gelesen hat, wird man sich nicht wundern, daß es Childebert war, Childebert, dessen Herz noch am Rande des Grabes Haß und Zwietrachtsucht nährte. Und dieser Vergifter eines jungen Prinzen, welcher nicht erröthete, ihn zum Vatermörder zu bilden, sprach von Religion, eiferte sogar

gar für ihre Reinigkeit. Er wars, der von dem Papst Pelagius ein öffentliches Glaubensbekenntniß foderte, um zu wissen, ob er orthodox sey; denn mitten in seiner unnatürlichen Ehrsucht, schützt' er die Glaubenslehren, und fand einen großen Gefallen an theologischen Spitzfindigkeiten.

Klotar hatte seinem jungen und verführten Sohn sein erstes Vergehen verziehen; allein das Blut, aus dem er entsprossen war, erlaubte ihm keine Reue: er wagt' es, die Waffen zum zweytenmal zu ergreifen; aber nun war auch der siegreiche Vater unerbittlich, und strafte ihn mit der äußersten Grausamkeit. Er ließ ihn, mit seiner ganzen Familie, in einer Hütte, worinn er sich eingeschlossen hatte, verbrennen: es wurde also kein Unterschied zwischen dem Schuldigen und Unschuldigen gemacht; alle Handlungen, welche damals noch einigen Schein von Gerechtigkeit hatten, wurden doch zugleich durch die blindeste Grausamkeit befleckt.

Klotar starb im folgenden Jahr; er wurde auf der Jagd, in den Wäldern zu Compiegne, welche noch jetzt der Schauplatz der periodischen Lustbarkeiten unsrer Könige sind, vom Fieber befallen. Man sagt, er habe noch sterbend die unsichtbare Macht jenes Königs des Himmels gefühlt, dessen die Könige der Erde in dem Traum ihrer eiteln Größe vergessen, und den sie zu spät erkennen, wenn der Tod das Diadem ihrer Stirne zerreißt, und ihnen alles, außer ihre Tugenden, nimmt. Wehe dem, der, gleich ihm, dann dem höchsten Richter

nichts

nichts darzubringen hat! Wehe dem, der mächtig gewesen, ohne seine Macht zu Beseligung der Menschen gebraucht zu haben! Gewiß hat er Ursach, vor den ewigen Rächer der Verbrechen zu zittern; auch Klotars Tod war nicht ruhig, und konnt' es nicht seyn.

Sein Bruder **Childebert** ließ Saint-Germain-des-Pre's erbauen, welches für eins der schönsten Gebäude in Gallien gehalten wurde; man verrichtete in demselben an dem nämlichen Tage die Cärimonie der Einweihung, und der Leichenbestattung des Königs; er schien diese Kirche nur zu seinem Begräbniß gebaut zu haben.

Man hat aus dieser Zeit eine merkwürdige und ganz sinnreiche Fabel, von dem **Theobald**, König von Austrasien. Einer von seinen Hausbedienten hatte sich, auf seine Kosten, sehr bereichert, und foderte seinen Abschied, um desto unbemerkter der Frucht seiner Betrügereyen genießen zu können. Der König ließ ihn rufen. „Hör, der Spitzbube," sagt' er: „Eine Schlange kroch einst in eine Weinflasche, und trank sich so voll, daß sie zu dick war, um wieder heraus zu können; worauf der Herr der Flasche folgende sehr billige Worte zu der übermässig angeschwollenen Schlange sagte: **Gieb wieder, was du genommen hast, so wirst du eben so leicht wieder herauskommen, als du hineingekommen bist; dies ist das einzige Mittel dir zu helfen.**" Mehr als ein Fürst könnte diese Fabel in unsern Zeiten wiederholen; die Strafe würde sehr gelinde seyn. Jedermann würde

de sie billigen; denn das schönste Kapitel in dem Buch der Gerechtigkeit ist das von der Wiedererstattung.

Klodwigs und **Klotars** Gemahlinnen wurden beyde für Heilige erklärt und kanonisirt. Sie starben in den Klöstern, die sie, dem Gebrauch der Zeit gemäß, mit Reichthümern überhäuft hatten. Sie hatten ihre Schätze, fast ohne allen Vorbehalt, dazu verwandt, Kirchen zu bauen, und Klöster zu stiften.

Ueber nichts darf man sich in der Geschichte der Menschen wundern, wenn man sieht, wie unter diesen gräuelvollen Regierungen die Geistlichkeit, von allen Abgaben frey, ungeheure Güter besitzt; wie ihre ungerechten Privilegien sich über ganze Städte erstrecken; wie geistliche Gebäude, aufs prächtigste ausgeschmückt, auf allen Seiten emporsteigen; wie Heilige die Anbetung usurpiren, die allein dem wahren Gott gebührt; wie endlich ein leerer Aussenschein die Stelle der Moral einnimmt, welche zu lehren man sich nicht einmal einfallen ließ. Man sieht, daß alle diese großen Verbrecher ihr Gewissen durch eine Menge abergläubiger Verrichtungen einschläferten, und ihre Unthaten dadurch gut zu machen glaubten, daß sie dreymal im Tage Reliquien küßten. Sie zweifelten gar nicht an ihrer ewigen Seligkeit, wenn sie nur die Diener der Kirche, die ihnen jene Unterwürfigkeit aufgelegt hatten, nicht beleidigten; und ganz sicher in Ansehung ihrer vielfältigen Verbrechen, die sie leicht wieder gut zu machen gedachten, hatten sie in ihrer abscheulichen

Gemüths-

Gemüthsruhe nicht den geringsten richtigen Begriff weder von der Tugend, noch von den göttlichen Grundsätzen des Evangeliums; sie waren dem höchsten Grade der menschlichen Verkehrtheit nahe, jener schrecklichen Verblendung, die darin besteht, daß man Verbrechen begeht, in der falschen Einbildung, man werde sie nachher durch einige fromme Mummereyen am Fuß der Altäre wieder abbüßen können.

In dieser Epoche machte der Mönchsstand, wie man leicht denken kann, große Progressen in Frankreich. Unter den Orden, welche es schützte, kamen einige aus Italien, und ihre Regeln, in unser Klima verpflanzt, gaben uns ganz fremde Ideen; sie paßten sich gar nicht für uns, und wurden gleichwohl angenommen. Einige unterwarfen sich ihnen aus Frömmigkeit, andre aus jenem Stolz, welcher darin besteht, daß man sich mit einem harten Joche beladet, wie mit einer ungeheuren Last, die man der Schwachheit andrer, die davor erschrickt, zur Schau trägt.

Unter diesen Orden muß man indessen den des heil. Benedictus auszeichnen, welcher unsre Ländereyen urbar gemacht, und die Morgenröthe unsrer Litteratur vorbereitet hat.

Alles schien damals zu glauben, die menschliche Vollkommenheit bestehe darin, sich von der Welt abzusondern, sich in kleine Häuflein zu zertheilen, um im Schatten der Klöster, die immer sehr reichlich dotirt waren, in einem mystischen Müßiggange zu leben. Ists nöthig, noch hinzu zu setzen,

daß man Kindern von sieben Jahren den Schleyer gab, sie im zehnten Jahr zu Nonnen machte? Ein Vater disponirte über seinen minderjärigen Sohn, machte sich für ihn verbindlich, und das Verspechen des Vaters hatte für den Sohn die Kraft eines authentischen, unwiderruflichen und heiligen Eides. Die Gewalt der Geistlichen vergrößerte sich, überschritt bald die vorgeschriebenen Schranken, und so flossen unvermerkt die Gränzen der beyden Mächte in einander. Eine tiefe Unwissenheit der Rechte des Menschen gab dem Nationalaberglauben einen jener erniedrigenden Charaktere, die ein Volk auf mehrere Jahrhunderte herabwürdigen; und die Meynungen der Unterthanen waren nicht minder bedaurenswürdig, nicht minder schimpflich, als die Verbrechen der Großen.

Verschiedne Kirchenversammlungen hatten die Religion noch nicht von dem glänzenden Zusatz heidnischer Cärimonien gereinigt; sie herrschten noch immer an den Festen und bey den Vergnügungen des Volks, welches immer die Zeichen des Gottesdienstes um so mehr liebt, je weniger es das Wesen desselben kennt. Man konnte sogar das Christenthum (so nahe bey seinem Ursprunge) schon als in zwey feindliche Zweige getrennt, betrachten, in den nicäischen Glauben, und den Arianismus. Den Anhängern der nicäischen Glaubenslehren zufolge, war Christus seinem Vater gleich, von gleichem Wesen und gleicher Natur. Die Arianer behaupteten eine nothwendige Ungleichheit zwischen den Personen der Dreyeinigkeit; und andre Ketzer, die noch

straf-

strafbarer waren, und mit gerechtem Unwillen aus dem mütterlichen Schoos der Kirche verstoßen wurden, lehrten, Christus sey nur ein bloßer Mensch, der von Gott inspirirt, mit allen übernatürlichen Gnaden begabt, und auf Erden herabgeschickt worden, um den Menschen jene göttliche Moral zu bringen, welche die allgemeine Liebe zum Gebot, und dies Gebot zum Grunde aller Tugenden macht. Theologische Fragen spalteten den ganzen Orient, ohne die Wut des Krieges zu dämpfen. Die hitzigsten Controversen drängten sich mitten zwischen die Unthaten der Ehrsucht; man massacrirte sich, und disputirte dabey ohne Unterlaß über das Wort. Justinian selbst, so berühmt durch den Degen des Belisarius, und nicht weniger durch die Feder eines Juristen, konnte sich nicht enthalten, seine Ideen der Welt mitzutheilen, und besonders sie über die Gemüther herrschend zu machen, auf deren Beherrschung er eifersüchtiger war, als auf den Besitz gehorsamer Unterthanen; kurz, er hatte den Ehrgeiz, das Haupt einer Secte seyn zu wollen, und schien den Titel eines guten Theologen dem eines großen Kaisers weit vorzuziehen.

Klotars Söhne.

Der Staat wurde nun zum zweytenmal unter Klotars vier Söhne getheilt, und neues Elend der Monarchie war die natürliche Folge dieser seltsamen und bejammerswürdigen Theilung.

Wie gieng es doch zu, daß die vergangenen, und darum nicht minder neuen Trübsale die Nation nicht aufgeklärt hatten? Sie ahndete sogar die Möglichkeit der politischen Erleuchtung nicht. Diese scheint recht bestimmt zu seyn, erst ganz zuletzt, und wenn erst alle möglichen monstruösen Irrthümer zum Unglück der Menschheit erschöpft sind, zu leuchten. Der alten Gewohnheit zufolge, welche beständig unter den Franken geherrscht zu haben scheint, loosete man über die Theilung. **Chariberr**, der älteste der Prinzen, erhielt das Königreich Paris, Orleans fiel **Guntram**, dem zweyten, Metz dem **Siegebert**, und Soissons dem **Chilperich**, dem jüngsten, zu. Provence und Aquitanien waren nicht mit unter dieser Theilung begriffen: die vier Prinzen sollten sie gemeinschaftlich besitzen; neuer Sauerteig von Anarchie.

Chilperich, der unruhigste und unternehmendste von allen, und welcher gleich anfangs, wiewohl vergebens, Paris an sich zu reißen gesucht hatte, griff die Staaten **Siegeberts** an, da er eben beschäftigt war, die Hunnen, die ihn angefallen hatten, zurückzutreiben, und nahm Reims mit einigen benachbarten Städten weg. **Siegebert** gieng über den Rhein zurück, und ungeachtet ihm von zwey Feinden zugesetzt wurde, bot er ihnen doch von beyden Seiten die Stirn. Er nahm Reims, wie auch die andern ihm entrissenen Städte wieder weg; worauf denn durch Vermittelung der beyden andren Brüder Friede geschlossen wurde.

Diese

Diese Hunnen, die Ueberbleibsel ihrer Nation, die an den Ufern der Donau wohnten, und von dem Siegebert geschlagen wurden, waren nicht leicht zu überwinden. Sie waren nicht nur tapfer und kriegerisch, und zu Schlachten abgehärtet, sondern ihre riesenmäßige Statur, ihre gräßliche Gestalt, ihr bleiches Gesicht, ihr wilder Blick, und besonders das fürchterliche Geschrey, welches sie am Anfange eines Treffens erhuben, war sehr geschickt, Schrecken zu verbreiten, und es gehörte ein großer Mann dazu, sich diesem Strom zu widersetzen, der noch vor nicht langer Zeit Europa überschwemmt hatte.

Charibert starb, nachdem er starke Proben von Unenthaltsamkeit gegeben hatte. Er hatte zwey Schwestern geheirathet, deren eine Nonne war; und was man für noch ruchloser hielt, er hatte einen Bischof nicht sehr respectirt. Seinen Tod betrachtete man daher auch als eine gerechte Strafe des Himmels. Neue Theilung seines Nachlasses, neuer Anlaß zu Zwietracht und Haß! keiner wollte sichs gefallen lassen, die Stadt Paris, welche seitdem von ihren Nachfolgern die gute Stadt genannt wurde, von seinem Loos ausschließen zu lassen. Es wurde also nach vielen Streitigkeiten festgesetzt, daß jeder der drey Brüder einen dritten Theil der Hauptstadt haben, und keiner anders, als mit freyer Bewilligung seiner Brüder, hineinkommen sollte. Der Fluch aller Heiligen des Paradieses sollte dessen Kopf treffen, der es zuerst wagen würde, diesen Tractat zu brechen, welcher aufs feyerlichste in Ge-

genwart aller Reliquien des Reichs, und die Hand auf ihren Kästchen, beschworen wurde.

Man wird bald zwey Frauenzimmer auf dem Schauplatze figuriren sehen, die sich durch ihre Freveltaten, und besonders durch ihre Unerschrockenheit im Verbrechen, eine Art von Celebrität erworben haben. Ihre Rasereyen haben ein langes Andenken zurückgelassen. Ihre Kühnheit, ihr Stolz, ihre Geschmeidigkeit, ihre unversöhnliche und unergründliche Seele, kurz alle Laster, unter den einnehmendsten Reizen ihres Geschlechts verborgen, haben noch jetzt ein Recht, unsre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Ganz Frankreich wurde durch ihren unversöhnlichen Haß in Flammen gesetzt, und athmete erst nach ihrem Tode wieder auf.

Gift und Dolch, die selbst der nächsten Blutsfreunde nicht schonten, waren die Waffen der **Brunehild** und **Fredegunde**. Die erste, **Siegeberts** Gemahlinn, war aus dem königlichen Geblüt der Gothen; die zweyte, die von der niedrigsten Herkunft war, verdankte **Chilperichs** Liebe ihre Erhebung auf den Thron. Er war schon mit der **Audovera** vermählt, als er von einer geheimen Leidenschaft für **Fredegunden** brannte. Diese, mit einem listigen und fruchtbaren Genie geboren, besaß einen intriganten Charakter, voller Verstellung und nicht minder erfinderisch an Ressourcen; sie hätte selbst den, der nicht in ihre Reize verliebt gewesen wäre, mit ihren Kunstgriffen bestrickt. Was that sie nicht, um sich den Besitz eines Herzens zu sichern, welches ihrem Ehrgeiz das weiteste Feld öffnete?

öffnete? Es ist interessant, ihrem Gange nachzuforschen; man kann dabey eine neue traurige Erfahrung über das Herz eines Frauenzimmers machen, das von Begierde brennt, sich auf einen Thron zu setzen; da sie aber zu ihrer Zeit eine männlichere und entschiednere Rolle gespielt hat, als einer der Könige von Frankreich, so wollen wir uns bemühen, sie kennen zu lernen, und zwar mehr, als alle jene kalten oder zweydeutigen Physionomien, die nur zu oft mit ihrer Unbeweglichkeit den Schauplatz der Geschichte anfüllen.

Sie war die Tochter eines Bauern in der Picardie; und was sehr selten ist, ihr Verstand gab ihrer großen Schönheit nichts nach. Große Genies lassen sich nicht erziehen, so wenig als starke Seelen, und sie bedurfte also keiner Erziehung. **Chilperich** machte sie zu seiner Maitresse, als sie beyde noch sehr jung waren. Er sahe sich genöthigt, eine seiner Geburt angemeßne Heirath einzugehen, und der geheimen Neigung seines Herzens zu entsagen. **Fredegunde** klagte darüber nicht; sie that besser; sie wandte alle ihre Geschicklichkeit an, sich in die Gunst der Königinn einzuschmeicheln, und ihr Zutrauen zu gewinnen. Die Königinn, die nicht argwöhnisch war, fiel in ihr Netz, und glaubte ihren arglistigen Worten, die unter dem Schleyer der Ehrerbietung die Nebenbuhlerinn verbargen, und nur die Unterthaninn zeigten.

Fredegunde, mit ihrer künftigen Größe beschäftigt, sagte sich ohne Zweifel, wenn sie, zur

Seite der Königinn, ihre ehrsüchtigen Entwürfe überdachte, daß sie, da sie schon Chilperichs Bette theilte, auch wohl dereinst seinen Thron theilen könne, wenn er nur erledigt wäre. Sie dachte also auf Mittel. Es war nöthig, durch List eine Ehescheidung vorzubereiten und zu Stande zu bringen; und dies gelang ihr. Die Königinn kam in Chilperichs Abwesenheit mit einer Prinzessinn nieder, deren Taufe bis nach gehaltenem Kirchgange verschoben wurde. An dem dazu bestimmten Tage blieb die Person, welche Gevatter stehen sollte, über die Zeit aus; und nun bediente Fredegunde sich der Ungeduld der wartenden Königinn, oder vielmehr ihrer Unwissenheit, sie zu bereden, daß sie das Kind selbst zur Taufe hielt; eine Handlung, wodurch, nach dem seltsamen Wahn jener Zeiten, die eheliche Verbindung verletzt und aufgehoben wurde: man begieng nämlich in solchem Falle mit dem Pathen einen geistlichen Ehebruch, und der Tod allein konnte dies Verbrechen, welches man für das größte von allen hielt, abbüßen.

Audovera sahe sich also genöthigt, sich vom Chilperich zu scheiden, und in ein Kloster zu gehen. Gleichwohl wurde die Absicht dieses ersten Kunstgriffs der Fredegunde durch die Umstände vereitelt. Der König heirathete Galsuinden, die älteste Schwester der Brunehild, um sich desto mehr Achtung bey seinen Unterthanen zu erwerben, weil er dadurch in eine Verbindung kam, die seinem Bruder Siegebert in ihren Augen große Ehre machte. Solchergestalt sehen die Fürsten, unaufhörlich

hörlich von den Augen der Nation bewacht, sich genöthigt, ihr oft in dem zu gehorchen, was ihnen am meisten mißfällt. Die geschickte **Fredegunde** wußte sich wieder zu verstellen: sie affectirte dieselbe Zärtlichkeit, bewies dabey eine immer gleiche Gefälligkeit, und erwartete so den günstigen Augenblick. Es erforderte die größte Kunst und Geschicklichkeit, das Herz des Königs zu beherrschen, da er von Natur sehr veränderlich und unbeständig in seiner Liebe war. Sie war seine Maitresse und wurde nach und nach erst seine Vertraute, und dann sein Minister. Eines Tages fand man die Königinn todt in ihrem Bette; der König rief seine Bedienten herbey, vergoß einige Thränen, und wollte gern glauben machen, daß sie in der Nacht eines plötzlichen Todes gestorben: allein, da man ihn einige Monate nachher dem allgemeinen Geschrey trotzen, und öffentlich **Fredegunden** heirathen sah, zweifelte man nicht mehr, daß er das Verbrechen begangen. In der That hatt' er seine Gemahlinn mit seinen königlichen Händen erdrosselt.

Brunehild wiegelte ihren Gemahl **Siegebert** auf, diesen Mord zu rächen, und sprach auch den **Guntram** laut um Gerechtigkeit an; allein in diesen Zeiten der Barbarey wurden andre Bewegungsgründe, als kalte Billigkeit, erfordert, die Könige aus ihrer Schlaffucht zu wecken. **Guntram**, nachdem er die Waffen gegen den **Chilperich** ergriffen, beschloß den Krieg bald durch ein Bündniß mit ihm. **Siegebert**, welcher einen meineidigen und grausamen Halbbruder verfolgte, setzte ihm von al-

len Seiten an der Spitze einer siegreichen Armee zu, und zwang ihn, sich in den Mauren von Dornik einzuschließen. Er war nun im Begriff seinen Lohn zu empfangen; und nichts konnte die tiefe Rachbegier der **Brunehild** besänftigen, welche die Billigkeit auf ihrer Seite hatte; aber **Fredegunde** gab, durch ein neues Verbrechen, der Sache augenblicklich eine andre Gestalt; zwey Dolchstiche befreyten den **Chilperich** von dem **Siegebert**, und die beyden Bösewichter, welche nach dem Morde entwischen zu können geglaubt hatten, wurden niedergehauen und gaben auf dem Leichnam des Königs den Geist auf.

Die Belagerung wurde aufgehoben; und **Chilperich**, der nun Sieger war, bemächtigte sich in dem Lager der Gemahlinn, der Kinder und der Schätze des **Siegebert**. Ein Mord verschaffte ihm alle diese abscheulichen Vortheile; aber ein treuer Diener, der den einzigen erst fünfjährigen Sohn seines Herrn geschickter Weise auf die Seite gebracht hatte, brachte ihn nach Metz, und ließ ihn, in Erwartung seines künftigen Schicksals, zum König von Austrasien ausrufen.

Unterdeß **Siegeberts** Witwe, die sogar alle Hoffnung der Rache verloren zu haben schien, zu Rouen gefangen gehalten wurde, hatte sie, noch jung und in der vollen Blühte ihrer Reize, das Herz eines Prinzen entflammt; und, was wirklich sonderbar und merkwürdig ist, dieser Prinz war einer von **Chilperichs** eignen Söhnen erster Ehe, Namens **Meroväus**. Die Liebe wollte jetzt mit-

ten unter diesen Unthaten ihre Rolle spielen. Unbekümmert um seinen Vater und dessen Sache, verfügt' er sich, statt nach Poitou, wie der König ihm befohlen hatte, heimlich nach Rouen; und, was uns sehr seltsam vorkommen muß, heirathete hier seine Tante. Das Gesetz des Staats hatte noch nicht alle durch die Prinzen von Geblüt ohne Einwilligung des Königs geschlossene Heirathen für ungültig erklärt; ein politisches Gesetz, welches in der monarchischen Verfassung große Vortheile hat.

Man denke sich das Erstaunen und die Wut **Chilperichs.** Er fliegt gegen seinen Sohn; es scheint, daß nichts in der Welt vermögend seyn werde, ihn vor dem königlichen Zorn zu schützen; und doch finden die beyden Liebenden einen Zufluchtsort, wo sie ohne Truppen und ohne Festung sicher sind, und ihm Trotz bieten. Und was war dies für ein Zufluchtsort, welcher einen erbitterten König zurückhalten konnte, der doch, wie es scheint, vor Verbrechen eben nicht zurückbebte? Die schwachen Mauren einer Kirche. Die Waffen fallen den Soldaten aus der Hand; sie weichen voller Ehrfurcht zurück. **Chilperich** sieht sich genöthigt zu capituliren; und er ist sogar seiner Capitulation getreu; er fürchtet den Heiligen, der ihnen Schutz gab, und er hat doch den Himmel nicht gefürchtet, als er seine Gemahlinn erstickte. **Meroväus** ist frey, so strafbar er ist. **Brunehild** ist frey, und fliegt wieder nach Austrasien: sie facht hier aufs neue den Krieg an, wobey aber ihr unversöhnlicher Haß

gegen

gegen Fredegunden sie noch mehr, als ihre Rachgier, zu beseelen scheint.

Chilperich verlor, einige Zeit nachher, ein Treffen. Dies Unglück schrieb er, es sey nun aus Rachgier oder Verdruß, dem Merovåus zu, und befahl, ihm die Haare abzuschneiden; worauf er ihn wider seinen Willen zum Priester ordiniren ließ, welches damals nicht ohne Beyspiel war. Merovåus, welcher den ganzen Werth der Freystätte kannte, womit er schon einmal die Probe gemacht hatte, nahm seine Zuflucht in die Kirche des heil. Martin zu Tours; und dies entwaffnete den König, ungeachtet seiner väterlichen und königlichen Gewalt, zum zweytenmal; er wagt' es nicht, seinen Fuß auf den Boden zu setzen, wo der Sohn ungestört ruhete, den zu strafen nicht mehr in seiner Gewalt war. Und welcher Verwegne hätt' es auch wohl gewagt, den Bezirk dieser heiligen Mauren zu verletzen! eine Ruchlosigkeit, wovor der bloße Gedanke erschrickt, und die so groß war, daß die Tyrannen selbst sie nicht einmal im Grunde ihres Herzens zu begehen wagten. Der König zittert, schwankt, weiß nicht was er thun soll, und faßt endlich den Entschluß, an den todten Heiligen einen Brief zu schreiben, und ihn zum Richter des Streits zwischen ihm und seinem Sohn zu machen; er bittet den heil. Martin darin, eine Ausnahme zu seinem Vortheil zu machen, und ihm zu erlauben, daß er seinen Sohn verfolgen dürfe. Diesen Brief, welcher von dem König selbst geschrieben und unterzeichnet war, legte man auf das Grabmal, und legte zugleich einen Bogen Papier,

pier, Feder und Dinte dabey, damit der heil. Martin ihn unmaßgeblich beantworten könnte. St. Martin aber antwortete nicht, und **Meroväus**, seiner Gefangenschaft ohne Zweifel überdrüßig, war so unvorsichtig, daß er Tours, seine Freystätte, verließ. Nun konnt' er der immer wachsamen **Fredegunde** nicht entgehen; außerhalb des Gebiets des Heiligen wurd' er ermordet; man fand ihn durch einen Säbelhieb niedergehauen.

Seines Sohns entledigt, ohne dem heil. Martin ungehorsam gewesen zu seyn, womit sein Gewissen sich beruhigte, vergaß der Monarch, in seiner Rachgier, des Bischofs von Rouen nicht, welcher die Vermählung verrichtet hatte. Er versammelte ein Concilium, welches ihn richten sollte; auf seinen Untergang erpicht, überhäuft' er ihn mit den widersprechendsten Beschuldigungen, und klagt' ihn endlich, da er nicht mehr wußte, was er vorbringen sollte, einer Verschwörung gegen sein Leben an. Der Bischof von Rouen vertheidigte sich, und zwar sehr gut. **Chilperich** weint, fleht, verzweifelt, bittet die Prälaten mit gefaltenen Händen, ihn wenigstens zu excommuniciren, und ihm doch diese geringe Genugthuung nicht zu versagen; er erhält aber nichts von allem, was er gegen den Bischof verlangt. Aber **Fredegunde**, allein mächtiger, als ein versammeltes Concilium, bekümmerte sich nicht um die Weigerung der Prälaten; sie bat den König, nur zu schweigen; und eines Sonntags wurde der Bischof von Rouen auf dem Chor seiner Kirche, da er eben die Messe las, von einem Meu-

chel-

chelmörder niedergestoßen. Der Mörder entwischte. Man trug den Bischof nach Hause; **Fredegunde** besuchte ihn, und sagte, sie wünsche, daß man des Verbrechers habhaft werden möchte. **Der Verbrecher ist kein andrer**, versetzte der Sterbende mit gebrochner Stimme, **als die Person, welche das ganze Reich mit Verbrechen angefüllt, welche Könige ermordet, und Ströme unschuldigen Bluts vergossen hat.** Die Königinn stellte sich, als verstünde sie ihn nicht, und bot ihm ihre Aerzte an. Einer der Herren, welche sie begleiteten, sagte, man müsse gerichtliche Untersuchung wegen der Urheber dieses Mordes anstellen; die Königinn lud ihn beym Weggehen zu einer kleinen Collation ein; er wurde vergiftet, und starb eine Stunde nachher.

Der Bischof von Bayeux ließ, als er den Mord des Bischofs erfuhr, alle Kirchen in Rouen verschließen, und verbot, in denselben Gottesdienst zu halten, bis man den Urheber des Verbrechens entdeckt hätte; da aber seine Amtsbrüder ihm nicht nachahmten, so sah er sich genöthigt, sie wieder öffnen zu lassen, und das Interdict aufzuheben. Er that dies so sehr aus Furcht, als aus Mangel an Beweisen.

Fredegunde hatte drey Söhne; und sie glaubte, daß die Krone ihre Stirne nicht übel kleiden würde. Aber es war noch ein gewisser **Klodwig**, ein Sohn erster Ehe, wie **Meroväus**, vorhanden; wie ließ sich dieser aus dem Wege schaffen? Ohne einen scheinbaren Vorwand konnte man ihm

nicht

nicht ankommen; er war der einzige Erbe des Throns, aller Augen waren auf ihn gerichtet, und er lebte an einem Hofe, der ihm durch tägliche Beweise seiner Liebe und Ehrfurcht huldigte. Man wartete also eine günstige Gelegenheit ab.

Wäre die Bosheit zärtlicher Gefühle fähig, so hätte **Fredegundens** Ehrgeiz bald erzittern müssen. Denn eine ansteckende Seuche, welche weit und breit wütete, näherte sich immer mehr, und raubte ihr endlich wirklich ihre stolze Hoffnung, ihre drey Söhne. Man kann leicht denken, wie groß ihr Schmerz war; aber ihre zur andern Natur gewordne und immer wachsame Bosheit wußte selbst ihren Verlust zum Vortheil ihres Hasses zu benutzen. Ein Favorit der Königinn tritt auf, einer von jenen Menschen, die vermessen ihr Glück am Thron zu machen suchen, und die an Höfen gar nicht selten sind. Er beschuldigte den **Klodwig**, er habe die drey Prinzen vergiften lassen. Ein junges Mädchen, **Klodwigs** Geliebte, und eine Hexe, soll den Gifttrank gemischt, oder die Beschwörung verrichtet haben. **Fredegunde** macht alles dies dem Könige weiß; ein fürchterliches Beyspiel von der Gewalt, die ein arglistiger und verkehrter Geist nach und nach über einen Menschen, der durch eine anhaltende Leidenschaft verblendet worden, erlangen kann! Man ist nur noch wegen der Wahl der Strafe unschlüßig; aber das ist noch wenig, man macht sogar die unglückliche Königinn Audovera, die, in ihrem Kloster begraben, schon lange nichts mehr von den Begebenheiten der Welt

wußte,

wußte, zur Mitschuldigen. Kurz, der junge **Klodwig** und die alte Königinn wurden hingerichtet.

War nun noch irgend etwas im Stande, ihr die unumschränkte Gewalt zu rauben, nach den vielen schrecklichen Hieben, die sie theils öffentlich, theils im Finstern ausgetheilt hatte, um sie zu erlangen? **Chilperich** sitzt jetzt ganz allein auf seinem Thron, und er schläft in den Armen eines ehrsüchtigen und grausamen Weibes; er ruhet an der Seite des tückischen und verlarvten Dämons, welcher nach und nach seine zahlreiche Familie vertilgt hatte. Er sieht nichts, er hört nichts, er existirt nur durch die Eindrücke, welche diese ihn despotisch beherrschende Frau ihm giebt.

Aber jetzt beschuldigt man sie des Ehebruchs mit einem Bischof von Bordeaux, eine Beschuldigung, welche endlich das Gewebe ihrer Anschläge hätte zerreißen können. Gregorius von Tours, sagte man, verbreite dies ehrenrührige Gerücht; zwey Zeugen versichern, daß sie den Gregorius in klaren Worten von diesem strafbaren Umgange haben reden hören. Der König erwacht einen Augenblick aus seiner Schlafsucht, und läßt die Bischöfe zusammenkommen, um über die Klage und den Kläger zu richten. Aber nun eine neue Frage, die erst ausgemacht werden muß! Kann ein Kirchendiener, ein Untergebner, gegen seinen Obern, gegen seinen Bischof zeugen? Man entscheidet einstimmig, daß dies nicht erlaubt sey; und damit ist der Proceß zu Ende; die Bischöfe erklären den

Gre-

Gregorius für unschuldig und völlig gerechtfertigt, nachdem er vorher, die Hand auf der Brust, geschworen, daß er nie dergleichen gesagt habe. Gregorius schwört dies, und ist frey. Aber **Chilperich** war einer von den Anklägern, und es fehlte nicht viel, daß man ihn excommunicirt hätte. Er entschuldigte sich zitternd, und sagte zu seiner Rechtfertigung: **Ich habe die Königinn nicht angeklagt, ich habe blos die Worte des Grafen von Tours wiederholt.** Der Graf von Tours wurde also statt **Chilperichs** gestraft, und allein in den Bann gethan.

Chilperichs Tod.

Man wird sich erinnern, daß bey der Theilung ausgemacht wurde, keiner der drey Könige sollte anders, als mit ausdrücklicher Genehmigung seiner beyden andern Brüder, nach Paris kommen, bey Strafe, sich dem Zorn und der Rache des heil. Polieukt, des heil. Martin und des heil. Hilar auszusetzen. **Chilperich** hatte eine unbändige Begierde, einen Sohn, den ihm **Fredegunde** geboren hatte, in der Hauptstadt taufen zu lassen, und dieser Taufe selbst beyzuwohnen. Um aber die Rache obgedachter Heiligen, die sich vielleicht in dem Augenblick der Uebertretung hätte äußern können, abzuwenden, fiel er auf den Einfall, eine Menge verschiedner Reliquien vor sich hertragen zu lassen, deren Kraft, seiner Meynung nach, den

Zorn der beleidigten Heiligen aufs wirksamste bekämpfen mußte. Er zog demnach, von Reliquienkästchen escortirt, ein, ließ seinen Sohn taufen, und trotzte solchergestalt dem geschlossenen Tractat und dem Zorn der Heiligen, die er, wie er glaubte, zu fesseln, oder wenigstens während dieser ganzen Zeit stumm zu machen, das Mittel gefunden hatte.

Von einem Ende Frankreichs bis zum andern war alles in Flammen. Der Vortheil der Sieger, blutig und vorübergehend, war meistentheils nur täuschend: denn am folgenden Tage gieng der bestrittene Gegenstand ganz zu den Besiegten über; und diese, nach einigen Tagen wieder beraubt, entrissen andern wieder, was man ihnen genommen hatte. Dieser endlose Stoß und Gegenstoß um den Besitz einer einzigen Stadt lieferte sie binnen einem Jahre in die Gewalt vier oder fünf verschiedner Herren; Schlachten hörten mit Plünderungen auf, die das Signal zu neuen Schlachten gaben. Es war nichts Bleibendes, als das Elend des Volks; die einzige reelle Frucht, die immer am Ende dieser blutigen Spiele übrig bleibt. Ein Friede, der ein ganzes Jahr währte, war etwas sehr merkwürdiges.

Endlich, nach tausend dunkeln und der Erzählung unwerthen Schlägereyen, hatten **Guntram** und **Childebert** sich erklärt, und sich eben gegen **Chilperich** vereinigt, als dieser plötzlich ermordet wurde.

Immer hat man, und zwar sehr neugierig, zu erfahren gesucht, welche die verwegne und rasende

Hand

Hand gewesen, die es gewagt, gegen die geheiligte Person der Könige den Dolch zu zücken. Da ein solches Verbrechen nie ungestraft bleiben kann, so kann nur Raserey der Ehrsucht zum Werkzeuge dienen. **Chilperichs** Mörder aber wurde, durch eine in der Geschichte fast beyspiellose Ausnahme, weder erkannt, noch angehalten; er rettete sich mit Hülfe der Finsterniß, und sein Name selbst ist auf ewig unbekannt geblieben; vielleicht weil der Tod ihn erwartete, und ihn einige Schritte von dem Orte seiner unerklärlichen Frevelthat traf.

Folgendes sind die Umstände dieser Begebenheit. Der König war zu Chelles, einem Lustschlosse, etwa vier Lieues von Paris. Eines Abends, bey einbrechender Nacht, da er, nach der Rückkehr von der Jagd, vom Pferde stieg, und sich auf die Schulter eines seiner Bedienten stützte, empfieng er unversehens zwey Dolchstiche, den einen in die Brust und den andern in den Unterleib.

Man beschuldigte **Fredegunden** dieses Mordes ihres Gemahls, blos weil man sie der That für fähig hielt; denn man muß gestehen, daß es an Beweisen fehlt. Selbst das Andenken böser Menschen muß man nicht mit Verbrechen beladen, die nicht bewiesen sind; auch ihnen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sie nicht schwärzer machen, als ihre Bosheit es genau verdient; kurz, man muß eben so aufmerksam, so strenge seyn, ihnen nicht ein Verbrechen zu viel zu geben, als dem keine Tugend zu rauben, der ihrer schon eine Menge besitzt.

Doch wollen wir denen, welche Muthmaßungen lieben, zu Gefallen erzählen, was die Geschichte uns hierüber aufbewahrt hat. Alle kleinen Umstände werden interessant, wenn von dem Morde eines Monarchen die Rede ist, und besonders wenn der Mörder in seinen eignen Staaten noch lange nach ihm hat leben können. Eine so sonderbare Begebenheit verdient, daß man alle Facta derselben sammle, um so mehr, da man sie dem Auge der Nachwelt zu entziehen, oder sorgfältig zu verhüllen gesucht hat.

Man sagt also, die Königinn liebte einen gewissen Herrn am Hofe, Namens **Landry**; sie glaubte, der König sey auf der Jagd, denn er machte sich täglich diesen Zeitvertreib: diesmal aber fiel es ihm ein, eh' er auf die Jagd gieng, durch das Zimmer zu gehen, welches an der Königinn ihres stieß. Er fand sie hier in niedergebeugter Stellung, indem sie sich die Hände wusch, und gab ihr von hintenzu scherzend einen leichten Schlag mit der Gerte, die er in der Hand hatte. Die Königinn, ohne sich aufzurichten und sich umzusehen, sagte: **Ah, ah, Landry, sind Sie's? — Und ist der König auf der Jagd?** Der Ton, womit sie diese Worte aussprach, frappirte **Chilperichen**; denn der Ton und Accent verräth oft viel. Er gieng mit flammenden Augen und murrendem Munde fort. Die Königinn, voller Schrecken, ließ sogleich den **Landry** kommen, und erzählte ihm, wie der König sie hintergangen. Man mußte dem Zorn eines Königs zuvorkommen, der noch immer furchtbar ist, wenn

er

er auch eingeschlafen zu seyn scheint; und man muthmaßt, daß **Fredegunde**, sowohl um ihre eigne, als ihres Geliebten Sicherheit besorgt, sich nicht gescheut habe, ein neues Verbrechen zu begehen, zumal, da sie gleich ein Werkzeug zur Ausführung desselben in Bereitschaft hatte.

Krieg in **Chilperichs** Staaten folgte seinem Morde auf dem Fuße nach. **Fredegunde** sprach den **Guntram**, König von Burgund, mit dem Gepränge des tiefsten Schmerzes, um Beystand an; sie bat ihn, einer unglücklichen Witwe, einem vaterlosen Könige, zu Hülfe zu kommen. Ihr Sohn war erst vier Monat alt; alle Schätze des ermordeten Königs waren durch gierige Hände weggenommen, und zum **Childebert** gebracht; man vergaß sogar, ihn zur Erde zu bestatten, und sein Leichnam wäre an dem Orte, wo er getödtet war, liegen geblieben, hätte der Bischof von Senlis nicht dafür gesorgt, und ihn nach Paris bringen lassen. Dieser Bischof hatte vergebens um eine Audienz bey dem König angehalten; und er war der einzige, welcher darauf dachte, ihm die letzten Ehren zu erweisen, die man den gehäßigsten Tyrannen noch nie versagt hat.

Guntram, es sey aus Mitleiden mit seinem Neffen, (denn Begebenheiten von dieser Art flößen immer dergleichen Gesinnungen ein,) oder daß er sich durch **Fredegundens** Künste gewinnen ließ, stellte sich an die Spitze einer Armee, um den königlichen Waisen zu schützen. **Childebert**, der König von Austrasien, durch **Brunehilden** gelenkt, that eben

das gegen **Fredegunden**. Solchergestalt bewaffneten zwey Weiber, Nebenbuhlerinnen an Grausamkeit, zwey Könige, und das Schicksal der Mutter und des Sohns wurde sehr zweifelhaft.

Man foderte laut **Fredegundens** Blut; man zählte alle ihre Verbrechen auf; man häufte die Farben des Gemäldes, und die Erbitterung gegen sie war äußerst groß: denn man gieng so weit, daß man sagte, das Leben des jungen Königs würde nicht sicher seyn, so lang es ihren Händen anvertraut bliebe. Der Haß verblendete ihre Feinde: denn dieser Sohn war ja das einzige Pfand ihrer Gewalt; und war sie gleich grausam, so war sie doch wenigstens viel zu vernünftig, sich selbst diese ihre letzte Stütze zu entziehen. **Guntram** achtete nicht auf dieses Geschrey des großen Haufens; unempfindlich gegen ein Geschwätz, welches Rachsucht erfand oder nachsprach, erklärt' er sich, nach reiflicher Ueberlegung mit den Großen des Reichs, für den Beschützer des jungen Prinzen, als rechtmäßigen Erben der Staaten seines Vaters. Er behauptete, daß er gar keinen rechtskräftigen Beweis von allem dem fände, was das öffentliche Gerede **Fredegunden** Schuld gab; daß er vor allem andern dem Andenken seines Bruders schuldig sey, nicht zu verstatten, daß man seinen Sohn beraube; und er sagte ganz laut, das Erbtheil desselben würde in seinen Händen sicherer aufgehoben seyn, als in den Händen **Childeberts**. Die Rolle, die dieser König spielte, war edel, groß und uneigennützig; er bewahrte die Krone für seinen Nef-

fen auf, und empfieng in seinem Namen von allen Städten den Eid der Treue. Er fesselte durch seine großmüthige Entschlossenheit die Gemüther, und die Minister des Königs von Austrasien, welche verstummten, wagten es jetzt nicht, Krieg gegen ihn anzufangen. Dies warme Interesse, welches bey allen Völkern ein Monarch in der Wiege einflößt, weil sie ein dunkles Gefühl von Hoffnung haben, daß er einst erkenntlich dafür seyn werde, gab dem **Guntram** eine Autorität, deren er sich sehr geschickt zu bedienen wußte. Indem er den Neugebornen auf seinem Throne schützte, gab er seinem eignen ein blendendes Gewicht, und macht' ihn desto ehrwürdiger.

Um dies rührende Interesse in den Gemüthern des Volks zu theilen, hatten **Childeberts** Minister den Einfall, einen jungen Menschen von vorzüglicher Bildung aufzustellen, der sich einen Sohn **Klotars des Ersten** nannte. Man hat sich seitdem oft, in Rußland und anderswo, eben dieser List bedient; und mehr bedarf es nicht, um einen allgemeinen Aufstand bey einer Nation zu erregen, die mit rasendem Enthusiasmus an der Person des Prinzen hängt, als dem einzigen Zeichen von Souverainität, welches es kennt. Nichts ist mächtiger, als die Namen **einziger Sprößling, Erbe des Reichs.** Der kühne Abentheurer aber, der zu Brive-la-Gaillarde zum König ausgerufen wurde, genoß seiner Würde nicht lange; die Anstifter und Unterstützer seiner Verwegenheit bekannten bald auf der Folter das Geheimniß der ganzen Intri-

gue; und das Phantom, welches nicht einmal den Namen Usurpateur verdient, verschwand eben so schnell, als es erschienen war; es wurde durch seine eignen Helfershelfer getödtet, deren freygebige Hände ihm eine Krone geschenkt hatten, und sich dafür jetzt zuerst seiner Schätze bemächtigen wollten.

Guntram hatte hierauf keine Mühe, alles zu beruhigen; da er die höchste Gewalt ohne Widerstand ausübte, so ordnete er einen vormundschaftlichen Rath an, der während der Minderjährigkeit des jungen **Klotars** regieren sollte, schloß **Fredegunden** von allem Antheil an der Administration aus, und zwang sie, sich an einem einsamen Orte aufzuhalten, wo ihr verboten war, sich in Regierungssachen zu mengen.

Das wars aber ganz und gar nicht, was diese ehrsüchtige Frau wollte; sie sehnte sich nach der höchsten Gewalt, worauf sie so eifersüchtig gewesen war; und da sie jetzt mit Schaudern sah, daß sie dieselbe auf immer verlieren sollte, versuchte sie alle möglichen Mittel, sie aufs neue an sich zu reißen. Mitten aus ihrer Einsamkeit ließ sie ihre Klagen erschallen, sprach im Namen ihres Sohns, welches ihr denn gleich Gehör verschaffte; nun scheute sie sich nicht, die Großmuth ihres Wohlthäters zu vergiften, und ihm Absichten unterzuschieben, die dem Edelmuth seines Verfahrens schnurgerade zuwider waren. Alle diese Wolken, welche die verfänglichen Reden der überdachtesten Bosheit zusammengezogen hatten, trübten bald die Gemüther, welche natürlicherweise geneigt waren, sich zum Besten

sten der Kindheit eines Monarchen rühren zu lassen, die man ihnen immer wie mit Gift und Dolchen umringt abschilderte. **Guntram**, mit Recht über eine so schwarze Undankbarkeit entrüstet, erklärte, er wolle jetzt endlich ein Geheimniß ans Licht bringen, welches er bisher beständig in seinem Herzen verborgen gehalten hätte; er glaube nämlich fest, daß **Klotar** nicht **Chilperichs** Sohn sey. **Fredegunde**, sehr vergnügt, daß er diese Staatsfrage aufwarf, die nothwendig alsobald untersucht werden mußte, nahm daher Gelegenheit, ihr Kloster zu verlassen, und beklagte sich, als Mutter und als Königinn, über die ihr angethane Beschimpfung; sie verlangte, zum Eide gelassen zu werden, und man konnte ihr dieses Mittel der Rechtfertigung nicht abschlagen. Ihr ganzer Wunsch war, sich auf einen Augenblick in dem Gepränge ihrer vormaligen Autorität wieder zu zeigen, überzeugt, daß es das größte Unglück für sie seyn würde, wenn man ihrer vergäße. Sie beschwor also die Legitimität des Prinzen vor allen versammelten Ständen; und was noch unbegreiflicher ist, dreyhundert Zeugen bekräftigten diesen Eid, und schwuren mit ihr. Das Erstaunlichste aber (wenn irgend etwas in solchen Zeiten uns in Erstaunen setzen könnte,) war, daß alle diese Eide für einen überzeugenden und entscheidenden Beweis galten, so daß **Guntram** durch diese seltsame Cärimonie völlig zum Schweigen gebracht ward. Wir haben die Monumente der Gesetzgebung jener Zeit verloren, und können folglich nicht entscheiden, in wie fern sie

ungereimt und lächerlich war; man beurtheile sie also nach den Thatsachen.

Endlich war man auch darauf bedacht, Chilperichs Tod zu rächen, und den Urheber dieser Frevelthat aufzusuchen. Seine Leichenbestattung hatte man, wie gesagt, vernachläßigt. Seine Gemahlinn hatte nichts angelegeners gehabt, als sich durch die Flucht zu retten. Sie war mehr darauf bedacht gewesen, ihre Rechte zu behaupten, als dem Verstorbnen die letzten Pflichten zu erweisen. Diese strafbare Vergessenheit war nicht sehr politisch von ihr; aber die Furcht war damals stärker als die Ueberlegung. Man stellte also Untersuchungen an; und ohne Zweifel traten die dreyhundert Zeugen bey dieser Gelegenheit wieder auf. Man klagte einen gewissen Berulf des Mordes an, konnte aber nie die geringsten Bewegungsgründe zu dieser That gegen ihn vorbringen. Der höchste Grad von Thorheit! Ermordet man wohl einen König blos um des Vergnügens willen, ihn zu ermorden? Er nahm, der Gewohnheit gemäß, seine Zuflucht auf das Grab des heil. Martin zu Tours, wo er eine Zeit lang in Sicherheit war. Guntram hatte geschworen, sein Geschlecht bis ins neunte Glied auszurotten, wozu er ohne Zweifel Jemanden im Testament seinen Haß als ein Erbtheil vermachen wollte. Unterdeß wurden seine Güter confiscirt. Berulf verließ einst unvorsichtigerweise seine Freystätte, und wurde von Guntrams Bedienten, die ihm aufpaßten, niedergestoßen: denn diese hatten die Vollziehung der Rache des ermordeten Königs über-

übernommen. Man sieht mit Erstaunen, daß alle diese Flüchtlinge bald der Gefahr vergaßen, und auf ihrer Hut zu seyn aufhörten. Sie konnten sich, wie es scheint, der Langenweile der Gefangenschaft bey dem Grabe des Heiligen nicht erwehren. Eben so kann man sich auch nicht genug verwundern, wie die Mauren dieser Freystätten die ganze Macht der Könige, und sogar die Dolche der Verrätherey abzuwehren vermochten. Welch eine Idee giebt uns das nicht von der Ehrfurcht, die man in diesen rohen Zeiten für einen Heiligen hegte! Vielleicht fühlte man mitten unter so vielen Gewaltthätigkeiten und Frevelthaten die Nothwendigkeit einer unverletzlichen Freystätte, wo Schwäche und Unschuld sich verbergen könnten; und das Bedürfniß der Privatpersonen, und selbst der Großen, heiligte, in diesem Betracht, den religiösen Wahn.

Chilperichs Charakter dürfen wir dem, der ihn handeln gesehen hat, kaum noch schildern. Grausam durch sich selbst, und noch mehr durch **Fredegundens** Anstiftungen, gehorchte er mit einer Art von Freude allem dem, was man ihm nur Boshaftes und Ungerechtes angab; er liebte seine Unterthanen nicht, und noch weniger respectirte er sie; die Güter wurden unter seiner Regierung mit einer Menge von Abgaben beladen, welche die Landbauer so sehr drückten, daß sie davon giengen, um anderswo ein weniger belästigtes Land aufzusuchen. Man hat ihn, wegen seiner Grausamkeit gegen seine eigne Kinder, den **Herodes** seiner Zeit genannt. Dieser Barbar war ein Theolog, und als solcher hegt'

er

er eine sehr hohe Meynung von seinen vorgeblichen Einsichten. Unfähig zu bürgerlichen Geschäften, wollt' er Gesetzgeber in Religionssachen seyn, und allen Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Arianern ein Ende machen. Er vermehrte das Alphabeth mit vier Buchstaben, und behauptete, man habe sie angenommen; allein in der Gelehrtenrepublik sind die Könige nichts weiter, als gemeine Bürger, es sey denn, daß ihnen das wahre und einzige hier geltende Unterscheidungszeichen, das Genie, zu Theil geworden. Man herrscht hier nicht durch Gewalt; und so spottete man seiner litterarischen Edicte, und seiner noch schlechtern Verse: denn er war ein eben so elender Dichter, als gottloser König.

Gleichwohl liebte er die Bischöfe nicht; und warum? weil sie bereits ungeheuer reich waren. Ihre Güter, sagt' er, thäten dem Fiscus großen Abbruch, welchen er, zu seinem Privatnutzen, übermäßig vergrößern wollte; auch war er aufmerksam auf die Testamente derer, die, in der Hoffnung desto geschwinder in den Himmel zu kommen, einige Klöster dotirt hatten, und scheute sich nicht, sie umzustoßen; er mißbilligte **Klodwigs** und **Klotildens** Schenkungen öffentlich, und sagte mit einiger Bitterkeit, der Fiscus könne eben so gut erben als die Kirche.

Sein Räsonnement schien ihm bündig: haben die Regenten des Staats nicht eben so gut ihre Bedürfnisse, als die Regenten der Kirche? Wenigstens behauptete er mit vielem Eifer die Nothwendig-

wendigkeit einer gleichen Theilung. Der Dichter **Fortunatus**, Bischof von Poitiers, lobte ihn bey seinem Leben mit jener groben Schmeicheley, die fast alle Dichter zu eben so vielen öffentlichen Sittenverderbern macht. Es ist wahr, ihre Lügen werden endlich anstößig, und die Verachtung, die ihren Versen zu Theil wird, schwächt das Gift ihrer Lobsprüche. **Chilperich** erhielt wenigstens keine Leichenrede. Man wird bald die Gewohnheit entstehen sehen, (daß ich mich des Ausdrucks eines Dichters bediene, welcher nicht schmeichelt,) **auf dem Grabe der Könige vor Gott zu lügen.** Wir erwähnen des Dichters **Fortunatus** aus keiner andern Ursach, als weil es sonderbar genug ist, in diesen barbarischen Zeiten einen Versificateur zu finden, der Muth genug hatte, einen König mit Lobsprüchen zu überhäufen, der sie weder zu goutiren, noch zu bezahlen wußte.

Er hatte in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Augenblick, wo das Gewissen, mächtiger als seine Verbrechen, zu seinem verhärteten Herzen sprach; aber auch das war blos eine vorübergehende Regung. Es ist merkwürdig, auf welche Weise **Fredegunde** und er (bey Gelegenheit der ansteckenden Seuche im Jahr 579, welche ihre Kinder wegraffte,) die göttliche Gerechtigkeit, durch öffentliche Zeichen der Reue, zu besänftigen suchten. Man sah sie ihre blutigen Hände gen Himmel erheben, ihre sterbenden Söhne auf die Gräber der Heiligen tragen, sie um Wunder anrufen, sich kniend auf die Brust schlagen, und **Fredegunden**, in den

Augenblicken, wo die schreckliche Wahrheit die Seele durchdringt und endlich das Gewissen rege macht, ausrufen: „Wir bitten, wir weinen, wir seufzen vergebens; die Thränen, die Klagen der armen Waisen, der Witwen, zeugen wider uns vor dem höchsten Richterstuhl; ihr jammerndes Wehklagen, es tödtet unsre Kinder! Laß uns jene ungerechten, jene drückenden Edicte verbrennen, welche die Wolke des Zorns über unsern Häuptern gesammelt haben, die jetzt bersten will; laß uns nicht länger unmenschlich seyn, und dem Armen künftig seine Garbe ganz lassen; laß uns zufrieden seyn mit den Einkünften, welche unsern Vorgängern gnügten.“ Die Edicte wurden wirklich in dem ersten Paroxysmus ins Feuer geworfen: allein dieser Augenblick tugendhafter Schwärmerey war nicht von der Art, daß er hätte dauern können; das barbarische Paar ließ bald neue Verordnungen ergehen, welche die Felder in Einöden verwandelten, und den noch ungebornen Generationen Verzweiflung bereiteten.

Guntram, ein viel gemäßigterer Fürst, war, in Vergleichung der andern, fast frey von Ehrsucht; und dies giebt ihm, mitten unter diesem Haufen rasender Fürsten, eine ehrwürdige Physionomie. Er führte einige auswärtige Kriege mit Glück, und bracht' es dahin, daß Frankreich nicht länger durch bürgerliche Kriege zerrissen wurde. Und konnt' er damals etwas besseres zu seiner Wohlfahrt thun? Er sah ein, daß die natürlichen Gränzen dieses schönen Reichs am Fuß der Pyrenäen ruhen müßten;

ten; allein so begierig er auch war, die französische Monarchie bis dahin auszudehnen, so hatt' er doch nicht das nöthige Genie, oder wenigstens nicht das nöthige Glück, um diesen Entwurf zur Reife und zur Vollendung zu bringen. Alle seine Absichten waren nützlich und edel; es fehlte ihm vielleicht nur der Charakter, der allein große Entwürfe auch ausführt. Sein Blick war weise, ja viel umfassend; aber kams zur That, so vereitelte sein Mangel an Standhaftigkeit die schönsten Entwürfe. Nie konnt' er Languedoc erhalten, womit er so gern das Erbtheil seiner Nachfolger vergrößert hätte.

Mehr Staatsmann, als Krieger, hielt er das Gleichgewicht zwischen Brunehilden und Fredegunden, hielt eine durch die andre im Zaum, bediente sich aufs geschickteste ihres unversöhnlichen Hasses und ihres eifersüchtigen Mißtrauens, um sie, so viel es ihm möglich war, von der Administration zu entfernen. Er sahe nur zu wohl vorher, daß ihre entgegengesetzte Charaktere nicht säumen würden, die Regierung seiner Neffen zu beunruhigen, und er bemühte sich daher, diese gefährliche Epoche hinauszuschieben. Solchergestalt erhielt er das königliche Haus, dessen Ruhm ihm aufrichtig am Herzen lag.

Dies Gleichgewicht konnte nicht lange bestehen. Wie war es möglich, zwey kluge und arglistige Weiber, die sich der Umstände zu bedienen wußten, und alle möglichen Verführungsmittel ergriffen, zu entfernen, und immer in gleicher Entfer-

nung

nung zu halten? **Brunehilde** wußte dem alten König, der sich seinem sechszigsten Jahre näherte, und keine männliche Erben hatte, geschickter zu schmeicheln. Sie hatte zwey Urenkel; sie wurde nicht verabscheuet wie **Fredegunde**, aber sie säumte nicht es zu werden. Sie besaß Geschicklichkeit genug, ihm einen Tractat dictiren zu lassen, welcher ihrer Race sehr vortheilhaft gewesen seyn würde, wenn er zur Vollziehung gekommen wäre.

Man bemerkt nicht ohne Erstaunen, daß der junge König, welcher so unglücklich war, **Fredegunden** zur Mutter zu haben, den man in Gefahr sieht, von **Guntrams** und **Childeberts** Succession ausgeschlossen zu werden, den der Tod mitten unter dem fürchterlichen Kampf, dessen gebrechlicher Gegenstand er war, jeden Augenblick zu umringen schien, eines Tages alle die zertrennten Staaten des Hauses **Klodowigs** in seiner Hand vereinigen sollte! Nichts ist der Geschichte so stark eingedrückt, als diese ewige Herrschaft des Schicksals, welche alle menschliche Vorsicht hintergeht. Sie vernichtet die Tractaten; sie stößt die Testamente der Könige um; sie unterwirft ihre Nachkommen dem blinden Lauf der Begebenheiten; die weisesten Vorkehrungsmittel sind vergebens angewandt; die Pergamente mögen immer feyerliche und geheiligte Verträge darstellen: Gewalt, Umstände, Ungefähr, wirft sie übern Haufen, und eine ganz andre Verbindung, so neu als unerwartet, enthüllt sich den erstaunten Blicken, und macht alle vorhergehenden Speculationen zu nichte.

Dies

Dies geschah auch in der Epoche, die wir jetzt vor uns haben.

Guntrams Auge war immer wach, allen Complots zuvorzukommen, und sie am Ausbruch zu verhindern. Bald schreckt er Fredegunden, und zwingt sie, nur verborgene Verbrechen zu begehen, keine von jenen öffentlichen Frevelthaten, welche die Ruhe der drey Monarchien stören konnten; bald entdeckt er seinem Neffen eine Verschwörung, wovon dieser nichts wußte; er legt den unbändigen Leidenschaften der beyden Königinnen einen Zügel an, so daß sie sie nicht auszulassen wagen, und den Ausbruch ihrer gegenseitigen Wut auf einen andern Augenblick verschieben. Er fesselt die Ehrsucht der Großen des Reichs, die ein Vergnügen daran finden, Complots zu machen, und immer bereit sind, sich in jene großen Streitigkeiten der Souveräins zu mengen, mitten unter welchen man ihre Dienste theuer erkaufen und bezahlen muß. Er unterdrückt die Empörung der Bretagner, und verlängert den Frieden: aber zu Frankreichs Unglück starb er zu früh; und sein Tod wurde das Signal neuer Trübsale.

Die beyden Königinnen, frey von dem Zügel, der ihre Bewegungen fesselte, bezeigen schon ihre Ungeduld, sich öffentlich ihren gewaltthätigen Gesinnungen zu überlassen; sie eilen, ihre wilde Gemüthsart, die ein seltner Muth unterstützte, in voller Freyheit zu Tage zu legen; sie haben sich schon im Finstern schimpfliche Hiebe versetzt; jetzt aber werden sie auf dem hellen Schauplatz der

Schlachten auftreten. **Childebert** glaubte, nach einem nichtigen Tractat, alle Staaten **Guntrams** in Besitz nehmen zu können; nichts schien ihm leichter, als den jungen **Klotar** zu unterdrücken: aber er betrog sich. Man sah **Fredegunden**, an der Spitze einer Armee, ihren zehnjährigen Sohn auf den Armen halten, ihn den Soldaten zeigen, und mit jener mütterlichen und kriegerischen Beredtsamkeit, die nie ihrer Wirkung verfehlt, ihnen zurufen: **Sehet da meinen Sohn! sehet da euren König!** Diese Armee wird von demselben **Landry** commandirt, welcher ihr Liebhaber gewesen seyn soll. Die Geschichte läßt ihn in dieser wichtigen Krise wieder auftreten; und der Geschichtschreiber ist der Mühe überhoben, die geringste Bemerkung darüber hinzusetzen. **Fredegunde** ficht an **Landry's** Seite; sie marschiren zusammen, sind gemeinschaftliche Generale ihrer Truppen, und der Sieg, obgleich lange streitig gemacht und theuer erkauft, wird der Mutter **Klotars** zu Theil.

Brunehild, die Ueberwundne, nimmt zu allen Kriegslisten, zu allen Kunstgriffen, allen täuschenden Versprechungen der Politik ihre Zuflucht; von allen Seiten erkauft sie mit schwerem Golde, was sich nur erkaufen läßt: aber alle, selbst die reellesten Anerbietungen fallen vor dem glücklichen Schwerdt ihrer Nebenbuhlerinn, die gleichwohl ein viel minder zahlreiches Heer anführte. Nicht genug an diesen Widerwärtigkeiten, die ihre kalte Unerschrockenheit sich zu überwinden schmeichelte: ihr Sohn **Childebert** stirbt in seinem

sechs

sechs und zwanzigsten Jahre; und Fredegunde, welche die Waffen immer aufgehoben hält, wird sie bey diesem neuen, ihr so günstigen Schlage des Schicksals nicht sinken lassen. Sie verfolgt ihre Eroberungen; sie befestigt durch die Schnelligkeit ihrer Siege den allgemeinen Enthusiasmus, welchen sie einflößt; sie scheint jetzt alle ihre Verbrechen ausgelöscht zu haben. Man sieht jetzt nichts mehr als ihre Tapferkeit, die Tapferkeit einer Mutter und einer Heldinn; sie bleibt sich immer gleich: Schrecken geht vor ihren blutigen Schritten her; sie zieht endlich durch einen neuen Sieg, den sie der Stärke ihres Arms verdankt, in Paris ein, und läßt daselbst ihren Sohn anerkennen.

Was wars nun, das das Schicksal einem so thätigen, so starken, so entschiednen Kopfe aufbewahrte? Wie hoch konnte ihre Ehrsucht nun nicht hinaufstreben, bey ihrer Geschicklichkeit, ihren Ressourcen, und besonders bey ihrem Genie zu Verbrechen, welches (mit Seufzen müssen wirs gestehen,) zuweilen so glücklich ist! Aber alles ändert sich jetzt mit einemmal durch jenes Verhängniß, welches die größten Begebenheiten, wie die gleichgültigsten Handlungen des menschlichen Lebens, beherrscht. Sie starb in dem Augenblick, da sie im Begriff war, die Frucht ihrer Siege zu kosten; in dem Augenblick, da sie ihre Freveltaten mit dem scheinbaren Schleyer der mütterlichen Zärtlichkeit bedecken konnte. Sie starb ruhig in ihrem Bette, nachdem sie dreyssig Jahr unter dem Namen ihres Mannes und ihres Sohns regiert hatte. Ihr

Name, welcher Unwillen und Grausen erregt, läßt uns bedauren, daß ein so großer und seltner Charakter nicht edlen und großmüthigen Leidenschaften angehörte. **Guntram** bedurfte vielleicht nur eines kleinen Theils dieser erstaunenswürdigen Eigenschaften, um unter der kleinen Anzahl von Königen, deren Andenken man jetzt bewundert, würdig zu glänzen.

Brunehild.

Befreyt von einer furchtbaren Feindinn, Vormünderinn der Könige ihrer Enkel, Regentinn des Reichs, schmeichelte sich **Brunehild**, und allem Anschein nach nicht ohne Grund, bald Beherrscherinn von ganz Frankreich zu seyn. **Diederich**, der jüngste, war König von Burgund, und **Theudebert** König von Austrasien. Sie war anfangs so vernünftig, allenthalben den Frieden wiederherzustellen; und ihre Regierung versprach, unter diesen glücklichen Vorbedeutungen, in ihrem Anfange mehr, als sie in der Folge nicht hielt. Es scheint, daß sie, in der Berauschung von den Vortheilen einer so schnellen Veränderung, von ihrer Weisheit verlassen worden; sie gab ihrer Autorität gar zu bald einen Charakter von Herrschsucht und Despotie, welches besonders in der Regierung eines Frauenzimmers, die immer mit dem Charakter ihres Geschlechts bezeichnet seyn muß, sehr unbesonnen war. Die Großen wurden darüber

über aufgebracht. That sies Fredegunden durch ihre Schönheit zuvor, so besaß sie bey weitem nicht ihren Scharfsinn und ihre Beurtheilungskraft; ihren Kunstgriffen fehlte sehr viel von jener Feinheit, wodurch Fredegunde jedes Auge täuschte oder hintergieng. Sie sah das Ende ihrer Regentschaft vom weiten herannahen, und um ihre Autorität noch nach demselben zu behaupten, gab sie sich die abscheuliche und beweinenswürdige Mühe, Theudeberts Verstand schon im voraus schwach und blöde zu machen, und ließ ihm nichts als jene leeren Zeitvertreibe, die einen jungen Prinzen immer weiter von der Kunst zu regieren entfernen; einer Kunst, die so gut wie jede andre gelernt werden sollte. Läßt sich ein größeres, schwärzeres und überlegteres Verbrechen gegen eine Nation begehen? Diese Königinn erröthete sogar nicht, einer der schimpflichen Leidenschaften ihres Sohns niederträchtig zu schmeicheln, indem sie ihn eine ihrer Aufwärterinnen, die er in den Jünglingsjahren und in der ersten Hitze der Leidenschaften hübsch gefunden hatte, heirathen ließ. Sie hatte, wie sie sich einbildete, von einer solchen Verbindung nichts zu fürchten; allein sie wurde für die Gutheissung dieser unwürdigen Wahl sehr hart gestraft. Die junge Gemahlinn des Prinzen bewies sich so liebenswürdig, so anziehend, so gefällig, daß der ganze Hof von ihr eingenommen wurde, und ihre niedrige Herkunft vergaß. Man gab ihr zu verstehen, sie habe Anlagen zur Regierung, und sie glaubt' es; man lehrte sie, das Gemüth ihres Ge-

mahls gegen die verwitwete Königinn einzunehmen, und es gelang ihr vollkommen. Theudebert verbannte **Brunehilden**, die ohne Klagen oder Murren ihren Zorn und Schimpf verbiß, sogar den König zu entschuldigen suchte, und sich an **Diederichs**, ihres andern jüngern Enkels, Hof begab, welcher sie sehr zärtlich aufnahm.

Die beyden Brüder zerfielen, troß ihrer Großmutter, doch nicht gleich, vielleicht weil andre Angelegenheiten sie zurückhielten; denn eh' es dahin kam, bekriegten sie erst den Sohn der **Fredegunde**, dessen Freunde sie freylich nicht seyn konnten. **Klotar** wurde geschlagen, und von seinen Vettern ausgeplündert; seine Noth war so groß, daß er seinem gänzlichen Untergange nahe war. Er besaß weder den Muth noch die Ressourcen seiner Mutter; und war er gleich von ihr erzogen, so wußt' er doch in diesen äußerst bedrängten Umständen keine ihrer Lehren zu benutzen, als die, daß er über seine Erbitterung Herr seyn müsse. Er affectirte also einen vollkommnen Gleichmuth, als wär' er wirklich über die Stürme des Schicksals erhaben; und es war ein großes Glück für ihn, daß er solchergestalt die Aufmerksamkeit seiner Nebenbuhler einschläferte, die ihn nun für nichts weniger als furchtbar hielten. Das Ungefähr that ihm hier die Dienste einer thätigen Tapferkeit.

Am Hofe des Königs **Diederich** warf **Brunehild** ihre Augen auf einen jungen Herrn, Namens **Protadius**, dessen Charakter mit dem ihri-

gen

gen vollkommen sympathisirte. Sein Ehrgeiz war ohne Gränzen; sie machte ihn zum Major Domus, und diese plötzliche Erhebung gab zu nachtheiligen Gerüchten Anlaß. Dieses Amt fieng unvermerkt an, jene Würde, jene Gewalt zu bekommen, welche nachmals den rechtmäßigen Thron übern Haufen warf, und einen neuen schuf. Sie bewaffnete ihre Enkel gegen einander; sie zerstörte durch ihre arglistigen Eingebungen alles, was noch für die Bande des Bluts in ihnen reden mochte. Sie gieng so weit, daß sie ihnen sogar die Furcht benahm, Brudermörder zu werden; denn sie versicherte Diederichen insgeheim, Theudebert sey nicht der Sohn des Königs Childebert, sondern eines Gärtners, den die Natur in seinem niedrigen Stande mit einer einnehmenden Bildung beschenkt hätte. Schon sind beyde Könige ins Feld gerückt; die Armeen stehen gegen einander; die Herzoge und die Grafen erklären, daß sie den Streit durch ihre Vermittelung beylegen wollen; sie stellen ihnen vor, ehe sie noch Blut vergossen haben, dieser Krieg sey unvernünftig, himmelschreyend, gottlos; der Ausgang möchte seyn welcher er wollte, so wäre es immer ein Bruder, der den andern angriffe, und der auf jeden Fall nur sich selbst dadurch schwächen würde: alles blos einem ehrgeizigen Minister, dem würdigen Werkzeuge einer herrschsüchtigen Frau zu gefallen. Der König hört, fürchtet, schwankt, überlegt; er sieht eine bevorstehende Empörung der Großen des Reichs; man macht sich seine Unschlüßigkeit zu Nutze;

man giebt sogar seinen Worten einen ganz entgegengesetzten Sinn; Soldaten, von den burgundischen Herren, welche laut über diesen Krieg murreten, abgeschickt, überfallen das Zelt, wo **Protadius** ganz ruhig mit dem Leibarzt des Königs Schach spielte. Er wird hingerichtet; man rächt sich an ihm, als **Brunehildens** getreuem Minister, und **Diederich**, welcher einsah, daß er des Friedens bedurfte, vergaß, nach Art der Könige, dessen, der für seine Sache geopfert war. Der Friede wurde geschlossen.

Ein neuer Minister kam an die Stelle des unglücklichen Protadius. Er machte den Entwurf, seinen Herrn mit einer spanischen Prinzessinn zu vermählen. Die Heirathen der Könige sind das, was die Politik der Minister am besten charakterisirt. Sie verschaffen sich durch dieses Mittel eine Art von Bundsgenossen an fremden Höfen. Seine Absicht war, den arglistigen Eingebungen der **Brunehild** dadurch die Wage zu halten. Diese aber, die den Hieb vorher sah, und sich ihrer ganzen Geschicklichkeit bediente, hintertrieb die Heirath, und die spanische Prinzessinn ward auf eine ziemlich schimpfliche Art zurückgeschickt. Dies wird nicht das letzte Beyspiel seyn, welches beweist, daß die Könige selbst immer nur Nebenpersonen bey ihren Heirathen sind. Das Feuer, welches noch unter der Asche glomm, brach wieder aus. Die beyden Brüder griffen zu den Waffen; neue Conferenzen wegen des Friedens, nach den Vorstellungen der Großen, die, wie sichs gebührte, mit den nöthigen

Truppen

Truppen unterstützt wurden: da aber Theudebert in einem Augenblicke, wo er hätte Großmuth beweisen sollen, sich treulos bewies, und seinen Bruder, nachdem er ihn in einen Hinterhalt gelockt, zu Unterzeichnung einer besondern Convention zwingen wollte, so erklärten die Großen von Burgund einmüthig, daß die Gerechtigkeit auf seiner Seite sey, und nahmen also seine Parthey. Die Rolle dieser Großen ist merkwürdig, und trägt bey mehrern Gelegenheiten das Gepräge der Großmuth. **Klotar** versprach, neutral zu bleiben; er erwartete aber nur den Ausgang des Krieges, um sich dessen wieder zu bemächtigen, was man ihm genommen hatte. **Theudebert** wurde zweymal geschlagen, und darauf zum Gefangenen gemacht. Als er vor **Diedrichen** geführt wurde, ließ dieser ihm die Zeichen der königlichen Würde abnehmen, uneingedenk, daß das Schicksal ihn an die Stelle des Ueberwundenen hätte setzen können. Er tödtete zwey seiner Söhne: man glaubt die Geschichte der Canibalen zu lesen; doch diese Wilden erwürgen diejenigen nicht, die ihnen so nahe verwandt sind. Er schickte den unglücklichen König **Brunehilden** zu. Diese hatt' ihn nicht so bald in ihrer Gewalt, als sie der Verstellung entsagte, und sich das grausame Vergnügen der Rache verschaffte, ein Vergnügen, das ihrem Geschlecht so theuer ist. Sie ließ ihm die Haare abscheeren; das hieß seines Unglücks mißbrauchen, und ihr eignes Blut erniedrigen. Doch, was liegt ihr daran? nichts hält sie zurück. Diese Cerimonie, welche die Diener der

Kirche verrichteten, bestimmte den, der sie erlitten hatte, in einem Kloster zu sterben. Hier mocht' ers nun bereuen, **Brunehilden** vormals von seinem Hofe verbannet zu haben. Diese bis zum Uebermaaß rachsüchtige Frau fürchtete bald, der geschorne König möchte aus seinem klösterlichen Gefängniß entwischen, und ließ daher, um die beyden Königreiche ohne allen Widerstand zu beherrschen, ihren Enkel, der jetzt sieben und zwanzig Jahr alt war, umbringen, gleich als ob dieses abscheuliche Verbrechen ihr nicht dereinst vorgeworfen werden und auf ihren Kopf zurückfallen könnte.

Klotar, der König von Soissons, welcher wohl voraus sah, daß **Diederichs** Sieg, so wie seine neue Macht, eben keine Bewegungsgründe seyn würden, ihm das, was ihm durch den Neutralitätstractat versprochen war, zu bewilligen, machte sich im voraus selbst bezahlt, indem er eilte, sich in Besitz dessen zu setzen, was ihm gleich Anfangs abgetreten war. Der Erfolg zeigte, daß er sich in **Diedrich** und seiner Politik nicht betrogen hatte. Das Recht der Waffen ist immer dem wenigsten Streit unterworfen. Er wurde durch Gesandten aufgefodert, seine Truppen zurückzuziehen; und da er sich weigerte, rückte **Diederich**, der sich in der Trunkenheit seines Glücks bald Herr von ganz Frankreich zu seyn schmeichelte, mit einer zahlreichen Armee gegen ihn an. Bey seinem Durchzuge durch die Stadt Metz aber ward er von einer Dysenterie befallen, die ihn in wenig Tagen hinriß. Er war im sechs und zwanzigsten Jahr seines Alters.

Brunehilde bezeigte so wenig Schmerz über diesen unvermutheten und plötzlichen Tod, ihr Gesicht blieb so kalt, so ruhig, daß man glaubte, sie hab' ihn vergiftet. Es ist wahr, diese Gleichgültigkeit ist kein hinlänglicher Beweis wider sie. Hätte sie sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, würd' es ihr dann wohl mehr gekostet haben, Bestürzung und Schmerz zu heucheln? Auf der andern Seite ist die öffentliche Stimme ihre Anklägerinn, und diese irret selten: auch die Geschichtschreiber widersprechen ihr nicht. So hätte sie also, nachdem sie sich ihres Sohns bedient, um seinen Bruder zu vertilgen, ihn selbst umgebracht, um ihre eigne Gewalt zu sichern. Es fällt mir schwer, ich wiederhol' es, dergleichen Gräuel niederzuschreiben: aber es ist nicht erlaubt, hier die Geschichte zu mildern, die in ihrer simplen und furchtbaren Sprache ihr den Tod von zehn Königen oder Königssöhnen vorwirft. Die Geschichte zeichnet uns mit demselben Grabstichel die Tugenden und die Verbrechen. Ihre blutigen Denkmäler sollen künftige Jahrhunderte unterrichten; und die Thatsachen, diese große Schule des Philosophen, dürfen darum keine Veränderung leiden, weil sie zuweilen einen schmerzhaften Eindruck auf fühlbare Seelen machen. Alle diese Verbrechen der Ehrsucht beschimpfen und erniedrigen sie, und werden vielleicht endlich den Herzen der Fürsten die verdiente Verachtung gegen den unersättlichen Durst nach Macht einprägen. Diese Betrachtung stützt

den Philosophen unter der mühsamen Arbeit, das Leben der Könige zu schreiben.

Brunehild ließ nun gleich den **Siegebert**, den ältesten von **Diederichs** vier Söhnen, zum König ausrufen, und bereitete sich, gleich **Fredegunden**, mit welcher sie in allen Stücken wetteifern zu wollen schien, allein die beyden Königreiche zu beherrschen. **Klotar** aber, welcher aus Erfahrung den Werth der Augenblicke kannte, kam ihren Entwürfen zuvor, und setzte ihr eine Armee entgegen. Sie selbst trug zu ihrer Niederlage bey. Der Major Domus in Austrasien ward ihr verdächtig, das heißt, sein Tod ward beschlossen; zum Glück für ihn aber bekam er zu rechter Zeit Nachricht von ihrem Vorhaben, und machte also seine Gegenanstalten. Da seine Gewalt sehr respectirt wurde (und man sieht hier den allmäligen Anwachs der Macht dieser Majorum Domus, welche bald die größte Rolle spielen werden): so bewog er den Adel von Austrasien und Burgund, **Brunehilden** zu verlassen; dies geschah, sobald **Klotars** Armee sich näherte. Der Sieg ward ihm nun gar nicht schwer; aber gar zu getreu den schrecklichen Grundsätzen jener unseligen Zeiten, wo der Sieger immer Mörder seiner nächsten Blutsverwandten ward, wurde ers auch, wie nachmals so viele türkische Kaiser, die, wie Voltaire sagt, **sich keine gute Regenten zu seyn einbilden, wenn sie nicht ihre Brüder erdrosseln.** Bey jedem Schritt, den man in dieser traurigen Geschichte thut, stößt man auf widernatürliche Verbrechen. Der Sieger ließ

zwey

zwey Söhne **Diederichs** ums Leben bringen, und dem dritten die Haare abscheeren; der vierte entwischte, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Er verfolgte lange eine Aebtissinn von Arles, auf das Gerücht, daß sie einen königlichen Prinzen in ihrem Kloster erziehe. Diese Freystätten des Verbrechens waren es auch zuweilen der Unschuld, und diese beständige Furcht **Klotars**, welcher immer einen unruhigen und finstern Blick auf dieses Kloster warf, wo er einen künftigen Rächer verborgen glaubte, beweist, daß alle Söhne **Diederichs**, von welchen Müttern sie auch seyn mochten, als geborne Könige von Frankreich angesehen wurden. Das Volk konnte oft die Fabel auf sich anwenden, wo die Frösche sich über die Hochzeit der Sonne beklagen. Das Stsatsrecht dieser Zeiten war nicht minder ungereimt und barbarisch, als die Gewohnheiten und die Sitten; und wir haben vielleicht weniger Ursach, über die Verbrechen in dieser Epoche zu erstaunen.

Endlich bekam **Klotar Brunehilden** in seine Gewalt. Ein allgemeines Geschrey erhub sich, und foderte ihren Tod; nie wütete die öffentliche Rachbegier so ungestüm; man redte nur von ihren Verbrechen; das Volk und die Großen führten hierüber dieselbe Sprache. Unter dieser unzählbaren Menge gab es vielleicht auch nur muthmaßliche Verbrechen; aber es wäre eine abscheuliche Logik, sie freyzusprechen, weil sie nicht alle gesetzmäßig erwiesen sind. Wenn ein ganzes Volk aufsteht und Rache fodert, so muß man die Stimme der Zeit-

genossen

genossen hören, und sie der Feder der Geschichtschreiber vorziehen, die sich in der Folge ein Spiel daraus machen, die Autoritäten zu schwächen, um mit ihren eiteln Untersuchungen und ihrem Afterscharfsinn Parade zu machen. Der Abt **Velly** hat **Brunehilden** zu rechtfertigen gesucht; aber er hat eine ungerechte Sache übernommen, und die Geschichte würde gänzlich herabgewürdigt werden, wenn die Kunst zu räsonniren oft so in derselben gemißbraucht würde. Vergebens beruft man sich auch auf die Briefe **Gregors des Großen**: dieser Papst, sonst einer der größten Männer seiner Zeit, ließe sich vielleicht beschuldigen, daß er die Großen und Mächtigen, deren er bedurfte, zu sehr gelobt habe. Er wußte aus der Erfahrung, daß Lobsprüche der Fallstrick sind, so grob er auch ist, worin alle Menschen, besonders die auf Thronen, sich fangen lassen; und er suchte die Gunst der Fürsten nur zu eifrig. An **Childebert II** schrieb er: „So sehr die Könige über die andern Menschen erhaben sind, eben so sehr übertrifft dein Königreich die andern Reiche der Welt.“ Dem **Phokas** wünschte er zu seiner Thronbesteigung Glück, und nennte die Revolution, die ihn auf den Thron erhob, einen Streich der Fürsehung; ungeachtet er viel zu aufgeklärt war, um nicht zu wissen, daß der Mord des Kaisers **Mauritius** ihm die Krone verschafft hatte, und daß die Fürsehung weder Usurpation noch Meuchelmord autorisirt. Doch es ist uns hier nicht darum zu thun, die Schwachheiten eines großen Papstes zu beweisen, die man über so vielen

Tugen-

Tugenden vergessen hat; aber wir wollen uns auch nicht durch seine Briefe für berechtigt halten, Brunehildens Schandthaten zu rechtfertigen.

Diese achtzigjährige Königinn, ein denkwürdiges Beyspiel der Gerechtigkeit, die, oft zögernd mit ihren Hieben, nur zu selten die erhabensten Häupter trifft, gefangen und entwaffnet, mit den Flüchen des Volks beladen, erschien vor Fredegundens Sohn, der jetzt ihr Richter war, und es nicht hätte seyn sollen. Er verdammte sie, auf seinem Richterstuhl, zu einer dreytägigen Todesstrafe. Am ersten Tage führte man sie durch das ganze Lager, allen möglichen Beschimpfungen der Soldaten Preis gegeben, und von Flüchen auf ihrem ganzen Wege begleitet. Am zweyten wurden ihr von einem barbarischen und erbitterten Pöbel tausend ausgesuchte und schimpfliche Martern angethan, die ihr noch das Leben ließen. Am dritten band man sie mit den Haaren, einem Fuß und einem Arm an den Schweif eines wilden Pferdes, welches sie über die Steine und durch die Dornen fortschleppte; der Boden wurde mit ihrem Blut benetzt. Sie war Tochter, Schwester, Tante, Gemahlinn, Mutter, Großmutter und Aeltermutter von Königen. Sie that auch etwas Gutes: denn es ist der Macht unmöglich, gar nichts Gutes zu thun; man verdankte ihr einige Chausseen und mehrere öffentliche Gebäude, die ihren Nutzen hatten, unter andern auch Hospitäler, deren es nicht zu viel geben kann, wenn die Regierung schlecht ist. Sie sind wenigstens ein Mittel gegen den Krebs des politischen Körpers, eine

kleine

kleine Erleichterung für die unzählige Schaar der Elenden. Man sieht noch ihr Grab in der Abtey St. Martin-les-Autun, die sie gestiftet hatte. Im Jahr 1632 öffnete man es; unter der Asche und den Knochen fand man das Rad eines Sporns, welches die allgemeine Tradition bestätigt, daß man, so oft ein Verbrecher an den Schweif eines Pferdes gebunden wurde, ihm Sporen an dem Fuß zu befestigen pflegte, um das Pferd desto wütender zu machen. Ausstudirte Kunstgriffe, die Martern zu vergrößern, sind das, was der Menschheit die meiste Schande macht, und jedes Zeitalter, welches hierin andern ein Beyspiel gegeben, verdient mit Recht den ganzen Abscheu der Nachwelt.

Klotar der Zweyte, und Geist seiner Zeit.

Wie soll man sich die französische Staatsverfassung dieser Zeit vorstellen? Eine weise und solide Verfassung ist nur das Werk der Zeit oder jener außerordentlichen Gesetzgeber, die, da sie ein Volk, so zu sagen, auf einmal formen, sich in den Jahrbüchern der Welt auszeichnen. Diese haben aber fast allen Nationen, besonders der französischen, gefehlt.

Gleichwohl haben wir noch historische Facta genug übrig, um behaupten zu können, daß die französische Staatsverfassung damals nichts anders war, als eine Aristokratie unter einem Oberhaupt, dem man

man den Namen König gab. In der That, der Körper der Nation entschied immer mit dem König über wichtige und schwierige Sachen, und, was uns nach den Denkmälern ganz unstreitig scheint, er hatte auch an der gesetzgebenden Gewalt Theil. Wir sehen den König die Sache, worüber berathschlagt werden soll, vortragen, die Oberhäupter Reden an die Versammlung halten, die Bischöfe zugelassen werden, um ihre Vorstellungen zu thun, und die Soldaten, anstatt ihre Stimmen zu geben, durch Zusammenschlagen ihrer Lanzen Beyfall geben, oder durch ein verworrenes Gemurmel ihre Mißbilligung bezeugen. Daher der Ursprung der März- oder Mayfelder, wo alle drey Stände des Staats sich versammelten.

Man bemerkt gleich im Ursprunge und Geist des salischen Gesetzes, daß die Succeßion zum Thron noch mehr der getreue Ausdruck des Nationalwillens, als des Willens der Könige war, wiewohl dieses Gesetz diese letztern ausnehmend begünstigte. In der That bedurften kriegerische Horden, die ihr Vaterland verlassen hatten, um ein neues zu suchen, nur eines Generals, der sie anführte, und konnten einem Weibe, das die Schwäche seines Geschlechts von den Beschwerden des Krieges ausschloß, nicht gehorchen. Einige seltne Ausnahmen, die sich nach langen Zwischenzeiten in den Archiven der Nationen zeigen, konnten dem allgemeinen Gesetz das Gegengewicht nicht halten; auch dachten sich unsre Vorfahren nicht einmal die Möglichkeit einer andern Wahl. Dieses salische Gesetz

war also ursprünglich nichts anders, als das Gesetz der Nothwendigkeit oder vielmehr der Vernunft.

In der Folge wurde, wie man gesehen hat, kein Gesetz mehr respectirt, als das Gesetz der Gleichheit unter Waffengefährten. Der Gebrauch hatte seit undenklicher Zeit die strengste Proportion in der Theilung der Beute eingeführt. Wir haben gesehen, daß man darin so pünktlich genau war, daß Klodwig selbst, auf die Reclamation eines einzigen Soldaten, nicht einmal außer seinem Antheil ein einziges Gefäß für sich nehmen konnte, welches er der Kirche zu Rheims wiedergeben wollte; und um sich an diesem Soldaten zu rächen, sah er sich genöthigt, ihm ein Vergehen gegen die Kriegszucht vorzuwerfen, weil er in diesem Fall, als General, nach Willkühr mit ihm umgehen konnte.

Was diese Materien, deren Untersuchung so interessant ist, besonders dunkel gemacht hat, ist, daß es wirklich mitten unter den Franken, die das Land erobert hatten, eine unterjochte dienstbare Nation gab, die aus Galliern und Römern bestand. Diese hatte keinen Antheil an der Administration; sie hatte das Eigenthum ihrer Ländereyen verloren. Alle Krieger fränkischen Ursprungs aber machten den Adel aus; man sah sie in der Versammlung der Nation ihre Rechte der Rede, wie die des Degens, behaupten. Diese Versammlung wurde im freyen Felde gehalten, erst im März, hernach im May, damit es der Reuterey nicht an Fütterung fehlte. Die Wahl und der Umfang des Orts beweisen unwiderleglich die Menge, und folglich auch

die

die Macht derer, die auf dieser Versammlung Stimme hatten.

Man hat viel über die Thronfolge geschrieben. War Frankreich ein Wahl- oder ein Erbreich? Die Meynungen hierüber sind noch immer getheilt. Folgende scheint mir die meisten Wahrscheinlichkeiten und Facta für sich zu haben.

Man gelangte zur fränkischen Krone, unter den Königen des ersten und des zweyten Hauses, durch Erbwahl; das heißt, die Herren, welche zu dieser Zeit die ganze Nation ausmachten, hatten sich das Gesetz aufgelegt, die Krone immer in der Familie des Oberhaupts, welches sie zuerst zu ihrem Anführer erwählt hatten, zu erhalten, aber sich auch zugleich das Recht vorbehalten, aus dieser Familie denjenigen zu wählen, welchen sie würdig finden würden, dem verstorbnen oder abgesetzten König zu succediren. **Meroväus**, **Klodions** Vetter, der statt seiner beyden hinterlassenen Söhne zu seinem Nachfolger erwählt wurde; **Chilperich** I, welcher abgesetzt, verbannt wurde, unterdeß man seine Krone seinem Bruder **Siegebert** I gab; **Klotar** I, welcher der Versammlung der Stände die Wahl eines Nachfolgers im Königreich Austrasien, nach welchem er selbst trachtete, übertrug; der dritte Sohn **Klodwigs** II, welcher zum König von Neustrien erwählt wurde, und dem **Childerich** II, statt des Sohns dieses Königs, nachfolgte; der Prinz **Daniel**, Childerichs Sohn, welchen die Franken, nach **Dagoberts** II Tode, aus dem Klo-

ster zogen, um ihn auf den Thron zu setzen: alle diese Beyspiele, und noch mehr andre von gleicher Art unter dieser ersten Race, beweisen, daß die Franken die Krone zwar in derselben Familie erhielten, aber sich auch bey der Freyheit behauptet hatten, sie demjenigen aus dieser Familie zu übertragen, der ihnen dazu gut dünken würde, ohne Rücksicht weder auf die Linie, noch auf den Grad der Verwandtschaft; und daß es hinreichte, wenn der Thronfolger nur aus dem königlichen Geblüt gewählt wurde.

Dies ist die Meynung **Hotomans, Larreys, Duhaillans**, des Abts des **Tuilleries**, des Grafen **von Boulainvilliers**, des Abts **von Vertot**, und endlich auch des englischen Geschichtschreibers **Karls V.**

Daß unter den Königen der zweyten Race die Thronfolge eben sowohl von der Wahl abgehangen, daran läßt eine Menge von Beyspielen uns nicht zweifeln; ja die meisten französischen Geschichtschreiber treiben diese Meynung so weit, daß sie glauben, die Wahl habe jedermann offen gestanden. Der Pater **Daniel**, unter andern, hat sie sehr nachdrücklich behauptet; allein der Abt von **Vertot** beweist einleuchtend genug gegen diesen Jesuiten und die, welche schon vor ihm diese Idee angenommen hatten, daß Frankreich unter dieser Race, eben so wie unter der ersten, ein Erbwahlreich gewesen; und er stützt sich auf viele sehr überzeugende Beyspiele. Anstatt also, daß es nach den meisten Geschichtschreibern scheinen sollte, die Grundsätze

wegen der Thronfolge seyen unter den Königen der ersten und zweyten Race ungewiß und schwankend gewesen, und erst unter der dritten unwandelbar festgesetzt worden, erhellet aus Vertots Untersuchungen deutlich genug, daß Frankreich unter beyden ersten Häusern ein Erbwahlreich gewesen; und daß das Recht der Nation, aus der Familie des zuerst erwählten Königs denjenigen zu wählen, der ihr des Throns am würdigsten schien, als eine beständige Grundregel betrachtet, und in einem Zeitraum von mehr als sechshundert Jahren unveränderlich ausgeübt worden.

Klotar II, welcher, gleich seinem Großvater Klotar I, nur das kleine Königreich Soissons geerbt hatte, war jetzt auf einmal einziger König der fränkischen Monarchie. Er wars ohne Zweifel, der, ohne sein Wissen, die Macht der Majorum Domus vermehrte, indem er ihrer drey in den ihm zugefallenen drey Königreichen bestellte. Ein unermeßliches Gebiet mildert zuweilen die übermäßige Begierde nach Herrschaft, oder macht wenigstens einen Fürsten minder eifersüchtig auf seine Autorität. Diese Majores Domus wurden ohne Mühe eine Art von Vicekönigen, und Klotar sah dies ohne Argwohn und Besorgniß; seine beständige Politik war, die Autorität der Magnaten zu respectiren, und ihre Privilegien, die sich sehr weit erstreckten, zu erhalten. Seine Regierung war dadurch weniger glänzend, aber desto weiser, friedlicher. Er hatte auch eine sehr gründliche Idee von dem Uebergewicht und dem Nutzen der Gesetze zu Erhal-

tung der öffentlichen Freyheit. Er ordnete eine Art von herumziehenden Gerichtshöfen an, welche den Unterdrückten entgegenkamen, und Recht sprachen; welches der Nation sehr angenehm war. Die Particuliers brauchten nun ihrer Klagen wegen ihren Ort nicht zu verlassen; ein nicht kleiner Vortheil zu einer Zeit, wo noch nicht allenthalben und nach allen Seiten hin öffentliche Wege vorhanden waren. Man gab den Sitzungen dieser herumziehenden Parlementer den Namen Placita, wovon die Wörter Plaids und die den Engländern so beliebten Pleas abstammen.

Diese Gerichtshöfe waren keine leere Phantomen; sie richteten die Großen und straften sie. Da ein Gouverneur eines Theils von Burgund sich gegen **Klotar** verschworen hatte, wurde der Gouverneur verurtheilt, den Kopf zu verlieren, als hätt' er gar keine Macht besessen. Der König wollte sich dabey keiner andern Gewalt, als der Gewalt der Justiz bedienen. Diese gesetzmäßige Züchtigung flößte Ehrfurcht ein, und machte einen so tiefen Eindruck, daß man weiter von keiner Verschwörung unter seiner Regierung hörte. Solchergestalt kann der Monarch, welcher keiner Privatrache Gehör giebt, und nur mit dem Schwerdt der Justiz strafen will, seine Gewalt verdoppeln und sie desto rechtmäßiger machen.

Die Capitularien, diese berühmten Verordnungen, die so lange Zeit auf unsre Gesetzgebung einflossen, ergiengen aus einem Concilium zu Paris, einer Art von vermischtem Tribunal, welches

aus

aus Bischöfen und Herren bestand. Hier wurden bürgerliche Sachen durch Mehrheit der Stimmen entschieden, und giengen sogar den blos geistlichen Sachen vor.

Von **Fredegundens** Sohn ließ sich keine milde und populare Regierung erwarten: allein, es sey nun aus Politik oder aus Liebe zum Frieden, oder vielmehr aus Kenntniß seines wahren Interesse, er maßte sich nie eine willkührliche Gewalt an; er bewies sich gemäßigt, als einen Feind unumschränkter Macht. Er erließ den Longobarden einen Theil des jährlichen Tributs, welchen sie seinen Vorgängern bezahlt hatten, und setzte beständig seinen Ruhm darin, seine Nachbarn, so wie seine Bundsgenossen, zufrieden zu stellen. Dieser Ruhm ist unsrer größten Achtung würdig, und **Klotar** verdient in diesem Betracht das Lob der Nachwelt. Auch war seine Regierung ruhig und glücklich; und wie freut es uns, dies endlich einmal sagen zu können!

Er genoß der reinen Freude, oft auf seinem Wege die Zeugnisse der Liebe seines Volks einzuerndten. Die Mitte und das Ende seiner Regierung müssen manche Züge von Arglist und Grausamkeit auslöschen, welche den Anfang derselben befleckten. Er unterschied sich hierdurch von andern Königen, seinen Zeitgenossen, die alle ihre Tugenden in den ersten Jahren ihrer Regierung erschöpften. Man tadle uns nicht, daß wir **Klotars** vernünftige Administration loben, so unvollkommen sie auch war. Auch unvollkommne Tugenden be-

merkt man, und muß sie bemerken in diesen stürmischen Zeiten der Verwirrung und Barbarey.

Er machte, noch bey seinen Lebzeiten, seinen Sohn **Dagobert** zu seinem Gehülfen in der Regierung, und ließ ihn zu Metz, unter dem Titel König von Austrasien, residiren. Er that noch mehr für ihn: Er gab ihm zwey tugendhafte Minister, die seine Regierung so liebenswürdig machten, daß die Nachbarn des deutschen Frankreichs, von so vielen Tugenden gerührt und hingerissen, ihn zum König zu haben wünschten; die schmeichelhafteste Huldigung, die man je einem Regenten erweisen kann.

Als der junge **Dagobert** das mannbare Alter erreicht hatte, vertraut' er ihm einen Theil der Regierung an, um ihn zur Regierungskunst zu bilden: denn diese Kunst hat ihre Grundsätze, und keine sollte fleißiger studirt werden, ob sie gleich nicht auf öffentlichen Schulen gelehrt wird. Der junge Prinz, in dem siedenden und unerfahrnen Alter, wo hohe Gewalt keine Schranken kennt und den Verstand verblendet, wo die Leidenschaften alles um sich her verschlingen zu wollen scheinen, foderte trotzig von seinem Vater, daß er ihm noch einige Theile des Königreichs Austrasien, die **Klotar** davon getrennt hatte, übergeben sollte. Der friedliche König überließ, mit beyspielloser Mäßigung und wahrhaftig väterlicher Zärtlichkeit, die Entscheidung über dieses streitige Recht zwölf Schiedsrichtern, theils Bischöfen, theils Herren. Sie söhnten Vater und Sohn aus, ohne daß Blut dabey vergossen wurde;

etwas Rührendes und Merkwürdiges in diesem ersten Hause, wo die Bande der engsten Blutsfreundschaft den Arm der Ehrsucht, die in Unmenschlichkeit ausartete, nicht zurückhielten.

Klotars Güte war übrigens nicht Schwäche. Er bewies Muth, und selbst Unerschrockenheit. Ein gewisser Bertoald, Herzog der Sachsen, der seine gelassene Gleichmuth und Gelindigkeit für eine Wirkung der Furcht hielt, fiel in Austrasien ein, und hatte anfangs einige Vortheile über den jungen Dagobert, welcher beynahe das Leben verloren hätte, indem er einen Säbelhieb auf den Kopf bekam, der ihm den Helm spaltete. Der Vater flog seinem Sohn zu Hülfe. Beyde Armeen standen, nur durch einen Fluß getrennt, gegen einander. Klotar, der durch beleidigende Schimpfwörter von Bertoalden persönlich insultirt wurde, setzte zu Pferde über den Fluß, erreichte das entgegengesetzte hohe Ufer, warf den Uebermüthigen zu Boden, und tödtete ihn mit eigner Hand. Er ließ seinen Kopf auf die Spitze einer Lanze stecken, trug ihn wie eine Standarte, und zerstreute die Armee der Sachsen. Die Könige der ersten Race verstanden alle die Kunst, persönlich zu fechten.

Er überlebte diese glänzende That nur einige Monate; eh' er aber starb, unterdrückt' er noch die Stelle des Major Domus von Burgund, auf den Rath der Großen des Landes. Vielleicht sah er, aber zu spät, vorher, was diese Stelle in kurzer Zeit seinen Nachfolgern kosten würde. Indeß konnte dies nur noch eine dunkle Ahndung seyn;

denn wie ließ sich vorhersehen, daß Unterthanen bald, vor den Augen und mit Einwilligung der Nation, ihren Herrn verjagen würden? Aller menschliche Scharfsinn ist nicht vermögend, gewisse bisarre Spiele des Schicksals, noch die Wirkung außerordentlicher Talente, die gerade zur rechten Zeit zum Vorschein kommen, zu errathen. Diese Majores Domus, man muß es gestehen, leisteten vom Anfange an dem Staat sehr gute Dienste; sie waren treue Bürger, wachsame und unermüdete Minister. Bahnten sie sich einen Weg zum Thron, so geschah es durch die nützlichen Mittel, welche die Stimmen des Volks ohne Zwang gewinnen.

Klotar starb in dem fünf und vierzigsten Jahr seines Lebens und seiner Regierung. Er starb zu früh für Frankreich, denn er wußte es zu regieren, und kannte den Geist der Nation, das erste Studium eines Regenten, vollkommen.

Das Merkwürdigste in Ansehung der Glaubenslehren unter dem großen Haufen theologischer Spitzfündigkeiten, als der einzigen Fragen, welche damals alle Köpfe beschäftigten, war die Meynung eines gewissen Bischofs, welcher durchaus nicht zugeben wollte, daß das Weib mit zum menschlichen Geschlecht gehöre. Er machte ein besondres Wesen daraus, und zum Beweise seines Systems sagt' er, Gott habe nur den Mann geschaffen, und das Weib habe folglich nichts mit ihm gemein. Diese Frage wurde auf eine so ernstliche als feyerliche Art debattirt. Nach vielem Disputiren fand

man

man endlich in der heiligen Schrift, daß Gott im Anfange ein Männlein und ein Fräulein geschaffen, welches denn die Weiber in alle Ehren ihres Geschlechts, und in ihre Verbindung mit dem Menschengeschlecht, dessen Quaal und Wonne sie ausmachen, wieder einsetzte.

Klotar, welcher immer die Macht der Herren respectirt hatte, ermangelte auch nicht, eine gleiche Deferenz für die Autorität der Geistlichkeit zu beweisen. Die Geistlichkeit wußte sich das zu Nutze zu machen. Er befahl, ihr bey Strafe des Kirchenbannes den Zehnten zu bezahlen, weil das göttliche Gesetz (sagt' er, dem mosaischen Gesetz zufolge,) es also verordne. Jedem Laien wurde bey Leibesstrafe geboten, jedem Geistlichen, der ihm begegnen würde, eine tiefe Verbeugung zu machen; und saß der Laie zu Pferde, so mußt' er absteigen, und sich tief demüthigen, damit die Ehrerbietung, die er dem Geistlichen bewies, desto weniger zweydeutig wäre.

Selbst die Nonnen wurden durch diese Privilegien, welche mit jedem Tage neue Kraft bekamen, so dreist, daß sie gar keine Gewalt mehr über sich erkennen wollten. Zu Poitiers empörten sie sich gegen die Aebtissinn, nahmen Trabanten in ihren Sold, belagerten das Kloster, und bemächtigten sich desselben mit bewaffneter Hand. Das Aergerniß war so groß, daß die Bischöfe sich genöthigt sahen, Gericht über sie zu halten. Aber was geschah? Sie wurden von aller Anklage losgesprochen, weil der fürchterliche Donner der Excommunica-

tion

tion nur für die profanen Köpfe der Laien bestimmt war.

Wer den Einfluß moralischer Ursachen gekannt hätte, würde gewiß gleich die unermeßliche Gewalt, deren die römische Kirche einst genieſſen sollte, vorhergesehen haben. Privilegien ohne Zahl, gefährliche, alle Gleichheit unter den Bürgern aufhebende Exemptionen, kamen schaarenweise von Rom an. Uebermäßige Schenkungen bereicherten die Klöster; das Gold gehörte einzig und allein nur der Geistlichkeit; da aber die Wage der Theilung gar zu sehr auf die eine Seite überschlug, so sahe die Geistlichkeit sich selbst gezwungen, die Ländereyen, die sie von der blinden Frömmigkeit der Fürsten und des Volks erhalten hatte, den Landbauern, gegen einen jährlichen Grundzins, der freylich anfangs sehr geringe war, zurückzugeben. Dies nannte man Precariengüter, welche nie Particuliers eigenthümlich angehören konnten; und so umfaßte also ihr System des unbeschränkten Eigenthums schon, wie man sieht, die Zukunft. Da aber diese Abtretung den politischen Uebeln der übermäßigen Ungleichheit nicht abhalf, so fiengen bald Usurpationen an, den Schenkungen das Gegenwicht zu halten; das Schwerdt raubte dem Bischofstab alles, was es ihm mit Gewalt rauben konnte; und die Bannstrahlen der Kirche, die unaufhörlich auf die Köpfe der Rebellen, das heißt, der durch die thörichte Freygebigkeit ihrer Vorfahren verarmten Herren, herabfuhren, erzeugten jene langwierigen Zwistigkeiten, und jene unglaublichen Streitigkeiten,

ten, welche seitdem die Monarchie verwirrten und zerrissen.

Ehe wir weiter gehen, laßt uns einen Blick auf die Hofbedienungen und ihre verschiednen Prärogativen werfen; es wird die Geschichte der folgenden Jahrhunderte deutlicher machen, und man wird desto besser daraus ersehen, was für seltsame Veränderungen die Zeit selbst im Innern der Paläste der Könige herbeyführt, von denen man glauben sollte, daß sie von den Veränderungen, welche außerhalb vorgehen, so leicht nichts zu befahren haben könnten.

Das Amt des **Major Domus** entsprach dem eines Oberhofmeisters des königlichen Hauses. Diese Majores Domus gelangten von der Oberaufsicht zum Thron; man glaubt einen Verwalter zu sehen, der am Ende die Güter des Herrn kauft, dessen Angelegenheiten er dirigirt hat.

Der **Comes Palatii** (Burggraf) war ein Civilbedienter, und folglich noch respectabler; allein diese Bedienung dehnte sich nie weiter aus, und man muß daher glauben, daß sie ihrer Natur nach keines Wachsthums fähig gewesen. Wenn der König, abwesend oder krank, nicht selbst Recht sprach, so that der Burggraf es in seinem Namen: ein wirklich glänzendes Prärogativ! Sein Amt war überdem, über alle die Rechtssachen zu entscheiden, wobey man appeliren konnte. Man durfte mit dem König über keine Streitsache sprechen, ohne seine Einwilligung zu haben. Diese Stelle wurde von

Männern

Männern bekleidet, die sehr rechtschaffen waren und wahrhaftig die Gerechtigkeit liebten, weil sie nicht durch Merkmale des Ansehens und großer Reichthümer in der Geschichte geglänzt hat.

Die königlichen Schreiben, Patente ꝛc. wurden von dem **Referendarius** unterzeichnet, und dieser verwahrte gewöhnlich das königliche Siegel. Diese dritte Hofbedienung wurde nachmals, wie die des Comes Palatii, mit der des **Kanzlers** vereinigt, welcher damals, weit entfernt in den obern Gerichtshöfen zu präsidiren, und als das Oberhaupt der Magistratur angesehen zu werden, nur ein geringer Secretär war, der das Protokoll führte, und die Gerichtsacten zu Papier brachte. Man nannte ihn **Erzkanzler**, um ihn von den unter ihm stehenden Schreibern, die man auch **Kanzler** nannte, zu unterscheiden.

Die Königinn, welche den täglichen Aufwand des königlichen Hauses regulirte, ließ sich durch den Kanzler oder **Kämmerer** helfen, welcher sich die Rechnungen vorlegen ließ, und über alles, was angeschafft wurde, Register führte. Die Königinn hatte selbst die Aufsicht über ihren inneren Haushalt; sie machte sich eine Ehre daraus, gute Oekonomie darin zu halten, und duldete keine Mundbedienten, die einige Neigung zur Verschwendung hatten. Man findet sogar, daß die Ueberbleibsel der Tafel zum Vortheil der Toilette der Königinn, als eine Belohnung für ihre Sorgfalt und Mühe, verkauft wurden.

Der

Der Graf hatte die Aufsicht über die Pferdeställe des Königs; man nannt' ihn Comes stabuli, Oberaufseher des Stalls.

Die Besorgung des Mundvorraths für den König kam dem **Senechal** zu; der Einkauf und die Aufbewahrung des Weins aber war davon ausgenommen, und dem **Mundschenken** (Bouteillier) anvertraut. Das Wort **Senechal** bedeutet einen Menschen, der die Aufsicht über die Heerden hat, sie verkauft, aussondert ꝛc.

Der **Marechal** hatte die Sorge für die Pferde, und noch jetzt führen die Hufschmiede und Roßärzte diesen Namen.

Die Zimmer des Schlosses stunden unter der Aufsicht des **Mansionärs**, und er sorgte für die Betten und die Garderobe. Man schlief selb acht in einem Bette.

Es war am Hofe auch ein **Falkenier**, welcher Raubvögel, das alte Symbol der königlichen Würde, auf der Faust trug, und vier **Obersjägermeister**. Die Räthe des Königs, Geistliche oder Laien, begleiteten ihn fast auf allen seinen Reisen; da sie ewige Rathgeber waren, so verliessen sie Se. Majestät nur selten, pour l'admonester, wie de Prades sagt.

Dagobert.

Schon König bey Lebzeiten seines Vaters, hatt' er eben nicht Lust, mit seinem Bruder Charibert zu theilen. Gleichwohl erfoderte dies das

unver-

unverletzliche und unglückschwangere Gesetz der Franken; nichts fällt in der Geschichte deutlicher ins Auge, als diese ungefähr gleiche Theilung, die sich bey jedem Absterben eines Königs oder Königssohns erneuerte. Aber Dagobert war der stärkste; er hatte eine Armee auf den Beinen, wovor denn allenthalben die Gesetze schweigen. Charibert mußte sich also mit dem Titel König von Aquitanien begnügen. Da er nicht mehr erhalten konnte, macht' er Toulouse zur Hauptstadt seiner Staaten. Das Herzogthum Aquitanien blieb als ein Erbherzogthum in seinem Hause von 628 bis 1503. Ludewig von Armagnac, Herzog von Nemours, war der letzte Besitzer desselben; wahrlich eine seltne und denkwürdige Geschlechtsfolge.

Dagoberts Regierung hatte einen sehr schönen Anfang, weshalb man ihn denn anfangs als einen vollkommnen Regenten betrachtete; denn das Volk eilt immer einen König aufzumuntern, bey dem es gute Gesinnungen wahrnimmt, und es bezahlt ihn gern im voraus für die Tugenden, deren es einst zu geniessen hofft. Da oben durchreiste sein Reich, und er that wohl daran; nichts vermag mehr, als das Auge des Herrn; er sieht alle Gegenstände, wie sie sind, so bald er sie in ihrem wahren Gesichtspunkte sehen will. Man sah ihn sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, und die Weisesten der Nation um Rath fragen. Kurz, es schien, daß er die Gesetze und die Ordnung liebe, und sie immer respectiren würde. Aber eine Leidenschaft, die in dem Busen der Könige furcht-

furchtbarer ist, als bey andern Menschen, vernichtete bald auf einmal seine guten Eigenschaften: die Liebe der Weiber riß ihn zu den schimpflichsten Ausschweifungen hin. Er verstieß seine Gemahlinn, unter dem Vorwande, daß sie unfruchtbar sey. Dreyen Concubinen gab er den Titel Königinnen, und ließ sich durch unwürdige Maitressen beherrschen. Diese gierigen Weiber mußten alles haben, was ihr kindischer Luxus nur wünschte; und daher die Erhöhung der Auflagen, die Bedrückungen aller Art, und alle jene geheimen und offenbaren Quälereyen, die ein Sklave der Sinnlichkeit auf dem Thron erfindet, um seine Begierden zu befriedigen.

Verschiedne Minister bemühten sich vergebens, ihn aus dieser Vergessenheit seiner selbst herauszuziehen. Die sinnliche Wollust hat die unglückliche Wirkung, daß sie bald den Verstand verdirbt; und das Herz, welches von ihr angesteckt ist, kann, so sehr sichs auch angreifen mag, den Keim der Tugenden nicht mehr nähren. **Dagobert** hatte diesen Keim nicht mehr, und verlor alle seine liebenswürdigen Eigenschaften. Da sein Bruder, der König von Aquitanien, starb, plünderte er seine Schätze, und beraubte also seine Neffen ihrer Erbschaft.

Es währte nicht lange, so ward er bestraft. Ein Krieg, der kein Beyspiel in der Geschichte hat, brach aus, und war nicht glücklich für ihn. Ein Handelsmann, Namens **Samo**, war so reich geworden, daß die Slaven, eine volkreiche und mächtige Nation, ihn zu ihrem König wählten; und

das Gold thut in diesem Fall oft eben so gute Dienste, als das Eisen: man hat davon Beyspiele genug in Polen und anderswo. Für Gold hat man Soldaten, sagte Cäsar, und mit Soldaten erlangt man sein Gold wieder. Ein großer Reichthum ist fast nie das Werk eines mittelmäßigen Menschen; das Glück allein, man sage was man wolle, kann nicht alles thun; es gehört Arbeit, Wachsamkeit dazu; und ich ehre die großen Reichthümer, wenn sie unbescholten sind, wie jedes andre gelungene Unternehmen. Außer seiner Industrie, hatte **Samo** einen großen Charakter. Er hatte zwölf Frauen: denn die Gewohnheit seines Landes erlaubte, zum Glück für ihn, die Polygamie; und zeugte mit denselben zwey und zwanzig Söhne und funfzehn Töchter. Er war klug und tapfer. **Dagobert** hatte einen Gesandten an ihn abgeschickt, um sich bey ihm wegen einiger Beleidigungen, die französischen Kaufleuten angethan waren, zu beschweren. **Samo** nahm den Gesandten sehr gut auf, der ihm dagegen mit übelangebrachtem Uebermuth und Stolz begegnete. Der König der Slaven bewies große Mäßigung, und sprach von der Genugthuung, die er ihm geben wollte, wie auch von dem guten Vernehmen und der Freundschaft, die er mit dem König von Frankreich zu unterhalten wünsche. — „Freundschaft, unterbrach ihn der plumpe Gesandte; kann denn auch Freundschaft seyn zwischen Christen, Dienern des wahren Gottes, und Hunden von Heiden, wie ihr?“ — „Nun wohl, erwiederte **Samo**, weil wir denn Hunde

sind,

sind, so wollen wir unsre Zähne brauchen, euch zu beißen, und zwar aus aller Macht."

Drey französische Armeen, die gegen den reichen Heiden abgeschickt wurden, dienten nur, Samo's Regierung zu verherrlichen, welcher nur zu gut Wort hielt. **Dagobert** sah sich genöthigt, den Sachsen ihren Tribut zu erlassen, damit sie die Gränze des fränkischen Reichs vertheidigen möchten, welches sie aber sehr schlecht thaten.

Um die Slaven, die ihm keine Ruhe liessen, desto besser zurückzuhalten, erklärt' er seinen dreyjährigen Sohn, **Siegebert**, zum König von Austrasien; und da dies Kind seinen eignen Hof und seine Bedienten hatte, so waren diese persönlich interessirt, den Feind zurück zutreiben, um ihre Aemter und Prärogativen nicht zu verlieren: ein sinnreiches Mittel, das aber in seinen Folgen sehr unsicher war. Es wurde dem König ein zweyter Sohn geboren, welcher den Namen **Klodwig** erhielt. Die Bischöfe und Herren von Neustrien und Burgund beriefen eine Versammlung, und baten den König, durch eine feyerliche Acte die Theilung seiner Staaten zwischen den beyden jungen Prinzen zu reguliren.

Die Großen erinnerten sich ohne Zweifel noch, auf welche Art **Dagobert** bey seiner Thronbesteigung zu Werke gegangen war. Sie wollten keinen Monarchen wieder, der allein Herr der Monarchie wäre, und die ganze höchste Gewalt in seiner Person vereinigen könnte. Ihre Privilegien waren ohne Zweifel von ihm verletzt; aber da sie keine

Armee hatten, so hatten sie auch ihre respectiven Rechte nicht geltend machen können. Sie fanden also für gut, sie in diesem günstigen Augenblick wieder herzustellen; und sie erreichten wirklich ihren Zweck.

Sinnlichkeit ist eine Schwester der Trägheit. In üppige Weichlichkeit versunken, sah also Dagobert nichts ungerner, als daß die Gasconier ihn aus den Armen der Wollust auf den Kampfplatz zu reissen drohten; er wünschte weiter nichts, als den Rest seiner Tage in Ruhe, ohne Sorgen und Cabinetsarbeiten, hinzubringen. Glücklicherweise hatt' er bey seiner Unfähigkeit so viel Verstand oder Glück, einen alten General von großer Erfahrung zu wählen, der sie zum Gehorsam brachte. Aus dieser Verlegenheit befreyt, fiel er gleich wieder in eine andre; er hatte sich mit den Bretagniern zu vergleichen, die aus einem so hohen Tone sprachen, daß ihm bange wurde. Es scheint, daß er seit dem ungeschickten Gesandten, welchen er an den Samo schickte, sich wenigstens Mühe gegeben, eine sorgfältigere Wahl seiner Agenten zu treffen. Man hat einen Kaufmann König werden sehen, und jezt wird man einen Goldschmied als Staatsminister, und was noch mehr ist, als Bischof erblicken. Dieser wars, welchen Dagobert wählte, mit den Bretagniern zu negociiren. Er that es mit Klugheit und Glück; und da seine Instructionen auf Frieden giengen, so erfüllte Eloy den Wunsch Dagoberts, der in seinen Vergnügungen nicht gestört seyn wollte, vollkommen. Er genoß aber

dieses

dieses mehr erkauften, als erworbenen Friedens nicht lange; denn er starb bald darauf an der Dysenterie, im sechs und dreyßigsten Jahr seines Alters. Seine Ausschweifungen verkürzten seine Tage. Er öffnete zuerst das berufene Gewölbe zu St. Denis, wo so viele Könige nach ihm herabgestiegen sind, um, einer nach dem andern, vor dem Richterstuhl der Stimme des Volks ihr feyerliches Urtheil zu empfangen.

Mitten unter seinen schändlichen Verschwendungen erlaubte sich **Dagobert**, der seine Laster dadurch loszukaufen glaubte, große Freygebigkeit gegen die Mönche; falscher und unseliger Wahn, da man sich einbildet, man besänftige den Himmel mit Golde, und die Geschenke, womit man die Altäre überhäuft, überhüben uns der Reue und Besserung, die allein rechtfertigt. **Dagobert** verlangte auch, um die lebhaften Vorwürfe seines Gewissens zu stillen, daß alles unter seinem Scepter getauft würde. Er machte ein Edict, wodurch er verordnete, daß alle Juden sich dem Bad der Wiedergeburt unterwerfen, oder sterben sollten.

Alle Bischöfe, welche eine Menge von Proselyten, oder richtiger von Unterthanen, hierdurch gewannen, haben **Dagoberten** mit Lobsprüchen überhäuft, der weiter keine Thätigkeit bewies, als die, daß er alle fremde Glaubensgenossen um den Taufstein zu versammlen suchte. Da man sehr an seiner Seligkeit zweifelte, so gab ein dankbarer Bischof vor, er habe ein Gesicht gehabt, worin er gesehen, daß die Teufel wirklich **Dagoberts**

Seele, zur gerechten Strafe seiner Unenthaltsamkeit, auf einer Barke in die Hölle weggeführt; da aber alles gegen einander abgewogen und abgerechnet werde, und er sehr freygebig gegen die Kirche gewesen, so wären der heil. Dionys, der heil. Moritz und der heil. Martin ihm zu Hülfe herbeygeeilt, hätten ihn den Klauen der Teufel entrissen, ihn im Triumph gen Himmel getragen, und die Teufel in der Barke ganz bestürzt zurückgelassen.

Man sieht noch zu St. Denis ein erhabnes Schnitzwerk, worin diese seltsame Einbildung abgebildet ist; auch hat dies lächerliche Mährchen ein großes Glück beym Volke gemacht, vielleicht weil es **Dagoberts** Charakter, der zugleich der Unenthaltsamkeit und einer frommen Verschwendung ergeben war, ziemlich gut schildert.

Man spricht noch von seinem Lehnstuhl, oder Thron, von massivem Golde, der von dem Goldschmied **St. Eloy** gegossen und verfertigt worden. Dies mag uns einige Idee von seinen Reichthümern geben; aber ein Thron von massivem Golde, der dem König **Dagobert** gehört, ist eine Uebertreibung, die sich für ein Feenmährchen schickt, und keine ernsthafte Widerlegung verdient. Der Pöbel liebt nichts mehr, als Erzählungen voll glänzender und prächtiger Dinge; und je ärmer er ist, je mehr sucht er seine Worte zu bereichern.

Als aber Boileau folgende beyden malerischen Verse machte:

Quatre boeufs attelés, d'un pas tranquille et lent,
Promenoient dans Paris le Monarque indolent; *)

schilderte er **Dagoberten** in seiner Carosse nach dem Leben. Eines Tages, da er im Begriff war, auf seinen Wagen zu steigen, (und es war vermuthlich ein ziemlicher Unterschied zwischen diesem Wagen, und dem, welchen Ludewig XVI bestieg, als als er sich zu Rheims krönen ließ,) kam ein Dichter, der aus dem Stegreif Verse machte, zu ihm; eine so wichtige Person ermangelte in diesen Zeiten nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; der König kannte ihn, blieb stehen, grüßte ihn und sagte: „Ich schenke dir die beyden Ochsen vor meinem Wagen, wenn du mir einen Vers machst, eh' ich aufgestiegen bin, und zwar einen Vers, der sich auf die Handlung bezieht." Unterdeß der König hinaufstieg, gebar der Dichter folgenden Vers:

Ascendat Dagobert, veniat bos vnus et alter.

Die herumwandernden Poeten unsrer Zeit hättens in Alexandrinern, mit platten und reinen Reimen geziert, wohl eben so gut gemacht; aber gewiß hätte man ihnen das Gespann des Königs nicht dafür geschenkt.

Er vermachte durch sein Testament dreyßigtausend Pfund Bley zu Bedeckung der Kirche des heil. Dionys. Er machte die ersten Anstalten und Einrichtungen zu dem Grabe seiner Nachfolger. Alle

*) Vier Ochsen, mit gelassenem und langsamem Schritte, führten den trägen Monarchen durch Paris spazieren.

Kirchen des Reichs wurden zum Vortheil der des heil. Dionys, der jetzt zum Nachtheil des heil. Martin in Ansehen kam, fast ausgeplündert. Die Thore von Erz, welche man noch jetzt daselbst sieht, gehörten dem heil. Hilar zu Poitiers. Sie hatten 100 Lieues gemacht, um den Ort seines Begräbnisses und seinen Lieblingstempel zu schmücken.

Er liebte Paris sehr, und verließ es immer sehr ungern; und die Austrasier sahen es nicht ohne großen Verdruß, daß der König daselbst fast immer residirte. Da er ein Freund des sinnlichen Vergnügens war, und diejenigen, welche es in unsern Zeiten nicht hassen, sich auch in der Hauptstadt niederlassen, um sich jeder Art von Genuß frey ergeben zu können, so war es nicht überflüßig, im Vorbeygehn diese Bemerkung zu machen.

Siegebert der Zweyte, König von Austrasien; Klodwig der Zweyte, König von Neustrien und Burgund; und ihre Söhne.

Man ahndet schon, daß die Majores Domus, nach und nach und auf eine geschickte Art, sich der königlichen Gewalt bemächtigen werden. Zwey Könige, die noch Kinder sind, ein erschöpfter Staat, Unterthanen, die mit Bittschriften in der Hand in die Güter wieder eingesetzt zu werden verlangen, die der verstorbne König ungerechterweise

usurpirt

usurpirt hatte, um seine Maitressen zu bezahlen; ein gerechter, menschlicher, bey dem Volke beliebter Major Domus, welcher sie anhört, sie bedauert, sie zufrieden stellt, und welchen man von allen Seiten mit dankbarem Herzen segnet: mußte man bey diesen Umständen nicht unvermerkt die Monarchen, die der Nation so zu sagen fremd geworden waren, aus den Augen verlieren? Man heftete seine Blicke auf die, welche die Ruder des Staats in Händen hatten, ihn wirklich regierten, und das Volk gewöhnten, sie als Souverains zu betrachten, weil sie die Geschäfte derselben verrichteten. Das Volk, dessen Gefühl in allen Dingen äußerst lebhaft ist, und keine Gränzen kennt, nennet diejenigen, die ihm Gutes thun, oder geschickt genug sind, es glauben zu machen, daß sie ihm Gutes gethan haben, immer mit Entzücken. Es urtheilt blos nach der Wirkung, nie nach der Ursache; es fühlt, vor allen andern, das Bedürfniß, regiert zu werden.

Pipin und Aega, die Majores Domus während der Minderjährigkeit Siegeberts und Klodwigs, waren zwey Männer von großen Fähigkeiten und seltner Rechtschaffenheit; der Pilot des Reichs überließ andern das Steuerruder, welches ihn ermüdete; sie führten es mit thätiger und starker Hand. Pipin starb, sein Sohn Grimoald war sein Nachfolger. Diese wichtige Stelle ward nun mit Einwilligung der Großen erblich, und erwarb sich also das, was den Monarchen ihre wahre Gewalt giebt, die Succession von Vater auf Sohn. Dieser Major Domus vermochte über

Siegeberten so viel, daß dieser König, da er alle Hoffnung, einen Sohn zu bekommen, aufgab, schon den seinigen adoptirt und zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Dies aber weckte die Königinn aus dem Schlummer, und sie ermangelte daher nicht, ihm einen Sohn zu geben, welchen man **Dagobert** nannte. **Siegebert** starb; man ertheilte ihm in seiner Standrede große Lobsprüche, daß er sich in seinem ganzen Leben aller irdischen Größe entzogen habe, um dafür eine desto herrlichere Krone im Himmel zu erlangen.

Aega, welcher **Klodwigen II** regierte, starb, und hatte den **Erchinoald**, welcher seine Würde erbte, zum Nachfolger. Dieser war klug, gemäßigt, würdig zu herrschen. Er beschenkte den König mit einem schönen Mädchen, welches er von einigen englischen Handelsleuten gekauft hatte; ein Geschenk, welches man damals ohne Anstoß machen konnte. **Klodwig** verliebte sich sterblich in sie, vermählte sich mit ihr, und erklärte sie zur Königinn. Er zeugte mit ihr drey Söhne, **Klotar**, **Childerich** und **Diederich**, die eben so unbekannt, eben so null waren, als ihr Vater. Dieser verrichtete in seinem ganzen Leben weiter nichts merkwürdiges, als daß er, bey einer Hungersnoth, das Gold- und Silberblech, womit die Särge des heil. Dionys und seiner Mitbrüder überzogen waren, abnehmen ließ, um dafür Korn zu kaufen und den Armen Brodt zu geben; ein so gesunder Kopf und ein so gutes Herz läßt uns bedauren, daß er keinen Charakter gehabt.

Es

Es ist schwer zu entscheiden, ob die gänzliche Unthätigkeit dieser Könige von einer wirklichen Unfähigkeit, oder von der Unterdrückung, worin sie von ihrer zarten Kindheit an lebten, herrührte. Gewiß ist, daß die Großen an der Schöpfung dieser Macht, der Rivalinn des Throns, Antheil hatten, daß sie sich versammleten, um eine Person zu dieser ersten Würde des Reichs zu ernennen, daß sie ihr die höchste militarische Gewalt übertrugen, und daß sie sich das leichte Recht vorbehielten, den Major Domus abzusetzen, wenn er nicht nach ihrem Sinne regierte. Sie hatten solchergestalt das Mittel gefunden, dem königlichen Geblüt seine Prärogativen zu erhalten, und den Uebeln eines Interregnums während der Minderjährigkeiten und der Unfähigkeit der volljährigen Könige auszuweichen. Man suche nur immer in den Hülfsmitteln gegen die öffentlichen Uebel den Ursprung der Gewohnheiten, die uns am allerbizarresten, das heißt, den unsrigen am meisten entgegengesetzt zu seyn scheinen.

Die Gesetze der Thronfolge wurden noch respectirt, aber blos der Form nach. Diese nützliche Gewalt der Majorum Domus und der Großen, die sich vielleicht eine Zeit lang gegenseitig stützten, konnte nicht lange neben einander bestehen; es mußte zu einer Revolution kommen, und diese blieb auch wirklich nicht lange aus.

Grimoald war zuversichtlich genug, die augenblickliche Adoption seines Sohns **Childebert** geltend zu machen, und ihn auf den Thron zu setzen. Wenn er abgesetzt wurde, so geschah es, weil die Großen seine Erhebung nicht nach ihrem Sinne fanden;

fanden; weil sie, aufmerksam auf ihre Rechte, sich mehr vor dem Ehrgeiz des Vaters, der sich jetzt deutlich offenbarte, als vor eingesperreten Phantomen, fürchteten. Die gänzliche Nullität der Könige kam ihren neuen Entwürfen zu statten; kurz, sie scheinen alle die überlegte Absicht gehabt zu haben, der königlichen Würde ihr ganzes Gewicht und ihre ganze Macht zu nehmen.

Man sieht **Dagobert II**, welcher abgesetzt und verbannt wurde, und **Klotar III**, welcher ohne Nachkommenschaft starb, und **Childerich**, seinen Bruder, wie Schatten vorübergehen. An ihrer Statt, und unter demselben Diadem, figurirt der Major Domus **Ebroin**, welcher sich auch noch zur Seite einer Regentinnmutter setzt. Sie selbst ließ die höchste Gewalt fahren; und es scheint, daß man nur aus dem königlichen Geblüt seyn durfte, um nicht den geringsten Theil an der Regierung zu haben, die den Großen des Reichs übergeben und unter sie vertheilt war.

Da **Ebroin** nicht in Verbindung mit ihnen regierte, wie seine Vorgänger gethan hatten, so ergriff man die Waffen gegen ihn, plünderte seine Schätze, und zwang ihn, sich in ein Kloster einzuschließen, woraus man ihn bald wieder mit der Rache hervorgehen sehen wird.

Ebroin hatte den **Diederich** zum König ausrufen lassen, dem man nicht einmal einen kleinen Theil gegeben hatte, weil er noch in der Wiege war, als sein Vater starb. Die Großen ließen, aus eigner Willkühr, **Diederichen** die Haare abschneiden, blos weil **Ebroin** sich seiner angenom-

men

men hatte. Er wurde von ihnen ins Kloster geschickt, und Childerich, König von Austrasien, dagegen zum Throne berufen: ein Beweis, daß sie eine Regierungsform haben wollten, welche sie ganz allein im Besitz der höchsten Gewalt ließe, und daß der Major Domus, welchen sie wählten, blos die Last der Arbeit tragen und übrigens ihrem höchsten Willen ganz unterworfen seyn sollte. Dieser neuerwählte König schien auf einen Augenblick sich der Rechte der königlichen Würde wieder bemächtigen zu wollen; er gab den Vorstellungen der Herren Gehör, die, als geborne Vormünder des Staats, ihn ermahnten, die Gesetze wieder in Kraft zu setzen, und die Gouverneurs der Provinzen und die Richter zu nöthigen, die Autorität und Würde derselben besser, wie bisher, zu respectiren. Aber bald fiel er, gleich als wäre sein Blut zur Ruhe und Unthätigkeit prädestinirt gewesen, in die Apathie seiner Vorgänger zurück. Er schenkte sein Vertrauen dem ersten, ders nur haben wollte; und dieser war Leodegar, Bischof von Autun, welcher Minister der Königinn, seiner Mutter, und der Haupturheber der letztern Revolution gewesen war. Allein als eine Folge seiner unüberlegten Schwachheit, verschmähete er nicht lange nachher seinen Eifer und verachtete seinen Rath; er ließ diesen Minister, der ihm so theuer gewesen, ohne Ursach in Verhaft nehmen und in ein Kloster einsperren; und schadete also durch seine Unbesonnenheit sich selbst am meisten, da ein standhafter und ihm ganz ergebener Führer gerade das war, was er am meisten nöthig hatte.

Leode-

Leodegar fand in dem Kloster seinen alten Nebenbuhler Ebroin; und da ihre gemeinschaftlichen Widerwärtigkeiten ihren vormaligen Ministerhaß besänftigten, so verbanden sie sich, als gestürzte Hofleute, die nur in dem Aufenthalt der Gnade sich zu bekämpfen und zu Grunde zu richten Ursach haben. Die Klosterluft war ihnen unerträglich, nachdem sie so lange die Hofluft geathmet hatten. Sie sehnten sich also beyde, aus ihrem Gefängniß zu entkommen.

Childerich, ohne Major Domus und ohne Minister, zeigte, daß der Zaum, den man dieser Race angelegt, wohl seinen guten vernünftigen Grund gehabt haben, und ganz und gar nicht dem Ehrgeiz der Großen zuzuschreiben seyn mochte. Man hat die Unmenschlichkeit der ersten Könige gesehen, da sie sich unter einander zerfleischten, und ihre nächsten Angehörigen ohne Gewissensbisse aufopferten; und jetzt wird man diese unersättliche Herrschsucht, diesen wütenden Despotismus, wieder aufleben sehen. Er überließ sich Schmeichlern, die seinen unbändigen Leidenschaften liebkoseten, und ihn vollends moralisch und politisch verdarben. Den geringsten Widerspruch nahm er als Empörung auf; den bloßen Namen der Gesetze durfte man in seiner Gegenwart nicht mehr nennen; er duldete schlechterdings keine Vorstellungen; ein übermüthiger Herr und grober Wollüstling, befleckt' er seine Regierung auch durch Grausamkeit. Die Zunge der Großen war noch nicht gefesselt, und hatte noch nicht gelernt, stumm zu seyn, wenn das Mißvergnügen

gnügen allgemein war. Ein Herr, Namens Bodilo, sprach einst zu ihm mit edler und ehrerbietiger Freymüthigkeit über eine Auflage, womit er das seufzende Volk noch belegen wollte, dessen Last schon äußerst drückend war. Childerich, welcher keine Vorstellungen leiden konnte, verfuhr gegen ihn wie ein Tyrann; er befahl seiner Wache, sich des Bodilo zu bemächtigen, ihn auf die Erde niederzuwerfen, und ihn in seiner Gegenwart, wie einen Sklaven, mit Ruthen zu streichen. Bodilo stand auf, ohne sich zu beklagen; aber nicht lange nachher paßte er dem König in einem Walde, da er auf der Jagd war, auf, griff ihn mit vielen über die ihm angethane Beschimpfung aufgebrachten Herren an, und ermordete ihn, nebst der schwangeren Königinn und dem kleinen Prinzen Dagobert, welcher noch ein Kind war; ein andrer königlicher Prinz, welchen man in dem Schlosse erzog, gelangte nachher zur Krone.

Da war also das Reich ohne Monarchen, ohne Major Domus, ohne Gesetze, und in großer Gefahr, in eine gänzliche Anarchie zu verfallen. Ein Dagobert erscheint nur einen Augenblick auf dem Schauplatze, um durch Meuchelmord umzukommen. Der Thron wird ein gefährlicher Platz, weil viele derer, welche auf demselben gesessen, ihrer Gewalt gemißbraucht hatten. Die Großen wollen künftig nur einen Namenmonarchen, und nichts mehr. Man holte Diederichen aus seinem Kloster. Dieser wars, der, als ihm die Haare abgeschnitten waren, seinem Bruder, der ihn fragte, was

was er haben wollte, geantwortet hatte: „Ich will nichts von dir; aber von Gott erwart' ich Rache wegen der Ungerechtigkeit, die mir angethan worden.“ Die Rache kam, und zauderte nicht gar lange.

Er ließ sein Haar wieder wachsen; denn eine kahle Platte war das Zeichen eines Sklaven. Er wählte sich einen Major Domus, theils um regieren zu können, theils um den Herren zu gehorchen; allein der Bischof von Autun und der unbändige Ebroin waren zu gleicher Zeit aus ihrem Kloster wieder hervorgegangen. Ebroin, weit entfernt, mehr Unterwürfigkeit blicken zu lassen, foderte laut seine alte Würde, seine unveräußerliche Stelle, zurück. Sie gehöre ihm, sagt' er, wie dem König seine Krone; und da er dem sein Diadem nicht streitig mache, so erfodre die Billigkeit, daß man auch ihm seine Würde wiedergäbe. Eine solche Verwegenheit sollt' es glaublich machen, daß sie schon damals wirklich dem Staat incorporirt gewesen; denn ohne diesen Vorwand wäre eine solche Unverschämtheit ganz unerhört gewesen.

Wir dürfen nie vergessen, daß das, was man Regierungsform nennt, aller möglichen Formen fähig ist, und daß die Geschichte uns Modificationen der höchsten Gewalt darstellt, die so mannichfaltig sind, daß sie uns auf die allerneuesten, und der von uns adoptirten sklavischen Distinction entgegengesetztesten Bemerkungen führen sollten. Nichts ist in der Politik sich völlig gleich; alles unterschei-

det sich durch eine Menge von Combinationen, die nie dasselbe Resultat geben. Hat man wohl, selbst in unsern Tagen, in europäischen Staaten mit befriedigender Genauigkeit den Theil entdeckt, welcher wirklich die Regierung führt? Jedes Jahrhundert, jede Regierung, jeder Minister, jede Begebenheit, jeder Tag, alles schlägt neue Tasten an, die einem aufmerksamen Ohre Töne geben, die es bis dahin nicht gekannt hatte. Nichts ist so beweglich, als die Politik der Staaten; und die Regierungsform, die unaufhörlich durch neue Gesetze und durch die Meynung des Volks modificirt wird, geht nie einen gleichen übereinstimmenden Schritt.

Die Großen schwiegen, und schienen dem **Ebroin** Recht zu geben; aber er verdarb seine Ansprüche dadurch, daß er seinen Mitbewerber ermorden ließ. Diese That macht' ihn verhaßt, und entfernt' ihn mehr als je von der Major-Domuswürde. Wüthend gieng er nach Austrasien, und rief einen falschen **Klodwig**, vorgeblichen Sohn **Klotars III**, zum König aus. Mehr bedurft' es nicht, ihn mit einemmal mächtig und furchtbar zu machen. Er verlor dabey seine Stelle nicht aus den Augen, die er noch immer, als ein unverletzliches Eigenthum, zurückfoderte. Um hierauf zu beweisen, daß er keinen Gegner habe, (und er bewies immer sehr gewaltsam,) überfiel er Autun, bemächtigte sich des unglücklichen Bischofs, und ließ ihm die Augen ausstechen. So gieng er mit dem Gefährten seiner Widerwärtigkeiten und dem Gesellschafter in seiner Gefangenschaft um; aber ohne Zweifel hatten sie sich in ihrer Einsamkeit

nicht vorsichtig genug einige Geheimnisse anvertraut, oder vielmehr sie hatten sich ins Herz gesehen, und als daher ihr gegenseitiger Ehrgeiz wieder freyes Spiel bekam, that der eine weiter nichts, als daß er dem andern zuvorkam; man weiß ja nur zu gut, mit welcher Erbitterung zwey Concurrenten um die Ministerwürde sich messen und verfolgen.

Nichts darf uns mehr in Erstaunen setzen nach dem, was geschah. **Diederich** wurde gezwungen, ihm die Major-Domuswürde zu geben, oder vielmehr wiederzugeben. Alsobald publicirte er, auf Art eines Souverains, eine allgemeine Amnestie. Er will alles verzeihen, verlangt aber, eine seltsame Ausnahme! daß man allen denen den Proceß mache, die an dem Morde **Childerichs**, welcher in seinem Grabe längst vergessen war, Theil gehabt haben; er brannte nämlich von Begierde, dem Bischof von Autun diesen Mord Schuld zu geben. Die Sache wurde so geschickt gespielt, daß der Bischof von den Bischöfen abgesetzt wurde. Er hatte sie also in einem unglaublichen Grade für seine Sache interessirt; denn es war ganz ungewöhnlich, einen Bischof durch seine Mitbrüder verdammt zu sehen, er mochte auch gethan haben was er wollte. Der Bischof von Autun wurde, nach dieser Beschimpfung, mit abgeschnittenen Lefzen dem Henker überliefert. Welch ein Vergnügen für einen rachsüchtigen Minister, seinem Gegner so mitspielen zu können! Welch ein glücklicher Tag für ihn!

Allein **Ebroin** trieb seinen Groll viel zu weit, als daß er lange ungestraft zu bleiben hätte hoffen dürfen. Die Herren, ungeachtet ihrer Streitigkeiten unter einander, waren doch in so weit sehr einig, daß sie der Tyranney nicht verstatten wollten, ihnen ihre Hiebe zu versetzen. Da der Major Domus unvermerkt gefährlicher ward als ein König, so mußte man ihm in seinen kühnen Fortschritten Einhalt thun; und dies thaten sie. Sie erklärten zwey aus ihrem Mittel, welche Vettern waren, zu Herzogen von Austrasien, und vertrauten ihnen die Regierung an.

Hier erwähnt die Geschichte zuerst des **Pipins von Herstall**, welcher einer von beyden war, und der Stammvater der Könige von der zweyten Race ward. Der Major Domus **Ebroin** ermangelte nicht, diese beyden neuen Personen, die man auf die Bühne eingeladen hatte, Rebellen gegen Diederichen zu nennen; und als ein guter Unterthan, dem das Interesse seines Königs am Herzen lag, ließ er eine Armee gegen sie abmarschiren. Der eine wurde unglücklicherweise geschlagen, und als er, um sein Leben zu retten, die Stadt Laon übergab, verlor er nichts desto weniger seinen Kopf. Er hieß **Martin**, und hiermit endigt sich seine Geschichte. **Pipin**, welcher glücklicher war, sahe wohl, daß sich mit einem so wütenden Widersacher nicht capituliren ließ, und er entschloß sich daher, wiewohl schwächer, sich bis aufs äußerste zu schlagen.

Dieser furchtbare Major Domus, welcher sich mit seiner ganzen Macht zum Siege anschickte, verlor plötzlich das Leben durch eine verborgene und verächtliche Hand, und die ihm fast unsichtbar war, so wenig fürchtete er sie. Der Oberhofmeister des königlichen Hauses hatte Unterschleife gemacht; Ebroin verurtheilte ihn daher, als er seine Rechnungen nachsah, zu einer großen Geldstrafe, mit der Drohung, ihn fortzujagen, wenn er künftig wieder dergleichen begienge. Der Oberhofmeister, dem es nicht anstund, daß seine Aufführung dem wachsamen Auge eines so furchtbaren Aufsehers unterworfen seyn sollte, ließ ihn durch einige seiner Untergebnen, die bey seinen Unterschleifen interessirt waren, mit Messerstichen umbringen, als er eben eines Sonntags in die Kirche gieng, um die Messe zu hören. Die Mörder waren gemeine Küchenbedienten, und hatten, um nicht verdächtig zu werden, keine andre Waffen mitgenommen. Sie nahmen gleich ihre Zuflucht zum Pipin, welcher ihnen seinen Schutz nicht versagte, unter dem Vorwande, daß er die Sache untersuchen wolle. Hieraus hat man geschlossen, daß er, wo nicht der erste Urheber dieses Mordes gewesen, ihn doch wenigstens nicht sehr ungern gesehen.

Die Großen erwählten einen neuen Major Domus, welcher gar keine Talente besaß, und eine blosse Null war; diese Würde erforderte aber ganz andre Männer. Sein Sohn, welcher seine Stelle übernahm, agirte mit großer Lebhaftigkeit gegen Pipin und die Austrasier. Aber der Tod riß ihn

weg.

weg. Sein Stiefbruder folgte ihm; ein neuer Ebroin an Gewaltsamkeit, Dreistigkeit und Uebermuth. Die Großen fanden auch ihn nicht nach ihrem Sinne; sie verjagten ihn, und beredten den **Pipin von Herstall**, welcher alle zu einem Major Domus erforderliche Eigenschaften besaß, und besonders viel Deferenz gegen die Herren bewies, eilends nach Neustrien zu kommen; alle versicherten ihn in ihrer dringenden Einladung, daß sie ihn mit Freuden an der Spitze der Administration und der Armeen sehen würden. Dies war also endlich der Beschützer, den sie dem Königreich, welches dessen so sehr bedurfte, geben wollten.

Pipin hielt sich anfangs in einiger Entfernung; er schickte ganz ehrerbietig Gesandten an **Dierichen**, und bat ihn in den unterwürfigsten, aber dringendsten Ausdrücken, diejenigen in ihre Ehren und Aemter wieder einzusetzen, welche von **Ebroin** verbannt und geplündert waren, und besonders den unzähligen Mißbräuchen, welche die Nation drückten, abzuhelfen.

Da **Diederich** eben nicht eilte, dergleichen Foderungen zu beantworten, so ließ **Pipin**, nachdem er noch eine kurze Zeit gewartet hatte, ein Heer geübter Truppen, als ein Supplement seiner Vorstellungen, anrücken. **Diederich** marschirte ihm mit seinem Major Domus, demselben, welcher von den Großen verworfen war, entgegen, und beyde wurden geschlagen. Der Major Domus wurde niedergemacht, als er eben im Begriff war, mit seinen Schätzen zu entfliehen; und der König

und das Königreich fielen in die Gewalt Pipins, nach dem Wunsch der Herren, und dem Versprechen, welches sie ihm gethan hatten.

Zufrieden mit der reellen Gewalt, überließ er den Schein und den äußern Pomp derselben seinem gekrönten Sklaven. Der geringste und gehorsamste aller Unterthanen hätte keine dem Anschein nach tiefere und aufrichtigere Ehrfurcht für ihn haben können: er wußte ihm seine Ketten so sehr zu verbergen, daß er sich selbst dadurch hintergehen ließ; denn alles äußere Gepränge der höchsten Gewalt war für ihn. Wenn die Wachen die geheiligte Person des Königs umgaben, so war es nicht, um ihn gefangen zu halten, sondern um zu verhüten, daß man ihn in seinem erhabnen Gange nicht beunruhige. Er hatte Lusthäuser, wo er sich sehr oft aufhielt. Hier lebt' er herrlich und in Freuden, und wurde von unzähligen Bedienten, die auf das geringste Zeichen seines königlichen Willens aufmerksam waren, nach Wunsch bedient. Hier hört' er nie von verdrüßlichen Sachen reden. Und jetzt kam vielleicht das Sprüchwort auf: **Glücklich seyn wie ein König.** Pipin hatte unterdeß die Mühe, die Armeen zu commandiren, die beständige Sorge, Herzogen- und Grafentitel zu verschenken, die Verlegenheit, die verschiednen Provinzen auszutheilen; eine beschwerliche Last, die er aber spielend trug. Seine Klugheit war so wachsam, daß er, wie man sagt, keine Gelegenheit verlor, sich einen Freund zu machen, und keinen einzigen Feind zu haben verdiente.

Pipin

Pipin von Herstall.

Hier endigt sich die Herrschaft der merovingischen Könige. Sie behielten gleichwohl das lange Haupthaar bey, dieß unterscheidende Merkmal der königlichen Würde, welches ihnen die Ehrfurcht des Volks erwarb; das königliche Gewand bekleidete sie noch immer, und Zurufungen erschollen, wo sie giengen; im Grunde des Herzens schätzten sie sich ohne Zweifel für große Könige; sie schliefen in dieser schmeichelhaften Idee ein, und sagten sich vielleicht beym Erwachen: **Wie süß und leicht ists doch, zu regieren!** und **Pipin**, welcher mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ihnen sogar die Schwere des Scepters verbarg, ließ das Bild desselben beständig in ihren Händen, und ließ sie von der Souveränetät nichts schmecken, als die Vergnügungen, von denen sie umgeben ist.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß, wenn er gleich **Klodwigs** Nachkommen in Ketten hielt, er doch sein Reich in der That gerettet und erhalten hat: denn ohne ihn würd' es, unter den schwachen Händen, welche weder seine Organisation, noch seinen Umfang kannten, unfehlbar zertrümmert und zu Grunde gegangen seyn; und wurde das königliche Haus verächtlich, so wurde es doch (welches ein großer Unterschied ist,) Frankreich nicht weniger.

Pipin machte Frankreich angesehen und furchtbar, als es im Begriff stund, ein Spiel oder ein Raub seiner Nachbarn zu werden; er stellte die alte,

den Franken so theure Gewohnheit wieder her, die Stände am ersten März zusammenzuberufen. In diesen Nationalversammlungen wurden Gesetze gemacht oder aufgehoben, und die Uebel des Vaterlandes, nebst den Mitteln ihnen abzuhelfen, reiflich untersucht. Er war klug genug, der Geistlichkeit Sitz und Stimme in denselben zu geben, welche sie bisher noch nicht gehabt hatte, und indem er sich also die ganze Geistlichkeit, welche die Nation beherrschte, zu Freunden machte, bahnt' er seinen Nachkommen den Weg zum Thron; eine Politik, deren sich alle **Pipine** bedienten, und die von dem besonders zur Vollkommenheit gebracht wurde, der sich endlich die Krone aufsetzte.

Unterdeß die großen Angelegenheiten des Staats in Gegenwart der Nation abgewogen wurden, jeder seine Meynung, seinen Rath, seine Einsichten darüber mittheilte, sahe man **Diederichen** auf einem erhabnen Thron, von seinen Bedienten umgeben, und alles geschah in seinem Namen. **Pipin**, bescheiden hinter dem Thron versteckt, schien sich unter dem großen Haufen zu verlieren; er demüthigte sich zu den Füssen seines Souverains, und huldigte zuerst dem Scepter, dessen Bewegungen er allein lenkte. Der neue Glanz des Throns flößte selbst den Ausländern Ehrfurcht ein; man sah die Slaven, die Hunnen, den König der Longobarden, den griechischen Kaiser **Justinian den Zweyten**, und die Saracenen ihre Ehrerbietung **Diederichen** darbringen, welcher zufrieden und vergnügt, alle diese Glorie vielleicht sich selbst zuschrieb, und in

dem Major Domus, der ihn in Fesseln hielt, nur den ersten seiner Sklaven sah.

Die Majores Domus.

Da es den letztern merovingischen Königen beliebt hat, Nichts im Staat zu seyn, und eben so willig von dem Thron in ein Kloster zu gehen, als aus dem Kloster auf einen Thron zu steigen, es sey nun, daß sie von Natur zu schwach waren, einen Charakter zu haben, oder daß die Großen es so haben wollen, oder daß die Majores Domus sie in einer wirklichen Sklaverey hielten: so mögen die Chronologisten die Epochen ihrer Geburt und ihres Todes bestimmen. Der Geschichtschreiber darf sich nicht bey diesen Automaten aufhalten, die man, je nach dem Lauf der Begebenheiten, schob und stellte, wie mans für gut fand. In der That, sollt' er sich mitten unter diesen verächtlichen Namen verlieren? sollte er seinen Pinsel unbeseelten Figuren weihen? Nein, er wird die wahren Regierer des Reichs aufsuchen, diese thätigen und klugen Männer, deren Hände die Last des Staats stützten; er wird die Majores Domus an die Stelle der Könige setzen, weil sie die nothwendigen und heiligen Berufsgeschäfte derselben verrichteten; was er zu schildern sucht, sind lebendige Gesichter, nicht jene todten seelenlosen Physionomien, die nur Ekel oder Mitleiden erwecken.

Der Ruin des klodoväischen Hauses drohte, die Nation in denselben Abgrund mit sich hinabzureissen. Sie wäre auch gewiß hinabgestürzt, hätten nicht besondre Ursachen sie gehalten, unterdeß die allgemeinen Ursachen ihren nahen Fall ankündigten. Es stunden in ihrem Schooß Männer von seltenen Verdiensten auf, deren Ehrgeitz zu gleicher Zeit Frankreich und ihrer Familie nützlich war. Das Haus der Pipine wird immer in allen Geschichten Europens berühmt seyn; ihre Erhebung, man nenne sie wie man will, rettete ihr Vaterland, und das Volk säumte nicht, sie für Könige zu erkennen, weil sie die Kunst, es zu regieren, verstanden.

Ohne die Pipine gieng der unternehmende Muth der Nation verloren; ohne sie wurde die französische Monarchie, indem sie von der Anarchie zum Despotismus übergieng, unvermeidlich ein Raub ihrer Feinde, wie das Reich ein Raub der Barbaren geworden war.

Der Norden war noch nicht erschöpft; es giengen noch immer neue Colonien aus demselben hervor, die man zurücktreiben und vom Rhein entfernt halten mußte. Die Völker, die noch von diesen großen Erschütterungen in Bewegung waren, hatten noch keine feste Lage angenommen. Noch mehr, auch aus dem mittäglichen Asien hatte sich eine Fluth von Barbaren, die der aus dem Norden nichts nachgab, ergossen. Die Saracenen drangen mit ihren Waffen bis in das Herz von Frankreich. Wir werden sehen, wie Karl Martel sich diesem verheerenden Strom entgegen setzt, wie er den Staat

mit

mit den Flügeln seines Genies bedeckt, und das Königreich rettet, welches ohne ihn würde erobert und zerrissen worden seyn; denn der Eroberungsgeist war die herrschende Leidenschaft dieser nomadischen Völker, welche den Ackerbau verschmähten.

Wurde gleich die Regierungsform der Franken unter der Administration der **Pipine** nicht so sehr vervollkommnet, als sies hätte werden können, als sichs von einem neuen Hause erwarten ließ: so wurde doch Frankreich wenigstens, da es die Waffen, die ihm aus den Händen gefallen waren, wieder ergriff, aufs neue kriegerisch, und warf einen Glanz um sich her, worüber andre Staaten sich eifersüchtig bezeigten.

Wir müssen bemerken, daß alles sich einer gänzlichen Regeneration widersetzte. So theuer den Franken auch der Name König war, so waren sie doch weniger als je geneigt, ihm völlige Gewalt einzuräumen. Nicht nur der Körper des Adels wollte frey seyn, sondern auch jeder Herr besonders machte Anspruch auf die unglaublichsten Vorrechte, und hielt sich für unabhängig vom König und von dem Körper selbst, dessen Glied er war; er formirte im Schooß des Reichs eine Art von Republik, die aus seiner Familie und seinen Vasallen bestand.

Ein Major Domus, der durch das Uebergewicht seiner Stelle der Mann in der Nation wurde, auf dessen Schultern alle Theile der Regierung lagen, vereinigte, aufmerksam das Volk und die Großen zu befriedigen, die verschiedenen Interessen, und hielt sie, ohne Zweifel eines durchs andre, im

Gleich-

Gleichgewicht. Er vertrat die Stelle eines Mittelkörpers, der auf der einen Seite den Gehorsam erleichtert, und auf der andern die Gewalt dämpft. Hängt man nur nicht ängstlich an Wörtern, so wird man fast in allen Regierungsformen ungefähr dieselben Gewichte finden; und ist gleich die politische Maschine ohne Vergleich dort viel vollkommner als anderswo, so haben doch alle Arten von Zusammengesellungen, welche die Menschen auf Erden formirt haben, dieselben Urelemente; so gewiß hat die Politik ihre Quelle im Recht der Natur. Doch wieder zu Thatsachen.

Der König nahm leere Huldigungen an, welche die Nation befriedigten. Der Major Domus schützte und vertheidigte den Staat. Die Großen behaupteten ihre Vorrechte, und alles gieng gut. Es giebt der Regierungsformen so viele, daß man nur die verdammen darf, wo Gewaltthätigkeit und Unterdrückung herrschen. Alle andern sind besondrer Vortheile, wie einer relativen Vollkommenheit, fähig. Die Verfassung ist nie schlecht, die dem Geist einer Nation angemessen ist. Frankreich hatte eine militarische Verfassung, die sich schwer definiren läßt; aber warum will man denn eben etwas definiren, was vermöge seiner Natur ungewiß und veränderlich, was im Grunde nur das vorübergehende Resultat mehrerer sich bekämpfenden Kräfte ist? Die entgegengesetztesten Elemente (wir werden dieß mehr als einmal beweisen,) geben den Stoff zur Composition des politischen Körpers, und tragen zur Verknüpfung seiner verschiednen

Theile

Theile bey. Es ist eine Chimäre unsers Jahrhunderts, diese strengen Rahmen zu machen, worin man die Regierungsformen einfaßt, als unterwürfen sich Natur, Glück, Gesetze des Zufalls, Boden und Kraft den Klassen, den Typen der Schriftsteller, als hätten die Reiche keine andre Lineamente, als die, welche ihre Feder aufs Papier hinzuzeichnen beliebt hat. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, unsre Ideen über diese wichtige Materie zu entwickeln, die, so lange und viel man schon darüber geschrieben und gestritten, doch vielleicht noch neu ist; wir getrauen uns wenigstens, dieß zu glauben.

Es scheint, die Großen hatten durch die That entschieden, daß die Staaten dem gehören, der sie zu regieren weiß. Die Erniedrigung der königlichen Würde hätte nicht statt gefunden, wenn der König immer persönlich seine Armeen zu commandiren, und in den Nationalversammlungen zu präsidiren verstanden hätte. Er überließ andern das zwiefache Recht dieser erhabnen Functionen, die sich eine durch die andre stützen, und die Franken schienen jene berufne Stelle des Tacitus zum Wahlspruch erkohren zu haben: Reges ex nobilitate, Duces ex virtute.

Pipin von Herstall demüthigte die Friesen und die Alemannen, die, durch den Schein betrogen, und weil sie keine Könige mehr sehen, sich der Herrschaft der Franken entziehen zu können geglaubt hatten. **Pipin** wachte über die öffentlichen Angelegenheiten mit unermüdetem Fleiß und Eifer.

Mitten

Mitten unter diesen immer sich erneuernden Arbeiten vergaß er seiner Familie nicht. Er bestimmte seinen Söhnen die Würde, die er selbst bekleidete, und die überdem, wie wir schon bemerkt haben, jetzt erblich geworden war; gleichwohl aber war diese Würde viel zu erhaben, um nicht den Neid jener Ehrsüchtigen rege zu machen, die nach Macht und Größe streben, ohne Kräfte und Mittel dazu zu haben. Pipin war krank; einige glaubten, er würde nicht mit dem Leben davon kommen, weil sies wünschten, und waren unmenschlich genug, seinen ältesten Sohn zu ermorden, den er zum Herzog von Burgund gemacht hatte. Pipin hatte ihren Haß nicht verdient; er genas, und rächte in der Bitterkeit des Grams seine Autorität und seinen Sohn, indem er die Theilnehmer dieser niederträchtigen Verschwörung hinrichten ließ. Seine Verzweiflung raubt' ihm indeß nichts von seiner standhaften Entschlossenheit, und noch an demselben Tage erklärt' er seinen sechsjährigen Enkel zum Major Domus; schwache Erleichterung für seinen väterlichen Kummer! er starb nicht lange nach dieser traurigen Epoche. Er hatte unter dem Namen dreyer Könige regiert, deren Namen ich aber nicht herschreiben mag.

Seine Witwe, wer sollt' es glauben? verwaltete nun das Amt des Major Domus, als Vormünderinn ihres Sohns, und Aufbewahrerinn der ersten Würde des Reichs. Man sah jetzt einen Monarchen, voller Gesundheit und Munterkeit, unter der Tutel eines Weibes und eines Kindes.

Die

Die Witwe ließ den **Karl Martel**, Pipins Sohn von einer andern Gemahlinn, einsperren. Die noch übrigen von der Gegenpartey **Pipins von Herstall** griffen zu den Waffen, um, wie sie sagten, den König **Dagobert** in Freyheit zu setzen; im Grunde aber, um einen Major Domus nach ihrem Sinne zu wählen. Sie verjagten die Mutter und den Sohn, und **Pipins** Haus war nun in Gefahr, auf immer wieder in die Dunkelheit zurückzukehren. Sie erhoben den **Raginfried** zu dieser Würde, die mehr Streit veranlaßte, als der Thron, und **Pipins** Witwe nannte ihn laut einen Usurpateur: allein **Karl Martel**, der aus seinem Gefängniß entwischt war, und sich unter die Zahl der Prätendenten stellte, hatte das Glück auf seiner Seite; denn **Dagobert** starb.

Nun waren die Großen wegen der Wahl eines Königs in äußerster Verlegenheit. Ihre Unentschlossenheit währte noch immer fort, als endlich die Neustrier sich haufenweise zu dem schlugen, dessen Vater sie gekannt und hochgeschätzt hatten, der selbst einen Helden verkündigte, und der Nation einen andern **Pipin** versprach. Man schloß also den rechtmäßigen Erben, **Diederich**, vom Thron aus, und zog den Sohn **Childerichs II**, den man **Chilperich II** nannte, aus dem Kloster hervor.

Dieser König bewies, gegen alle Erwartung, eine Art von Muth. Er focht mit seinem Major Domus, **Raginfried**, und für ihn, gegen den Prätendenten auf diese Würde; allein dieser mußte die Oberhand behalten, da er die Großen und sein

Genie

Genie für sich hatte. Karl Martel schickte sich an, sie zu erobern, und zwar gegen den König selbst. Er rückte zuerst ins Feld, und zwang Chilperichen, ihn zum Major Domus zu erklären, eben wie sein Vater es gemacht hatte; neuer Beweis, daß dieses Amt im politischen Körper Wurzel geschlagen hatte, und zwar sehr tief, weil es dem Eigensinn, ja dem Willen der Könige selbst, nicht mehr frey stund, es davon loszureissen.

Sobald Karl Martel den König bezwungen sah, begegnete er ihm aufs ehrerbietigste. Er steckte das Schwerdt in die Scheide, und fieng nun an unter seinem Namen zu regieren, indem er ihm das äußere Gepränge, und besonders die Ruhe, der höchsten Würde ließ. Dieser Fürst, gezwungen, der Nothwendigkeit, oder vielmehr unsrer Meynung nach, dem allgemeinen Willen, der uns gar nicht zweydeutig scheint, nachzugeben, fühlte seine Erniedrigung so tief, daß er vor Gram starb. Man darf ihn nicht in die Klasse der andern Taugenichtse von Königen werfen; er besaß Muth und Unerschrockenheit, und war in drey Schlachten persönlich zugegen. Allein das Glück erklärte sich für seinen stolzen Vormund, der keinen schwächern Charakter hatte als er. Kurz, der Name Major Domus erniedrigte seine Krone. Denn den Königen blieb damals nichts weiter übrig, als ihr Diadem ganz in der Stille zu tragen; man hatte alle Macht davon getrennt, aus Gründen, die sich viel leichter errathen, als in den alten Geschichtschreibern auffinden lassen.

Karl

Karl Martel hatte Mühe seinen Nebenbuhler zu bezwingen. Raginfried machte nicht eher Frieden, als nach einer Capitulation, vermöge welcher man ihm den Besitz der Grafschaft Angers auf Lebenszeit zusicherte. Die Major-Domuswürde ward also als eine wirkliche Souverainetät betrachtet, weil man sie nicht anders als gegen einen solchen Tausch abtrat.

Der Major Domus zog ein Kind von sieben Jahren aus dem Kloster, und dies war nun der König der Franken. Dieser Name kam seinen Absichten trefflich zu statten; war er mit irgend einem Herzog oder Grafen nicht zufrieden, so sagte er nur in der Versammlung, der Herzog oder Graf sey ein Rebell gegen den König, und verfuhr dem gemäß gegen ihn. Der Beklagte vermochte dann nichts gegen ihn. Bezahlten die barbarischen Völker den Tribut nicht nach seinem Sinne, so erklärt' er sie für Feinde des Königs; man beleidigte nie den Major Domus, sondern immer den Monarchen. Ließ er eine Armee ins Feld rücken, so geschah es einzig für das Interesse der Krone, und die Ueberwundnen bezahlten immer die Kriegskosten, um den König zu entschädigen.

Karl Martels Politik war völlig die seines Vaters; er wußte die Geistlichkeit zu menagiren und ihr zu schmeicheln. Er trat in den eroberten Ländern große Güter an die Kirche ab, und diese geheiligten Güter, die der Fuß des Soldaten nicht zu betreten wagte, waren ihm zugleich Festungen und Besatzung. Er sah das Zukünftige sehr gut

vorher, und errieth den Charakter seiner Nacheiferer. Besondern Fleiß hatte er angewandt, den Charakter der Nation kennen zu lernen, und wußte sich trefflich in denselben zu schicken. Ihrer kriegerischen Lebhaftigkeit gab er eine Nahrung, die ihrer würdig war, indem er sie auswärtig beschäftigte, aus Furcht, sie möchte sonst im Innern Unheil stiften. Das Feuer einer kriegerischen Nation muß um sich greifen, wenn es nicht verdunsten, oder gegen sie selbst wüten soll. Er konnte sich Glück wünschen, daß er ihren Muth nicht hatte erkalten lassen; denn er bedurfte desselben bald, um die Fluth jener überströmenden Saracenen zurückzutreiben, die wir schon angekündigt haben, und die, schon Herren von Spanien, halb Europa zu verschlingen im Begriff waren.

Ihr Einbruch wurde durch einen neuen Fanatismus erleichtert und begünstigt; ich meyne den Muhammedanismus, eine Religion, welche die Soldaten durch die Schwärmerey, womit sie ihr Gehirn ansteckte, unüberwindlich machte, und die Schlachten heiligte. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts durch einen Krieger gestiftet, welcher inspirirt zu seyn vorgab, predigte man sie mit dem Schwerdt in der einen, und dem Koran in der andern Hand. Man wollte in keiner andern Absicht Reiche erobern, als um die Ehre Gottes weiter auszubreiten, und ihm eine größere Schaar von Anbetern zu verschaffen. Der Krieg war also heilig; der Himmel, welcher denselben befahl, sah mit Vergnügen das Blut der Ungläubigen fliessen; das

Para-

Paradies stand allen denen offen, die in Schlachten umkamen. Man begreift leicht, daß alle diese, durch so täuschende und übernatürliche Ideen erhitzten Köpfe unerschrockne Arme beleben mußten. Die Kämpfenden trachteten nach nichts, als zu siegen, oder mit den Waffen in der Hand zu fallen; sie schätzten sich glücklich, so zu sterben, weil sie dadurch den Flammen der Hölle entwischten, denen keiner entgieng, den seine Laulichkeit vom Schlachtfeld entfernte.

Solche Truppen sind furchtbar. Religionsschwärmerey wirkt immer stärker auf die Gemüther, als das Point d'honneur, diese neuere Erfindung, deren Wirkung viel eingeschränkter ist; auch griff das Feuer der Vorurtheile des Muhammedanismus so schnell um sich, daß er in kurzer Zeit Asien und Afrika unterjochte.

Was hatte aber den reissenden Strom dieser Saracenen gegen den Mittelpunkt von Europa gelenkt? — Blos eine kleine Privatbegebenheit; die Schändung eines Mädchens durch einen westgothischen König von Spanien. Dies Verbrechen hatte dem Vater den Vorsatz einer schrecklichen Rache eingegeben. Er rief die Saracenen, die sich in Afrika niedergelassen hatten, herein, überlieferte ihnen sein Vaterland, und strafte also das Verbrechen eines Königs durch das Verderben der ganzen Nation, die er beherrschte.

Der Strom dieser unüberwindlichen Saracenen stürzte auf den Eudo, Herzog von Aquitanien, der nicht fähig war, ihn aufzuhalten. Er durfte

keinen Beystand erwarten: denn er war **Karl Martels** Feind, war ein Bundbrüchiger, hatte mehrmals die Tractaten, welche sie mit einander geschlossen, verletzt. Anfangs hatt' er sich mit den Saracenen verbunden, und darauf sein Wort gebrochen; kein Eidschwur band seiner Politik die Hände. Er selbst hatte also durch seine wiederholten Verräthereyen sein Verderben vorbereitet; aber Frankreichs Interesse erfoderte, daß dieser Strom, der sich verwüstend immer weiter ausbreitete, gehemmt würde. Schon hatte **Abdorraman**, ein kriegerischer Herführer, der für den Kalifen commandirte, **Eudo's** Armee in Stücken zerhauen. Die Mauren waren im Begriff, ins Herz des Königreichs zu dringen, und die Truppen, die sie aus Afrika kommen liessen, waren so zahlreich oder so furchtbar, daß die Geschichtschreiber es nicht zu wiederholen gewagt haben, wie hoch die Tradition oder Furcht ihre Zahl angab.

Sie verheerten, so wie sie fortrückten, das Land. Eroberten sie einen festen Platz, so schleiften sie ihn, um den Ueberwundenen weder Hoffnung zur Capitulation, noch einen Zufluchtsort übrig zu lassen. Es gehörte zugleich ein kalter Kopf und ein thätiger Arm dazu, um den langsamen und furchtbaren Gang dieser verwüstenden Heere zu beobachten und zu hintergehen. Die immer anwachsende Ueberschwemmung drohte nun bald das Reich zu verschlingen; alles war verloren, ohne eines jener allgewaltigen Genies, welche die Reiche am Rande des Abgrundes halten. Endlich kams, zwischen Tours und

Poitiers,

Poitiers, zu einem allgemeinen Treffen. **Karl Martel** siegte, troß der Geschicklichkeit des **Abdorrama**, der sich als ein großer General betrug, und nur einer noch höheren Tapferkeit, als die seinige, wich; troß dem Muth der Muselmannen, die mit Freuden starben, um sich der Märtyrerkrone würdig zu machen. **Karl Martel** hatte deutsche Truppen in seiner Armee, und stellte ihre riesenmässigen Körper und das Gewicht ihrer Streitärte der Ueberlegenheit der Zahl und der blinden Hartnäckigkeit entgegen. Die Mauren zogen sich zurück. Sie sammleten sich zwar bald wieder bey Narbonne, wurden aber nochmals geschlagen, und endlich aus dem Königreich verjagt. Dies waren die glänzenden Documente, wodurch **Karl Martel** den Besitz der Würde rechtfertigte, die er sich mit den Waffen in der Hand erworben hatte.

Da **Eudo**, der Herzog von Aquitanien, jetzt starb, so beraubte **Karl** seinen Sohn des Herzogthums nicht, wie er sich wohl hätte zu thun anmassen können; aber er ließ ihn seiner Person, nicht dem **Diederich**, den Eid der Treue schwören; und dieß war das erstemal, daß er als Souverain handelte, wozu er sich vielleicht durch seinen großen und wichtigen Sieg ganz natürlicher Weise berechtigt hielt.

Diederich starb. Der Major Domus vergaß oder vernachlässigte es, ihm einen Nachfolger zu geben. Man ließ sichs nicht einfallen, ihn daran zu erinnern, und es fehlte jetzt nicht viel, daß er nicht den Thron bestieg. Allein das Schicksal,

welches die großen Revolutionen vollendet, hatte ihn erst seinem Sohn bestimmt.

Gleichwehl kam er ihm sehr nahe. Der Kaiser Leo, welcher sich, statt zu regieren, mit Controversen beschäftigte, erklärte die Verehrung der Bilder für Abgötterey. Der Papst Gregor III that ihn in seinem apostolischen Eifer, als einen erklärten und überwiesenen Ketzer, in den Bann, und hätte ihn, außer der Excommunication, auch gern noch zeitlich bestraft. Der Papst that also Karln heimliche Anerbietungen, wogegen er ihm den Kaiser und die Longobarden vom Halse schaffen sollte. Um ihn dazu desto geneigter zu machen, schickt' er ihm das herrlichste Geschenk, die Schlüssel zu dem Sarge Petri: Schlüssel, welche die Kraft hatten, den Zugang zum Thron aufzuschliessen; und der Weg bahnte sich vor den Schritten des Prätendenten so sehr, daß er eben zum Consul von Rom ausgerufen werden sollte, (eine Würde, die ihn der Krone ganz nahe brachte,) als der Tod seine glänzenden Entwürfe vereitelte, indem er in demselben Jahre den Kaiser, den Papst und Karln selbst ins Grab stürzte.

Ehe Karl verschied, theilt' er sein Reich, welches er sogar mit Genehmigung der Nation als ein rechtmässiges Erbe seiner Söhne zu betrachten schien. Austrasien gab er dem Karlmann, und Neustrien und Burgund dem Pipin, mit dem Zunamen der Kurze. Ihn werden wir nun bald das Diadem um seine Stirne winden sehen, mit einer Leichtigkeit, die den nicht mehr wundern wird, der

seine

seine Vorfahren auf ihrem thätigen und verschlagenen Gange aufmerksam begleitet hat. Unterdeß dauerte das Interregnum fort, ohne daß jemand darüber murrete.

Die glückliche Grabschrift **Karl Martels** zeichnet ihn ganz treffend: **Er wollte lieber Königen gebieten, als selbst König seyn.** Es scheint, daß die Geistlichkeit keinen Grund gehabt, ungehalten über ihn zu seyn, und seinen Ruhm zu schmälern. Er hatte doch immer den Gang und die Politik seiner Vorfahren befolgt. Was mag also an den Vorwürfen Schuld seyn, die so lange in den folgenden Jahrhunderten wiederholt worden? Folgendes. Als nicht nur Frankreich, sondern die ganze Christenheit in Gefahr war, vor der ungestümen Wut der Saracenen zu zertrümmern, so griff er in der Eil der Noth einige Güter der Kirche an, die er vorher mit Reichthümern überhäuft hatte, weil er schneller Ressourcen bedurfte, weil er Geld zu den unermeßlichen Kriegskosten herbeyschaffen mußte; und welcher Krieg war je gerechter, nothwendiger? Diese vorübergehende Verletzung, die überdem in der Folge aufs vortheilhafteste vergütet werden konnte, wurde nichts desto weniger als eine Frevelthat, als ein Kirchenraub betrachtet. Die Mönche ermangelten nicht, ihn zu verdammen. Die Geistlichkeit widersetzte sich diesem ungerechten Glauben nicht, und ließ ihn in den Gemüthern Wurzel fassen. Die Leichtgläubigkeit gieng lange nachher so weit, daß sie zum Beweise seiner Verdammniß anführte: als man sein Grabmal geöffnet, habe

man es inwendig ganz schwarz und beruft von Flammen, und statt des Leichnams nur einen scheuslichen Drachen gefunden, der mit höllischem Gezisch mitten in einem dicken Wirbel von Rauch davon geflogen.

Die beyden Brüder, **Karl Martels** Söhne, die sich als königliche Prinzen betrachten, und sich dem zufolge bis aufs Blut herumschlagen konnten, gaben ein ganz neues Schauspiel durch die genaueste Einigkeit. Sie handelten in allen Stücken gemeinschaftlich; und diese seltne und brüderliche Freundschaft, die außerdem die Ruhe des Staats sicherte, machte sie ehrwürdig. Ihre Macht wuchs durch ihre Einmuth. **Karlmann** begab sich nach Austrasien, um dort viele Mißbräuche abzustellen. Es erwuchs doch wenigstens ein Vortheil aus dieser Staatentheilung, daß nämlich das Auge des Herrn leichter wahrnahm, wo es dringender Verbesserungen bedurfte. Kleine Staaten werden in diesem Stück gewöhnlich besser regiert, als große. Wir müssen hier bemerken, daß die christliche Welt ihm den Gebrauch verdankt, die bürgerlichen und religiösen Acten von der heiligen Epoche der Menschwerdung Christi zu datiren.

Er regierte weise. **Pipin** aber gab ihm nichts nach; er bewies die äußerste Behutsamkeit und Gegenwart des Geistes. Da er einst einige Bewegungen unter dem Adel wahrnahm, hielt er ihn gleich dadurch im Zaum, daß er plötzlich einen König hervorgehen ließ, und ihn auf den Thron setzte. So war denn der königliche Lehnstuhl wieder gefüllt,

und

und man hatte nun nichts weiter zu sagen. Die Gelehrten haben viel Mühe gehabt, den Namen dieses Phantoms ausfindig zu machen. Es war **Childerich**, **Chilperichs** II Sohn.

Wollten aber die beyden Brüder nichts als Frieden, hielten sie ihn für nothwendig, um ihre Staaten gut regieren zu können, so hatten sie dagegen eine Stiefmutter, die aus allen ihren Kräften der Zwietracht rief. Nichte eines Herzogs von Bayern, hatte sie eine Heirath zwischen dem Herzog und ihrer Schwester negociirt, ohne daß sie das Geringste davon wußten. Die Stiefmutter war freylich in ein Kloster eingeschlossen; allein sie wußt' es doch dahin zu bringen, daß die Prinzessinn entwischte, um die Vermählung zu vollziehen. Der Herzog sah einem Kriege, als einer Folge dieser Begebenheit, entgegen, und er hatte schon im voraus ein Bündniß formirt und vorbereitet, welches mächtig genug war, alle Kräfte der beyden Brüder zu beschäftigen. Sie marschirten bald persönlich gegen ihn ab. Der Herzog hatte seine Bundsgenossen schon zusammengezogen. Der Ausgang des Krieges konnte das immer wachsende Glück des pipinischen Hauses vernichten, und das Treffen war daher von äußerster Wichtigkeit für sie. Ein Fluß schied die beyden Armeen, und die Alliirten hielten sich vertheidigungsweise, um ihre Feinde zu ermüden, und sie zum Rückzuge zu nöthigen; welches denn so gut als ein vollständiger Sieg für sie gewesen seyn würde. **Pipin** verlor fast den Muth, und wußte nicht, wozu er sich entschliessen sollte,

als Karlmann auf eine Kriegslist fiel, die man seitdem öfter erneuert hat. Er untersuchte den Fluß an verschiednen Stellen, und fand ober- und unterhalb des Lagers Oerter, wo man sicher hindurch gehen konnte. Nun ließ er Feuer bey den Zelten anlegen, als ob die Soldaten ganz müssig wären, theilte darauf die Armee in zwey Corps, deren jedes auf seiner Seite durch den Fluß gieng, und plötzlich vor dem Feind erschien, welcher solchergestalt zu gleicher Zeit zur Rechten und zur Linken angegriffen wurde. Der Herzog und seine Alliirten wurden geschlagen, und die Stiefmutter, noch enger eingesperret, hatte nun keine Macht mehr, sie in ihren Entwürfen zu beunruhigen, und blieb im Kloster bis an ihr Ende.

Ihr gutes Einverständniß machte ihr Glück dauerhaft. Alle ihre Feldzüge fielen nach Wunsch aus, und die Sachsen, so wie die andern deutschen Völker, lernten auf ihre Kosten, daß man nicht ungestraft zwey Brüder angreift, die nur eine Seele haben. Brüderliche Freundschaft setzt immer andre Tugenden voraus; findet sie sich aber unter zwey Brüdern, die beyde Souverains sind, so kann man gut dafür sagen, daß ihre Herzen von Natur warhaftig groß und edelmüthig seyn müssen.

Indeß fühlte Karlmann mitten in einer Würde, die er durch seine Siege befestigt hatte, das Nichts menschlicher Größe. Er besaß viel heroische Eigenschaften, die gleichwohl mit einer ausnehmenden Sanftmuth verbunden waren. Was ihm in der Ausübung der höchsten Gewalt (die für den

Pöbel

Pöbel der Menschen so gewaltige Reize hat,) den größten Kummer machte, war die grausame Nothwendigkeit, sich zuweilen mit Strenge zu waffnen, um der Frechheit und Zügellosigkeit Einhalt zu thun. Dieser Gebrauch der Strenge war ihm unerträglich. Gezwungen zu strafen, macht' es ihm kein Vergnügen mehr zu regieren. Er faßte daher den Entschluß, sich von der Welt abzusondern, und eröffnete dieß seinem Bruder. Pipin widerrieth es ihm aufs nachdrücklichste, weil er sich einbildete, daß man der höchsten Gewalt unmöglich anders, als in einem Augenblick der Melancholie, (einem vorübergehenden Zustande, welchen das Interesse großer Angelegenheiten bald zerstreut,) entsagen könne. Pipin glaubte viel zu sehr an die Vortheile der Größe, als daß er das Vorhaben seines Bruders für Ernst hätte halten können; allein der philosophische Karlmann, der durch Zeit und Ueberlegung in seinem ersten Vorsatz nur noch mehr bestärkt wurde, zeigte, daß er bey ihm das wohlüberlegte Werk der Vernunft, und selbst des Herzens sey.

Wenig Könige haben abgedankt, ohn' es in der Folge zu bereuen. Karlmann bereute es nie. Er begab sich, mit einem seiner Geburt angemessenen Gefolge, nach Rom, und reiste einige Zeit in dem anmuthigen Italien umher. Hierauf entfernt' er sich in das Kloster zu Monte Cassino, und verlebte hier seine übrigen Tage in einer stillen und ruhigen Einsamkeit, ganz sein eigen und frey von den Sorgen der Regierung, die er seinem Bruder

überließ.

überließ. Doch unterhielt er mit demselben einen Briefwechsel, ein Bedürfniß, das seinem Herzen immer theuer, und das einzige war, was ihn noch an die Erinnerung des Hofes band.

Pipin, jetzt Herr der Staaten seines Bruders, fand darin keinen Trost über seinen Verlust. Und ach! was konnt' ihm je einen solchen Verlust vergüten? wann findet man zum zweytenmal ein zärtliches Herz? Der Himmel ist sehr karg mit diesem Geschenk, besonders gegen die Könige.

Pipin hatte noch einen andern Bruder, Namens Grippo, aus einer andern Ehe, und von einem ganz verschiednen Charakter. Nach Karlmanns Absonderung von der Welt nahm er ihn in seinen Palast auf, und gab ihm verschiedne Grafschaften; aber Grippo's Gemüthsart war unruhig, tückisch und aufrührisch. Die Souverainetät schwebte ihm immer mit allen ihren Reizen vor Augen. Er wollte dem Pipin succediren; erklärte dies öffentlich, und um die Gelegenheit dazu zu beschleunigen, verband er sich mit dem Herzog der Sachsen, welcher den Rebellen mit offnen Armen aufnahm. Pipin war sehr bekümmert wegen dieser Verrätherey. Er gieng vertheidigungsweise gegen ihn zu Werke, seufzend, daß er sich genöthigt sah, gegen einen Bruder die Waffen zu tragen. Allein er näherte sich jetzt der königlichen Würde, und genoß auch schon seinen Theil von den Verdrüßlichkeiten, welche die ersten Könige der Monarchie verfolgt hatten, deren größte Feinde immer ihre nächsten Verwandte waren. Grippo sah sich durch Pipins

Geschick-

Geschicklichkeit so sehr in die Enge getrieben, daß er ihm Frieden anbot. Ein betrügrischer Friede! denn er nährte noch immer die strafbare Hoffnung, seinen Bruder zu berauben, oder wenigstens von ihm zu erben.

Der Herzog von Bayern starb; er hinterließ einen sehr jungen Sohn; die Witwe, dieselbe, die aus dem Kloster entwischt war, **Grippo's** Schwester, und die es heimlich immer mit ihm gehalten hatte, rief ihn in ihre Staaten. Er kam, und zur Dankbarkeit für ihr Vertrauen und ihre Freundschaft, bemächtigt' er sich ihrer Person und ihres Sohns, und ließ sich schändlicherweise zum Herzog von Bayern ausrufen.

Pipin, welcher eben nicht Ursach hatte, mit seiner Schwester zufrieden zu seyn, betrug sich bey diesen Umständen sehr großmüthig. Er nöthigte den **Grippo**, diesen usurpirten Staat fahren zu lassen. Es hieng nur von ihm ab, ihn als Rebellen, als Bundbrüchigen, als Undankbaren, und besonders als einen ungerechten Räuber des Eigenthums der Witwe und des Waisen, zu strafen; aber er behandelte ihn lieber mit Güte, um ihn wo möglich von selbst zur Reue zu bewegen. Er gab ihm weise Lehren; beschwor ihn, dem **Karlmann** nachzuahmen, und zu seiner eignen Ehre einige seiner Gesinnungen anzunehmen; und hierauf übergab er ihm, um doch zum Theil seinen Ehrgeiz zu befriedigen, zwölf Grafschaften im Königreich Neustrien. Alle diese Wohlthaten machten keinen Eindruck auf **Grippo's** Herz. Er fuhr

immer

immer fort, Cabalen zu schmieden, seinem Bruder in allen Stücken entgegen zu handeln, und sich der Reihe nach an alle seine Gegner zu wenden: kurz, er war endlich sein unversöhnlichster Feind, so daß der unglückliche **Pipin**, außer der Last der öffentlichen Geschäfte, sich auch gegen den verborgenen Haß eines Bruders zu vertheidigen hatte. Jetzt fühlt' er, bitterer als je, die Abwesenheit seines lieben **Karlmanns**, und er rief oft voller Betrübniß aus: **Er hat mich verlassen, aber er hat weiser gehandelt als ich!**

Die fränkische Monarchie war nun befestigt, die zinsbaren Völker waren unterworfen, die benachbarten Staaten ruhig, und durch Bewunderung oder Furcht gefesselt; allen diesen großen Prädicaten, die **Pipin** sich durch die unablässigsten und glorreichsten Arbeiten erworben hatte, konnt' er noch ein andres zufügen, das seiner Ehrbegierde schmeichelte. Es kam nur noch darauf an, ein Phantom zu entfernen, und die Dynastie der Meroväer abzustellen. Es war etwas leichtes, den unglücklichen **Childerich** in sein Nichts zurückzuschicken. Schon seit langer Zeit waren diese verächtlichen königlichen Schatten, die nur über den Thron hingiengen, ohne Spuren nachzulassen, in den Augen des Volks erloschen. Es war sogar schon müde, ihnen jene Ehren zu erweisen, die man mehr der Stelle als dem Menschen darbringt. **Pipin** allein schien ihm derselben würdig. Ich fühl' es, daß meine Feder sich weigert, ihm länger den untergeordneten Titel Major Domus zu geben, und

eile,

eile, ihm mit der Geschichte den Namen König beyzulegen, weil er die Krone aus denselben Händen empfieng, welche den Faramund auf den Schild erhoben hatten.

Pipin der Kurze,
erster König vom zweyten Stamme.

Alles begünstigte Pipinen. In der Blühte seines Alters, nämlich im sieben und dreyssigsten Jahre, geliebt, verehrt, die Grafen und Herzoge des Reichs, die Bischöfe und die Geistlichkeit auf seiner Seite, allen angenehm, mit dem offenen und leutseligen Wesen, unterdeß die feurigste Tapferkeit, die vollkommenste Klugheit unter diesen liebenswürdigen Zügen ruhte; gehörte wirklich große Ueberwindung dazu, den Childerich nicht zu verachten, dessen Seele so lahm war, wie sein Körper, und der nur zu sehr dem Bilde glich, welches Racine uns so lange nachher von einem ähnlichen Fürsten in folgenden bekannten Versen entworfen hat:

L' imbécille Ibrahim, sans craindre sa naissance,
Traîne, exempt de périls, une éternelle enfance;
Indigne également de vivre et de mourir,
On l'abandonne aux mains qui daignent le nourrir.

Die alten Chroniken bezeugen, daß man in der Nationalversammlung der Großen im May den Vorschlag gethan, diesen Childerich abzusetzen, und

und daß er dem zufolge auch einstimmig abgesetzt worden.

Allein **Pipin** hatte eben so viel Politik, als Tapferkeit, gebraucht, um zu dieser hohen Würde zu gelangen. Er hatte ein ununterbrochenes Verkehr mit den Päpsten unterhalten, und hatte die Macht der Kirche vergrößert, da er wohl wußte, welch eine große Autorität sie über die Gemüther habe, und wie sehr er ihrer besonders bedürfen würde, sobald es darauf ankäme, sich öffentlich über einen solchen Hauptpunkt, wie die königliche Würde, zu erklären. Er wollte die Krone aus den Händen der Religion empfangen. Vormals weihte man die Könige dadurch ein, daß man sie auf einen Schild erhob; er aber kniete vor einem Bischof nieder, und verglich sich mit **David**, welcher die Salbung von den Händen des Priesters **Samuel** empfieng, als Gott ihn an Sauls Statt zum König erwählt hatte.

Von den günstigen Gesinnungen des Papstes für ihn versichert, bat er ihn, gleich als hätt' er Gewissenskrupel, die nur sein Ausspruch allein heben könnte, folgende Frage zu entscheiden: **Ist es besser, die königliche Gewalt einem Wesen zuzuschreiben, welches durchaus unfähig ist zu regieren, und doch den Namen König führt, oder sie einem Bürger zu übertragen, welcher sehr fähig ist zu regieren, und dem blos der Name fehlt?** Der Papst entschied, der Würdigste müsse regieren.

Im

Im Namen der göttlichen und menschlichen Gesetze also, und ohne daß irgend eine Stimme sich erhub, diesem Ausspruch zu widersprechen, schor man dem Childerich und seinem Sohn die Haare ab, und schloß sie auf ewig in ein Kloster ein. Diese große Revolution gieng ganz in der Stille und ohne alle Unruhen vor sich; weil Klodwigs Stamm schon seit langer Zeit in den Gemütern des Volks abgesetzt war, und die Meynung, welche alles thut, auch alles wieder übern Haufen wirft.

Pipin war nicht weniger thätig auf dem Thron als vorher, da er nur noch darauf bedacht war, ihn zu besteigen. Er vernachlässigte die Mittel nicht, die ihn hinaufgeführt hatten. Als dankbarer Knecht der Kirche, war er der wahre Urheber jener zeitlichen Gewalt, welche seitdem die Tiare und die Mitren auf dieselbe Stufe, ja noch höher, als die Krone der Souverains erhub; einer Gewalt, die, mit jedem Jahrhunderte immer anwachsend, ein so treues Bild der Universalmonarchie des alten Roms gab. Aber konnt' er voraussehen, ja nur träumen, welch eine außerordentliche und fast unbegreifliche Rolle der Papst und die Bischöfe einst in der christlichen Welt spielen würden?

Die Sachsen hatten sich von neuem empört; er züchtigte sie dafür, und zwang sie, die Tractaten zu erfüllen. Die Saracenen hatten noch die mittäglichen Provinzen inne, und schienen irgend einen neuen Einbruch versuchen zu wollen; er verstattete ihnen diese gefährliche Nachbarschaft nicht,

und zwang sie, sich zurückzuziehen. Die Longobarden wollten das römische Gebiet, Patrimonium Petri genannt, an sich reissen; er marschirte nach Italien, und schlug die Longobarden.

Der Papst, um sich erkenntlich zu beweisen, salbte ihn aufs neue, ihn, seine Gemahlinn und seine beyden Söhne; das heilige Oel floß in vollen Strömen auf seine Stirne herab. Noch mehr, er verbot der Nation, je einen andern König zu wählen, als aus dem Stamm dieses Monarchen, weil er sich ohne Zweifel schmeichelte, daß dieser Stamm dagegen immer den heiligen Stuhl beschützen würde.

Kaum hatte der Beschützer sich entfernt, als die Longobarden schon den Tractat brachen, wozu nur Gewalt sie gezwungen hatte. Rom wird aufs neue belagert; der Papst zittert, erschrickt, fertigt in größter Angst einen Expressen an Pipinen ab, und schickt ihm einen Brief von dem heil. Petrus zu. Dieser Brief, vom Himmel datirt, bat den König, im Namen der Engel und aller Heiligen des Paradieses, herbeyzueilen, und seinen Staat, der in groser Gefahr sey, zu schützen; im Fall er gehorchte, verhieß man ihm Sieg und das ewige Leben; gehorcht' er aber nicht, so drohte man ihm lauter Unglück in dieser, und Höllenqualen in jener Welt. Dieser Brief schildert den Geist der Zeit vollkommen.

Pipin, von heiligem Eifer entbrannt, das Patrimonium Petri seinem Besitzer zu sichern, geht aufs neue nach Italien, und zwingt die Longobar-

den,

den, einen noch schimpflichern Frieden zu machen. Er legt darauf die Schlüssel aller dem Papste wiedergegebnen Städte, an Schenkungs statt, auf dem Grabe des heil. Petrus nieder, als die anständigste Antwort auf den Brief, womit der Apostel ihn beehrt hatte.

Der Tod seines Bruders Grippo hatte ihn, zum großen Glück, eines unruhigen Kopfs entledigt, der, wenn er länger gelebt hätte, seine Entwürfe vereitelt haben würde; und man hat gesehen, daß nichts damals gefährlicher für die Könige war als ihre Brüder, wenn ihre Gesinnungen gegen einander stiessen. Karlmann selbst, der aus der Einsamkeit seines Klosters einen theilnehmenden Blick auf ein Reich warf, das er regiert hatte, billigte nicht alle Unternehmungen Pipins; es waren aber mehr vorübergehende Vorstellungen, die aus der Liebe zum gemeinen Besten entsprangen, als wirkliche Streitigkeiten. Seelen, von gleicher patriotischer Tugend belebt, haben nicht immer dieselben Meynungen; man muß aber, des Bewegungsgrundes wegen, selbst den edelmüthigen Zorn hochachten, den sie fühlen, wenn das Gute, so wie sie die Sache ansehen, nicht geschieht.

Die Folge der Regierung Pipins widersprach so glücklichen Anfängen nicht. Er gab sich Mühe, das Innere des Reichs besser einzurichten, Unordnungen und Misbräuche zu verbessern, sie auszurotten, und besonders ihnen vorzubauen. Seine erstaunliche Thätigkeit führte ihn von dem einen Ende seines Reichs bis zum andern; und dieß Reich

war um vieles größer, als unser heutiges Frankreich. Er unterließ nie, redlich die Nationalversammlungen zusammen zuberufen: diese Schutzwehr der Nation, die sie immer an ihre Vorrechte erinnerte, und ihr dieselben erhielt. Glücklich in allen seinen Kriegen, war ers auch in dem aquitanischen; und er wars, der mit der Krone Frankreich die schöne Provinz dieses Namens, die von ihr abgerissen war, wieder verband.

In Italien genoß er des größten Ruhms, und dieser Ruhm, der also aus dem Mittelpunkt der Welt umherstralte, war ihm in dem übrigen Europa sehr nützlich. Man nennt' ihn zu Rom nicht anders, als den neuen Moses, den neuen David, die Stütze der Kirche Gottes. Seine Söhne waren schon im Mutterleibe geheiligt. Die Franken waren eine heilige Nation, weil sie die zeitliche Herrschaft des Papsts geschützt hatten; und Gesandten kamen von allen Orten her, um Pipinen die Huldigung ihrer Souverains darzubringen.

Er starb in einem Alter von vier und funfzig Jahren, an einer Brustwassersucht. Während seiner Krankheit ließ er sich nach Tours zum Grabe des heil. Martin bringen, der ihn aber nicht heilte; wodurch er denn etwas von seiner Achtung bey dem Volke verlor. Sein Tod war ein allgemeiner Jammer. Alle Stände des Staats wohnten seinem Begräbniß bey, und fühlten es tief, welch einen großen Mann sie verloren hatten; beym Leichenbegängniß eines Königs wird er endlich gerichtet.

richtet. Frankreich hatte noch keinen klügern, weisern, thätigern Regenten gehabt: Friede herrschte im Innern des Reichs, und glänzender Ruhm außerhalb desselben. Er besaß so sehr alle Eigenschaften eines Monarchen, daß bey seinem Leben niemand darauf dachte, ihn Usurpateur zu nennen; ein ungerechter Name, der ihm von mehr als einem Geschichtschreiber beygelegt worden, und den mehr als einer, der, wie er, geboren war zu herrschen, durch Heroismus, Arbeiten und Tugenden auszutilgen gewußt hat.

Wie wars aber möglich, daß er mitten unter einem unruhigen und auf seine Rechte bis zum Uebermaß eifersüchtigen Adel, nachdem er sich der Krone, wie eines ihm gebührenden Erbes, bemächtigt hatte, sich weder einer jener Revolutionen, welche die neugegründeten Thronen umringen, noch selbst irgend einer geheimen Verschwörung gegen seine Person, ausgesetzt fand? Wie wars möglich, daß er seiner Würde in Ruhe und Frieden genoß, und daß sie ohne Aufstand und ohne Verrätherey anerkannt ward? — Dadurch, daß er den Charakter des Mannes besaß, der geboren war zu herrschen; und der große Haufe der Menschen muß immer, auch wider seinen Willen, diesem großen Charakter nachgeben. Er war allen denen eigen, die sich ein Diadem erwarben, ohne durch ihre Geburt dazu berufen zu seyn. Sie schienen sich an ihren rechten Ort niederzusetzen, und in ihre verkannten oder vergessenen Rechte wieder einzutreten. Nur die Natur bildet diese außerordentliche Menschen, die sie

auf die Fälle spart, wo es Zeit ist, Reiche zu retten und zu regieren.

Pipin kannte die Menschen; er affectirte keine unumschränkte Herrschaft über sie. Er verbarg vielmehr die Gewalt des Scepters, dessen er sich bemächtigt hatte, und gab ihm, durch diese geschickte Wendung, ein Uebergewicht, welches keine Besorgniß in den Gemüthern erweckte.

Er respectirte, so wie es seine Pflicht war, die Versammlungen der Nation. Von wahrem Eifer für das Wohl des Staats beseelt, (und dieser Eifer hat einen Charakter von Wahrheit, welcher frappirt,) machte man ihm die höchste Gewalt nicht streitig, weil er immer geneigt war, sich rathen zu lassen, sich nach Zeit und Umständen zu schicken wußte, weder Schwäche noch Uebermuth blicken ließ, und so die Menschen durch ihre eignen Ideen lenkte; die untrüglichste Art, sie gehorchen zu machen. Durch eine geschickte Vermischung von Klugheit und fester Entschlossenheit, und einen ungewöhnlichen Scharfsinn, wußt' er jedem Vorfall schon im voraus zu begegnen; niemand überraschte ihn, betraf ihn auf einem Versehen; er gebrauchte die Vorsicht, die Gewalt des Major Domus, die seiner Erhebung zur Stufe gedient hatte, zu schwächen, oder vielmehr zu vernichten; er kannte den Werth des Fußschemels zu gut, als daß er ihn nicht hätte so weit als möglich von den Stufen des Throns entfernen sollen.

Es war lange ein Sprüchwort in Frankreich: **Er ist so klug wie Pipin.** Sprüchwörter

sind

sind Resultate der langen Erfahrung der Völker, die eine nützliche und wahre Bemerkung in einen kurzen und pikanten Satz fassen, um sie rein und ungemischt ihren Nachkommen zu überliefern.

Pipin hatte nichts Majestätisches in seiner Leibesgestalt, und soll nicht über vier Fuß hoch gewesen seyn; dagegen aber besaß er eine desto größere Leibesstärke. Da er einst erfuhr, daß einige Herren sich insgeheim über seinen kleinen Körper lustig gemacht hatten, lud er sie auf den folgenden Tag zu dem Kampf eines Stiers mit einem Löwen ein. Der König befand sich auf einem Gerüste, von seinem ganzen Hofe umgeben. Man ließ die beyden Kampfthiere aufeinander los; der Löwe, voller Wut, war im Begriff den Stier zu erwürgen, und hatte ihn schon niedergeworfen. Nun, rief der König aus, **wer von euch hat Herz genug, den Löwen zu zwingen, daß er seinen Raub fahren lasse?** Jeder schwieg. **Ich werd' es also thun!** rief er mit lauter Stimme, sprang mit dem Säbel in der Hand auf den Kampfplatz, gieng geradesweges auf den wütenden Löwen los, hieb ihm den Kopf ab, und setzte sich darauf ganz ruhig wieder an seinen Platz. Indem er durch die Zuschauer gieng, sagt' er: **David war nur klein, und warf doch den Riesen Goliath zu Boden.** Ein solcher Löwenbändiger mußte Bewunderung erwecken, und für einen Mann von dem größten Körper gelten. Dergleichen Züge von Stärke und Kühnheit sind unsern ausgearteten Zeiten ganz fremd.

Unsre Weichlichkeit charakterisirt sich bis auf die Art, wie man heut zu Tage die Jagd treibt.

Wir wünschten hier den schwachen Fortschritten des menschlichen Geistes nachspüren zu können; allein wir sehen ihn nur noch in die tiefsten Finsternisse eingehüllt. Die scholastische Theologie war die einzige Wissenschaft. Sie umfaßte sogar bloß physische Gegenstände. Ein Missionar aus Deutschland, Namens **Vergilius**, ahndete die Möglichkeit der Antipoden; gewiß ein außerordentlicher Schwung des Genies für seine Zeit. **Es giebt vielleicht**, sagte der Neuerer, **eine andre Welt, andre Menschen auf Erden, eine andre Sonne, einen andern Mond**, u. s. w. Man verdammte diese Lehre mit Stellen der heil. Schrift, und drohte dem **Vergil**, ihn abzusetzen und in den Bann zu thun, wenn er dieser **gefährlichen Ketzerey** nicht entsagte; denn so nannte man seine Meynung. Er widerrief, und bat um Vergebung, daß er die Wahrheit gesagt hatte, eben so wie nachmals der berühmte **Galilei** vor dem Tribunal der Inquisition.

Der griechische Kaiser, **Constantinus Copronymus**, schickte dem **Pipin** eine Orgel, die erste, die man in Frankreich gesehen hatte. Der König schenkte sie der Kirche des heil. **Cornelius** zu Compiegne. Man sagt, eine Frau, welche diese Orgel zum erstenmal spielen hörte, sey vor Erstaunen und Entzückung über diese neuen Töne in eine Art von Extase verfallen, woraus man sie wieder zu sich selbst bringen konnte, so daß sie bald daran

starb.

starb. Solche außerordentliche Todesfälle, die in der tiefen Empfindsamkeit der menschlichen Seele ihren Grund haben, verdienen bemerkt zu werden, da es unter uns so viel eiserne Seelen giebt, die für die eindringenden und geistreichen Melodien der Gluks und Piccinis kein Gefühl haben.

Auf Pipins Grab setzte man: Hier ruhet Pipin, der Vater Karls des Großen. Sein Name, in der Mitte zwischen Karl Martel und Karl dem Großen, behauptet seinen Platz mit Ehren, und wird weder durch den einen noch durch den andern verdunkelt. Die Natur, sonst sparsam mit großen Männern, und sorgfältig sie durch mehrere Geschlechter zu vertheilen, gieng hier von ihren gewöhnlichen Gesetzen ab, und stellte vier starke und thätige Seelen hinter einander in demselben Hause auf.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß die Künste, so roh sie noch waren, unter den Königen des ersten Hauses beträchtliche Fortschritte gemacht hatten, wenn man den Zustand eben dieser Künste bey andern Nationen damit vergleicht. Alles ist relativ, und wir denken vielleicht nicht genug an die Wichtigkeit der ersten, für die Bedürfnisse des Lebens so nothwendigen Entdeckungen. Diese nahmen ihren Ursprung in jenen rohen Zeiten. Man suchte damals nur die nützlichen Künste; wir suchen nur die nichtswürdigen Künste des Luxus. Die verschiednen Reisen der Franken nach Italien, und seine Schätze, hatten einige neue Ideen, und selbst einige neue Genieſſungen, hervorgebracht. Auch

der Handel nach der Levante hatte einige kostbare Muster von dem Genie des Alterthums eingeführt.

Bey den Engländern, unsern Nachbarn, war das Weißbrodt noch unbekannt. Es wurde nur bey der Communion und durch die Hand des Bischofs ausgetheilt. Zwey heidnische Könige hatten Lust, von diesem Weißbrodt zu essen. Man sagte ihnen, sie müßten sich erst taufen lassen; und da sie das nicht wollten, weigerte der Bischof ihnen die Communion. Die beyden Heiden verjagten, um sich zu rächen, den Bischof aus ihren kleinen Staaten.

Die Eide waren sehr nützlich. Man bediente sich ihrer fast in allen Fällen, und betrachtete den Meineid so sehr als eine unmögliche Frevelthat, daß der Eid jeden, er mochte seyn wer er wollte, der irgend eines Verbrechens angeklagt war, rein machte. Wie könnte man ein Volk tadeln, welches an die heilige Wahrheit des Eides glaubte, und nicht argwöhnte, daß jemand lügen und doch zugleich Gott zum Zeugen anrufen, und seinen Namen entweihen könne. Diese Anordnung hatte, bey dem Mangel guter Gesetze, etwas sehr ehrwürdiges, und gereichte der menschlichen Natur zum Ruhm. Um den Eid noch erhabner und feyerlicher zu machen, ward er über den Reliquienkästchen der Heiligen ausgesprochen. Man schrieb ihren Reliquien die Kraft zu, die freche Verwegenheit zurückzuschrecken, und allen Betrug zu entfernen. Der Meineid mußte sehr selten seyn, weil diese Gewohnheit sehr lange fortdauerte, und der kühne Ebroin, da er, um sich zu rechtfertigen,

einen

einen Eid schwören mußte, und sich vor der Rache des Himmels fürchtete, sich damit zu helfen suchte, daß er auf einem leeren Kästchen schwur. Diese Ausflucht beweist, welch eine gewaltige Ehrfurcht die Gesellschaft der Heiligen selbst denen einflößte, für die sonst nichts heilig war; und was liegt daran, welch ein Zügel dem Verbrechen Einhalt thut, wofern er nur den Strafbaren zurücktreibt, und ihn mit einem heilsamen Grauen erfüllt?

In dieser Zeit endlich wars, da der Genius des Bösen sich gegen den menschlichen Geist verschworen zu haben schien; ich rede von dem Brande der berühmten alexandrinischen Bibliothek, die aus mehr als siebenmal hunderttausend Bänden bestand: ein auf immer unersetzlicher Verlust, welcher die Morgenröthe der Erneuerung der Wissenschaften und Künste noch viel weiter entfernte. Ungeachtet diese Begebenheit mit der Geschichte von Frankreich keine Verbindung zu haben scheint, so können wir uns doch nicht enthalten, hier über diese unglückliche Epoche zu seufzen, welche den Faden der menschlichen Kenntnisse zerriß, und folglich dem Interesse aller Nationen auf Erden sehr nachtheilig war. Alle seit so vielen Jahrhunderten gesammelten und hier aufgehäuften Kenntnisse kehrten, auf die Stimme eines Kalifen, ins Nichts zurück. Wie viele Entdeckungen giengen hier verloren! und wie viel nützliche Begriffe hörten mit einemmal auf für uns zu existiren, weil es dem barbarischen **Omar**, den der gröbste Fanatismus beherrschte, gefiel, alle Bücher dem Koran aufzuopfern!

opfern! Die Erfindung der Buchdruckerkunst muß uns desto theurer seyn, wenn wir bedenken, daß, wenn auch ein solcher Feind der Menschheit auf Erden wieder aufträte, es ihm doch unmöglich seyn würde, (so groß auch immer sein Fanatismus seyn möchte,) jetzt die Denkmäler des Genies zu vernichten; sie sind jetzt so allgemein verbreitet, und in so unzerstörbaren Formen vervielfältigt, daß sie auf immer vor den Anfällen der vereinigten Wut des Aberglaubens und des Despotismus sicher stehen. Diese neue Kunst, die Gedanken auszubreiten und zu verewigen, hat, ungeachtet sie erst kaum geboren worden, schon einen mächtigen Einfluß auf den Erdboden gehabt, und verspricht unsern Nachkommen eine allgemeine Wiedergeburt der Dinge.

Karl der Große, König von Frankreich.

Karl und Karlmann succedirten ihrem Vater, und das Reich ward getheilt. Dieser noch immer fortdaurende politische Irrthum, welcher nie aufhören wird, uns in Erstaunen zu setzen, verkündigte eben so verderbliche Revolutionen, als unter den Königen des ersten Stammes. Karlmann starb; und dies rettete das Reich von den großen Unruhen, womit es schon bedrohet ward. Aller Anschein weissagte wenigstens die grausamsten Kämpfe. Karlmann hatte einen argwöhnischen, verdrüßlichen, versteckten Charakter; Höflinge hatten

hatten sein ganzes Vertrauen, und die niederträchtigsten zu Dienstleistungen, die geschmeidigsten zum Betrug, die begierigsten zum Unheilstiften, waren, wie gewöhnlich, die liebsten. Er gab allen Besorgnissen Gehör, die man ihm einflößte, besonders wenn die Ehre seines Bruders darunter litt; und man verband sich ihn, wenn man unaufhörlich Verdacht und Argwohn bey ihm erregte, so wenig Grund auch dazu vorhanden seyn mochte.

Karl besaß einen ganz entgegengesetzten Charakter. Freymüthigkeit, Großmuth, eine gewisse offene und edle Kühnheit; so wenigstens schildern uns die Geschichtschreiber den lebenden Monarchen, zum Nachtheil des todten. Karl hatte überdem jene Gaben der Natur empfangen, die, besonders an einem Fürsten, aller Augen anziehen, und die Unterthanen zur Hochachtung und Ehrfurcht geneigt machen. Immer liebte das Volk an seinen Souverains eine majestätische und blendende Bildung, es sey nun wegen der Verknüpfung moralischer Ideen mit ähnlichen physischen, oder weil die Physionomie ihm der treueste Abdruck der Seele zu seyn scheint; und wir reden hier nicht bloß von dem Antlitz des Menschen, sondern auch von seiner Leibesbeschaffenheit, seinem Gange, seiner Stellung, seinen Geberden, seinem Blick. Wir alle urtheilen, mehr oder weniger, wie das Volk, so oft wir zum erstenmal einen Menschen sehen, den wir zu kennen wünschen.

Karl war damals in seinem fünf und zwanzigsten Jahr; so groß und ansehnlich von Körper,

als

als sein Vater klein gewesen war. Er hatte eine schöne und blühende Gesichtsfarbe, eine majestätische und leutselige Mine, einen robusten Körper, ein offnes und heitres Gesicht, ein lebhaftes und durchdringendes Auge; seine Gestalt verkündigte den Krieger, den Eroberer und den Staatsmann.

Durch den Tod seines Bruders alleiniger Herr der Monarchie, hatt' er mehr Freyheit, dem Antriebe seines Genies zu gehorchen; die Umstände bildeten ihn nicht, aber sie gaben ihm seinen Schwung. Er fühlte sich berufen zum Ruhm der Waffen, der, zum Unglück des Menschengeschlechts, immer bey allen Völkern für den ersten gehalten wurde; allein er machte keine Entwürfe, als solche, die er selbst ausführen konnte. Es sey nun, daß der Ruf, welchen Eroberungen verschaffen, (der einzige, den man damals kannte,) ihn blendete, oder daß er einsah, wie äußerst nothwendig es für Frankreich war, die Unruhe der benachbarten Völker auf immer zu unterdrücken, deren Einfälle schon seit so vielen Jahrhunderten verhinderten, daß die Nation sich nicht auf dem eignen Boden ihrer Eroberungen festsetzten, genug Karl zog den Krieg allem andern, und beständig vor.

Vielleicht zwangen auch die persönlichen Neigungen und Gesinnungen der Franken ihn zum Kriege, und erlaubten ihm keine friedliche Regierung; denn es war nöthig, allen Hang zu innerlichen Zwistigkeiten aus dem Herzen seiner Unterthanen auszurotten, und dieß konnte nicht besser geschehen, als dadurch, daß er sie auf eine geschickte

Art

Art mit auswärtigen Kriegen beschäftigte. Und wenn ein Volk voller Lebensfülle Standhaftigkeit, Tapferkeit und Verachtung des Todes beweist; wenn es stolz und fast durch keine Zucht zu lenken ist: so muß man immer fürchten, daß es diese Ungeduld, diese Hitze zum Kampf, gegen sich selbst kehren werde; und man muß es dem Phantom der Ehre auf einem fremden Boden nachjagen lassen, um den Boden des Vaterlandes vor der schrecklichen Gefahr zu bewahren, das Blut seiner Kinder zu trinken.

Childerichs Verbannung in ein Kloster hatte nothwendiger Weise Einfluß auf die politische Constitution gehabt; sie hatte die Franken unternehmender, ungelehriger gemacht. Karl hatte aller Geschicklichkeit und Künste der Politik nöthig, und bediente sich ihrer statt der ungewissen Kraft der Gesetze. Er verdankte seinen großen Eigenschaften eine Macht, die man einer unvorsichtigen Affectation von unumschränkter Gewalt geweigert haben würde.

Er war zu sehr durch sein Genie aufgeklärt, als daß er hätte mehr Begierde nach Macht sollen blicken lassen, als nöthig war; es ist eine dem Despotismus eigenthümliche Dummheit, die Unterthanen immer an den starken Arm zu erinnern, der ihnen das Joch auflegt, und sie zerdrückt. Das beständige Kriegsleben führt überdem eine Art von Gleichheit zwischen dem Oberhaupt und den Generalen ein, weil der erstere immer von neuem ihrer Arme, ihres Muths und ihrer Treue bedarf. Diese Cameradschaft verschwindet im Frieden;

lebt

lebt aber in Schlachten wieder auf. Karl stellte die alten und bisher versäumten Versammlungen auf dem Märzfelde wieder her; das heißt, er berief sie in der hergebrachten Anzahl und Form zusammen. Unter dem Namen Parlementer verknüpft' er sie mit der höchsten Gewalt, machte sie zu Mitgliedern der Legislation; und so herrschte allgemeine Harmonie, die Frucht einer weisen Polizey und einer wahren Liebe zur Ordnung. Die militarische Gewalt konnte sich nur außerhalb des Reichs wirksam beweisen. Die eigentliche Nation bestand ganz aus denen, welche die Waffen trugen, und aus der Geistlichkeit; allein der übrige Theil des Volks, welcher hinlänglich beschützt und nicht unterdrückt wurde, sah ohne Verdruß diejenigen über sich, die ihn vertheidigten, oder ihm den Weg zum Himmel wiesen. Es fodert nie mehr, weder von den Gesetzen, noch von dem Fürsten, als eine honette Subsistenz; hat es die, so ist es zufrieden. Die Verfassung, welche Karl einführte, (da man doch Namen haben will,) war aristomonarchisch. Er fürchtete sich nicht, die höchste Gewalt zu theilen, weil er versichert war, allenthalben durch die Kraft seines Genies und die Größe seines Charakters zu herrschen.

Die Gemüther wurden hierdurch emporgehoben, und das machte ihre Tapferkeit desto brennender. Die Franken, stolz darauf, einen Theil der gesetzgebenden Gewalt zu besitzen, handelten um desto entschlossener und standhafter. Und wenn eine Nation erst Achtung für sich selbst hat, so ist

sie

sie nicht weit mehr vom Heroismus. Nun hatte Frankreich, voll des schmeichelhaften Bewußtseyns seiner überlegenen Vorzüge, voll jener innern Freude, oder, richtiger gesagt, jenes rechtmässigen Stolzes, welchen das Gefühl seiner Würde und seiner Kräfte einflößt, nur ein einziges und nämliches Interesse; es konnte sein Haupt frey empor heben, sahe den Ruhm ihm winken, und nun bewiesen, zum erstenmal vielleicht, (was vermag nicht alles ein einziger Mann!) die Franken in Gallien eine wahre, eine brennende Liebe fürs Vaterland.

Karl, welcher ein großes und edles Herz hatte, zog also den Glanz und den Ruhm der Nation seiner vorübergehenden und persönlichen Gewalt vor. Der hohe Ruf, den die Franken unter seiner Anführung einernteten, war ein neues Pfand ihrer Treue; ihr Name flog bis ins Innere von Asien und Afrika, und sie hatten Gefühl für diese neue Art von Ehre. Auf den Schritten ihres Königs, der sie mit dem Siege zur Seite herumführte, gewöhnten sie sich mit Lust zu den Beschwerden der längsten und hartnäckigsten Kriege, die unter jedem andern sie empört haben würden. Weder die strengste Disciplin, noch die genaueste Subordination beleidigte ihren natürlichen Trotz; er bog sich unter alle Arbeiten, weil Karl ihn durch edelmüthige und seiner würdige Mittel zu lenken verstand. Der Adel, Gesellschafter des Monarchen, der fast gleichen Rang mit ihm einnahm, fand ein aufmunterndes Schauspiel in jenen Versammlungen, wo mächtige Fürsten, entweder persönlich oder durch

Gesandten, ihn um seine Freundschaft oder um seinen Schutz anflehten. Die Nationalideen nahmen eine gewisse Form an, veredelten und erweiterten sich; und die Bravour, wie man leicht glauben wird, verlor dabey gewiß nichts. Das Parlement der fränkischen Nation, welches kein andres Interesse als das des ganzen Volks haben konnte, war damals das Bild des römischen Senats. Kein Gesetz ohne Zuthun und Einwilligung des Vaterlandes; es hatte in diesen schönen Tagen göttliche Verehrung und Altäre.

Diese königliche Weisheit ward durch ein ausserordentliches Glück belohnt. Karl vergrößerte sein Reich um mehr als die Hälfte. Alles, was zu Gallien gehörte, Italien, jene große Strecke Landes, die sich von dem Rhein bis an die Weichsel und die Ostsee erstrecket, und ein großer Theil von Spanien, kam unter seine mächtige Hand. Die Bewohner dieser Provinzen, noch mehr von Bewunderung als von Schrecken durchdrungen, hielten es für keine Demüthigung, das Joch der Franken aufzunehmen.

Das römische Reich würde seinen Glanz behauptet haben, hätte immer ein Karl auf seinem Thron gesessen. Da er die Kunst verstand, sich mit der Nation, die er beherrschte, zu verkörpern, und sie auf eine edelmüthige Art zu regieren, so vermehrte er seine Kräfte, verdoppelte seine reelle Gewalt, verewigte seinen Ruhm. Welch ein Muster! welche Lehre!

Laßt

Laßt uns mit schneller Feder die Hauptzüge hinwerfen, die eine Administration charakterisirten, wodurch er sich den Namen des Großen erwarb, welchen die Nachwelt ihm bestätigt hat. Laßt uns auch seine Fehler, das heißt, seine Irrthümer, nicht verschweigen; uns nicht scheuen, die Grausamkeiten zu gestehen, zu denen die barbarische Unwissenheit seines Jahrhunderts ihn verleitete, und die seine seltnen Talente entweihten. Unerhörte Meynungen führten ihn irre; und ungeachtet seines Genies, mußt er den grausamen Vorurtheilen, die ihn von allen Seiten belagerten, und zuweilen seinen großen Charakter erniedrigten, einen Tribut bezahlen. Laßt uns daraus lernen, mehr als je den Fanatismus zu verabscheuen, weil er den Glanz dieses Helden mit einer blutigen Wolke umhüllt hat.

Der König der Longobarden, Desiderius, welcher anfangs, zu Gunsten Karlmanns, Intriguen gegen Karln gemacht hatte, sah diesen nicht so bald todt, als er seinen Plan änderte, weil er einsah, daß er dem erst schmeicheln müsse, den er zu bekämpfen willens war. Sein Ehrgeiz befahl es ihm, und er gehorchte. Er bot ihm seine Tochter zur Gemahlinn an. Karl war schon vermählt; aber die Ehescheidung, die wir jetzt so strenge verbannt haben, war damals eine ganz gewöhnliche Handlung, die kein Gesetz verdammte. Der Papst, voller Furcht vor diesem Bande, welches die Longobarden mit den Franken verbinden sollte, ein gefährliches Bündniß für seine Staaten, überhäufte des Desiderius Familie mit den bittersten Be-

schuldigungen; er nannte sie eine verfluchte, eine in die Acht erklärte, von Gott verabscheute, und mit dem Aussatz geschlagene Familie; er donnerte mit einer ganz übermässigen Heftigkeit gegen dieselbe, wodurch er seine Furcht verrieth; gleichwohl gieng die Vermählung doch vor sich. Man gab ihm hernach einige Plätze; sein großer Zorn legte sich; er war besänftigt, und schwieg.

Als **Desiderius** einige Zeit nachher, seiner eignen Politik ungetreu, **Karlmanns** Witwe und Kinder gar zu offenbar beschützt hatte, in der Hoffnung, einige Stücke ihrer Staaten an sich zu ziehen, so verstieß **Karl**, ihm zur Strafe, seine Tochter.

Aufgebracht durch diesen Schimpf, welcher seine Macht demüthigte, dacht' er auf Rache, indem er nichts mehr von seiner Politik erwartete, die ihm so schlechte Dienste gethan hatte. Er suchte den neuen Papst **Adrian** I in sein Interesse zu ziehen; aber dieser war viel zu fein, als daß er zwischen **Desiderius** und **Karl** hätte unschlüssig seyn können. Da er bey diesem Papst nichts ausrichten konnte, griff er ihn ohne Umstände an, und bemühte sich sogar, sich seiner Person zu bemächtigen; welches gefährliche Folgen für das Patrimonium Petri gehabt haben würde. Der Papst, welcher auf der einen Seite, um Zeit zu gewinnen, mit dem **Desiderius** unterhandelte, rief auf der andern, und zwar aus allen Kräften, **Karln** zu seinem Beystande herbey.

Karl geht über die Gebirge, rückt an zwey Oertern in Italien ein, setzt im Vorbeygehen den König der Longobarden ab, und giebt dem Papst jenes Patrimonium Petri wieder, welches seine Vorfahren erworben, geschützt und getreulich erhalten hatten, und welches jetzt, ohne ihn, vielleicht auf immer dem Statthalter Christi entwischt wäre. Ein so wichtiger Dienst verdiente von seiner Seite wohl einige Erkenntlichkeitsbezeugungen; auch erklärt' er Karln für König von Italien und Patricius der Römer. Dieser Name, Patricius, den so viele Souverains geführt hatten, gränzte sehr nahe an den Namen Kaiser; so sehr dieser auch abgeartet war, so konnt' er doch plötzlich, und in seinem ganzen alten Glanz, wieder aufleben.

Indeß nahm das Reich der Longobarden, welches sich mitten in Italien gegründet hatte, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ermangelt haben würde, es in der Folge ganz an sich reissen, durch den besondern Willen der Fürsehung, wie die Schriftsteller der Zeit sagen, ein Ende. Desiderius starb als Mönch, unterdeß sein Sohn sich vergebens Mühe gab, das griechische Kaiserthum gegen Karln aufzuhetzen. Der Patricius des Orients war zu weise, oder wenigstens zu schwach, sich in diese blutigen Streitigkeiten zu mengen.

Ungeachtet sich nun Adrian I solchergestalt von einem gefährlichen Feinde befreyt sah, so war ihm doch noch nicht gar zu wohl zu Muthe; er war voller Angst, weil es seinem Retter, der nun alle Gewalt in Händen hatte, einfiel, eine Reise

nach Rom zu machen, und mit seinen Truppen in die Hauptstadt der christlichen Welt einzurücken. Der Papst, welcher zitterte, wagt' es nicht, ihn abzuweisen, und noch weniger, ihm seine geheimen Besorgnisse zu entdecken. Karl besuchte ganz andächtig den Altar des heil. Petrus, und legte auf seinem Grabe die Schenkungsacte seines Vaters, die er noch erweitert hatte, nieder. Er erbaute die ganze römische Geistlichkeit durch seine Unterwürfigkeit und Ehrerbietung gegen das Oberhaupt der Kirche; er wollte hier nur Herzen erobern. Zum König der Longobarden bey Mailand gekrönt mit einer eisernen Krone, die man noch aufbewahrt, war er bescheiden und gemässigt in der Fülle seiner Macht. Er verließ hierauf Italien, und kehrte mit seiner Armee über die Gebirge zurück.

Um dem Papst zu Hülfe zu eilen, hatt' er seinen Krieg gegen die Sachsen unterbrochen; ein Krieg, der ihn dreyssig Jahre lang beschäftigte. Es scheint, daß er einen heftigen persönlichen Haß gegen sie hegte, dessen Bewegungsgrund und Ursprung wir nicht wissen. Dieser Haß trieb ihn, seinem großen und edelmüthigen Charakter entgegen zu handeln. Er konnt' es diesem Volke nie verzeihen, daß es eben so muthig und tapfer war als er. Er behandelte es mehr wie Rebellen, als wie eine Nation, die, zum Uebermaß eifersüchtig auf ihre Freyheit, sie zu vertheidigen wußte, und nur der überlegenen Gewalt nachgab. Es ist wahr, dieß Volk kannte die Gefahr nicht mehr, seine Eidschwüre zu brechen, sobald es darauf ankam, das

unmensch-

unmenschliche Joch, welches man ihm auflegen wollte, abzustoßen, und Karl war der festen Meynung, daß ein Volk sich durch einen Eid unauflöslich bände, sollt' er auch gegen seine theuresten und heiligsten Rechte geschworen seyn.

Karl bildete sich endlich ein, das Christenthum würd' ein unfehlbares Mittel seyn, ihren Charakter zu besänftigen, und sie unterthänig zu machen. Die Grundsätze des Evangeliums, glaubt' er, würden ihr kriegerisches Feuer dämpfen; er ließ ihnen daher seine Religion predigen, schickte ihnen eifrige Missionarien zu, und suchte sie durch alle mögliche Mittel zu bewegen, sich taufen zu lassen: aber Gewaltthätigkeit trat bald an die Stelle der Ueberredung; man hatte mit sanftmüthigen Worten den Anfang gemacht, und hörte mit Grausamkeiten auf. Diejenigen, welche sich durch Ermahnungen und Predigten nicht gleich bekehren liessen, wurden hingerichtet oder zu Sklaven gemacht. Vier tausend Sachsen wurden an einem Tage ausgerottet, weil sie das Gesetz der Gnade nicht annehmen wollten; man ermordete sie an dem Ufer eines kleinen Flusses, der sich in die Oder ergießt. Dieser entsetzliche Fanatismus machte sie nicht geneigt, sich in der christlichen Religion unterrichten zu lassen; sie griffen zu den Waffen, um frey und als Heiden zu sterben.

Wie groß muß also nicht die Gewalt eines barbarischen Zeitalters seyn, da es dem Herzen eines Karls solche abscheuliche Unthaten eingeben konnte! Wie sehr sollten Könige nicht zittern, den Ideen zu gehorchen, die ihnen die liebsten sind!

und welcher Festigkeit und Entschlossenheit bedürfen sie nicht, um sich über die allgemeine Meynung zu erheben, die nur zu oft ungerechte und blutige Thaten von ihnen fodert! Wer vermag sein Jahrhundert, und den allgemeinen, den geheiligten Irrthum zu bändigen? Selbst das unsrige, weniger strafbar, kann es sich ganz unschuldig nennen, wenn — — Doch ich schweige. Diese Sachsen, zur Verzweiflung gebracht, waren ein Volk, das man gezwungen hatte, unüberwindlich und halsstarrig zu seyn: sie waren es; sie widerstanden allem, selbst dem Beyspiel ihres Generals, des Oberhaupts, welches sie so lange vertheidigt hatte; einem Beyspiel, das eher als alles andre ihre Entschlossenheit hätte erweichen können. Vergebens gab endlich dieser angebetete Anführer (**Wittekind**), nach den unglaublichsten Anstrengungen der Tapferkeit, nachdem er ihnen tausendmal wiederholt hatte, sie würden sich durch Annehmung des Christenthums die Sehne der Tapferkeit abhauen, und sich der unbegränztesten Unterwürfigkeit weihen, vergebens gab er endlich selbst den Einladungen, den Versprechungen, der Gnade **Karls** nach; es sey nun, daß er so vieler Widerwärtigkeiten müde war, oder die vielen Ströme von Blut scheute, die noch fliessen könnten, oder allen fernern Widerstand für vergebens hielt. Die Sachsen, standhafter, entschiedner, entschlossener, hörten nicht auf seine Stimme, welcher sie fast immer mit Freuden gehorcht hatten; sie hörten sie nicht, sobald sie ihnen die Taufe als ein Pfand der Versöhnung predigte.

Sie

Sie verabscheuten dieses Siegel, nicht als ein Kennzeichen der Religion, sondern als ein Band, welches sie an ihre grausamen Feinde knüpfen sollte. Sie fuhren fort, ihren Anführer zu respectiren, ohne seinen neuen Worten zu glauben, ihn zu beklagen, ohn' ihm nachzuahmen, weil der Geist der Rache (in der Sprache der Eroberer Rebellion genannt,) sie anfeuerte, sich ihrer ermordeten Landesleute zu erinnern, die, zur Beförderung des Evangeliums, die Oder mit ihrem Blut gefärbt hatten.

Karl, welcher seine himmelschreyende Ungerechtigkeit nicht einmal fühlte, (die höchste Verblendung seines Eifers!) ermüdet, obgleich triumphirend, erschöpft, obgleich immer siegend, sah sich genöthigt, um sie zu bezwingen, sie ihrem Vaterlande zu entreissen. Er zerstreute sie durch verschiedne Länder; aber ihr Glaube war dadurch noch nicht bezwungen. Diese zerstreuten und verpflanzten Glieder brannten noch immer von demselben Eifer. Sie widersetzten sich noch immer mit derselben Standhaftigkeit dem Joch, unter welches man sie mit Gewalt beugen wollte. Fern von ihrem Vaterlande verloren sie doch weder die Liebe, noch die Vorurtheile, noch den Geist desselben. Ein fremder Boden vermochte nicht mehr über sie, als das Schwerdt der Henker: ein Beweis, wie fruchtlos Verfolgungen sind; sie machen nothwendiger Weise die Seele jedes Volks nur noch unbiegsamer, welches nicht gleich auf den ersten Hieb die Fesseln der Sklaverey küßt.

Karls Gesetze gegen die Sachsen sind unmenschlich, und verklagen laut das Jahrhundert und die Menschen, welche sie, ohne vor Grausen zu zittern, niederschreiben konnten. Das größte Verbrechen, wie der größte Feind des Menschengeschlechts, ist also der Irrthum. Fleisch in den Fasten essen, war ein Verbrechen, worauf die Todesstrafe stand. Sich verstecken, um dem Unterricht der Missionarien zu entgehen, wurde eben so hart bestraft. Vor einem Götzenbilde still stehen und es betrachten, wurde ebenfalls mit dem Tode gebüßt. Und die Schriftsteller jener Zeit, noch strafbarer als die Henker selbst, scheuten sich nicht zu sagen: **der große Karl, der verehrungswürdige Lehrer, thue sehr recht, und beweise eine wahre christliche Liebe und Barmherzigkeit an den Sachsen, da er sie solchergestalt zwänge, wider ihren Willen das Heil ihrer Seelen zu schaffen.**

Warlich, Karl muß sowohl der Nation, als den benachbarten Mächten, große und sehr wichtige Dienste geleistet haben, daß man nicht aus diesen verschiednen blutigen Zügen den größten Theil seines Gemäldes zusammengesetzt hat. Aber edelmüthig gegen alles, was nicht Sachse war, sah man ihn mehrmals Italien den Frieden wieder schenken, die Zwistigkeiten der kleinen Potentaten, die sich zu zerreissen im Begriff waren, beylegen, Blutvergiessen unter Christen verhüten, glorreiche und nicht weniger nützliche Tractaten schliessen, und

endlich

endlich in seinen ungeheuren Staaten immer Ruhe und Frieden erhalten.

Er gieng, so zu sagen, durch ganz Europa umher, wie Richter aller Fürsten, indem er, durch die persönliche Uebergewalt seiner Größe, den unruhigen und habsüchtigen Ehrgeiz unterdrückte, verzieh, strafte, und allenthalben Billigkeit herrschen ließ, ungeachtet er die Gewalt in Händen hatte.

Er überwand die Saracenen. Diese ewigen Feinde des christlichen Namens hatten den Weg nach Europa gelernt; und da dieser ihnen einmal offen stand, so thaten sie von Zeit zu Zeit Einfälle in dasselbe, zum immerwährenden Schrecken der Völker. Er eroberte Oesterreich und Hungarn, verband das Herzogthum Baiern mit der Krone Frankreich, nahm die Inseln Majorca und Minorca ein. Das Allergrößte, Nützlichste und Wichtigste für Frankreich aber war, daß er der Wut der Normänner einen Damm entgegensetzte, welche oft an unsern Küsten landeten, und dann immer die schrecklichsten und verderblichsten Verwüstungen anrichteten.

Sein großer Verstand sah vorher, daß der Norden in kurzer Zeit jene unzählbaren und wilden Räuberschwärme, wieder hervorbringen, und aufs neue ausströmen würde, um dem Vaterlande eine große und vielleicht tödliche Wunde zu versetzen. Betrachtete er dieses herumschweifende Volk, welches nur vom Raube leben wollte, und den Ackerbau verschmähte, so erkannt' er, daß es immer

furchtbar

furchtbar in seinen Auswanderungen seyn würde, so lang' es nicht entweder gänzlich Herr, oder ausgerottet wäre. Alles, was ein kluges und vorsichtiges Genie, das die weisesten Maßnehmungen ergreift, nur thun und anordnen konnte, geschah. Er besuchte seine Häfen, und ließ Schiffe, oder vielmehr lange Boote bauen, welche, immer bewaffnet und bemannt, sich nie aus den Mündungen der Flüsse entfernten; alle Küsten waren damit eingefaßt; und was Bewundrung und Erstaunen erregen muß, ist, daß diese Art von Marine, die für die damaligen Zeiten sehr mächtig war, und deren Bedeckung dem Angriff entsprach, sich von der Mündung der Tiber an bis ans äußerste Ende von Deutschland, das heißt, bis an Dänemark, erstreckte.

Ganz Europa war also, durch Karls thätige und wachsame Hand, geschützt und gedeckt; und der Hauptgegenstand seines Nachdenkens war die Errichtung eines Bollwerks gegen jenen Strom, den er herankommen sah, und welchen die fränkische Tapferkeit, seiner nur gar zu gegründeten Furcht gemäß, nicht immer aufhalten sollte.

Nicht ohne Thränen dacht' er an das künftige Elend, welches dieser Einbruch einst verursachen würde; er sah es gegenwärtig, und diese furchtbare Zukunft existirte schon für ihn. Oft empfahl er seinen Söhnen, diese Schutzwehr zu erhalten; allein als ihre beklagenswürdigen Streitigkeiten den Damm, der mit so großen Kosten aufgeführt war, zerbrochen hatten, standen alle Provinzen wieder den

schreck-

schrecklichsten Einbrüchen bloß; alles ward verheert, und Frankreichs Flüsse wurden mit Blut gefärbt.

Man wird in der Folge sehen, wie diese Räuber Paris belagern; wie alle Könige unaufhörlich von einem Ende des Reichs zum andern eilen, und sich bemühen, aber vergebens, den Damm wiederherzustellen, der, einmal durchbrochen, dem Strom seinen verderblichen Lauf ließ. Es war nun zu spät zur Reue. Die öffentlichen Wege wimmelten von diesen Strassenräubern; vier unglücksvolle Jahrhunderte bewiesen nur zu sehr, daß Karl in der Zukunft gelesen hatte; wohl ihm, hätt' er auch eben so gut den Gang errathen, welchen der menschliche Geist in Zeiten der Aufklärung nehmen würde, und die schrecklichen Vorurtheile seines Jahrhunderts abgeschüttelt! Aber ach, war das Genie selbst nicht immer seinem Jahrhundert zinsbar?

Mitten unter diesen glänzenden und siegreichen Heerszügen, die er allenthalben durch große und tapfre Thaten bezeichnete, unterdeß er Europa fast jährlich durchzog, das Reich neubelebte, dessen allgegenwärtige und mächtige Seele er so zu sagen war, überließ er sich auch andern Betrachtungen, die mit dem Kriege nichts gemein hatten, und von denen Eroberer selten etwas gewußt haben. Er beschäftigte sich mit neuen Gesetzen, Reglements und Anordnungen, von denen unser Jahrhundert vielleicht verächtlich spricht, ohne dazu berechtigt zu seyn; denn diese unförmlichen Gesetze waren Wunder von Klugheit und Vernunft für jene Zeiten der Unwissenheit. Ohne Unterlaß in Regierungsangelegen-

gelegenheiten arbeitend, veränderte er jährlich, was einer Verbesserung bedurfte, und suchte den politischen Uebeln im voraus zu begegnen. Ist die Gesetzgebung wirklich nichts anders, als ein Heilmittel für unsre immer wiederkehrenden Uebel, so muß sie beweglich alle Formen annehmen, um den Zweck der Heilung zu erreichen; sie muß sich von selbst verändern, so bald sie unwirksam wird; da sie unaufhörlich den Irrthum zu vermeiden suchen muß, so muß sie lieber auf ihrem Wege umkehren, als sich zum allgemeinen Nachtheil fixiren. Kurz, sie muß sich mit einem Charakter, der nichts weniger als Unbiegsamkeit ist, nach den zahlreichen Bedürfnissen, wozu man ihrer nöthig hat, bequemen, weil sie erst nach für die Zufälle, welche uns jetzt treffen, sorgen muß, ehe sie an künftige Zufälle denken darf.

Da **Karl** immer in Bewegung und Thätigkeit war, so genoß er des unschätzbaren Vortheils, mit eignen Augen zu sehen, ob seine Befehle getreulich vollzogen wurden. Das Volk war unaufhörlich vor seinen Augen: hier gab er Befehl zur Ausbesserung einer Heerstraße; dort ließ er eine Brücke bauen, und einen Fluß schiffbar machen; weiterhin munterte er den Ackerbau und den Handel auf. Es war nicht möglich, ihn zu hintergehen: sein Auge sah, sein Ohr hörte; keine Wolken zwischen ihm und der Wahrheit. Alle Provinzen hatten wechselweise Theil an seinen Wohlthaten, und seine Gegenwart verbreitete Leben durch das ganze Reich.

Karls Tugend war heroisch ohne Stolz und Pracht. Sie bedurfte nicht jenes schimmernden Gepränges, welches die Souverains umgiebt, und ihnen sogar die Oerter, wo sie hindurch ziehen, verstellt: denn das Aeußere der Städte nimmt, ich weiß nicht wie, bey ihrer Annäherung eine lügenhafte Gestalt an, und die Könige werden auf den Landstraßen eben so sehr als in ihren Palästen hintergangen. Alles entartet, um ihnen verdrüßliche, aber nothwendige Wahrheiten zu verschweigen. Karl zeigte nur dann eine königliche Pracht, wenn er seine Generalversammlungen hielt; und da er sich am liebsten zu Achen aufhielt, so sah man auch nur hier das Gepränge und die Majestät des Throns. An jedem andern Orte hatte seine Kleidung und seine Tafel nichts, das ihn von einem wohlhabenden Particulier unterschied. Mäßigkeit ist die Mutter vieler Tugenden; er besaß sie, ertrug Arbeiten und Beschwerden um desto besser; und da er immer ein leeres Aeußeres verschmähte, wurden heroische Handlungen ihm etwas gewöhnliches.

Dieser Eroberer hatte eine unendliche Ehrerbietung für die Gesetze; er hielt sie für noch nothwendiger, als die Waffen. Die Gesetze sollen, ihrer Natur nach, erhalten und schützen. In der Generalversammlung der Nation hatten die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes (Tiers-Etats) sowohl ihren Sitz, als die Herren und die Bischöfe: hier nahm jeder an den Berathschlagungen über die öffentlichen Angelegenheiten Theil, und sagte seine Meynung über jedes neue Gesetz. War

es

es dann dem Willen aller Stände gemäß abgefaßt, und von ihnen einmüthig gebilligt, so machte Karl es öffentlich bekannt, und wandte nachher alle mögliche Mittel an, um es in der Folge noch nützlicher für die Nation zu machen. Sie hatte also eine Existenz, welche sie in ihren eignen Augen veredelte, und sie solchergestalt immer in Muth und Thätigkeit erhielt.

Unwissenheit und Müssiggang schienen ihm die größten Laster, und die ersten Quellen unzähliger andern. Er suchte also allenthalben Arbeit, und theilte seine Zeit so ein, daß, er mochte im Lager oder am Hofe seyn, alle seine Stunden geordnet, und mit verschiednen nützlichen Beschäftigungen besetzt waren. Solchergestalt verdoppeln große Geister ihre Existenz, und setzen die Trägheit in Erstaunen, die sich in ihrer tiefen Nichtigkeit noch beklagt, daß die Zeit, welche sie verliert, gar zu schnell vorüber eilt.

Die jungen Herren wurden am Hofe und unter seinen Augen erzogen; so lernte er frühzeitig ihre Neigungen und ihre Fähigkeiten kennen. Darnach richtete er sich denn bey ihrer Beförderung; und er wiederholte oft diese, eines Regenten so würdigen Worte: **Güter mag man erben; aber Ehren und Aemter müssen nur dem Verdienst ertheilt werden.**

Dem Luxus seiner Höflinge gab er nachdrückliche Lehren. Sah er sie prächtig in seidne Zeuge mit kostbarem Pelzwerk gekleidet, so führte er sie jählings auf die Jagd, und ließ sie mitten durch die dicksten

dickſten Gebüſche in den Wäldern herumſtreifen. Die ſchönen Kleider kamen nun ganz zerriſſen oder vom Regen naß zurück; er erlaubte aber nicht, daß jemand ſich umkleidete, und ſagte dann in Gegenwart aller: Sehet nun, wie ihr zugerichtet ſeyd, unterdeß mein Schafpelz, den ich nach Belieben umkehre, je nachdem das Wetter iſt, heute ſo ſchön iſt wie geſtern. Schämt euch, und lernt euch wie Männer kleiden; Seide und Putzwerk überlaßt den Weibern. Kleider ſollen zum Gebrauch, nicht zur Schau dienen. Wem ſollte wohl Karl der Große in ſeinem Schafpelz nicht viel anziehender vorkommen, als von allem eitlen Geziere des Luxus umgeben?

In ſeinem ganzen Leben gieng es ihm faſt nur ein einzigesmal unglücklich; und dieß war, nachdem er das ganze Land zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro unterjocht hatte. Indem er über die Gebirge zurückkehrte, wurde ſein Nachzug von den Gaſconiern angegriffen. Er verlor eine Menge ſeiner Leute in dem Thal Roncival, wovon in den Ritterbüchern ſo viel Redens iſt. Sein Neffe, der berühmte Roland, büßte dabey ſein Leben ein; und dieſer Verluſt war damals, was nachmals der Tod des Turenne war. Er erſchallte lange durch ganz Europa, und man redte von nichts als dieſem Unglück. Die dichteriſche Einbildungskraft ſäumte nicht, aus dieſer Begebenheit jene wunderbaren Fabeln zu ſchöpfen, die der glän-

zende Arioſt nachmals mit allen Grazien ſeines Genies ausſchmückte.

Zu Regensburg hatte **Karl** den bitterſten Gram, den ein Vater nur empfinden kann. Eines Abends, da er ſich ſchlafen gelegt hatte, hörte er ein Geräuſch an ſeiner Thür; es war ein Menſch, der mit Gewalt herein wollte, um ſogleich mit dem König zu reden. Man ſtieß ihn zurück; er beſtand aber darauf, und redete heftiger und lauter. **Karl** fand es für gut, aufzuſtehen, um ſelbſt zu ſehen, und fand einen Prieſter von ſehr ſchlechter Mine, der noch immer ihn ſprechen wollte. Er ließ ihn herein kommen, und ſobald ſie ohne Zeugen waren, welches der Prieſter verlangte, ſagt' er: „Herr, da ich in dem Winkel einer Kirche mein Gebet verrichtet hatte, und eingeſchlafen war, wurd' ich durch verſchiedne Stimmen, die ein verworrenes Geräuſch machten, aufgeweckt; ich horchte auf ihre Reden, und erſtaunte ſo ſehr über das, was man ſagte, daß ich ſelbſt nicht mehr wußte, ob ich wache oder träume. Es war eine Verſchwörung gegen deine Perſon, und nicht ohne Schaudern hörte ich den Prinzen **Pipin**, deinen älteſten Sohn, wie er mit vielen andern Mitſchuldigen ſeiner Verrätherey ſich über die ſicherſten Mittel, dir das Leben zu nehmen, berathſchlagte. Ich blieb unbeweglich vor Unwillen und Entſetzen, ungewiß was ich thun ſollte, als ſie, im Begriff ſich zu entfernen, mich bemerkten. Sie bemächtigten ſich meiner, und die meiſten wollten, daß man mich gleich ums Leben brächte; der Prinz aber, welcher

cher meinen Charakter als Priester respectirte, begnügte sich, mich auf dem Altar schwören zu lassen, daß ich alles, was ich gehört hatte, geheim halten wollte. Allein kein Schwur darf die Zunge eines rechtschaffnen Mannes binden, wenn es darauf ankömmt, ein so großes Verbrechen zu verhüten, welches immer die schrecklichsten Folgen haben muß."

Karl, voll Erstaunen und Schmerz, ließ auf der Stelle Pipinen und seine Mitschuldigen in Verhaft nehmen. Sie wurden überführt und hingerichtet, außer Pipin, welchen der König begnadigte. Er ließ ihm Zeit, den Himmel um Verzeihung seines Vatermordes anzurufen, und seine Gerechtigkeit zu erweichen, indem er ihn in ein Kloster einsperrete. Der Priester mit der schlechten Miene, aber mit dem edlen Herzen, wurde belohnt; man macht' ihn zum Abt von St. Denis. Man wird ohne Zweifel bemerkt haben, wie heilig und unverletzlich ein Eid, auf dem Altar geschworen, zu seyn schien, weil er hinreichend war, dem Arm eines verschwornen Prinzen Einhalt zu thun, der doch das Blut seines Vaters vergiessen wollte. Er schien sich weit mehr zu scheuen, das Blut eines Priesters zu vergiessen. Er glaubte an einen Eid in der Gegenwart Gottes geschworen, und vergaß doch, daß eben dieser Gott das Verbrechen verbeut und bestraft. Der Kopf des Menschen (und die Geschichte giebt uns Proben davon,) vereinigt diese erstaunliche Widersprüche, und nichts, was er ausheckt, darf uns in Verwunderung setzen.

Dieser **Pipin**, der **Bucklichte** benannt, war der älteste von allen. Er war der Sohn einer Concubine; aber eine Concubine schien damals eine rechtmässige Gattinn, deren Ehe nur weniger feyerlich war. Diese Art von Vergleich mit der menschlichen Schwachheit verhütete noch viel größere und schändlichere Aergernisse.

Karl der Große, römischer Kaiser.

Karl der Große hatte auf einer seiner Reisen nach Rom, deren Zug ein wahrer Triumph war, schon seine beyden jüngern Söhne, **Pipin** und **Ludewig**, jenen zum König der Lombardey, und diesen zum König von Aquitanien salben lassen. Man war gewohnt, ihn jährlich von den Pyrenäen nach Deutschland, und aus Deutschland nach Italien ziehen zu sehen. Sein Name wie seine Person erfüllte die Welt.

Er hatte zu Frankfurt ein Concilium gehalten, wobey er schon im voraus die Functionen eines abendländischen Kaisers verrichtete. Die morgenländischen Kaiser präsidirten in den Concilien, seitdem sie Christen waren. Man verdammte auf demselben die Lehre des **Nestorius**. Das frankfurter Concilium hat nicht das Glück gehabt, für ökumenisch, das heißt, für **allgemein, der ganzen bewohnten Welt bekannt**, erklärt zu werden.

Man

Man untersuchte auf demselben die Frage von der Anbetung der Bilder. Der Mißbrauch der Worte, der zu allen Zeiten so gewöhnlich ist, hatte eine verderbliche Zweydeutigkeit veranlaßt. Man hatte sich nicht verstanden, hatte für Anbetung genommen, was nur eine Ehrerbietungsbezeugung war. Dieser theologische Streit würde eine ärgerliche Trennung nach sich gezogen haben, hätten die, welche sich geirret hatten, sich nicht eines Bessern besonnen; allein der Religionseifer, welcher so oft in Wut ausartet, hatte die nicäischen Väter mit Schmähungen überhäuft; man setzte sie ohne Barmherzigkeit in die Klasse der Götzendiener, beschuldigte sie, daß sie einer nichtswürdigen Leinwand die Anbetung erwiesen, die nur dem höchsten Wesen allein zukomme. Sie wurden endlich gerechtfertigt; ein Ausgang, der den Religionseifer sehr vorsichtig machen sollte.

Karl, das Schwerdt des Eroberers an der Seite, nahm einen lebhaften Antheil an diesen theologischen Streitigkeiten, welche damals die christliche Welt trennten. Man kannte keine andre als von dieser Art. Kein andrer Satz bot sich dem Scharfsinn des menschlichen Geistes dar; er concentrirte sich einzig auf diese endlosen Streitfragen. Karl hatte ein außerordentliches Vorurtheil gegen das nicäische Concilium gefaßt; und er bemühte sich daher, seinen Grundsätzen zufolge, die Orthodoxie des morgenländischen Kaisers durch seine Sophistereyen verdächtig zu machen. Wieder ein kleiner Flecken in dem Ruhm Karls des Großen!

In eben diesem Concilio müssen wir etwas bemerken, das für die Geschichte der Sitten merkwürdig ist. Es wurde den Aebten verboten, ihren Mönchen die Augen auszustechen. Das Verbot zeugt von dem Verbrechen. Die Greuel dieser geheimen Inquisitionen werden uns noch öfter in der Geschichte aufstoßen, und mit den Grundsätzen des Evangeliums einen entsetzlichen Contrast machen. Es wurde ferner verboten, Priester vor dem dreyssigsten Jahre zu ordiniren, und Jungfrauen vor dem fünf und zwanzigsten einzukleiden. Wie haben doch so vernünftige Gesetze so sehr in Vergessenheit gerathen können, daß man sie erst in einem aufgeklärten Jahrhundert hat erneuern müssen, unterdeß so viele seltsame und thörichte Gesetze noch jetzt nicht abgestellt sind!

Ein Brief von Leo III an Karl den Großen hatte schon vorläufig dem König von Frankreich wegen aller seiner Besitzungen gehuldigt. Adrian, dessen ganzes Verhalten ein Muster von Klugheit gegeben hatte, und welcher eben gestorben war, hatte Karln, sowohl aus Politik als aus Erkenntlichkeit, menagirt. Karl betrübte sich über seinen Tod, und bezeugte öffentlich seinen Schmerz. Man hatte Leo III erwählt, welcher zum Glück von dem Geist seines Vorgängers beseelt war. Nichts zeugt stärker von der Größe eines Monarchen, als diese ununterbrochene Aufmerksamkeit der Päpste, ihm gefällig zu seyn, und ihm zu schmeicheln. Leo III schrieb unverzüglich an Karln, um ihm seine Erhebung bekannt zu machen, und schickte ihm die

Schlüs-

Schlüssel des Bekenntnisses Petri, und die Fahne der Stadt Rom. Die religiösen und militarischen Attribute fanden sich damals in derselben Hand vereinigt; und der Patricius war, wie man sieht, nicht weit mehr davon, Kaiser zu werden.

Er rückte ziemlich langsam gegen Rom an, und seine Armee begleitete ihn; sie schreckte das heilige Gebiet nicht mehr: denn man war von der Unterwürfigkeit und Ehrerbietung ihres Anführers versichert. Der Papst **Leo** kam ihm entgegen; er bedurfte selbst eines so mächtigen Beschützers: denn seine Wahl war noch nicht allgemein bestätigt. An dem Tage selbst, da er den päpstlichen Thron bestieg, hatte man ihn mit Schlägen mißhandelt, hatte ihn schimpflich ins Gefängniß geschleppt; man hatte ihn endlich verschiedner Verbrechen beschuldigt, und Rom schien seinen Papst zu verlassen. Dieß war das Werk der Faction zweyer Neffen des verstorbenen Papsts. Diese Faction war sehr hitzig und aufrührisch; und seine Oberherrschaft schwebte nun in großer Gefahr. Man war im Begriff, aufs strengste und durch gerichtliche Verhöre zu untersuchen, ob er unschuldig oder strafbar sey. **Karl** zerhieb die Schwierigkeiten, indem er die Ankläger vor seinen Richterstuhl foderte; keiner erschien. **Leo III** beschwur also allein öffentlich seine Unschuld, und man glaubte seinem Schwur; Karls Gegenwart setzte die Wahrheit desselben außer allen Streit.

Im Jahr Christi 800, am Weihnachtstage, (mit welchem das Jahr anfieng,) hörte der Patri-

cius und König von Frankreich die Messe. Indem er auf den Knien vor dem Altar saß, näherte der Papst sich ihm von hinten, und setzte ihm plötzlich die Krone der Cäsarn auf. Er drehte sich, ganz erstaunt, wenigstens dem Scheine nach, um; und das ganze Volk rief, und das Gewölbe des Tempels erschallte, von den verdoppelten Zurufungen: **Es lebe Karl, gekrönt von der Hand Gottes! Sieg dem friedliebenden Kaiser der Römer!** Man ließ Karln auf einen Thron sitzen, welcher schon bereit war, und welchen man verdeckt hatte, um den Augenblick desto überraschender und feyerlicher zu machen; man nahm ihm den Patriciusmantel ab, um ihn mit dem kaiserlichen Gewande zu bekleiden. Der Papst warf sich dreymal vor ihm nieder, und diese, es sey verabredete oder unerwartete, Krönung erneuerte auf einmal einen erhabenen Titel, der seit drey Jahrhunderten vergessen war, aber noch immer die Welt in Ehrfurcht setzte, weil die Zerstörer Roms selbst mit Stolz diesen Namen wiederholten, welcher der Hauptstadt der Welt ihren alten Glanz wiederzugeben schien.

Solchergestalt nahm also das römische Reich, nachdem es mit dem **Augustulus** im Jahr 476 sein Ende genommen hatte, in der Person **Karls des Großen** wieder seinen Anfang, um bis auf unsre Zeiten fortzudauren; allein nachfolgende Revolutionen, welche uns neue und merkwürdige Spiele des Schicksals zeigen, sollten die kaiserliche

ferliche Krone von der französischen Monarchie absondern.

Der Secretair des Kaisers ermangelte nicht zu schreiben, sein Herr habe von dem Vorhaben des Papstes nichts gewußt, und sogar Verdruß darüber empfunden; so daß er an diesem Tage gewiß nicht in die Kirche gegangen seyn würde, wenn ihm etwas davon bewußt gewesen wäre. So schreiben Secretaire die Geschichte noch lebender Fürsten: aber der Kaiser, ohne zu bedenken, daß er die Feder seines Geschichtschreibers Lügen strafte, unterließ nicht, sich dieses Titels, der ihm so gleichgültig gewesen seyn soll, in seinem ganzen Umfange zu bedienen; er wußte ihn ohne alle Einschränkung geltend zu machen, nöthigte den Kaiser Nicephorus, ihn anzuerkennen, und unterhandelte immer, gleichweit entfernt von der Bescheidenheit, die man ihm zuschreibt, als von dem Uebermuth, dessen er nie fähig war, mit den morgenländischen Kaisern wie Gleicher mit Gleichen.

Mußte irgend etwas um diese Zeit ihm schmeichelhaft seyn, so wars eine Gesandtschaft der Araber. Der Kalif Aaron Raschid, Beherrscher von Persien, schickte ihm Geschenke, als Zeichen seiner Hochachtung und Bewundrung. Er konnte sie mit einer sehr reinen Freude annehmen; denn er verdankte sie seinem großen Ruhm, nicht irgend einem politischen Interesse. Eine Schlaguhr, die erste, die man in Frankreich gesehen hatte, befand sich unter diesen Geschenken; sie zeigte von der Industrie der Araber, und unsrer tiefen Unwissenheit, die über

diese Maschine wie über ein Wunderwerk erstaunte. Auch ein Elephant weidete die öffentliche Neugier; und die Archivisten der Zeit beschrieben sein Leben und seine täglichen Handlungen mit der nämlichen Sorgfalt und Theilnehmung, wie man das Leben eines Fürsten beschreibt.

Der Kaiser nahm die beyden arabischen Gesandten aus Italien mit, zeigte ihnen Frankreich und alle seine Merkwürdigkeiten. Eines Tages stellte er zur Lustbarkeit ein Stiergefecht an, welches den beyden Fremden beynahe das Leben gekostet hätte; sie wurden von den beyden wütenden Thieren in dem eingeschlossenen Platze selbst, wo man ihnen die ehrenvolleste Stelle angewiesen hatte, verfolgt. Der Kaiser eilte ihnen zu Hülfe, und kam in noch größere Gefahr; er würde vom Pferde herabgeworfen und niedergetreten seyn, ohne einen in Ungnade gefallenen Herrn, welcher aus den Zuschauern in den Kampfplatz herabsprang, und sein Leben wagte, um Karls Leben zu retten. Er war so glücklich, daß der Ausgang seine edle Kühnheit belohnte; und Karl, welcher nie unerkenntlich gewesen war, vergaß diesen wichtigen Dienst nicht. Die Güter des Herrn waren confiscirt; sie wurden ihm wiedergegeben, und er selbst wurde wieder zu Gnaden angenommen, und ein Freund des Kaisers.

Er versäumte, auf seiner Seite, nicht, Gesandten an den König von Persien zu schicken, welcher, vergnügt darüber, und begierig etwas zu thun, das Karln Vergnügen machen könnte, auf

den

den Einfall kam, ihm den Theil des gelobten Landes zum Eigenthum zu schenken, welcher das Grab Christi einschließt. Karl war in der That vor Freuden außer sich, als er diese Nachricht erhielt. Keine Eroberung schmeichelte ihm mehr; er fühlte sich einen Augenblick stolz über diesen glorreichen und unverhofften Besitz, welchen alle Könige der christlichen Welt ihm insgeheim beneideten. Seine Nachfolger haben dies Vorrecht behauptet und vertheidigt; und es trug in der Folge nicht wenig dazu bey, die Gemüther zu den Excursionen der berüchtigten Kreuzzüge, die wir bald sehen werden, geneigter zu machen.

Indeß machten die Geschenke, die man ihm in Asien ertheilte, ihn nicht gleichgültiger gegen die politischen Angelegenheiten des morgenländischen Kaiserthums. In Constantinopel regierte damals die Kaiserinn **Irene**. Sie verdankte diesen Titel blos einem Verbrechen, und hatte ihn also zu theuer erkauft. Sie war Anfangs nur Regentinn. Die Ehrsucht, mächtiger ohne Zweifel, als die mütterliche Zärtlichkeit, hatte sie getrieben, ihren Sohn zu ermorden, als er im Begriff war, volljährig zu werden, und ihr also die höchste Gewalt abzufordern. Eine solche Frau, so groß ihre heroischen Eigenschaften, ihre Tapferkeit, ihre Siege auch seyn mögen, hat kein Recht auf die Achtung der Nachwelt; man sieht sie immer, den Dolch in der Hand, bereit, neue Verbrechen zu wagen, wenn sie ihr gelingen können. Die arglistige Irene, um sich auf ihrem Thron zu befestigen, und vielleicht

ihm

ihm den Schandfleck, der ihn bedeckte, abzuwaschen, fand, daß es ihr vortheilhaft seyn würde, ihre Hand einem Helden zu geben, dessen Name, in Europa respectirt, auch ihren Unterthanen Ehrfurcht einflößen könnte. Sie ließ also insgeheim Karln den Antrag thun, sich mit ihr zu vermählen. Das morgenländische Kaiserthum sollte ihr Brautschatz seyn. Diese hohe Verbindung würde die beyden getrennten Reiche vereinigt, und sie in Eine Hand gebracht haben. Karl der Große, welcher jetzt Witwer war, und dessen Neigung fürs weibliche Geschlecht bekannt genug ist, fand diesen Antrag nach seinem Geschmack. Ueberdem fand sein Ehrgeiz, welcher etwas Großes an sich hatte, in dieser glorreichen Vermählung eine gedoppelte, seiner würdige Eroberung. Allein dies große Project war nicht geheim genug gehalten; und in einer einzigen Nacht stürzte eine plötzliche Revolution Irenen vom Thron, und setzte den Patricius Nicephorus, einen Griechen von Nation, an ihre Stelle. Die Kaiserinn hatte nicht vorhergesehen, daß die Großen des morgenländischen Reichs nicht anders, als erkauft und verführt, einwilligen würden, die beyden Kronen auf Einem Kopfe zu sehen. Ihre gewöhnliche Geschicklichkeit verließ sie bey einer so wichtigen Gelegenheit. Sie hatte ihre Unterhandlungen nicht klug genug angefangen, und mußte nun dafür büßen: sie wurde auf die Insel Lesbos verbannt. Ungeachtet des schmeichelhaftesten Anscheins also, ungeachtet der schon so nahen Hoffnungen, verlor die Geschichte einen schönen

Auftritt

Auftritt in ihrem Schauspiel: die Wiederherstellung des römischen Reichs, dieses Kolosses, dessen ungeheurer Körper, in zwey Theile zerfallen, im Begriff war, sich wieder zu vereinigen, um sich aufs neue mitten in der Welt in seinem ersten Glanze zu zeigen; da hingegen seitdem alles sich verschworen hat, ihn aufs schimpflichste zu zerreißen, zu demüthigen und zu zerstümmeln.

Karl schien sich über die Fehlschlagung dieser Vermählung, dergleichen an Größe der Umstände wohl keine je wieder in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts erscheinen wird, zu trösten. Vielleicht übertraf sie seine Erwartung, und er vergaß sie wie einen entzückenden Traum, worüber man beym Erwachen lächelt; überdem war er nicht mehr in den Jahren, wo der heiße Ehrgeiz ausschließend gebietet: ungeachtet einer muntern und starken Leibesbeschaffenheit, fieng er doch an, die Annäherung des Alters zu fühlen. Beschwerden, beständiges Herumziehen, das Kriegsleben, welches er persönlich führte, Ausschweifungen mit dem Frauenzimmer, dem er sehr ergeben war, hatten ihn geschwächt. Die Theilung seiner Staaten nach seinem Tode war jetzt das, was ihn am meisten beunruhigte; er sah mehr Schwierigkeiten bey ihrer Theilung, als er bey ihrer Eroberung gefunden hatte. Er machte ein förmliches Testament; denn ein Monarch, welcher sich unumschränkt gesehen hat, glaubt unvermerkt an einen ewigen Gehorsam, und ist schwach genug, sein Testament für verbindlich zu halten.

Dies

Dies Testament regulirte die Theilung unter seine drey Söhne. Er übergab es der Verwahrung der fränkischen Herren, und hernach noch dem besondern Schutz des Papsts. Als zärtlicher Vater, als wachsamer Monarch, welcher in der Zukunft zu lesen gelernt hatte, und folglich die Zerstörung seines eignen Werks fürchtete, hatt' er alle möglichen Vorkehrungen gebraucht, um Streitigkeiten zu verhüten, und einen dauerhaften, brüderlichen Frieden zu befestigen. Nichts ist schimärischer, zugleich aber auch nichts rührender, als einen mit Ruhm bedeckten Monarchen zu sehen, welcher noch im Sarge den Staat liebt, welchen er regiert hat, aufmerksam ist auf seine künftigen Bewegungen, seine Erfahrung seinen Nachfolgern mittheilt, das Vaterland noch in seinem sterbenden Herzen trägt, und für die Wohlfahrt desselben wachet, selbst auf die Zeit, da seine Macht nicht mehr seyn wird. **Karl** besaß jene thätige Tugend, welche die gute Ordnung zu verlängern und die Harmonie zu erhalten sucht, welche unaufhörlich das zu vervollkommnen strebt, was nur noch Entwurf und Anfang ist. Er zitterte für seine Plane, seine Projecte, die ihn so viel Sorge gekostet hatten. Unnütze Fürsicht! überflüßige Mühe! wie man nur zu sehr in der Folge sehen wird. Die Succession großer Männer war nun im Begriff zu erlöschen; das Blut der **Pipine** sollte ausarten, wie das der **Klodoväer**; so sehr hängt das Schicksal der Staaten gänzlich von dem Charakter eines einzigen Menschen ab, der sie emporhebt oder erniedrigt! Diese fürchterliche

Wahr-

Wahrheit stralt unaufhörlich aus dem Spiegel der Geschichte zurück. Wer wird nicht seufzen, wenn er Karln den Großen, da er sich ins Grab legt, mit seinem väterlichen Herzen zugleich sein Genie begraben sieht! Man hört' ihn oft sagen, wenn er von den Seeeräubern sprach, die seine Küsten beunruhigten: Ah! wenn sie, trotz meiner Wachsamkeit, die Küsten meines Reichs insultiren, was werden sie nicht erst nach meinem Tode thun?

Karls Zärtlichkeit für sein Volk gieng so weit, daß er es ihm durch eine feyerliche Acte freystellte, die Krone nach dem Tode der Prinzen dem Würdigsten zu geben, wofern er nur vom königlichen Geblüt wäre. Er hatte einen so großen Abscheu vor den Streitigkeiten, welche entstehen könnten, und welche auch nicht ermangelten, seine Besorgnisse zu rechtfertigen, daß er verordnete, man sollte dieselben, falls dergleichen entstünden, nicht durch die Waffen, sondern durch das Urtheil des Kreuzes entscheiden. Diese Verordnung verrieth mehr den guten sterbenden Vater, als den kriegerischen und politischen Monarchen. Man sieht eine gefühlvolle und furchtsame Seele nach allem greifen, was Einigkeit unter ihren Kindern befördern kann.

Was das Urtheil des Kreuzes betrifft, so gehörte weiter nichts dazu, seinen Gegner zu bezwingen, ihn verurtheilt hinwegzuschicken, und der streitigen Sache in Ruhe zu genießen, als daß man länger, als er, seine Hände kreuzweise in die Höhe

halten

halten konnte. Glücklich wären die Menschen, welche wirklich kein andres Mittel, ihre Zwistigkeiten auszumachen und beyzulegen, wüßten! Sie würden dann die Erde nicht mit Blut beflecken.

Nachdem der Kaiser das Unglück gehabt hatte, zwey seiner Söhne zu verlieren, macht' er **Ludewigen** zu seinem Gehülfen in der Regierung des Reichs, um der Nation alle die Vortheile zu bewahren, die sie sich davon versprach; allein dieser **Ludewig**, welcher unter dem Namen des **Frommen** so bekannt ist, sollte nichts von der muthigen Standhaftigkeit seines Vaters erben. **Karl** gab dieser Cärimonie einen ganz besondern Pomp, gleichsam um dem Gedächtniß seines Sohns das Andenken dieses großen Teges recht tief einzuprägen, indem er ihn feyerlich seine neuen Pflichten übernehmen ließ. Alles, was er ihm öffentlich sagte, athmete die Seele eines Vaters und die Erfahrung eines Monarchen. Er stellte ihm diese hohe Würde als eine Art von heiliger Einkleidung vor, wodurch sein ganzes Leben edelmüthigen und großen Arbeiten geweiht, und er zur unabläßigen Sorge für das Glück eines ganzen Volks verbunden würde. Er ließ ihn mehrmals vor den Altären das Versprechen wiederholen, daß er seine Staaten in der Furcht Gottes, welcher die Könige richtet, und in der Liebe seines Volks, welches ihre Stärke ausmacht, regieren wollte; und als er seine mit diesen Schwüren übereinstimmenden Antworten gehört hatte, befahl er ihm, die goldne Krone zu nehmen, und sie sich selbst aufzusetzen. Man sieht, daß diese Krönung

nung keine leere Cärimonie war. Es herrscht, ich weiß nicht was Erhabnes und Majestätisches in dieser feyerlichen Einweihung. Der Vater, welcher seinen Sohn krönte, welcher die gegenwärtige Gottheit zum Zeugen anrief, welcher ihm in ihrem Namen befahl, den Staat zu lieben und zu vertheidigen, schien, indem er ihm die große Bahn, die er durchlaufen hatte, vorzeichnete, ihm einen Theil der Tugenden mittheilen zu wollen, die ihn begleitet hatten.

Zu gleicher Zeit ließ **Karl** seinen Enkel **Bernhard**, Pipins natürlichen Sohn, zum König von Italien ausrufen. Hätt' er die Zwietracht vorhersehen können, die er fesseln wollte, und die doch aus dieser Art von Association zur höchsten Gewalt entspringen mußte, so würd' er gewiß nicht die Hände zur Theilung seiner Staaten geboten haben, einer Theilung, welche die Erfahrung als etwas so gefährliches bewiesen hat. Allein die tiefe Unwissenheit der ersten politischen Gesetze ließ damals die Möglichkeit eines entgegengesetzten und für die Ruhe der Völker unendlich nützlichern Systems nicht muthmaßen. So selten ist das Genie eines wahren Gesetzgebers!

Karl hatte, wie fast alle große Männer aller Zeiten, keinen Glauben an die Arzneykunst. Er verabscheute diese betrügliche Kunst, welche noch jetzt keine feste Grundsätze, keinen sichern Gang hat, deren verderbliche und mörderische Routine die Gräber so sehr bevölkert, und die uns zuweilen nur des-

wegen die Gesundheit wiederzugeben scheint, weil die stärkere Natur die Wirkung der Gifte, womit sie uns tränkt, überwunden hat. Leibesbewegung und Nüchternheit setzten ihn in Stand, jene unsichern Arzneyen zu verwerfen, deren Natur und Wirkung man nicht so genau und zuverläßig kennt, als doch schlechterdings nöthig wäre, und die unsre Thorheit gleichwohl mit dem Namen Heilmittel beehrt: so weit sind unsre physischen Kenntnisse noch zurück; so tief ist unsre Verblendung vor allen geheiligten Vorurtheilen! Er starb, ohne etwas einzunehmen, im ein und siebzigsten Jahre. Würde die Kunst, die er verschmähte, oder vielmehr, die er verabscheute, wohl bis dahin seine Tage verlängert haben, wenn er sein ganzes Leben hindurch ihr eifriger und unterwürfiger Anhänger gewesen wäre?

Man begrub ihn in der Kirche zu Aachen, seinem Lieblingsaufenthalt, wo er jährlich den Winter und einen Theil des Frühlings zubrachte. Ungeachtet er Kaiser war, hatte er doch Gefühl für die Annehmlichkeiten des Privatlebens; seine beständige Arbeitsamkeit hatte seiner Neigung, oder besser, seinem Durst nach Vergnügen nichts benommen. Dies ist das Vorrecht starker Seelen, sie umfassen zugleich die Zeit der Arbeit und des Genusses. Nachdem sie sich auf dem öffentlichen Schauplatz der Welt gezeigt haben, schaffen sie sich ein zweytes süßes und angenehmes Leben, welches sie tröstet, erquickt und stärket.

Er führte das Detail seiner Entwürfe mit eben so großer Leichtigkeit aus, als er das Ganze

entwarf.

entwarf. Seine über andre erhabne wahre Größe ward nie zu Stolz und Uebermuth. Seine Gegenwart gebot Ehrerbietung ohne Zwang. Er war zugänglich, ökonomisch, auf eine weise Art freygebig, vertheilte seine Wohlthaten, häufte sie nie auf einen einzigen zusammen, gab selten einem Menschen mehr als eine Bedienung; und seine Freunde hatten seine Liebe, aber nichts von dem, was dem Staat angehörte. Er war erkenntlich, und bewies es mit der That, ohne je auf die Belohnung warten zu lassen. Er verzieh öfter, als er strafte. Eroberer und Krieger, legt er das Schwerdt ab, als er seine berühmten Verordnungen machte, die so lange in Frankreich gegolten haben; er promulgirte sie nie anders als mit Zuthun und Genehmigung seiner Parlementer. Ludewig XIV erkannte und adoptirte die Weisheit vieler dieser Edicte, als er, neun Jahrhunderte später, unsrer streitsüchtigen Legislation eine Form geben wollte. Was endlich sein Lob vollkommen macht, er that nie Eingriffe in die Freyheit der Nation, und vermehrte den Glanz und Ruhm derselben.

Man weiß, daß er das Frauenzimmer bis zur Ausschweifung liebte, aber ohne sich von demselben beherrschen zu lassen. Das Vergnügen machte ihn nicht weich und weibisch. Man hat ihm vorgeworfen, er habe sich in seiner Unenthaltsamkeit so sehr vergessen, daß er sogar mit seinen Töchtern Unzucht getrieben; aber nichts bestätigt diese harte Beschuldigung. Ueberdem gehört das Bette Karls des Großen nicht in das Gebiet der Geschichte,

es wäre denn, daß das, was in demselben vorgegangen, einen unmittelbaren und auffallenden Einfluß auf die Begebenheiten gehabt hätte. An diesen Charakter allein muß man sich halten, nicht durch den Reiz einer unnützen und boshaften Neugier sich hinreißen lassen. Dieser Grundsatz berechtigt uns, auch über die Schwachheiten der Prinzessinnen von seinem Geblüt, die er mit zu großer Nachsicht geduldet haben soll, einen Schleyer zu werfen. **Karl** war übrigens unumschränkter Richter über alles, was im Innern seines Palasts vorgieng; dies ist eine eigne besondre Regierung, die mit jener andern nichts zu thun hat.

Die unglücklichsten aller Menschen wären die Könige, wenn man ihr Privatleben eben so strenge, als ihr öffentliches Leben untersuchen wollte. Nur auf dieses muß das wachsame und unbestechliche Auge der Censur gerichtet seyn; was über die rechtmäßige Censur hinausgeht, ist Satyre.

Der Geschichtschreiber, nachdem er seine grossen Eigenschaften geschildert und bewundert hat, muß ihm vorwerfen, daß er sich einbilden konnte, Grausamkeit lasse sich durch einen eitlen Vorwand von Religion oder Staatsraison entschuldigen. Er war nicht immer Herr über sich selbst; er gab seiner Rachbegierde zu oft Gehör; er ließ sich durch die barbarischen Ideen seiner Zeit hinreißen; und wiewohl es moralisch unmöglich ist, ihnen nicht einen gewissen Tribut zu zollen, so giebt es doch schändliche und blutige Gebräuche, über die ein außerordentlicher Mann sich hinwegsetzen muß, wenn er

nicht

nicht unter den gemeinen Haufen der Könige verstoßen seyn will. Die Niedermetzelung der Sachsen, sie mag aus Ehrsucht, oder aus Fanatismus, oder aus Rachgier geschehen seyn, ist darum nicht minder ein unauslöschlicher Schandfleck für sein Andenken. Sein Genie rettete ihn nicht immer von der erniedrigenden Kleingeistigkeit des Aberglaubens, noch von der Kinderey der scholastischen Zänkereyen.

Die Mühe, die er sich zu Wiederherstellung der Wissenschaften gab, war fruchtlos. Die Theologie schien nur darum alle Wissenschaften in ihre Arme einzuschließen, um sie zu ersticken. Alle jene, mit großen Kosten errichteten, öffentlichen Stiftungen dienten weiter zu nichts, als das elende Schulgewäsch zu vervollkommnen. Und noch jetzt folgt die öffentliche Erziehung dem natürlichen Fortgange der Ideen nur mit ungewissen und ungleichen Schritten. **Karls** häufige Reisen nach Italien hätten ihm einen feinern Geschmack für die Künste einflößen sollen; allein der Rost der Barbarey lag zu dick auf, als daß er sich hätte ganz abreiben lassen, und die Gewohnheit wird nie verstatten, daß neue Ideen sich eher, als nach Verlauf einer langen Zeit, naturalisiren.

Man verdankt ihm, daß er seinen Staaten ein wenig Grammatik, ein wenig Arithmetik, und den gregorianischen Gesang, welcher Adel und Würde hat, einführte. Die Geistlichen legten sich mit Ernst aufs Lesenlernen, damit sie doch endlich das Gebet des Herrn verstehen möchten; nichts desto

weniger entschieden sie über alle möglichen Gegenstände mit einem Despotismus, der ihrer Unwissenheit glich.

Dem **Alcuin**, welchen er aus England hatte kommen lassen, schenkte er vier reiche Abteyen, und machte ihn zu seinem Freunde, weil dieser Mönch, dessen Werke man jetzt nicht mehr lesen kann, allein alle Wissenschaften lehrte, und sich ungescheut einen Universalgelehrten nannte. Diese thörichte Vermessenheit könnte uns gleichwohl jetzt an die innige und verborgene Verbindung erinnern, welche nothwendig zwischen den Wissenschaften statt finden muß; denn die eigentlich sogenannte Wissenschaft ist nur Eine: eine Wahrheit, welche die Verkettung der Entdeckungen vielleicht dereinst beweisen wird.

Karls Freygebigkeit hatte keine Gränzen, wenn es darauf ankam, Leute herbeyzuziehen, die man für gelehrt hielt; und er sagte zuweilen seufzend: **Wollte Gott, ich fände zwölf so gelehrte Männer, als Hieronymus und Augustin waren!** Aber der Mönch Alcuin tadelte diesen übermäßigen Ehrgeiz, und gab ihm zur Antwort: **Der Schöpfer des Himmels und der Erde, Jesus Christus, hatte, seine Herrlichkeit zu verkündigen, nur zwey Männer von diesen Verdiensten, und du, Herr, du wagst es, ihrer zwölfe zu fodern!** Wenn er dem König von seinen Arbeiten in der Erziehung Rechenschaft gab, sagt' er: **Ich gebe nicht allen die Schä-**

ze,

ze, die ich besitze, sondern ich theile sie: diesem netz' ich die Lippen mit dem Honig der heiligen Schrift; jenen berausch' ich mit dem alten Wein der alten Geschichte; einen andern nähr' ich mit den Früchten der Grammatik; einen andern erleucht' ich mit dem Schimmer der Gestirne, die am Firmament glänzen: jeder bekömmt seinen Theil, mit dem er zufrieden seyn muß.

Ungeachtet dieser gelehrten Unterredungen hat man doch Grund zu glauben, daß Karl der Grosse nicht schreiben konnte. Er unterzeichnete, so viel man weiß, nie anders, als mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens, einem K; und was uns besonders geneigt macht, dieser Meynung beyzutreten, ist, daß alle Herren dieser Zeit förmlich und ohne Scham erklärten, sie könnten nicht unterzeichnen, denn sie wären ja Edelleute. Karl wäre dann nur um desto mehr zu bewundern, daß er bey einer so bedauernswürdigen Erziehung, worauf der ganze Adel sich damals sogar etwas einbildete, noch Gefühl für die Künste und Liebe zu den Wissenschaften hatte.

Was würde Karl nicht in einer ganz andern Zeit gethan haben, bey jenem natürlichen feinen Gefühl, womit er schon eine Art von Revolution anfieng? Dieses dunkle, aber lebhafte Gefühl war mehr werth, als jene weibische und kalte Nachahmung, womit so viele andre Souverains mehr der Gewohnheit, als ihrer Neigung, gehorcht haben; sie haben nichts empfunden, nichts gesehen

von den Meisterstücken, die sie umringten; da ihre eingeschränkte Liebe zu den Künsten nur auf den Luxus Beziehung hatte, so theilte sie denselben einen kleinen, frivolen Charakter mit, so daß diese Künste ihren ursprünglichen eigenthümlichen Adel verloren haben und Verderberinnen der Sitten geworden sind.

Uebrigens kann man ein Mann von Genie, und doch nicht im Stande seyn, die Feder zu führen. Die großen Ideen, die aus einer starken und denkenden Seele fließen, bedürfen, um realisirt zu werden, nicht, daß man sie erst aufs Papier hefte; und ist das Wort schaffend, wo mehr, als in dem Munde eines großen Königs?

Eine sehr nützliche und ganz neue Einrichtung **Karls** war, wie es uns scheint, eine der glücklichsten politischen Erfindungen. Er hatte nämlich ehrenvolle Kundschafter bestellt, welche in den Provinzen herumzogen, um auf das Verhalten der höchsten Staatsbedienten in der Nähe Acht zu haben, die Klagen des Volks zu hören, seine Urtheile und Bemerkungen zu sammlen, und dann die wahre Stimme des glücklichen oder leidenden Vaterlandes vor das Ohr des Regenten zu bringen. So hatte der Monarch, welcher unmöglich alles selbst sehen und erforschen kann, sich einen Weg zur Wahrheit geöffnet; er empfieng sie von allen Seiten her mit den Aufklärungen, die ihn leiten mußten. Er konnte alles erfahren, und allem dem, was die öffentliche Ordnung störte, mit größter Leichtigkeit abhelfen.

Diese

Diese Aufseherämter könnten wohl erneuert und rechtschaffenen tugendhaften Männern anvertraut werden, die sich über sich selbst erhaben fühlen würden, indem sie das heilige Geschäft verrichteten, die Wahrheit geradesweges dem Regenten zukommen zu lassen. Er würde sie gewiß hören; denn ihre Sprache verstellt sich nicht, sobald er sie hören will, oder sie zu hören sich nur nicht scheuet.

Man hat vorhin gesehen, wie der verwegne Verbrecher sich am Fuß der Altäre verschanzte, und hier der Gerechtigkeit Trotz bot. Das Heiligste in der Welt, die Religion, heiligte die Strafloſigkeit! Karl wagt' es, diese Freystätte der Ruchlosigkeit zu zerstören. Ist die Gerechtigkeit der Könige ein Ausfluß der göttlichen Gerechtigkeit, so ist sies dann, wenn sie unpartheyisch und unwiderruflich ist, und des mächtigen Verbrechers nicht schont, dessen Beyspiel andre am leichtesten abschreckt.

Er unterdrückte die Betteley, dies um sich fressende und garstige Geschwür, welches unvermerkt die polirten, oder vielmehr sich für policirt haltenden Nationen verzehrt, und ihnen zur Schande gereicht, indem es ihr Verderben bereitet. Er befahl, daß jeder Bezirk seine eignen Armen ernähren und zur Arbeit anhalten sollte. Solchergestalt verminderte und zertheilte er diese Pest, die, indem sie unzertheilt die Städte anfällt, um sich der Arbeit zu entziehen, die Gesellschaft ansteckt und verheert. Die simple und weise Verordnung, welche den Armen unter die Augen derer, die ihn hat-

ten sehen geboren werden, zurückschickte, welche ihm zugleich Rath und Stütze anwies, und ihm einen Zügel anlegte, war unendlich besser, als jene scheuslichen Gefängnisse, worin man die leidende Menschheit mit einer Strenge und Barbarey behandelt hat, die einst ein auf immer verabscheuungswürdiges Blatt in unsrer Geschichte ausmachen wird.

Die Aufwandsgesetze, die er einführte, paßten ohne Zweifel für ein Volk, welches keinen Handel hatte. Wir haben jetzt nichts weiter mehr, als Spott, um jene Ausschweifungen des Uebermuths und der Eitelkeit zu bestrafen, wodurch fast jeder sich über seinen Stand hinaussetzt, und das Erbtheil der Kinder dem Luxus zu verschlingen giebt. Da aber jeder, mehr oder weniger, von dieser allgemeinen Thorheit angesteckt ist, so haftet auch der Spott nicht mehr, und die Verwirrung ist so groß, daß gar kein Mittel gegen dies große Laster aller Nationen, welches sie in kurzer Zeit erschöpfen muß, mehr übrig bleibt.

Er setzte den Preis des Weizens, des Roggens und des Hafers unwiderruflich fest, und jedermann hatte Nahrung und war zufrieden. Was werden zu einem solchen Facto die Philosophen sagen, deren isolirte Speculationen, da sie sich mit den allgemeinen Gesetzen, die sie zu Rathe zu ziehen nicht für gut gefunden, nicht vertragen, gegen den Staat selbst gekehrt sind, den sie sich zum höchsten Grade des Ueberflusses und Glanzes zu erheben schmeichelten?

Ich finde unter **Karls** Verordnungen ein menschliches und kluges Gesetz, welches die auf den Diebstahl gesetzte Strafe mildert. Man verdammte den Dieb nicht eher zum Tode, als bey der dritten Wiederholung seines Verbrechens. Ganz Europa fordert, mit lauter Stimme, eine Verbesserung unsrer Strafgesetze. Eben daß sie so strenge, und unsern Sitten so anstößig sind, macht, daß man ihnen desto öfter ausweicht; eine gelindere Strafe würde vollzogen werden, ohne die Menschheit zu empören, und doch mehr im Zaum halten. Um sich davon zu überzeugen, schlage man nur die Annalen aller Welt auf.

Man verdankt **Karln dem Großen** den Gebrauch, nach Livres, Sols und Deniers zu rechnen. Das Livre, oder Pfund, war reel; jetzt ist es bloß numerär. Welch eine Quelle von Betrachtungen, die man wider seinen Willen macht, wenn man sieht, daß eine kleine Quantität circulirenden Geldes damals viel mehr vermochte, als jetzt die schreckliche Masse von Gold und Silber, die uns durch ihren Ueberfluß alle arm macht! Man höre die Nationen, sie sprechen von nichts mehr, als von Millionen für die allerkleinsten Unternehmungen. Gleich den Particuliers finden sie sich fast alle auser Stande, gegenseitig ihre Schulden zu bezahlen; sie haben die Quantität der Metalle dergestalt vermehrt, daß diese Last dem bloßen Geldvermögen einen gänzlichen Umsturz drohet.

Was ihn aber besonders verewigen muß, und mehr als irgend etwas anders, das das Gepräge

seines

seines Charakters trägt, ist die Idee jenes Canals, vermittelst dessen er die Donau und den Rhein verbinden wollte, welches denn den Ocean mit dem schwarzen Meer vereinigt haben würde. Dieser Canal sollte 300 Fuß in die Breite, und drey Stunden in die Länge haben. Für unsre Zeiten würde dieß ein Spiel seyn; man hat es aber nicht einmal versucht. Karl sah sich genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben, weil es ihm an den nöthigen Werkzeugen und Maschinen fehlte, welche die Vollkommenheit der Mechanik uns in Menge gegeben hat. Allein wir gebrauchen sie fast nur zu kleinen Arbeiten in der dunklen Werkstätte unsrer nichtigen Manufacturen. Wir kennen die Gesetze der Bewegung, des Gleichgewichts, der bewegenden Kräfte, und gebrauchen diese nützliche Wissenschaft, die dazu gemacht ist, den Erdboden unsern Bedürfnissen zu unterwerfen, nur, kleine Werke hervorzubringen. Der weiche und thonichte Boden stürzte unter den Arbeiten ein, und machte sie immerwährend; man hatte die Kunst noch nicht gefunden, das Wasser abzuleiten, und es zu nützlichen Absichten festzuhalten. Karl hatte also nur die Ehre, die Ausführung dieses großen Projects versucht zu haben; aber dieser Versuch allein beweist, daß er unter die kleine Anzahl jener Menschen gehörte, welche über die Natur zu gebieten wissen, Spuren ihrer Wohlthaten auf Erden zurücklassen, sie auf die künftigen Generationen ausdehnen, mitten unter ihren Eroberungen (die man ihnen denn verzeihet,) nützliche und große Werke

auf-

aufführen, welche geschickt sind, dem menschlichen Geschlecht zu dienen, und ihm überdem ein denkwürdiges Beyspiel in diesen Denkmälern ihres königlichen Aufwandes zu hinterlassen. Man bemerke, daß Canäle ein sehr kostbares Geschenk für die Bevölkerung, für den Handel und für den Ackerbau sind, weil sie die großen Ländereyen, welche die Fütterung des Viehes erfordert, der Nahrung der Menschen wiedergeben; Ländereyen, welche die Politik noch nicht nach ihrem großen Werth berechnet hat. Ist gleich das Pferd für den Menschen eine stolze Eroberung, (wie Büffon sagt,) so muß man doch gestehen, daß dieser Sklave seinem Herrn ein wenig gar zu theuer zu stehen kömmt.

Die lateinische Sprache hörte auf, die Volkssprache zu seyn. Die ersten Elemente unsrer Sprache zeigten sich in jenem unförmlichen Gewäsch, welches man romanische Sprache nannte; sie konnte nicht eher einen bestimmten Charakter annehmen, als bis sie unter der Feder vieler Schriftsteller durchgearbeitet war. Sie haben es endlich so weit gebracht, sie zu bilden und zur Auslegerinn ihrer Gedanken zu machen: allein die Akademien kamen auch, zum Nachtheil ihrer Stärke, ihrer Annehmlichkeit, ihrer Freyheit und ihrer Energie, zu früh; indem sie sie poliren wollten, entnervten sie sie vielleicht nur, und gaben ihr eine unbewegliche Physionomie. Es ist, dünkt mich, gefährlich, eine Sprache zu fixiren, welche immer verliert, wenn sie nicht gewinnt. Kühnere Federn werden sich ohne Zweifel damit beschäftigen, ohne

ihrer

ihrer Klarheit zu schaden, ihre Monotonie zu verbannen, ihrem vernünftigen, aber langsamen Schritte mehr Bewegungen zu ertheilen, sie von ihren Fesseln ohne Zahl zu befreyen, und ihr endlich einen lebhaftern und annehmlichern Gang zu geben. Die poetische Sprache ist vielleicht unter uns noch nicht geboren; daher die Unfruchtbarkeit und das Kleine vieler unsrer bewundertsten Gedichte, die von unsrer Prosa nicht wesentlich verschieden zu seyn scheinen. Es wird zu unsern Zeiten eine ganz neue Dreistigkeit erfodern, wenn man sie zu dem Range jener kühnen, geschmeidigen, malerischen, abwechselnden und majestätischen Sprachen erheben will, worauf, und mit Recht, die Engländer und die Deutschen stolz sind. Aber freylich hatten diese Barbaren kein akademisches Wörterbuch, ihr Idiom zu tödten, und sich gleich bey seiner Geburt allem künftigen Aufschwunge desselben zu widersetzen.

Unter **Karln dem Großen** fiengen die falschen Decretalen an sich auszubreiten. Ihr verwegner Verfasser hatte sich die Verblendung der Erde zu Nutze zu machen gewußt, und kannte, wie es scheint, die Gewalt der Lüge über den menschlichen Geist vollkommen. Dieß Betrugssystem hatte so sehr alle Interessen der kirchlichen Gewalt umfaßt und verbunden, daß diese Decrete wirklich vom heiligen Stuhl ausgegangen, und durch die unfehlbare Autorität der Päpste dictirt zu seyn schienen. Diese priesterliche Gesetzgebung, mit der bürgerlichen vermengt, nahm dieser alle die Charaktere, welche sie hätte bekommen können, machte

sie

sie zu einem fürchterlichen Chaos, führte Straflosigkeit auf der einen Seite ein, unterdeß sie auf der andern das Recht gab, alles zu wagen. Die besten Gesetze erloschen, oder konnten sich mitten unter dieser Verwirrung, welche die Willen einander entgegensetzte, anstatt sie zu vereinigen, und die allerunvernünftigsten Acten legitimirte, nicht vervollkommnen. Das große Unglück der Menschheit ist, daß sie schlechte Gesetze aus Unwissenheit angenommen, und sie nachmals durch eine gefährliche und verderbliche Gewohnheit beybehalten hat.

Seitdem wir von Kriegen, und von den grossen Thaten **Martels, Pipins** und **Karls des Großen** reden, ist der Leser sehr berechtigt uns zu fragen, wie denn die Kriegskunst damals beschaffen war, und auf welche Weise der Mensch seines gleichen ausrottete. Das Schießpulver hat die Kriegskunst so sehr verändert, daß alle zerstörerischen Maschinen der Alten, in Vergleichung unsrer Kanonen, unsrer Minen und unsrer Bomben, uns klein und lächerlich vorkommen. Es ist gewiß, der Mensch hat die Kunst zu morden und zu verwüsten auf einen so erstaunlich hohen Grad vervollkommnet, daß die Mathematik selbst, mit allen ihren göttlichen Attributen, ihn nichts mehr über diesen Punkt zu lehren weiß.

Man behauptet gleichwohl sehr ernsthaft, die Belagerungen und Schlachten seyen, seit Erfindung des Geschützes, weniger mörderisch geworden. Ich will mich nicht mit Berechnungen aufhalten, welches das Schlachtfeld ist, dem die Ehre der

größten

größten Anzahl von Leichen gebührt; ich weiß nur, daß das Spiel unsrer neuern Artillerie, wenn es einmal an einem schönen Tage allgemein würde, nicht ermangeln würde, unsre Städte in Trümmern, und Europa in eine Wüste zu verwandeln, sobald die Herren dieses Spiels es im Ernst darauf angelegt hätten. Will man die Wirkung des groben Geschützes kennen lernen, so frage man, was es noch nicht lange, binnen sehr kurzer Zeit, in Peru und Mexico ausgerichtet hat. Hierauf zähle man, wie viele tödtende Feuerröhre und Bayonnetten es in den Händen der Soldaten, wie viele Pulverfässer es in den Zeughäusern, wie viele Mörser mit offenen Schlünden es auf den Galiotten giebt, und wie viele Arme, immer in Bereitschaft die großen und kleinen Keile dieses gefahrnen und getragenen, auf dem Wasser wie auf dem festen Lande umhergeführten Donners fortzuschleudern: so wird man bald sehen, auf welcher Seite die Verwüstung eine größere, unermeßlichere, blutigere Stirne zeigt.

Zu Karls des Großen Zeiten aber hatte der Mensch noch nicht so große Mittel, sich zu zerfleischen. Er war noch sehr unwissend in dieser edlen Wissenschaft des Krieges. Er hatte bloß Eisen, und schmiedete und bildete es, so gut er nur konnte; er hatte bloß seinen Arm, und übte ihn zu der größten Behendigkeit, wie zu der größten Stärke. Man gieng seinem Gegner auf den Leib, und hieb mit aller Macht auf seinen Schild. Die Axt bemühte sich, ihn zu spalten, und konnte nicht eher Blut spritzen machen, als bis sie das Eisen zerhauen

hatte,

hatte, womit alle Theile des Körpers bedeckt waren. Außer dem Helm und Cüraß, hatte man Arm- und Beinschienen, die alles bis auf den Fuß bedeckten, und der schneidende Stahl verlor auf dem geschmiedeten und polirten Stahl seine Schärfe.

Der Reuter belastete sein Pferd mit diesen Vertheidigungswaffen. Der Kopf des Pferdes war zugleich mit einer Art von Helm bewaffnet, damit er ebenfalls angreifen könnte. Behendigkeit, Stärke, Geschicklichkeit, Tapferkeit rettete den Fechtenden das Leben. Der tapferste, der unerschrockenste Soldat der Armee stand nicht mit bloßem Kopfe, mit unbedeckter Brust da, und wurde so, wie das Ungefähr es fügte, durch den Schuß einer kleinen bleyernen Kugel getödtet, die ihn kaum berührt, da er schon hingestreckt liegt, ohne wissen zu können, von welcher Hand er den Tod empfängt. Der Krieger mit einem zweyschneidigen Schwerdt, dessen Stiel von Holz war, opferte sein Leben nicht eher auf, als nachdem er es theuer verkauft hatte. Er rang, er wehrte sich, er fiel unter dem Arm eines Gegners, der seiner würdig war; er wich nur der Gewalt, und war also überwunden, nicht ermordet. Er starb wenigstens mit einer Art von Größe. Stürmte er eine Stadt, so arbeitete er an den Füssen der Mauer, und wurde angefeuert durch die Gegenwart der Belagerten, deren Geschrey er hörte. Er vereinigte seinen Schild mit dem Schilde seines Cameraden, und machte sich also ein Dach von Stahl; er pflanzte die siegreiche Leiter hin, und faßte neue Kräfte, indem er mit seinen

Händen die Zinnen der Mauer ergriff. Hatt' er die Höhe der Mauer erstiegen, so durft' er nicht fürchten, daß einige Pfund Pulver, in den Schoos der Erde eingeschlossen, ihn auf hundert Fuß hoch in die Luft werfen, und die Steine der Bastion mit seinen zerrissenen Gliedern auf vierzig Klaftern weit umher zerstreuen würden.

Bogen und Pfeile waren auch gebräuchlich, wiewohl nicht so allgemein. Aber alle Streiter strebten nach einem Handgemenge, um zu entscheiden, wem die Stärke, dieses erste und ewige Gesetz der Natur, Sieg oder Tod bringen würde.

Was die Art, die Armeen anzuwerben, zu versammlen und zu verproviantiren, betrifft, so kann man leicht denken, daß sie von der unsrigen noch mehr, als die Art zu streiten, verschieden war; und man würde den Schatten Karls des Großen sehr in Erstaunen setzen, wenn man ihn in seinem Grabe lehren könnte, was für ein Geschöpf in unsern Zeiten ein **Proviantbedienter** ist.

Die Krieger endlich, welche unter diesem Kaiser dienten, und ihm zu seinen Eroberungen, es sey in Sachsen oder in Aquitanien, behülflich waren, waren auch seine Regierungsgehülfen und seine Pairs. Nachdem sie in der Generalversammlung ihre Meynung gesagt, und über die Regierungsangelegenheiten berathschlagt hatten, flogen sie aus dem Reichstage der Nation muthig ins Treffen. Mitglieder der Gesetzgebung, Zeugen und Genehmiger ihrer Verordnungen, führten sie den Plan des Feldzuges aus, so wie er verabredet war; sie

gehorch-

gehorchten ihren eignen Rathschlüssen; und da jene großen Unternehmungen immer nach Mehrheit der Stimmen beschlossen waren, so herrschte stets Eifer in der Ausführung. In ihren Provinzen zum Commando gewöhnt, fuhren sie fort dem Staat zu dienen, und ihn zu schützen. Sie vertheidigten ihre eignen Besitzungen, indem sie unter den Fahnen Frankreichs einherzogen.

Ludewig I, mit dem Zunamen der Fromme.

Karl der Große hatte den Ruhm seines Namens und den Umfang seiner Eroberungen so weit ausgedehnt, daß es scheint, seine Nachkommenschaft habe weiter nichts zu thun gehabt, als im Frieden dieses stolzen Erbtheils zu genieſſen, und sich durch ihre eigne Kräfte in diesem hocherhabnen Posten zu behaupten. Allein man sahe bald, daß kein Karl der Große mehr auf dem Throne saß, und daß das Schicksal der Reiche nur zu oft von einem einzigen Menschen abhängt. Ludewig verstand die Kunst nicht, seinen Unterthanen dieselben Tugenden einzuflößen; noch weniger, gehörig mit ihnen umzugehen, und sie nach seinem Willen zu lenken. Die heroischen Eigenschaften des letztern Kaisers hatten die Gewalt der Herren an seinen Thron festgekettet; und, durchdrungen von Ehrfurcht vor seinem Namen, trotz dem Alter ihres Adels, trotz der Größe ihrer Besitzungen, und der

Menge ihrer Verbindungen, geblendet von seiner Größe und seinem Ruhm, hatten sie aus der Ehre ihres Regenten ihre eigne Ehre gemacht, hatten den Ruf seiner Siege mit ihm getheilt, hatten endlich, wie es schien, vergessen, (und sie erinnerten sich dessen in der Folge nur zu wohl,) daß das neue regierende Haus ihnen den Scepter verdankte. Die große und geschickte Manier, womit **Karl der Große** diese Magnaten behandelt hatte, indem er sich ihren kriegerischen Muth unterwarf, und zugleich ihrem edlen Stolz schmeichelte, eine Wissenschaft, die er im höchsten Grade besaß, machte, daß sie nicht immer auf die weitausgedehnten persönlichen Rechte Rücksicht nahmen, die ihnen vermöge der alten Verfassungen des Reichs zukamen.

Es gehörte Geschmeidigkeit, Großmuth, Geschicklichkeit dazu, diese Souverainetät zu behaupten und zu befestigen, diese Herren zu lenken und zu hintergehen, deren Aemter erblich geworden waren, und deren Macht, sowohl durch ihre Erbländer, als durch ihre Vasallen und durch ihre Verbindungen, täglich mehr anwuchs.

Die alten Gesetze waren dadurch noch nicht übern Haufen geworfen, daß **Pipin** sich auf den Thron setzte, nachdem er den Prinzen, der zum Besitz desselben geboren war, herabgestürzt hatte. Es gehört wahrlich eine längere Zeit dazu, die Verfassungen eines Volks zu Grunde zu richten, besonders wenn es der ersten Schutzwehr seiner Vorrechte, der kriegerischen Tapferkeit, noch nicht entsagt hat. Wir haben gesehen, daß die Franken,

immer

immer wachsam auf die Bewegungen der Regierung, ihren Major Domus erwählten; daß sie ihn ihrem König, und zwar wider seinen Willen, als ihren eignen Repräsentanten an die Seite zu setzen; daß sie ihn der königlichen Würde zugesellten, und ihn verwarfen, sobald er nicht nach ihrem Sinne war, das heißt, sobald diese Art von Ephoren der höchsten Gewalt, die sie fürchteten, nicht zum Zügel diente. Wir haben gesehen, wie die stolzesten Könige sich genöthigt sahen, ihre Anordnungen in diesem Stück anzuerkennen, sich unter dieses höchste Gesetz zu beugen, oder sich nach demselben zu bequemen, weil sie sonst alles zu verlieren fürchten mußten. Eben diese Gewohnheiten bekamen ihre Kraft wieder, und herrschten aufs neue unter der zweyten Race unsrer Könige; so sehr waren sie innig mit dem Geist der Nation verwebt! Es war eigentlich nichts abgestellt, als die hohe Mojor-Domus-Würde; der Grund des Gebäudes bestand noch gänzlich, er war noch nicht einmal erschüttert; die Verfassungen der Monarchie waren mehr modificirt, als zerstört. Jene großen Versammlungen, die aus Bischöfen und Kriegern bestanden, wollten noch immer denjenigen von den Prinzen der königlichen Familie zum König erwählen, welchen sie dazu für gut finden würden; ja sie wollten ihre Rechte so weit ausdehnen, daß sie den einmal gewählten Prinzen absetzen könnten, wenn seine Regierung der Nation zum Nachtheil gereichte. Man konnte sich nicht anders rechtmässigen Erben der Krone nennen, als vermöge der erklärten Wahl, welche

durch Zurufungen geschah. Der Reichstag war frey; und in dieser Verbindung der Rechte des Fürsten und der Ersten der Nation, welche sich einander die Wage hielten, hatte die Fundamentalconstitution ihren Sitz.

Aus der beständigen Vorsicht, welche **Karl Martel**, **Pipin** und **Karl der Große** gebrauchten, ihre Staaten, wie auch **Dagobert** gethan hatte, noch bey ihrem Leben unter ihre Söhne zu theilen, kann man urtheilen, daß die Nation sich das Recht vorbehalten hatte, nach ihrem Gefallen einen der überlebenden Prinzen zu wählen; und man sieht in der That unter der ersten und zweyten Race nichts als Brüder, Onkel, Neffen, Vettern, die sich beeifern, von allen Seiten mit den Herren des Reichs zu negociiren, die ihnen große Geschenke anbieten, und sie durch alle möglichen Mittel zu bewegen suchen, ihnen zur Succession in den Staaten des Verstorbnen ihre Stimmen zu geben.

Diese Großen, welche den **Pipin** gekrönt hatten, konnten, alles wohl überlegt, keine tiefe Ehrfurcht vor ihm hegen. Seine Geburt gränzte zu nahe an die ihrige, als daß sie einen unermeßlichen Abstand zwischen seiner und ihrer Macht hätten gestatten können. Viele unter ihnen, nicht weniger reich als die Könige, hatten einen zahlreichen Hofstaat, einen Standartjunker, vornehme Bediente, und Edelleute zu Vasallen und Domestiken.

Pipins und seines Sohns persönliche Eigenschaften, ihre Dienste, ihre ununterbrochenen Siege,

und,

und, mehr als alles, ihre große Klugheit, gaben ihnen eine wahre Autorität; allein sie beruhte auf ihrem Genie, auf ihrer Geschicklichkeit, womit sie Empörungen, die zu klein waren ihren männlichen Charakter zu schrecken, besänftigten oder vernichteten. Bey dem allen sah **Karl der Große** selbst sich mehrmals gezwungen, die Großen zu menagiren; und so gern er sie auch erniedrigt hätte, mußt' er ihnen doch schmeicheln, sie täuschen, oder, richtiger gesprochen, betrügen.

Wir werden sehen, wie **Ludewig der Fromme** ihre Macht fühlen, ihren furchtbaren Bewegungen gehorchen muß. Wir werden ihn abgesetzt, dann wieder eingesetzt, und immer in den Martern einer bestrittenen Gewalt leben sehen. Auch seine Enkel werden den Stürmen herhalten müssen, die sich mitten unter **Karls des Großen** Eroberungen in der Stille bildeten, weil es unmöglich war, daß die ganze Gewalt sich lange in eine und eben dieselbe Hand concentrirte. Dieß war eine außerordentliche und überhingehende Anstrengung; es war eine Zusammenwirkung verschiedner verbundnen Umstände nöthig, um dieß Phänomen zu bewirken; so bald die königliche Autorität nur noch einem ausgearteten Geschlecht angehörte, fiel sie eben so schnell wieder herab, als sie sich empor gehoben hatte. Dieser plötzliche Umsturz war sogar fast unvermeidlich, wegen der Ursachen, die in der Constitution der fränkischen Regierungsform lagen.

Ludewig I war nicht dazu gemacht, die tumultuarische Ungelehrigkeit der Großen im Zaum

zu halten. Sein Gesichtskreis erstreckte sich nicht über seinen Hof hinaus. Er sahe diesen immer für das ganze Reich an. Anfangs sah man ihn ganz damit beschäftigt, einige Privatunordnungen zu untersuchen, und verschiedne Aergernisse zu unterdrücken; aber er sah nicht mit eben so scharfen Augen bis an die äußersten Gränzen seines Reichs. Seine Frömmigkeit macht' ihn strenge und kleingeistig. Er hatte sieben Schwestern, deren keine verheiratet war. Diese Schwestern, dem Geblüt, woraus sie entsprossen waren, nur zu getreu, und in der Blühte der Jugend und Schönheit, hatten Liebhaber. Anstatt aber ihre Schwachheit mit einem nachsichtsvollen Schleyer zu bedecken, macht' er ihre Schande öffentlich bekannt, und ließ die Hofleute, die man einiger Vertraulichkeit mit den Prinzessinnen beschuldigte oder in Verdacht hatte, hinrichten, andern aber, die mit dem Leben davon kamen, die Augen ausstechen. Hierauf verjagt' er seine trostlosen Schwestern aufs schimpflichste vom Hofe, und ließ sie jede in ein besonderes Kloster einsperren. Die andern Prinzessinnen, welche der Verbannung entgiengen, die Töchter oder alten Maitressen **Karls des Großen**, liebten ihn nicht, verbanden sich gegen ihn, und trugen in der Folge nicht wenig zu seinen Widerwärtigkeiten bey.

Nachdem er mit dieser Härte die guten Sitten an seinem Hofe wiederhergestellt hatte, glaubt' er, alles übrige sey nun auch wieder in der vollkommensten Ordnung; und er brachte ganze Tage damit hin,

hin, in seinem Betzimmer, welches auch seine Geheime-Raths-Stube war, Psalme zu singen.

Ludewig war sechs und dreyssig Jahr alt, als er zur Regierung gelangte; er hatte drey Söhne, **Lothar**, **Pipin** und **Ludewig**. **Bernhard**, sein Neffe, der Sohn des ältesten Sohns **Karls des Großen**, an dessen Stelle er getreten zu seyn schien, regierte, dem Testament seines Großvaters gemäß, in Italien. **Ludewig**, der von seinem Vater, noch bey seinem Leben, zum Reichsgehülfen angenommen war, und ebenfalls die kaiserliche Krone seinem Sohn zu überliefern wünschte, um seiner Regierung desto mehr Ansehen zu geben, wie auch um desto eher Revolutionen zu verhüten, ernannte den **Lothar** zu seinem Nachfolger. Zu gleicher Zeit macht' er seinen zweyten Sohn, **Pipin**, zum König von Aquitanien, und den dritten, **Ludewig**, zum König von Baiern. Zu dieser Eile bewog ihn die gegründete Besorgniß, daß er nach seinem Tode nicht dieselbe Autorität haben würde, wie bey seinem Leben; er eilte also, ihnen einen Titel beyzulegen, welcher immer dem Besitzer zum Vortheil gereichte.

Bernhard säumte nun nicht, sich in Italien zu empören. Diese Theilung hatte alle seine Ansprüche aufs Reich umgestoßen, und er konnte ihnen doch, ohne irgend einen Versuch gemacht zu haben, nicht entsagen. Er war jung und beliebt; und man hatte ihm zu verstehen gegeben, es würde ihm nicht schwer fallen, seinen Onkel vom Thron zu stürzen, und in ein Kloster einzusperren, wozu er

doch einen entschiednen Beruf zu haben schien. Diese verrätherischen und täuschenden Anstiftungen kamen von dem fränkischen Hofe, und die Weiber waren nicht die letzten, die Gemüther zum Vortheil des Neffen aufzuwiegeln, und den Onkel als unfähig zur Regierung abzuschildern.

Bernhard, durch so vielvermögende Aufmunterungen kühn gemacht, durch ein vermessenes Alter verführt, bringt eine Armee auf die Beine, und bemächtigt sich des Ueberganges der Alpen. **Ludewig** beweist bey dieser Gelegenheit mehr Festigkeit und Muth, als man hätte erwarten sollen. Er marschirt in eigner Person ab, um die Rebellion zu unterdrücken. Das Gerücht von den kaiserlichen Waffen, denen sein Vater einen so großen Ruf mitgetheilt hatte, setzte Bernhards Parthey in Schrecken; der wichtige Posten, welcher den Uebergang über die Alpen deckte, wurde gar zu bald, und mit der Unbesonnenheit, welche hitzigen und schlecht überdachten Unternehmungen eigen ist, verlassen. Die Armee zerstreute sich, und die Anstifter der Empörung waren die ersten, welche den jungen König von Italien im Stiche ließen. Voller Verzweiflung, und ohne zu wissen, was er thun sollte, that er das Gefährlichste von allem: er warf sich seinem Onkel zu Füßen, indem er durch diesen Beweis von Reue und Unterwürfigkeit seine Gerechtigkeit zu entwaffnen und sein Herz zum Mitleiden zu erweichen hoffte; allein er wußte nicht, daß man gewöhnlich desto weniger verzeiht, je höher man erhaben

haben ist. Er wurde mit seinem ganzen Gefolge in Verhaft genommen.

Der Kaiser ließ ihm, wie seinen Mitschuldigen, welche die vornehmsten Minister Karls des Grossen waren, den Proceß machen. Diese Minister hatten die Theilung nicht gebilligt, und geurtheilt, daß sie fruchtbar an Trübsalen seyn würde. Sie hatten ihre Meynung geltend machen wollen, welche wohl die wahrste seyn mochte, aber jetzt freylich im Angesicht des Sieges falsch geworden war. Die Weltlichen wurden zum Tode verdammt, und die Bischöfe, in Rücksicht ihres Standes, nur abgesetzt. Dem Neffen des Kaisers, der auf seinen Knien um Gnade bat, stach man die Augen aus. Er starb drey Tage darauf an den Folgen dieser grausamen Operation. Dieser unglückliche Prinz war erst neunzehn Jahr alt; und in diesem Alter der Verblendung und Verführung verdient' er viellicht, daß man ihn nicht mit dieser äußersten Strenge behandelte. Das Traurigste war, daß er seine unschuldigen Brüder mit sich ins Unglück stürzte. Diese hatten keinen Theil an seiner Rebellion: aber Ludewig fürchtete künftige Rächer; drey wurden, nachdem man ihnen die Haare abgeschnitten, ins Kloster gesperret. Solchergestalt wurde das Königreich Italien wieder mit der Krone vereinigt. Karl der Große besaß es durch Eroberung; Ludewig vermittelst dieser kleinen barbarischen Handlungen.

Seine schwankende und schwache Seele fühlte bald Gewissensbisse. Mehr beunruhigt als von

Reue

Reue durchdrungen, mehr geschreckt durch die Drohungen der Religion, als durch die Erinnerung seiner Grausamkeiten, bildete er sich ein, daß schimpfliche Erniedrigungen Abbüßungen seyn würden, und daß er durch Demüthigung der Würde des Kaisers den Menschen rein waschen könnte. Er bereitete sich, wegen des Todes seines Neffen, öffentlich Buße zu thun; hielt aber darum nicht minder seine Brüder, deren Unschuld allgemein bekannt war, gefangen.

Man führte ihm das Beyspiel des **Theodosius** an, welcher sich ganz demüthig der Buße, welche der heil. **Ambrosius** ihm auferlegte, unterworfen hatte; allein die Handlungen dieser beyden Kaiser hatten nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. **Theodosius** hatte alle göttliche und menschliche Gesetze vor den Kopf gestoßen, und die Austilgung seines Verbrechens konnte nicht authentisch genug seyn; denn der niederträchtigste und ungeheureste Stolz hatt' ihn verleitet, das Blut der Weiber und Kinder zu vergießen: eine schändliche, unverzeihliche Grausamkeit! **Ludewig** war grausam gegen seinen Neffen gewesen; allein die Rebellion, das Recht des Krieges, das öffentlich über ihn gehaltene Gericht, die Politik gekrönter Häupter, alles dies, wenn es gleich seine Grausamkeit nicht autorisirte, dispensirte ihn doch, das Oberhaupt des Reichs in seiner Person zu erniedrigen, und besonders, bey Bischöfen um Verzeihung zu bitten. Unterdeß er zu ihren Füßen liegt, die sieben Bußpsalmen herbetet, seine Grausamkeiten mehr beseufzt, als wie-

der

der gut macht, vergißt er über seiner Buße der Gerechtigkeit, und über seiner Frömmigkeit seiner wahren Pflichten: Unruhen herrschen in seinem Hause, die er durch eine übelangebrachte Strenge veranlaßt und genährt hat; und allenthalben hat er sich Feinde gemacht. Empörungen brechen an verschiedenen Orten aus. Nachdem er sie veranlaßt hat, weiß er sie nicht zu dämpfen. Er überläßt sich, seinem bedauernswürdigen Charakter zufolge, zweyen Menschen, die er blindlings seiner Person nähert und im Ministerio gebraucht, ungeachtet sie den vornehmsten Antheil an Bernhards Verschwörung gehabt haben. Er glaubt das Vergangene abzubüßen, wenn er an acht Messen täglich hört; und während dieser Zeit werden die Küsten des Oceans von den Normännern verheert, stehen die italiänischen Inseln den Saracenen offen, und verbreiten die Fackeln, welche ihre wilden Hände bewaffnen, die Flamme bis nach Rom. Die den rohen Bretagniern nur gar zu natürliche Unabhängigkeit reißt sie zu neuen Empörungen hin. Das eroberte Friaul zerbricht das Joch, welches man ihm aufgelegt hatte; und am Fuß der Pyrenäen fodert das leichtsinnige Volk Gasconiens den meuterischen Anführer, welchen man ihm hatte nehmen wollen, trotzig zurück, und behauptet ihn aufs hartnäckigste.

Seine Schwachheit war gar zu auffallend, als daß die Päpste ihrer nicht hätten mißbrauchen sollen, da alles in seinen eignen Staaten sich zur Anarchie neigte. Sie setzten sich in Besitz des päpstlichen Throns, ohne daß sie den Kaiser würdigten,

hin

ihn um Bestätigung ihrer Wahl zu bitten. Kommen sie nach Frankreich, so sehen sie **Ludewigen** ganz demüthig sich vor ihnen niederwerfen, statt daß **Karl der Große** in Rom den **Adrian** vor sich auf den Knien gesehen hatte. Dies ist noch wenig; eine seiner Gemahlinnen fesselt, betrügt, verräth ihn, und zwingt ihn, sich seiner schönsten Besitzungen zu berauben, um sie gierigen und undankbaren Söhnen hinzugeben. Eine andre, die er zu sehr liebt, entehrt ihn, trotzt dem öffentlichen Geschrey, ist frech genug, ihn zu nöthigen, den Urheber seiner Schande zu seinem ersten Minister zu machen; und er, der gegen seine Schwestern so strenge war, duldet, mit erstaunlicher Gleichgültigkeit die Ehebrechereyen seiner Gemahlinn.

Von dieser zweyten Gemahlinn, **Judith** von Baiern, hatt' er einen Sohn, Namens **Karl**, nachmals **der Kahle** genannt, welcher, wie die Geschichtschreiber sagen, unter den schrecklichsten Vorbedeutungen zur Welt kam. In der That begleiteten alle mögliche Landplagen seine Geburt, und schienen zu verkündigen, daß er selbst eine Geißel fürs Vaterland seyn würde. Da er nach der Theilung zur Welt kam, so verkündigte seine Geburt blutige Streitigkeiten; und man konnte ihn weder von der Succession ausschließen, noch diese ohne die unglücklichsten Folgen abändern.

Gleichwohl mußt' er doch ein Erbtheil haben. Seine Mutter, schön, galant, geistreich, arglistig, drang mit aller Gewalt darauf, und erreichte

ohne

ohne Mühe ihren Zweck. Derselbe Minister, welcher schon den ärgsten Verdacht gegen die Tugend der Kaiserinn veranlaßt hatte, nahm sich der Sache des jungen Prinzen mit dem auffallendsten Eifer an; er determinirte den Kaiser; man zerstückelte das Reich, ohne sich um die Folgen zu bekümmern, und mitten in den kützlichsten Umständen brachte die Stimme eines Weibes alle Betrachtungen, welche sich der gemeinsten Klugheit hätten aufdringen müssen, zum Schweigen. Die Staaten der drey andern Brüder werden zerrissen; sie finden sich dadurch beleidigt, und vergessen in ihrer Erbitterung aller Achtung, welche die schwächste kindliche Ehrerbietung von ihnen gefodert hätte. Sie erröthen nicht, ihre Stiefmutter zu beschuldigen, daß sie einen Gemahl und Vater mit Schimpf und Schande bedecke. Sie rufen dem ganzen Reich zu, sie habe den Grafen von Barcellona nur darum zum Großschatzmeister ernennen lassen, um ihn immer um sich zu haben.

Man sah jetzt drey Söhne die Waffen gegen den ergreifen, welchem sie ihren Scepter und ihre Größe verdankten. Man sah einen Papst, welcher Anfangs Vermittler seyn sollte, in diesem schändlichen und gottlosen Kriege unter dem Schleyer des Friedens das Feuer der Zwietracht anschüren, und veranstalten, daß der gar zu leichtgläubige Kaiser seinen wütenden Verfolgern, aus seinem Geblüt entsprossen, in die Hände fiel. Der Ort, wo diese Verrätherey vor sich gieng, führt davon noch jetzt den Namen **Lügenfeld** (Champ de mensonge). Der Kaiser ist also ein Gefangener seiner rebellischen

Söhne,

Söhne, und er zittert für das Leben seiner Gemahlinn und seines zehnjährigen Sohns, ja für sein eignes. Man scheert der Kaiserinn die Haare ab, und erklärt ihre Ehe für ungültig, theils wegen ihres Ehebruchs, theils weil sie ihrem Gemahl in einem durch die Kanones der Kirche verbotenen Grade verwandt ist. Der junge **Karl** wird mitten in dem ardenner Walde eingesperrt.

Dies war schon das zweytemal, daß dieser unglückliche und überwundene Vater sich in der Disposition seiner Söhne befand; die Eifersucht der drey Brüder hatte ihn das erstemal aus ihren Händen gerettet, weil sie nicht hatten leiden können, daß ein gemeinschaftliches Verbrechen nur dem einzigen **Lothar** nützlich würde, dessen Ehrsucht und Uebermuth durch den Titel, welchen er führte, immer höher getrieben wurde. Sie hatten den Kaiser wieder in seine Würde eingesetzt, welcher, ein Spielwerk seiner Kinder, blos ihrem Mißverständniß die erbettelte Freyheit verdankte, deren er eine Zeit lang genoß, und die er nun schon wieder verloren hatte.

Während dieser Zwischenzeit hatt' er seine Gemahlinn aus dem Kloster befreyt; und da die Beschuldigung des Ehebruchs gar zu bekannt geworden war, glaubt' er endlich seiner Ehre eine authentische Widerlegung derselben schuldig zu seyn: und diese bestand in einem über den Gebeinen der Heiligen abgelegten Reinigungseide. Die Kaiserinn schwur, daß sie ihrem, bey dieser Cärimonie gegenwärtigen, Gemahl immer getreu gewesen, und erbot sich, wenn jemand es noch läugnen sollte, zur Feuerprobe. Da

keiner

keiner sich fand, so schien sie auch völlig gerechtfertigt.

Aber was werden sie nun machen, diese unnatürlichen Söhne eines Kaisers und Vaters, den sie gefangen halten? Die Natur und königliche Majestät werden auf gleiche Weise verletzt werden. Und durch wen? durch den **Lothar**, welcher, selbst Reichsgehülfe, nicht fühlt, oder nicht fühlen will, daß er das Diadem der Cäsarn beschimpft. Man sieht mit Erstaunen, wie er seinen Vater nach Compiegne schleppt, und ihn dreyßig Bischöfen überantwortet. Es ist wahr, man hielt diese Bischöfe damals für völlig competente Richter; sie waren nicht anders anzusehen, als Fürsten, die man fürchten muß, und die im Stande sind, sich Gehorsam zu verschaffen. Sie giengen bewaffnet. Die andern Magnaten, die bey diesem feyerlichen Gericht ihren besondern Vortheil fanden, sagten nichts dazu.

Kurz, der Kaiser sollte jetzt abgesetzt werden, um seine Schwachheit und seine Unfähigkeit zur Regierung auf eine eclatante Art zu bestrafen. Der Erzbischof von Rheims übergab ihm ein Verzeichniß seiner Verbrechen, und nöthigte ihn, dieselben mit lauter und verständlicher Stimme zu bekennen. **Ludewig** hatte ein Gewissen, welches sich hätte dagegen empören müssen: aber er bekannte sich zu allem; er klagte sich selbst der Ruchlosigkeit, des Mordes, des Meineides an, wie auch noch vieler andern Verbrechen, deren Bekenntniß man ihm nicht abfoderte; nämlich der Ungerechtigkeit gegen seine Unterthanen, der Gewaltthätigkeit gegen Rich-

ter, der Nachläßigkeit in der Regierung des Reichs. Dies letztere Verbrechen war hinlänglich bewiesen, und es bedurfte dazu keines öffentlichen Bekenntnisses. Seine Gewissensbisse mußten ihn also wirklich quälen, und es mußte nicht in seiner Macht stehen, sich der Demüthigung zu entziehen, die er als gerechte Strafe einer göttlichen Hand ansah. Die Bischöfe, die unter den ersten Herren ihren Sitz hatten, und durch ihre Würden, ihre Reichthümer und ihre vorzüglichen Einsichten an der Spitze der Nation standen, erklärten, **Ludewig** habe die Theilung und den Vergleich, welchen er unter seinen Kindern zum Wohl des Staats und zur Erhaltung des Friedens gemacht, zuerst gebrochen; da er seine Unterthanen gezwungen einen neuen Huldigungseid zu schwören, (welcher nicht anders als wie ein Meineid betrachtet werden könne,) hab' er zu allen den Unruhen, die nachher entstanden, Gelegenheit gegeben; es sey nicht erlaubt, eine Theilung wieder umzustoßen, die in Gegenwart der Nation geheiligt, und feyerlich von derselben angenommen worden; er habe also die unseligen Folgen ohne Zahl, die daraus entsprungen, zu verantworten; er habe endlich durch diese häufigen Theilungen verdient, die Krone zu verlieren, und da er sein Volk gezwungen, gegen seine Söhne zu kämpfen, hab' er sowohl die Ruhe, als die Rechte der Nation verletzt.

Der Kaiser gestand, daß er strafbar sey; und es war wirklich schwer, diese Anklagen auf eine be-

friedi-

friedigende Art zu beantworten: denn er war in der That der wahre Urheber der bürgerlichen Kriege; er erklärte sich selbst für unwürdig des Diadems, und unterwarf sich der öffentlichen Buße. Man breitete ein härenes Hemd vor dem Altar aus; man nahm ihm seinen Degen und den militarischen Orden, welchen er trug, ab; und unterdeß er mit dem Angesicht auf der Erde lag, bekleidete man ihn mit dem härenen Hemde und einem schwarzen Bußkleide, welches, einmal angezogen, nie wieder abgelegt werden durfte. Man führte ihn darauf in eine Klausnerzelle, eine Art von kleinem Gefängniß an der Mauer einer Kirche, sehr enge, niedrig, und mehr einem Grabe, als der Wohnung eines lebendigen Menschen ähnlich. Hier war man ganz allein, und hatte zur Nahrung weiter nichts, als Gerstenbrodt und Wasser. Die Zelle empfieng kein andres Licht, als durch ein kleines rundes Fenster, wodurch der Klausner die Messe hörte, und die Sacramente empfieng, der einzige Trost, der ihm vergönnt ward. Die Thüre derselben war vermauert, und wurde noch, zu desto größerer Sicherheit, von dem Bischof versiegelt.

Lothar, welcher bey dieser erniedrigenden Scene zugegen war, nahm, ohne zu schaudern, die Umarmungen seines Vaters an, welcher ihn beschwur, ihm seine Fehler zu verzeihen, und sich mit ihm auszusöhnen. Nothwendig also, ich wiederhol' es, mußte sein Gewissen, dieser erste, unbestechliche Richter, ihm gewisse geheime Verbrechen vorwerfen, die es allein kennt, mißbilligt und ver-

dammt. Es ist der menschlichen Natur eigen, sich mit Gewalt gegen jede verläumderische Anklage aufzulehnen; und wenn ein Vater, statt seinen Fluch auf den Kopf eines rebellischen Sohns herabzuwerfen, ihn um Verzeihung anfleht, so muß er strafbar seyn: aber **Lothar**, was er auch immer für politische Gründe haben mochte, war es gewiß noch mehr.

Unterdeß ereignete sich eine ganz unerwartete und plötzliche Revolution zu **Ludewigs** Vortheil; ein neuer Beweis von der unbeständigen und veränderlichen Gemüthsart der Nation. Die Herren, die Krieger, die sich am ungehaltensten über seine Aufführung bewiesen und am lautesten auf seine Absetzung gedrungen hatten, giengen zum Mitleiden über, oder ließen sich durch ein anderes geheimes Interesse lenken, und alle, bis auf die beyden Brüder, drangen in den **Lothar**, daß er seinen Vater in Freyheit setzen sollte. Allein der Ehrsüchtige wollte durchaus nicht; er berief sich auf das Urtheil des Nationalreichstags; und man sah sich also genöthigt, mit Truppen ins Feld zu rücken.

Es war weder kindliche Zärtlichkeit noch Reue, was **Ludewigen** und **Pipinen** beseelte; sie waren aufs äußerste gegen **Lotharen** aufgebracht, weil er sich anmaßte, die ganze kaiserliche Gewalt, die er an sich gerissen hatte, gegen sie auszuüben. Von diesem Augenblick an fühlten sie erst, wie schimpflich er ihren Vater behandelt hatte. **Lothar**, welcher sie einzeln bekämpfen wollte, hielt sie mit der täuschenden Hoffnung eines nahen Vergleichs hin. Da

aber

aber die Armeen schon in Schlachtordnung standen, um diesen großen Streit zu entscheiden, so bat der Kaiser, wie man sagt, daß man ihn einen Augenblick aus seinem Gefängniß entlassen möchte; worauf er sich, von seiner Wache begleitet, mitten unter die feindlichen Truppen führen ließ, und sie im Namen Gottes, im Namen der Natur, im Namen des Vaterlandes bat, des Bluts zu schonen, das für ihn fließen sollte. Er rief ihnen zu, er wolle, er fodre nichts, als Frieden; gern woll' er sein ganzes Leben lang gefangen seyn, wenn nur die Eingeweide des Staats nicht zerfleischt würden. **Lothar** aber war unbeweglich; die Gräuel eines Bürgerkrieges weckten sein Gewissen nicht. Die beyden Brüder, die sich einer Kriegslist bedienten, waren so glücklich, daß sie ihn umringten und zum Rückzuge zwangen. Er rettete sich, aber ohne irgend einem Antrage von ihnen Gehör zu geben; und stolz auf seine grausame Hartnäckigkeit, wollt' er nie einwilligen, seinen Vater wieder in Freyheit zu setzen.

Der Kaiser kam gleichwohl los; seine beyden Söhne setzten ihn in Freyheit: aber sollte mans wohl glauben, daß er sich Anfangs weigerte, den kaiserlichen Schmuck wieder anzunehmen? Entweder seine aufrichtige Reue war sehr tief, oder Gram und Schmerz hatten seinen Verstand sehr angegriffen. Er trieb die Schwachheit oder die Bußfertigkeit bis zu einem Grade, worüber man erstaunen muß; er sprach von nichts, als Aussöhnung mit denen, die ihn abgesetzt hatten; ehe dies geschehen, wollt'

er den Thron nicht wieder besteigen. Man gab ihm die Krone und das Feldherrnschwerdt wieder in der Kirche zu St. Denis, wo die fränkischen Herren sich, gleichsam zu einer neuen Krönung, versammelt hatten. **Lothar**, noch entschlossen, in der Folge zu kämpfen, und um desto kühner, weil er einige Vortheile davon getragen hatte, gab nicht eher nach, als bis er sich dazu nothwendig gezwungen sah.

Welch ein unerklärliches Ding ist doch der Kopf des Menschen! Eben dieser Kaiser, sobald er sich öffentlich mit der Kirche ausgesöhnt, und mit ihrer Genehmigung das härene Hemd und Bußkleid abgelegt hatte, hielt nun seine Wiedereinsetzung für ganz vollkommen, und nahm wieder eine Art von Größe an. Er nöthigte seinen Sohn **Lothar**, ihn um Verzeihung zu bitten; ihn, der sich fast auf den Knien und mit thränenden Augen im Bußkleide vor ihm gedemüthigt hatte. Er ließ sogar diese Abbitte mit einem gewissen Gepränge verrichten. Der Kaiser war wieder erwacht. Auf einem erhabnen Throne mitten in seinem Lager sitzend, zwang er **Lotharen**, sich vor ihm niederzuwerfen, und nun ebenfalls seine Verbrechen zu bekennen. Er stellte ihm die Menge und die Abscheulichkeit derselben vor, und begnadigte ihn auf die Bedingung, daß er ungesäumt Frankreich verlassen, und ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht wieder herein kommen würde; er foderte ihm endlich einen Eid darüber ab, und gleich als traut' er ihm doch nicht, sperrte er die Zugänge von Italien durch starke Besatzungen. Da **Ludewig** sich in diesem Augenblick

über

über sich selbst erhob, so kann man daraus schliessen, daß er in diesem ganzen Vorgange nur der Dolmetscher des Willens der Nation war, welche endlich auf eine feyerliche Art die Ruhe des Reichs wieder herstellen wollte.

Der Erzbischof von Rheims, welcher den Kaiser mit den heftigsten und beleidigendsten Schmähungen überhäuft hatte, wurde abgesetzt, aber nur der Form wegen; es schien sogar, als dankt' er freywillig ab: denn er stellte in seiner Abdankungsacte vor, daß er seine Würde zum Heil seiner Seele niederlege; es war also keine Strafe, die man ihm auflegte. Man wollte nur alles, was vorgegangen war, umstoßen, weil die Anhänger der alten Regierungsform sich anders bedacht hatten, eben so stolz darauf, ihren Souverain wieder einzusetzen, als daß sie ihn abgesetzt hatten. Worin war denn also die zweyte Race von der ersten verschieden?

Es scheint, **Ludewig** hätte, durch seine Widerwärtigkeiten belehrt, und nach dieser Art von allgemeiner Amnestie, eine neue Theilung vermeiden sollen, weil alle die, welche er bisher vorgenommen hatte, das Signal der grausamsten Kriege, die nur auf seinen Kopf trafen, gewesen waren; allein die ehrsüchtige **Judith**, welche, mit allen Kunstgriffen einer angebeteten Gemahlinn, die Sache eines Sohns bey einem schwachen Gemahl betrieb, bracht' es dahin, daß das Königreich Neustrien dem Erbtheil ihres **Karls** hinzugefügt wurde. Diese unbesonnene Anordnung konnte nicht so gehei n

gehalten werden, daß die drey ältern es nicht bald erfahren hätten. Sie verbanden sich, weil die Sache sie gemeinschaftlich und unzertrennlich interessirte, und waren eben im Begriff, aus allen Kräften einen neuen Krieg anzufangen, als **Pipin** starb. Der Kaiser, weit entfernt, den Sturm zu dämpfen, und sich die Gefahren vorzustellen, worein die Anstiftungen einer Frau, die er allein nicht kennen wollte, ihn hinrissen, trieb die Vergessenheit seiner Ruhe, oder die übermäßige Begierde ihr zu gefallen, so weit, daß er **Pipins** Erbtheil seinem jüngsten Sohn **Karl** gab. Seine andern Söhne hatten ihn gleichwohl mehr als einmal gelehrt, daß die väterliche Gewalt über den unersättlichen Durst nach Größe nichts vermochte, und daß die Stimme der Natur damals äußerst schwach war. Welch eine Verblendung gehörte dazu, sich nach diesen traurigen Erfahrungen, schwach und kränklich, einem Kriege bloßzustellen, worin er zugleich das Schicksal und seine eignen Söhne zu bekämpfen haben würde? Ohne Zweifel seufzte er darüber, hatte aber nicht die Kraft, den Verführungen einer Gattinn zu widerstehen. Seine Schwachheit war Blödsinn geworden. Er hatte ihr schon lange nicht nur die Oberaufsicht über das Innere des Palasts, sondern auch über die Einkünfte, welche zur Besoldung und Unterhaltung der Truppen bestimmt waren, anvertraut.

Ludewig von Baiern griff zu den Waffen, und drohte, in Frankreich einzubrechen, um sich wegen des Unrechts, welches ihm, wie er behauptete,

ptete, angethan worden, Genugthuung zu verschaffen. Die Großen von Aquitanien waren für ihn. Es war auffallend, daß der Kaiser selbst den Frieden seiner Staaten störte, und täglich neue Quellen der Zwietracht öffnete. Man konnt' ihm mit Recht die vorherigen Kriege zwischen seinen Söhnen, und die, welche er jetzt aufs neue veranlaßte, vorwerfen. Seine übertriebne Prädilection für den jungen Karl war eine Ungerechtigkeit, und er hatte in seinen frommen Uebungen vergessen, daß der Himmel, besonders den Souverains, verbietet, das Blut der Völker für ihre Privatangelegenheiten zu vergießen.

Gezwungen, gegen seinen Sohn ins Feld zu rücken, zogen die Beschwerden des Kriegs ihm bald eine Krankheit zu. Die Schrecken des Aberglaubens verbanden sich mit der Furcht wegen seines Schicksals. Man sah zu gleicher Zeit zwey Kometen und eine beträchtliche Sonnenfinsterniß; er glaubte fest, die Planeten beschäftigten sich in ihrem himmlischen Lauf damit, den Fürsten der Erde ihr Schicksal anzuzeigen. Er sah seinen Tod am Firmament geschrieben und verkündigt. Da er sich, nach diesen außerordentlichen Zeichen, schon als verstorben betrachtete, wollte er nun keine andre Nahrung mehr zu sich nehmen, als das heilige Abendmahl. Da er sich einen bittern Vorwurf darüber machte, daß er während eines Feldzuges die Fasten nicht gehalten, schrieb er seine Krankheit diesem Vergehen zu, und rief voller Schmerz: **Du bist gerecht, o mein Gott! da ich die verord-**

neten Fasten nicht halten wollen, so leust du mir jetzt eine andre Fastenzeit auf, die ich wohl halten muß. Er starb an Erschöpfung. Ehe er verschied, vermacht' er dem **Lothar** besonders einen Degen und einen goldnen Scepter, als Sinnbild der Kaiserwürde, die er ihm übertrug, jedoch nur auf die Bedingung, daß er die zum Vortheil des Prinzen **Karls** gemachte Theilung aufrecht erhalten würde. Da er seines Sohns, **Ludewig** von Baiern, gar nicht erwähnte, und man ihm vorstellte, daß ein Christ nicht sterben dürfe, ohne verziehen zu haben, zeigt' er seine grauen Haare, und antwortete ganz bewegt: **Ich verzeih' ihm; aber sagt ihm, daß er es ist, der diese grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringt.**

Seine Krankheit, welche vierzig Tage währte, war nicht gefährlich: aber die Sonnenfinsterniß schreckte den abergläubigen und schwachen Alten; und die Sonne konnte, seiner Meynung nach, ihren Glanz nicht verlieren, ohne zu verkündigen, daß der Kaiser selbst erlöschen und verschwinden würde. Die schwarzen und melancholischen Vorstellungen, die das erzeugte, brachten ihn ins Grab. Gleichwohl hat man ihn zu einem großen Astronomen gemacht; es scheint aber, daß er die himmlischen Revolutionen nicht besser, als die politischen, zu beurtheilen wußte.

Weit entfernt, daß er den Lauf, welchen **Karl der Große** den Reichsangelegenheiten mitgetheilt hatte, und die Ehrerbietung, welche man für sein An-

denken

denken hegte, zu benutzen gewußt hätte, fühlt' er von seiner frühesten Jugend an einen dringenden und entschiednen Ruf zum Klosterleben, und gedachte dem Beyspiel seines Großonkels Karlmann nachzuahmen. Sehr zu wünschen wärs gewesen, für ihn und für den Staat, daß er diesen löblichen Instinct, welcher ihn von den furchtbaren Arbeiten der Administration entfernte, befolgt hätte; und warum sollt' es einem Fürsten, der sich mit den nöthigen Kräften zur Regierung nicht begabt fühlte, nicht freystehen, auf eine ehrenvolle Art abzudanken? Würde nicht ein solches Verhalten von einer höchst lobenswürdigen Rechtschaffenheit, Weisheit, Entschlossenheit zeugen? Karl der Große, welcher so gut in der Zukunft zu lesen wußte, hatte einen unverantwortlichen Fehler begangen, da er sich den Absichten seines Sohns widersetzte. Er stellte ihm sehr unweislich vor, daß die Fürsehung ihn zu einer ganz andern Lebensart berufen habe; gleich als wär es nicht unsre erste Pflicht gegen die Fürsehung, den Umfang der Talente, die sie uns gegeben hat, genau zu kennen, und nichts zu unternehmen, was unsre Kräfte übersteigt. Die Schwäche des Charakters dieses Fürsten vereinigte Eigenschaften in ihm, die man für unverträglich halten sollte. Leichtsinnig, mehr aus Unentschlossenheit als aus Unbestand, gut und gemäßigt aus Indolenz; bald furchtsam, bald aufgebracht; rachsüchtig und grausam in den ersten Augenblicken seines Zorns; war er menschenliebend, edelmüthig und freygebig zu andern Zeiten. Er vergaß zu oft

jenen

jenen persönlichen Anstand, welcher für Könige so nothwendig ist. Er besaß einige von den Tugenden, die den guten Bürger ausmachen; aber es fehlt' ihm durchaus an denen, die ein Regent besitzen muß.

Unfähig, die Rechte einer Krone zu behaupten, deren Last ihn niederdrückte, veranlaßte er die schimpflichsten Kriege, und war nicht weniger strafbar als seine Söhne, weil er hartnäckig dem Ehrgeiz einer Gemahlinn, und den treulosen Rathschlägen verschiedner unruhiger und entehrter Minister, Gehör gab, und, indem er bürgerliche Streitigkeiten, statt sie zu dämpfen, entzündete, die Leidenschaften anderer adoptirte, die gewöhnlich viel gefährlicher sind, und uns verächtlicher machen, als unsre eigne.

Das Herz des Reichs stand, seiner Administration zufolge, bald seinen Feinden offen; die Provinzen wurden zerstückelt, und der Staat wurde gezwungen, eben die Normänner, welche vor Karl dem Großen in ihrem eignen Lande gezittert hatten, in sein Gebiet eindringen zu lassen.

Es ist kein Uebel in der Politik, daß die höchste Gewalt in verschiedne Zweige zertheilt sey, wenn diese nur einander untergeordnet, und alle mit einem eigenthümlichen Leben begabt sind: denn die Gewichte der Regierung müssen sich immer im Gleichgewicht halten, sich eins durchs andre mässigen; allein sie müssen auch nothwendig einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt haben, welcher sie zwinge,

sich

sich ihre respectiven Kräfte mitzutheilen.*) Karl der Große war dieser Centralpunkt, der, indem er den Gesetzen ihre ganze Kraft giebt, dadurch den verschiednen Ständen eine Art von Gleichheit ertheilt, und sie insgesammt ihrer Rechte geniessen läßt. Ludewig, welcher die höchste Gewalt, statt sie im Gleichgewicht zu halten, unaufhörlich theilte und zerstückelte, schuf Souverains in jedem Theil der Regierung, und trennte in diesem Augenblick die Privatinteressen von dem allgemeinen Interesse des Staats.

Jede Regierungsform ist vermischt in ihrem Ursprunge, vermischt vermöge ihrer Natur, wird es aber besonders nach Verhältniß des größern Umfangs

*) Man wird von Zeit zu Zeit in dieser neuern Geschichte allgemeine Grundsätze finden, die keine besondere Anwendung leiden, und dieß müssen Leser von gesundem Sinn nicht unbemerkt lassen. Es muß, zum Beyspiel, dem Geschichtschreiber der Menschen erlaubt seyn, dann und wann weit ausgedehnte Ideen über die Gegenstände der Politik vorzubringen, die ihm dazu dienen, alle Systeme von Regierungsform mit einemmal zu umfassen. In diesem Fall hier würde das Principium über die zertheilte höchste Gewalt keine Anwendung leiden, als höchstens in den Arten von Aristo-Monarchien, wie England; nicht aber in den reinen Monarchien, wie jetzt fast alle in Europa sind, wo die Zwischenmächte in der That keine andre Gewalt haben, als die ihnen von dem Souverain zufließt, und diese vorstellt.

fangs der Staaten. Es ist dann nicht möglich, daß eine und eben dieselbe Gewalt jeden Theil des Staats in gleichem Grade regiere. Der Schein, welcher für eine entgegengesetzte Meynung spricht, ist sicher trüglich. Ist die Gewalt nicht temperirt, so wirkt sie gegen sich selbst; man betrachte aber das Spiel der politischen Maschine auf welche Weise man immer wolle, so muß es nothwendig die Idee einer allgemeinen Beziehung, und besonders einer genauen Unterordnung erwecken: dieß ist der Zweck, welchen die Menschen sich vorsetzten, da sie sich in Gesellschaft zusammenthaten, und er fließt aus der Nothwendigkeit, die Leidenschaften der Herrschaft der Gesetze zu unterwerfen.

Eine Nation kann gar wohl frey seyn, das heißt, selbst ihre Gesetze machen, über ihre Erhaltung zu wachen, wenn sie nützlich sind, sie eilends abstellen, wenn sie schädlich werden, dem geringsten Bürger eine mächtige Schutzwehr gegen persönliche Angriffe mittheilen: allein, will dieß Volk wirklich frey seyn, so müssen seine Gesetze eine despotische Gewalt haben; es muß ein Hauptmobil vorhanden seyn, welches durch sein Uebergewicht nicht verstattet, daß kein einziges Rad der Maschine stocke, oder die Harmonie störe.

Das Recht der Waffen also, welches jeder Magnat unter der zweyten Race unsrer Könige besaß, beweist eine fehlerhafte Verfassung; ungeachtet es andre Verfassungen auf Erden giebt, die ohne Vergleich noch weit fehlerhafter sind. Dieß Recht, welches der Freyheit zuzukommen schien, zerstörte

zerstörte sie in der That, indem es alle Beziehungen zerriß, und die großen und langwierigen Feindseligkeiten nährte, welche die brausenden Ausschweifungen der Ehrsucht erzeugen. Genoß der Bürger eines Augenblicks von Gewalt, so wurde schon am folgenden Tage sein Schicksal wieder unsicher; war er stolz genug, nicht gehorchen zu wollen, so war er auch der Treue seines Vasallen nicht versichert, welcher sein Recht ebenfalls zweydeutig machte; und schmeichelt gleich diese Ungebundenheit dem Stolz, der dem Herzen des Menschen natürlich ist, ungemein, so ist doch nichts betrüglicher, als diese anarchische Gleichheit.

Die Tyranney der Großen, und besonders der Bischöfe, das Elend des Volks, dem keine andre Freyheit übrig blieb, als die, seinen Lehnsherrn zu wählen, (schwacher Ersatz für seine Uebel!) kurz, alle Unordnungen des Staats, entsprangen aus der gar zu genauen Verbindung der Aristokratie mit der Monarchie. Nicht, daß diese beyden Regierungsformen durchaus unverträglich wären; sondern weil es zwischen ihnen keine gehörig anerkannte, gehörig respectirte Hauptgewalt gab, welche hätte verhindern können, daß die Gesetze keinen Feind hätten, der mächtiger sey, als ihr Beschützer. Es war also nicht schwer, die Erniedrigung Ludewigs des Frommen, und den Ruin seines Hauses vorherzusehen.

Von

Von den Proben und andern Gewohnheiten dieser Zeit.

Die Schwierigkeit, auf eine befriedigende Art den Unschuldigen vom Schuldigen zu unterscheiden, welche, ungeachtet eines tiefern Studiums des menschlichen Herzens, ungeachtet unsrer feineren, geübteren, umfassenderen Gesetze, noch jetzt statt findet, hatte damals die Proben veranlaßt, welche man **Gottesurtheile** nannte. Der Mensch, gleichsam überzeugt von seiner Schwachheit und Unwissenheit, schien dem höchsten Wesen, dessen Auge über die Handlungen der Menschen beständig offen steht, die Erkenntniß der Wahrheit, die ihm eigen ist, allein zu überlassen.

Man berief das Bild der Religion in die Gerichtsversammlungen, und alles, was sie zugleich nur Furchtbares und Heiliges hat, die Lüge zurückzuschrecken, und den Meineid schaudern zu machen. Man setzte voraus, daß, wenn man dem Menschen das ehrenvolle Recht überliesse, über sich selbst das Urtheil zu sprechen, er dieses erhabnen Vorzuges nicht mißbrauchen würde, die heilige Wahrheit zu verletzen, die man in Gegenwart der Altäre, wo der Richter der geheimsten Gedanken thronte, von ihm foderte.

Die große Idee, daß die Gottheit in ihrer verhüllten Majestät darum nichts desto weniger, dem Verbrecher furchtbar und dem Unschuldigen gnädig, gegenwärtig sey, machte, daß man den Zweykampf, als ein eclatantes Zeugniß der ewigen Gerechtigkeit, zuließ.

zuließ. Man glaubte, Gott könne unmöglich jemals der Treulosigkeit oder der Lüge seinen Beystand leihen; und da Muth, Tapferkeit, Unerschrockenheit Geschenke seiner allmächtigen Hand wären, so würd' er sie dem Bösewicht nehmen, und den Gerechten, so bald er ihrer bedürfte, damit beschenken. Da überdem die physische Kraft, die Auslegerinn seiner Absichten, eins der ersten Gesetze ist, die er der Natur mitgetheilt hat, so schien auch diese Kraft unter seinem unmittelbaren Willen zu wirken.

Man kennt die verschiednen Arten dieser Proben, vermittelst deren man die verborgene und stumme Wahrheit zu entdecken suchte, zur Genüge, und wir werden uns also hier nicht mit Beschreibung derselben aufhalten. In allen Fällen, wo der Richter keine zuverlässige Kenntniß erlangen konnte, nahm er entweder den Eid, oder die Probe zu Hülfe. Die sicherste, die furchtbarste Probe, welche das tiefste und heilsamste Schrecken im Herzen des Menschen erregte, war, wie man glaubte, die Probe des heil. Abendmahls; man mußte dabey sagen: **Der Leib des Herrn diene mir zu ewiger Verdammniß, wenn das, was ich bezeuge, nicht wahr ist!** Mehr als ein Verbrecher, welcher mit unerschrockener Stirn, in Gegenwart seiner Richter, alles geleugnet hatte, gerieth in dem Augenblick, da die geweihte Hostie sich seinen Lippen nahte, in Verwirrung, wich zurück, und rief mit einemmal, bleich vor Schrecken, aus: Nein, ich

kann diese Ruchlosigkeit nicht begehen; ich bins, ich habe das Verbrechen begangen!

Welch ein Zaum! Ich zweifle nicht, daß verschiedne dieser Proben, so seltsam sie auch scheinen, vielen Unordnungen abgeholfen, eine Menge von Ungerechtigkeiten verhütet haben. Das erhabenste Geschäft der Gesetzgebung ist, daß sie zur Einbildungskraft des Menschen rede, daß sie die innere Stimme seines Gewissens herauslocke, ihn in die Gegenwart Gottes stelle, ihn durch die großen Beweggründe seines eignen Glaubens in Furcht setze, oder stärke. Allein dies Geheimniß, bis ins Innere der menschlichen Seele zu dringen, ist für alle unsre neuern Gesetzgeber längst verloren gegangen. Sie kennen nichts anders mehr, als die groben und physischen Mittel. Das ehrwürdige Reich der Moral, die zarte Organisation dieser empfindlichen Fiber, die so innig mit unsrer natürlichen Rechtschaffenheit verwebt ist, alles, was die Structur des innern Sinnes ausmacht, ist ihren Ideen, welche sie zu reinigen meynten, und eben dadurch verschrumpften, ganz fremd geworden. — Ich scheue mich also nicht, hier eine neue Wahrheit zu sagen: nämlich, jene religiösen Gesetzgeber sahen besser als wir, oder wenigstens, sie sahen sehr gut für ihre Zeit. Die Bosheit des menschlichen Herzens war damals noch nicht so tief; die krummen und finstern Wege der Bosheit waren nicht so gemein; das Laster war gewaltsam, brutal, roh und grausam: aber die Kunst, die abscheulichsten Verbrechen zu beschönigen, sie mit geschmeidiger Arglist

zu leugnen, der Ueberzeugung in einem Labyrinth verschlagener Worte, so zu sagen, zu entwischen, und seinen Richter zu hintergehen, war nur den Jahrhunderten aufbehalten, wo die Stirne des Menschen sich verstellen, und seine Zunge von allen durch ihn geschändeten Tugenden zu schwatzen gelernt hat.

Ich frage: die Tortur, welche die Wahrheit durch die grausamsten Schmerzen herauszwingen will, und sie eben durch diese Gewaltthat einladet, sich in das Heiligthum, wo man sie angreift, zu verschliessen; die Tortur, welche so oft Unwahrheit statt der Wahrheit herausbringt, und die Unschuld quält, um dem Richter Gewissensvorwürfe zu ersparen; die Tortur, ist sie wohl ein sichreres, weiseres, vernünftigeres Mittel, als diese Proben waren? und die wechselsweise bald schreckenden, bald trostvollen Zureden der Religion, entlocken sie nicht, noch in unsern Zeiten, am Fuß des Schafots dem Munde des Verbrechers das, was alle Werkzeuge der Henker in der finstern Folterkammer ihm nicht entpressen konnten? Nur die Religion zermalmt, ohne Gewaltsamkeit, das Herz des Strafbaren, öffnet es der Reue, entreißt ihm jenes letztes Geständniß, welches es Menschen verweigert hatte, aber der Gegenwart Gottes zu versagen nicht frech genug ist.

Man bedenke also, daß diese Proben mit dem allerfeyerlichsten Gepränge, den frappantesten Cerimonien, den Gebeten der Priester, der Versammlung der Prinzen und der Nation verknüpft waren.

Man nannte voller Ehrfurcht vor dieser erhabnen und zahlreichen Versammlung den Namen Gottes; man nahm seine heilige Majestät zum Zeugen; sie schien in diesem großen Tribunal zu präsidiren, vor dem der Mensch ganz allein mit seinem Gewissen erscheinen mußte.

Wir müssen noch bemerken, daß man unter **Ludewig dem Frommen** einige richtige Ideen von den gegenseitigen Vortheilen des Handels hatte, besonders des innern Handels, welcher nicht mit den Inconvenienzen des auswärtigen verbunden ist; denn man vermischt sie gern, und nichts in der Welt ist doch so verschieden in seinen Wirkungen. Dieser Kaiser machte ihn völlig frey: ein Beyspiel, daß die gesundesten Begriffe in Sachen der Administration immer die ersten sind; da das Bedürfniß sie erzeugt, so sind sie noch nicht durch den Zusatz, welchen die mißverstandne Habsucht in der Folge ihnen beymischt, verdorben.

Man verdankt ihm die nützliche Errichtung einer (nicht ausschliessenden) Gesellschaft, welche frey durchs ganze Königreich handelte. Man versah sie unentgeldlich mit den Schiffen, deren sie zur Ausdehnung und Vervielfältigung ihrer Operationen bedurfte.

Wollte man vor dieser Anstalt, welche bemerkt zu werden verdient, Pferde und Mauleſel haben, so mußte man sie aus Spanien holen. Wollen- und Seidenzeuge und Pelzwerk ließ man aus Friesland kommen. England schickte Getraide, Eisen, Zinn, Bley, Leder und Jagdhunde. Baumöl und ägyptisches

sches Papier (welches freylich nicht stark verbraucht wurde, aber bis ins eilfte Jahrhundert allein gebräuchlich war,) kam aus Afrika und dem Orient. Und was schickten wir dafür zurück? Das, was Frankreichs unversiegende Brüste in so großem Ueberfluß geben, was noch jetzt die Ausländer uns zinsbar macht: unsre Weine, unser Salz, und unsern vor dem Anbau des Zuckerrohrs so schätzbaren Honig. Einige Kupfer- und Töpferarbeiten glichen die Bilanz völlig aus.

Die Neugier, welche sich um alles, und am meisten um nichtsbedeutende Dinge bekümmert, hat gern wissen wollen, warum man **Ludewigen** den Zunamen der **Fromme** oder **Gütige** (Débonnaire) gegeben. Einige sagen, dieser Titel bezeichne seine freygebige Mildthätigkeit, da er mit eigner Hand, und immer auf eine sehr einnehmende Art, die Almosen auszutheilen pflegte; andre, man habe ihn wegen seiner zu großen Güte so genannt, die so weit gieng, daß sie die kaiserliche Majestät zu erniedrigen schien. Auf seinen Münzen und den Medaillen seiner Zeit findet man Ludovicus pius, welches man jetzt **der Fromme** übersetzt, damals aber durch débonnaire ausdrückte, welches eben dasselbe bedeutete. **Ludewig** I hat diesen ehrenvollen Zunamen in Miscredit gebracht. **Heinrich** III sagte oft: **Man kann mich nicht mehr ärgern, als wenn man mich den Frommen** (Débonnaire) **nennt, weil dieß Wort ich weiß nicht was von Albernheit einschließt.** Man wird aber sehen, daß **Heinrich** III derjenige

von allen seinen Nachfolgern war, der, da er gleich ihm die Pflichten des Throns um abergläubiger Mummereyen willen vernachlässigte, dem Grabstichel der Geschichte das ähnlichste Bild von **Ludewig dem Frommen** dargestellt hat.

Karl der Kahle.

Drey Brüder als Nebenbuhler, an der Spitze dreyer Armeen, im Begriff, sich das Erbtheil eines Vaters streitig zu machen, noch ehe das Grab ihn aufgenommen hatte: dieß war das Leichengepränge **Ludewigs**! Blut sollte seine Bahre benetzen. Seine Söhne hatten ihn bey seinem Leben gequält; sie hatten unter seinen Augen das ungeheure Reich **Karls des Großen** zerrissen; und jetzt waren sie darüber aus, sich selbst dafür zu züchtigen, und die bejammernswürdigen Früchte der Zwietracht und Habsucht einzuernten.

Bruderhaß kennt keine Schranken, wenn er einmal die engen Bande des Bluts zerrissen hat. Ehrsucht machte ihn jetzt noch unversöhnlicher. **Lothar** verlangte auf einmal alle Staaten seines Vaters, und, des Kaisertitels versichert, wollt' er sichs anmaßen, seinen Brüdern ihre Besitzungen zu rauben. **Ludewig** und **Karl** verbanden sich wider ihn. Der Sohn der Kaiserinn **Judith**, welcher immer der Gegenstand der Vorliebe seines Vaters, und die Ursache so vieler Fehler desselben gewesen war, befand sich damals in einem schwachen Zustande.

stande. Es sah sehr mißlich um sein Erbtheil aus; auf den Ebnen von Fontenai sollte dieser wichtige Streit entschieden werden. Das Treffen war fürchterlich, und wurde mit einer Hartnäckigkeit gefochten, wovon man in den blutigen Jahrbüchern des Krieges wenig Beyspiele findet. Alle Geschichtschreiber sagen einstimmig, daß 100000 Mann in diesem Treffen umgekommen. Sollte diese Zahl auch sehr übertrieben seyn, und auf die Hälfte herabgesetzt werden müssen, so würd' es darum doch nicht minder gewiß bleiben, daß unsre Vorfahren ihr Blut für eine rühmlichere, dem Vaterlande nützlichere Sache hätten vergiessen können. Lothar ward geschlagen, und gezwungen, schimpflicher Weise zu entfliehen.

Voller Erbitterung wagt' er es, eben jenen Sachsen, welche Karl der Große so gewaltsam verfolgt hatte, die Gewissensfreyheit anzubieten; er erlaubte ihnen, wieder Heiden zu werden, wenn sie ihm behülflich seyn wollten, das brüderliche Blut zu vergiessen, wonach ihn so sehr dürstete. Die Sachsen schwuren mit Freuden das Christenthum ab, stellten mit Entzücken ihre Götzen wieder auf, und fanden sich haufenweise bey ihm ein, um unter seiner Armee zu fechten; seltsame Toleranz, die sich nur auf Raubsucht gründete, und beweist, daß der Ehrsüchtige keinen andern Gott hat, als das Glück. Er sah sich, ungeachtet dieser schimpflichen Zuflucht, gezwungen, in eine Theilung zu willigen.

Die Großen, dieser Zwietrachten müde, traten zwischen diese Wütenden in die Mitte, baten

ihnen die Hände, untersuchten ihre Ansprüche, und zwangen sie wider ihren Willen zum Frieden. Dieß hätten sie gleich anfangs thun sollen. **Lothar** behielt den Kaisertitel, Italien, Rom, Provence, und die fruchtbaren Länder zwischen der Rhone, dem Rhein, der Maas und der Schelde. **Ludewig** erhielt ganz Deutschland, und bekam davon den Zunamen **der Deutsche**. Frankreich, worunter man Aquitanien und Neustrien begriff, fiel dem **Karl** zu.

Denkt man sich jenes stolze abendländische Kaiserthum, welches **Karl der Große** gestiftet hatte, so sieht man mit Bedauren, daß es aufhörte erblich zu seyn, und wählbar wurde, als es zu den Deutschen übergieng; allein sollte die Philosophie dieses Bedauren gut heissen, so müßte sie voraussetzen, daß immer ein **Karl der Große** das Oberhaupt dieses Kaiserthums geblieben wäre. Es gieng für das französische Haus verloren, in welchem es sich hätte auf immer erhalten können, wenn die großen Männer sich eben so fortpflanzten, wie die Titel. Die kaiserliche Würde, beständig mit der Majestät unsrer Könige vereinigt, würde der Nation das blendendste Uebergewicht gegeben haben. Daß aber diese Krone auf ein gleichsam fremdes Haupt übergieng, daran waren bloß die Nachkommen **Ludewigs des Frommen** Schuld, die, durch ihre unbesonnenen und beklagenswürdigen Feindseligkeiten und Kriege, die unermeßlichen Besitzungen, welche Schicksal und Eroberungen ihrer Familie erworben hatten, unkluger Weise zerstückelten.

Hätte

Hätte man dieses erhabne Diadem unzertheilt erhalten und sich überliefert, so würd' es vielleicht noch jetzt in demselben Zustande von Herrlichkeit und Glanz vorhanden seyn, und an der Stirne eines einzigen Oberhaupts blitzen. — Doch, wozu diese Träume von Größe, die sich doch nur so selten mit dem Wohl und der Ruhe der Menschheit vertragen!

Während der unseligen Streitigkeiten der drey Brüder waren die Saracenen in Benevent eingedrungen, und hatten einen großen Theil dieses schönen Herzogthums in Besitz genommen. Karl befand sich in noch größerer Verlegenheit. Die Normänner hatten an der Mündung der Garonne eine Landung gemacht, und das ganze Land bis Toulouse verheert. Eine andre Flotte der Normänner lief in die Seine ein, drang bis Rouen, dessen diese Piraten sich bemächtigten, und giengen von da bis nach Paris, welches sie plünderten. Der Enkel Karls des Großen hatte sich zu St. Denis mit einigen Truppen verschanzt, und berief von da aus Concilien zusammen, um mit den Bischöfen Kriegsrath zu halten. Man darf sich hierüber nicht wundern, wenn man sich erinnert, daß Krieg und Kampf ihnen nicht ganz fremd waren.

Der Adel hatte sein Blut durch jene Streitigkeiten, wofür jeder, durch einen betrüglichen Reiz verführt, sich interessiren zu müssen glaubte, so sehr erschöpft, daß keine Krieger mehr übrig blieben, den Staat gegen einen fremden Einfall zu vertheidigen; er beseufzte nun vergebens seine vormalige

Verblendung. Seine zu späte Reue ersetzte ihm seinen unermeßlichen Verlust nicht. Karl sah sich genöthigt, den Verheerern seines Reichs sieben tausend Pfund Silber zu geben, damit sie sich mit der Frucht ihrer Räubereyen zurückzögen. Jetzt machte man in einem allgemeinen Reichstage das Gesetz, daß der Adel nicht anders mehr verbunden seyn sollte, dem König in den Krieg zu folgen, als wenn es wirklich um Vertheidigung des Vaterlandes, nicht aber, wenns blos um innerliche Zwistigkeiten und eitle Vorwände der Vergrößerungssucht zu thun wäre.

Man verordnete auch, daß eine adliche Mutter ihren Kindern den Adel mittheilen sollte, wenn gleich der Vater ein Unadlicher wäre. Dies neue Gesetz beweist, daß vorhin das Territorialeigenthum nur denen gehörte, deren Hand den Degen und die Lanze führte. Die erstern Gesetze wurden also abgestellt, (eine merkwürdige Epoche!) und das Erbe der Krieger gieng in die Hände der Weiber über. Nur die Succession zur Krone war hievon ausgenommen.

Von einem unternehmenden und wilden Volke einen schimpflichen Frieden erkaufen, das hieß offenbar, es einladen, wieder zu kommen und sich einen Weg in das Innere des Reichs zu öffnen. Man hatt' es besoldet, statt es zu bekämpfen. Seine Einfälle wurden also häufiger; und wie die erste Nichtswürdigkeit eine zweyte nothwendig macht, so trieb Karl die Niederträchtigkeit so weit, daß er die Contributionen, welche die Städte des Reichs

diesen

diesen Räubern des Norden bezahlen sollten, durch einen Tarif festsetzte und regulirte. In welch eine unbegreifliche Erschöpfung mußte also nicht dieses fränkische Reich versunken seyn, das unter dem Scepter **Karls des Großen** so voller Leben und Kraft, so angesehen und furchtbar war!

Von allen Seiten her erhuben sich Feinde, weil **Karl** die Kunst nicht verstanden hatte, sich dem ersten Unternehmen gegen die Nation zu widersetzen. Seine einzige Wissenschaft war, die Empörungen mit Gelde zu dämpfen; er verwende das Geld dazu, sagt' er, was der Krieg gekostet haben würde: ein Raisonnement, welches sich wohl zuweilen für den Mächtigen passen mächte, aber gewiß nie für den Schwachen paßt.

Die großen Herren ergriffen um diese Zeit die Partie, sich in ihren Erbländern einzuschanzen, und da sie keinen Theil mehr an dem allgemeinen Interesse nehmen wollten, welches auf eine so nichtswürdige Art verletzt war, machten sie sich noch unabhängiger, als sie schon waren. Sie begnügten sich, ihr Gebiet zu vertheidigen und zu vergrößern, und warfen ihre Blicke nicht über dasselbe hinaus. Wir sahen sie noch als edle Vermittler zwischen jenen erbitterten Brüdern, deren gänzlichen Ruin sie verhüteten; seit dieser Zeit standen sie nur noch in schwacher Verbindung mit der Krone, sie bereueten es nur zu sehr, daß sie sich in die traurigen Streitigkeiten dieser Prinzen gemischt hatten, und sie verachteten nun endlich ihre Anerbietungen, wie ihre Person.

Der

Der Kaiser **Lothar** starb; und da er drey Söhne hatte, so mußt' eine neue Theilung vorgenommen werden. Es wäre für die erschöpfte Monarchie besser gewesen, daß man ihre Wunden geheilt, und ihre verschiednen Theile gehörig befestigt hätte, als daß sie sich solchergestalt zerhauen sehen mußte, um das Bischen von Kräften, was ihr noch übrig war, vollends zu verlieren.

Dieser **Lothar**, dessen unbändige Ehrsucht, Treulosigkeit, Hartnäckigkeit und übrige Laster, die daraus entspringen, das Vaterland, seinen Vater und sein Haus so lange gequält hatten, starb in einem Mönchshabit, welchen er, seine Verbrechen abzubüßen, angelegt hatte. Ein unnatürlicher, unersättlich habsüchtiger, gottloser Bösewicht, glaubt' er den Himmel durch eine religiöse Kleidung zu besänftigen; gleich als ob eine Kapuze und eine Mönchsplatte Verwüstung, Blutvergießen und den Ruin der Staaten wieder gut machen könnten. Man sagt, er sey in diesem Habit ruhig gestorben.

Karl, welcher noch nicht in den letzten Zügen lag, auch von Gewissensbissen, wie sein Vater, nichts fühlte, trachtete, ungeachtet er seine Staaten nicht zu regieren verstund, doch nach neuen, die ihm nicht zukamen. Er wollte sich den Tod des Kaisers zu Nutze machen, und bewies mehr Thätigkeit, da es auf eine Usurpation, als da es auf eine rechtmäßige Vertheidigung ankam. Er sperrt zwey seiner Neffen, die ihm hätten Händel machen können, ein,

belohnt

belohnt die Verräther, die sie ihm überliefern, nimmt Aquitanien weg, und ist schon stolz darauf, daß das Glück seine Verwegenheit und Treulosigkeit gekrönt hat.

Allein er hatte sich gar zu verhaßt gemacht, als daß man ihn hätte in Ruhe lassen sollen. Die Großen erfuhren diese Invasion in ihrer Entfernung, und erhuben sich alle auf einmal, um ihn zu unterdrücken. Sie sagten laut: da sie ihn auf Kosten ihres Bluts und ihrer Güter auf den Thron gesetzt, so müßten sie ihn jetzt absetzen, weil er sich öffentlich als einen Usurpateur aufführte. Sie luden **Ludewigen den Deutschen** ein, nach Frankreich zu kommen, und seinen Thron einzunehmen; und beriefen eine freye und allgemeine Versammlung zu **Verberie**. **Karl**, voller Schrecken über diese Anstalten, verspricht, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; allein man glaubt seinen Versprechungen nicht mehr. Die Prinzen vom Geblüt und von der Nation erkannten **Ludewigen** für ihren Herrn an, und er wurde feyerlich durch den Erzbischof von Sens gekrönt. Die Klagen, die man gegen **Karln** vorbrachte, waren so wichtig, und der Wille der Großen schien so weise, so vernünftig, daß **Ludewig der Deutsche** seinen Bruder nicht zu berauben schien, da er seine Staaten in Besitz nahm.

Karl, verlassen und gezwungen sich zu verbergen, (so vollkommen war sein Fall,) hatte den Muth, an seinem Glücke nicht zu verzweifeln. Er zeigte mehr Talente außer dem Throne, als auf dem

dem Throne selbst, und wußte sich die Unvorsichtigkeit seines Nebenbuhlers, der sehr zur Unzeit einen Theil seiner Armee abdankte, weil er sich in seinem neuen Besitz hinlänglich gesichert glaubte, geschickt zu Nutze zu machen. Karl unterhandelte insgeheim mit den Großen, die ihn verlassen hatten, schmeichelte ihrem Stolz, demüthigte sich, machte sie auf den Geiz seines Bruders aufmerksam, machte ihnen große Hoffnungen, verschwendete neue Versprechungen und Betheurungen; sie ließen sich rühren, oder durch besondre Anerbietungen täuschen. Karl ließ ihre Gesinnungen nicht erkalten; und nachdem er in aller Eile eine Armee zusammengebracht, eroberte er seine Provinzen eben so leicht wieder, als er sie verloren hatte, und stürzte Ludewigen in dieselbe Gefahr, welcher er selbst entgangen war. Er bekannte öffentlich, daß er freylich von denen, die ihn auf den Thron erhoben, hätte gerichtet und abgesetzt werden können; da man ihn aber nicht angehört habe, so sey seine Absetzung ungültig. Man machte ihm dagegen keinen Einwurf, weil man ihn wieder einsetzen wollte, und sein Bruder verschwand.

Die Normänner verheerten die Küsten mit ihrer gewöhnlichen Verwegenheit. Karl, gedrungen einen Entschluß zu fassen, hielt ein Parlement zu Compiegne, und gab, mit Genehmigung des Reichstages, dem Grafen Robert, mit dem Zunamen der Mannhafte (fortis), ein Herzogthum zwischen der Loire und der Seine, um ihn gegen diese nordischen Völkerschaften zu vertheidigen. Robert

bert entsprach der hohen Erwartung, die man von seiner Klugheit und Tapferkeit gefaßt hatte.

Dieser Name, welcher hier zum erstenmal aus der Dunkelheit hervorgeht, muß uns sehr aufmerksam machen. Er war der Aeltervater des Hugo Caper, und die wichtigen Dienste, die er der Nation leistete, und wodurch er sie zur Erkenntlichkeit nöthigte, öffneten seinen Nachkommen den Weg zum Thron. Das Ende des karolingischen Hauses wird uns die frappanteste Aehnlichkeit mit dem Ende des ersten Hauses darstellen. So sehr hat das Genie der Völker einen unwandelbaren und ausgezeichneten Einfluß, trotz alles dessen, was den Grund des Charakters verbirgt.

Verschiedne dieser Magnaten, oft die Friedensstifter in jenen politischen Händeln, besaßen eine in Verhältniß ihrer Besitzungen so große Gewalt, daß ein gewisser Oberforstmeister, Namens Balduin, die Tochter des Königs von Frankreich entführte, den König zur Einwilligung zwang, sie heirathete, und sich Grafen von Flandern nennen ließ.

Da Lothars Sohn, der Kaiser Ludewig starb, so gieng Karl, welcher seinen nahen Tod vorausgesehen hatte, kaum wieder fest auf seinem eignen Thron, mit einer mächtigen Armee über die Alpen, und bemächtigte sich der Schätze des Kaisers und seines Reichs in Italien. Dies Glück schwellte seinen Ehrgeiz an; er begab sich nach Rom, und erkaufte daselbst die kaiserliche Krone. Der Papst, welcher sie verkaufte, foderte dafür gleichwohl das

Opfer

Opfer seiner schönsten Prärogativen. **Karl**, der sich immer des Geldes statt des Genies bediente, handelte nicht über die Bedingungen, und überließ es der Zeit, ihm seine veräußerten Rechte wiederzugeben.

Ludewig der Deutsche, mit Recht über diese Krönung, die seinem zweyten Sohn zum Nachtheil gereichte, aufgebracht, rüstete sich, **Karls** Staaten anzufallen; allein der Tod that zu Frankfurt seiner Rache und seinen Absichten Einhalt.

Karl wollte nun, nachdem er dem Vater getrotzt hatte, seine Neffen berauben; allein sie hatten Jahre und Erfahrung, und thaten ihrem Onkel muthigen Widerstand. Auf seinen Eintritt in Deutschland erfolgte eine baldige Niederlage, die ihn den Frieden, welchen er gestört hatte, respectiren lehrte.

Auf die Stimme des Papsts, welcher ihn zu seinem Bundsgenossen, oder vielmehr Vasallen, gemacht hatte, flog er gegen die Saracenen, welche die Länder der Kirche mit Feuer und Schwerdt verheerten, und sah dabey mit gleichgültigern Augen den Normännern zu, die, bald zurückgeschlagen, bald Sieger, seine eignen Staaten zu Grunde richteten. Sein ganzes Interesse schien sich in Italien zu concentriren, und gegen die kaiserliche Krone schien er den Scepter von Frankreich zu verschmähen. Er glaubte einen glänzenden Triumph davon zu tragen, und seine Macht zu vermehren, da er seine Gemahlinn zu Tortona zur Kaiserinn

krönen

krönen ließ. Titel verblenden sogar Könige, und sie lassen oft das Wesentliche im Stiche, um dem Schatten nachzulaufen. Was war der Titel, welchen Karl der Große geführt hatte, da seine damit verbundene Macht nicht mehr dieselbe war? Alle Herrschaften waren getheilt. Karlmann, König von Baiern, näherte sich, um ihm, dem Testament des Kaisers gemäß, diese Eroberung, oder vielmehr diesen Titel, streitig zu machen. Der Papst blieb dabey kein müßiger Zuschauer; aber falsche Gerüchte, übertriebne Berichte, jagten allen dreyen zu gleicher Zeit ein panisches Schrecken ein, so daß man den Karlmann Hals über Kopf nach Deutschland, Karln eben so eilig nach Frankreich, und den Papst nicht weniger geschwind nach Rom zurückkehren sah.

Dieser seltsame Irrthum, welcher sie alle drey hintergieng, vereitelte zugleich ihre respectiven Absichten; aber Karl, voller Scham über seinen Irrthum und entschlossener in seiner Eroberungssucht, wollte durch eine so sonderbare Begebenheit seine Entwürfe nicht unterbrechen lassen; er brach also wieder auf, und schickte sich an, über die Gebirge zurückzugehen. Die Generale seiner Armee, müde unter ihm zu dienen, unzufrieden über sein Verhalten, das sich durch Unternehmungen auszeichnete, die zu gleicher Zeit von seiner Unfähigkeit, Unruhe und Unbeständigkeit zeugten, bestachen seinen Arzt Zedekias, einen Juden, daß er ihm Gift geben mußte. Der Arzt wurde, so viel man weiß, für dieses Verbrechen nicht bestraft; ja man machte

ihm nicht einmal einen Proceß deswegen: ein Beweis, daß die Verschwörung durch eine mächtige Faction angezettelt war. Es ist wahr, der Jude konnte sich immer leicht rechtfertigen: er hatte ja seinen Herrn in einem medicinischen Trank vergiftet, und durfte ja also die Schuld nur der Wirkung der Medicin zuschreiben, wofür der Arzt nie gut sagt. Man balsamirte seinen Körper ein, um ihn nach St. Denis zu bringen; allein das Gift hatte ihn in eine so starke Fäulniß gebracht, daß die Armee den Gestank nicht aushalten konnte, und man daher genöthigt war, ihn unterwegs zu begraben. Dieser Kaiser starb in einer Bauernhütte, und sein Tod war nicht so sanft, als der, welcher den Armen daselbst erwartet.

Er wurde nicht bedauert. Sein unruhiger und rastloser Geist war nicht umfassend genug, um seinen Unternehmungen einen festen Grund zu geben. Sie scheiterten alle, und gereichten ihm nur zur Schande. Seine Ehrsucht hatte ein ganz verkehrtes Auge; er machte Entwürfe von Vergrößerung, unterdeß er das, was er schon besaß, weder vertheidigen noch behaupten konnte. Er stellte oft Concilien an, denen er persönlich beywohnte, und immer die größte Unterwürfigkeit gegen die päpstliche Autorität bewies; war aber blos deswegen ein so eifriger Verfechter der Rechte Roms, um mit ihr die höchste Gewalt zu theilen. Seine Politik war, daß er den Mißvergnügten durch Erweiterung ihrer Privilegien den Mund stopfte; alles aber, was Volk und schwach war, wurde unter seiner Regierung gequält, weil er nichts davon zu fürchten hatte.

te. Er machte mit den Bischöfen gemeine Sache, um diesen Theil des Staats zu plündern, und sein Murren zu unterdrücken. Prachtvoll und verschwenderisch, wußt' er die Wohlthaten, die er verschwendete, nicht einmal zu seinem Vortheil zu gebrauchen; sich ihrer gehörig bedienen zu wissen, ist die Kunst kluger Könige. Der Mensch war bey ihm nicht verständiger, als der Monarch. Arglistig und grausam, war er ein schlechter Verwandter: seine Gemahlinn, weit entfernt sich um das Verbrechen seiner Vergiftung zu bekümmern, verband sich mit denen, welche ihn hingerichtet hatten, und bezeugte über seinen Tod, selbst äußerlich, nicht mehr Betrübniß, als das Volk. Das Vaterland, welches noch bey seinem Namen seufzt, darf es ihm nie verzeihen, daß er Frankreich den Einfällen der Normänner geöffnet, und sich bey dieser schrecklichen Plage so gleichgültig bewiesen hat. Seine Nachkommen mußten für diesen großen Fehler büßen.

Von den Lehen.

Unter Karl dem Kahlen nahm eigentlich die Lehnsgewalt ihren Anfang. Ihre Entstehung konnte wirklich nicht lange ausbleiben; das Königreich war schon in verschiedne Herrschaften zertheilt, die den Gehülfen der Stifter dieses Reichs, als eine Art von Appanagen, gegeben wurden: ich

meyne den Kriegern, die sich ihren Diensten geweiht und ihnen zu ihren Eroberungen behülflich gewesen waren. Diese hatten gewiß ihr Blut nicht vergossen, um den folgenden Tag wieder in Unterdrückung, Sklaverey und Dürftigkeit zurückzufallen. Man nannte sie **Leuden** oder **Grafen**. Diese Herren, von allem Tribut frey, waren nur zum Kriegsdienst verbunden. Die Lehen waren wiederruflich; **Karl der Kahle** machte sie erblich, aber zu seinem eignen Vortheil. Diese Anordnung war eine unvermeidliche und nothwendige Folge des Erstgeburtsrechts, welches er für die Succession der fränkischen Könige zur Krone einführen wollte. Er verordnete, gemeinschaftlich mit seinen beyden Brüdern, auf einer Versammlung zu **Mersen**, daß die Söhne künftig den Scepter ihres Vaters, und zwar nach dem Recht der Erstgeburt, erben sollten: eine sehr wichtige Veränderung in der politischen Constitution. Bey jedem Tode eines Königs wurde sonst der Thron als erledigt angesehen. Der glücklichste, der stärkste oder der geschickteste Prinz, wofern er nur von königlichem Geblüt war, bestieg ihn zum Nachtheil nicht nur seines ältern Bruders, sondern auch der Söhne des verstorbnen Monarchen. **Karl**, um die höchste Macht zu befestigen, und sie erblich zu machen, trug kein Bedenken, dasselbe Privilegium allen seinen Vasallen zu ertheilen, die also, dem Beyspiel des Monarchen zufolge, aus den Gütern, die sie bisher nur auf Lebenslang besaßen, ein unumschränktes Eigenthum machten; und dasselbe Gesetz, welches den Thron

für

für erblich erklärte, gab auch allen ihren Besitzungen den nämlichen Charakter.

Karl der Kahle handelte sehr unbesonnen; seine politischen Einsichten waren sehr eingeschränkt, wie man schon aus den Thatsachen abnehmen kann. Er glaubte sehr viel für seine Autorität und das Interesse der Seinigen gewonnen zu haben, und sahe nicht vorher, welch ein Principium von Anarchie er in dem Königreich aussäete. Im höchsten Grade eifersüchtig auf den Kaisertitel, wollt' er ihn ohne Schwierigkeit auf seine Nachkommen forterben; allein durch seine Uebereilung betrogen, riß er von dem Gebiet der Krone jene widerruflichen und unveräußerlichen Lehen ab, welche immer Kriegern gehörten, aber nicht immer in der Succession einer und eben derselben Familie blieben; er machte sie zu kleinen unabhängigen Fürstenthümern: wozu ihn ohne Zweifel die allgemeine Neigung und Disposition der Gemüther hinriß. Dies Gesetz war den Herren sehr angenehm, und es geschah nun, daß ein kleines fast unbekanntes Lehen seitdem durch die nämlichen Gesetze regiert wurde, welche in den königlichen Häusern die Succession zum Throne festsetzen; ein offenbar ungereimtes Verhältniß! denn das allgemeine Gesetz, welches das Ganze bewahrt und aufrecht erhält, muß wesentlich von denen verschieden seyn, welche den Gehorsam der Bürger reguliren sollen.

Solchergestalt entstand in Frankreich die Verfassung, welche sich auf das Lehnsgesetz gründet.

Es konnte nichts anders daraus entspringen, als Schwächung der königlichen Autorität; aber diese Autorität hatte, wie der aufmerksame Leser gesehen haben wird, noch nie ihre volle und ganze Kraft gehabt. Erst nach langwierigen Streitigkeiten und Kämpfen verschlingt endlich die höchste Gewalt alle andern.

Die Polizey der Lehen giebt uns einen unwiderleglichen Beweis von der Art von Gleichheit, die in einer ursprünglich militarischen Verfassung herrschte; und Deutschland, wo man noch jetzt die Trümmern der alten Verfassung findet, stellt uns, in seinen unter viele Fürsten getheilten Provinzen, dies in dem übrigen Europa, wo Könige geherrscht haben, fast erloschene Gemälde noch dar.

Wenn der Kaiser, als der Mächtigere, den Vasallen des Reichs den Ton angiebt, und sie durch eine überlegne Gewalt vereinigt hält, so hatte eben so auch Karl der Große ein ausgezeichnetes Uebergewicht: aber der Vasall des Regenten hatte darum nicht minder seine Rechte, ihm Gehorsam zu weigern; und den Afterlehnsträgern stand es frey, sich für Freunde oder für Feinde der Krone zu erklären, je nachdem ihr Interesse es erfoderte, oder ihr Eigensinn entschied. Verschiedne waren mächtig genug, sich aller Oberherrschaft zu entziehen, und setzten in ihre Acten, sie hiengen nur von Gott und ihrem Degen ab. Daher die freyen Erblehen, oder Allodialgüter.

Die Natur der Geschichte erlaubt ihr nicht, sich in kritische Untersuchungen über die relative Güte

der

der Staatsverfassungen einzulassen. Es ist schwer, die physischen und moralischen Eigenschaften der Völker, und folglich die Gebrechen und Vortheile der Administration, dem Calcul zu unterwerfen. Da sie die Wohlfahrt und Ehre der Bürger, deren Lage nicht immer dieselbe ist, zu bewirken suchen muß, so muß sie nothwendig veränderlich seyn; denn die beste Verfassung ist immer diejenige, die, da sie sich nicht scheuet, alle die Punkte zu durchlaufen, die beym ersten Blick die allerentgegengesetztesten zu seyn scheinen, sich den verschiednen Bedürfnissen der zahlreichsten Klasse anzuschmiegen weiß. Hat also die Verfassung nur ein Principium der Einheit, und knüpfet sie alle Glieder, welche die Gesellschaft ausmachen, an einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt, so ist sie, ihre Modification sey übrigens welche sie wolle, gut, oder wenigstens erträglich.

Man wundre sich also nicht, daß die Lehnsverfassung Anhänger gefunden hat; sie verdiente sie zu haben. In Zeiten der Unwissenheit und Barbarey verhütete sie den Despotismus, die schlimmste Krankheit der Staaten; sie schützte den größten Theil Frankreichs gegen die Schwäche der Könige; sie gab dem Menschen den Grad von Freyheit, dessen er damals fähig war; und sie that vielleicht mehr für das damals ganz uuwissende und zerrüttete Menschengeschlecht, als die neuern Verfassungen in Zeiten der Aufklärung für Menschen, welche zu der größten Civilisation der Sitten vorbereitet waren, nicht gethan haben. Die wahren Grundsätze sind

jetzt entdeckt; wir sind aufgeklärter: aber auch glücklicher?

Es scheint, daß man, unter dieser alten Verfassung, Unordnung und Verwirrung nicht anders als ein von der Menschheit unzertrennliches Uebel betrachtete; allein die Vorurtheile, die nur den Zweck haben, sehr große Reiche zu formiren, und diese als die wahre Vollkommenheit der Legislation darstellen, diese Vorurtheile, sag' ich, existirten wenigstens noch nicht.

Es wäre vielleicht nicht übel, über das Glück, die Ruhe, und selbst die Stärke dieser alten kleinen Staaten Untersuchungen anzustellen. Alle diese eingeschränkten Besitzungen wurden vertheidigt, geschützt, belebt durch eine gewisse Anzahl von Fürsten, die, aufmerksam auf ihr Eigenthum, alle Vortheile daraus zogen, welche der Boden und die Einsichten ihrer Zeit ihnen verstatteten. Verschiedne Namen dieser Fürsten fanden eine Stelle in den Annalen der Wohlthätigkeit, und leben noch jetzt in dem Andenken der Landbauer. Die unbändige wütende Ehrsucht eines einzigen Herrn würde alles verwüstet haben; mehrere aber hielten sich einer durch den andern im Zaum; ganze Völkerschaften ruhten im Frieden unter dem Schilde dieser zahlreichen Herren, die, indem sie ihr Gebiet vertheidigten, den Ackerbau beschützten, und, zufrieden mit der Ehrerbietung ihrer Vasallen, fast nichts weiter von ihnen foderten. Wohl den Landleuten, welche um das Schloß eines menschlichen Herrn herumwohnten!

wohnten! Es müssen ihrer viel mehrere gewesen seyn, als man sich jetzt nicht einbildet; und man hat wahrlich diese alte Verfassung zu sehr herabgesetzt, da sie doch nur unvollkommen war, wie so viele andre. Die Bevölkerung, das unzweydeutige Kennzeichen der öffentlichen Wohlfahrt, hatte damals eine immer gleiche und lebendige Kraft; und dies sollte uns abhalten, zu entscheiden, und uns mistrauisch gegen die Ideen machen, die uns so lieb sind, und die wir vielleicht ein wenig zu übereilt angenommen haben.

Karls Regierung war die Epoche, wo die päpstliche Autorität sichs anmaßte, alle Diademe der Erde der Tiare zu unterwerfen; und diese Anmaßung, weit entfernt sich zu vermindern, gieng in den folgenden Jahrhunderten immer noch so viel weiter, daß sie endlich eine Universalmonarchie, durch Waffen, die nicht weniger mächtig, nicht weniger furchtbar waren, als die des alten Roms, zu Stande brachte.

Einige besondre Begebenheiten.

Unter die Regierung Karls des Kahlen setzt man die Fabel von der Päpstinn Johanna. Zu allen Zeiten hat es solche außerordentliche Menschen gegeben, die, indem sie ihr Geschlecht belügen, das Erstaunen beyder sind. Die physische Natur, welche ihre Ausnahmen hat, schließt zuweilen Tapferkeit, Unerschrockenheit und große Ta-

lente in den Körper eines Weibes ein; aber ein Papst, welcher mitten in einer feyerlichen Procession niederkömmt, bot den Feinden des heiligen Stuhls ein gar zu lustiges Histörchen dar, als daß sie hätten ermangeln sollen, es auszubreiten und zu verschönern, ohne ihm jedoch Glauben beyzumessen. Ohne die Fackel einer gesunden Kritik würde diese Fabel, welche der römischen Kirche so sehr Unrecht gethan hat, noch jetzt circuliren, und ihr eine Menge leichtsinniger und superficieller Köpfe rauben, weil die Gewalt des Lächerlichen keine von den kleinsten ist.

Die Lehre von der reellen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl war bisher immer ohne Widerspruch und so fest geglaubt worden, daß man sichs gar nicht einfallen ließ, Einwürfe gegen diese allgemein anerkannte Wahrheit nur vorauszusetzen. Gleichwohl betrachtete man die theologischen Fragen von allen möglichen Seiten, und mit einer wirklich merkwürdigen Spitzfündigkeit. Nachdem sie lange durchdisputirt waren, brachten sie endlich die wahre, feste und unerschütterliche Lehre zum Vorschein. Da der Gebrauch der Sacramente allgemein und sehr häufig war, so hatte vielmehr der Glaube, als irreligioser Zweifel, untersucht, was aus dem genossenen Leibe Christi nach der Communion würde, ob er auch der Verdauung und ihren Folgen, gleich den gewöhnlichen Nahrungsmitteln, unterworfen wäre. Diese, lange sehr zahlreiche Secte nannte sich **Sterkoranisten**. Die Streitigkeiten über diesen Punkt wurden in einem sehr

ernst-

ernsthaften Tone geführt, und man argwöhnte nicht, daß man durch solche Sätze Stoff zum Gelächter geben könnte.

Auch die Prädestination veranlaßte die hitzigsten Streitigkeiten. Ein deutscher Mönch, Namens **Gotschalk**, machte auf einmal jene müßigen und tiefsinnigen Fragen rege, wobey die menschliche Vernunft sich ins Nichts verliert. Er hatte in dem gelehrten und strengen **Hinkmar von Rheims** die Controvers gegen sich, und dieser hatte, als Erzbischof, das Recht, ihn zu richten. Er behandelte ihn, es sey nun aus Eifersucht, oder aus theologischem Zorn, mit einer Härte, die noch den Eigendünkel des Mönchs übertraf. Er ließ ihn in einem Concilio verdammen, daß er der Priesterwürde entsetzt, und vor einem großen Feuer so lange gestäupt werden sollte, bis er selbst seine eignen Schriften hineingeworfen hätte. Dies Rafinement eines Autors verrieth in **Hinkmarn** einen eifersüchtigen Nebenbuhler. **Hinkmar** hatte Schriften herausgegeben, die der andre verwegen genug gewesen war, nicht zu bewundern, und sogar zu bestreiten. Die abbüßende Stäupung geschah in Gegenwart des Königs. Der Mönch wurde darauf ins Gefängniß geworfen, beharrete aber bey seiner Meynung. Hatt' er gleich gezwungener Weise seine Schriften verbrannt, um nicht an einem gelinden Feuer gebraten zu werden, so hatt' er doch seinen Gesinnungen nicht entsagt. Nichts konnte seine Hartnäckigkeit überwinden. Im Augenblick des Todes behauptete er noch, was er geschrieben hatte, und wurde dafür wie ein in den

Bann

Bann gethaner behandelt. Man weigerte ihm die Sacramente und das Begräbniß. Was erfolgte aber daraus? Daß er nach seinem Tode eine unzählige Menge desto eifrigerer Proselyten bekam.

Die lateinische Poesie, welche jetzt wieder aufwachen wollte, nachdem sie seit Augustens Zeitalter geschlafen hatte, blieb von den bisarren Ideen dieser Zeit nicht frey. Die Poesie ist, trotz ihrer pompösen und ausgesuchten Ausdrücke, im Grunde nichts weiter, als ein Kinderspiel, so bald sie nicht große Gedanken oder große Bilder zum Gegenstande hat. Ein Dichter, welcher, seinem Metier getreu, **Karln dem Kahlen** schmeicheln wollte, machte ihm zu Ehren ein Gedicht von drey hundert Hexametern, worin jedes Wort mit einem C anfieng. Hier ist der erste Vers:

Carmina clarisonæ calui cantate camœnæ.

Da es Leser und besonders Maler giebt, die gern von dem Costume unsrer Könige unterrichtet seyn möchten, so wollen wir für sie allein hier bemerken, daß **Karl der Kahle** (in allen Stücken das Widerspiel von **Karl dem Großen**,) einen außerordentlichen Luxus suchte, und sehr prächtig in Kleidungen war. Auf griechische Art gekleidet, welches die Nation sehr anstößig fand, trug er ein langes Gewand, welches ihm bis auf die Ferse reichte, ein Wehrgehenk mit Gold gestickt, und sehr reich mit Perlen und Edelgesteinen besetzt, einen goldnen Degen mit Diamanten ausgelegt,

legt, einen seidnen Schleyer auf dem Kopf, und darüber eine prächtige Krone.

Ludewig II, mit dem Zunamen der Stammelnde.

Karls des Großen Familie entartete nun sichtbarlich. **Ludewig der Zweyte** empfieng die Krone nicht, sondern er kaufte sie. Um sich der Stimmen der Großen zu versichern, gab er den ersten, welche sich meldeten, die Abteyen, die Grafschaften, die Gouvernements, die sie verlangten. Da die übrigen auch zuliefen, um an dieser Ausspendung Theil zu haben, war seine Freygebigkeit erschöpft. Nun murreten sie, und behaupteten, er habe über diese Güter ohne Einwilligung der Generalversammlungen nicht disponiren dürfen.

Die Kaiserinn, seine Stiefmutter, erschien mit dem Schwerdt des heil. Petrus, der Krone, dem Scepter und den königlichen Kleidern. Die zahlreichste Partey brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. **Ludewig** wurde zum König gekrönt. Bey seiner Salbung mochte er sich durch einen besondern Eid verbindlich, die Vorrechte der Magnaten zu schützen, und zu halten, was er ihnen versprochen, das heißt, seine Schenkungen nicht wieder umzustoßen.

Diese Art von Contract zwischen dem König und den Herren, die ihm Gesetze vorschrieben, die Verbindung der Kaiserinn mit eben diesen Großen, die

die sich gegen ihren Herrn verschworen hatten, das affectirte Stillschweigen über das Verbrechen des treulosen Zedekias, alles dieß macht es sehr wahrscheinlich, daß dieser Arzt nicht allein strafbar war, und daß er nur einem jener ehrsüchtigen Complots, die ein geheimnißvolles Dunkel einhüllt, zum Werkzeuge gedient hatte.

Ludewigs Vasallen waren seines gleichen geworden. Man sah den Boso, Vicekönig von Italien, und Grafen von Provence, einen der furchtbarsten durch seine Macht, die Tochter des Kaisers entführen und heirathen, und man wagt' es nicht, ihn zu verfolgen; man sah ihn das Königreich Arles errichten, welches Provence, Dauphine', Lyonnois und Franche-Comte' begriff; kurz, er war ein wahrer Souverain. Ludewig, welcher angegriffen und des Seinigen beraubt zu werden fürchtete, wünschte nur mit solchen Vasallen in vollkommner Einigkeit zu leben. Er hielt also Frieden mit allen seinen Nachbarn, und nahm keinen Theil an den Unruhen, die zu Rom entstanden waren, um ihn wider seinen Willen zum Kaiser zu machen.

Der Papst hatte sich, ungebeten, gänzlich dem Interesse des Königs von Frankreich geweiht. Da er hartnäckig auf seiner politischen Wahl bestand, so wurd' er durch eine entgegengesetzte Faction angegriffen, die den König von Baiern zum Kaiser haben wollte. Der Papst wurde ins Gefängniß gesetzt, woraus er sich nur durch List befreyte, und

sich

sich bald darauf nach Frankreich rettete, wohin er den besten Theil des Schatzes Petri mitnahm.

Hier stellt' er, als Flüchtling, den **Boso** und den König von Frankreich in gleichen Rang; er rief sie auf gleiche Weise um Hülfe an, und that ihnen, so zu sagen, die nämlichen Anerbietungen. Dem erstern versprach er eine Krone, dem andern das kaiserliche Diadem, und schien ihnen zu sagen: Ich werde mich für den determiniren, welcher mir die schnelleste und mächtigste Hülfe gegen die Feinde des Kirchenstaats leisten wird. Keiner verlangte gleichwohl, in diesen Umständen, den kaiserlichen Thron; er blieb drey ganzer Jahre, bis zum Tode der beyden Concurrenten, erledigt. Sie hatten alle neuen Competenten durch die Wut und Gewaltsamkeit ihrer Waffen abgeschreckt.

Der Papst hielt eine Kirchenversammlung zu Troyes, wo er folgenden Canon, das authentische Zeugniß von der Schwäche der königlichen Gewalt, publicirte: **Die Mächte der Welt sollen den Bischöfen hinführo mit der größten Ehrerbietung begegnen, und folglich nie die Dreistigkeit haben, sich vor ihnen niederzusetzen, wofern sie es ihnen nicht selbst befehlen, ꝛc.** Und es war ein abgesetzter Papst, der so sprach!

Beym Beschluß des Conciliums legt' er demselben eine Schenkung vor, welche **Karl der Kahle** zum Besten des heil. **Petrus** gemacht haben sollte. Sie begriff, außer reichen Klöstern, die Abteyen **St. Denis** und **St. Germain-des-Pres.**

Ludewig

Ludewig der Stammelnde war unschlüssig, aus Liebe zum Frieden, ob er diese Schenkung nicht anerkennen sollte. Die Großen verwarfen sie mit Unwillen, und behaupteten, da die Könige nur die Nutzniesser der Güter ihres Reichs wären, so könnten sie dieselben nicht veräußern. Sie waren also aufmerksamer auf die Erhaltung der königlichen Domainen, als der König selbst.

Verschiedne Mißvergnügte standen auf, und berufen sich auf ihr Recht, eine neue Theilung zu machen. Vergebens hatte Ludewig einen Theil des Reichs zerstückelt, und viele Gouvernements erblich gemacht; er konnte sie nicht alle befriedigen. Man argwöhnt, daß er vergiftet worden, und zwar von den Händen derer, die schon seinen Vater vergiftet hatten. Seine Gemahlinn war schwanger, als er starb. Sie kam mit einem Sohn nieder, welcher Karl genannt wurde, und nachmals den Zunamen der Einfältige bekam. Von einer erstern Gemahlinn, die er heimlich geheirathet, und, aus Gehorsam gegen seinen Vater, verstoßen hatte, hinterließ er Ludewigen und Karlmann, seine Nachfolger, die man mit Unrecht Bastarde genannt hat. Da Ludewig II nur zwey Jahre regierte, so kann man ihm die Begebenheiten während seiner Regierung nicht zur Last legen, da er nicht Zeit hatte, allen den Uebeln und Mißbräuchen abzuhelfen, und irgend etwas Nützliches und Denkwürdiges zu unternehmen.

Die Nachfolger Ludewigs des Stammelnden, bis zum Ausgange des zweyten Stammes.

Durch die Menge der Theilungen geschwächt, oder vielmehr mit den nöthigen persönlichen Eigenschaften nicht bgabt, fehlte es allen diesen Fürsten an Tapferkeit und Genie, den Einbruch fremder Völker zurückzutreiben, welches doch ihre erste Pflicht war. Da die Lehen und Beneficien rechtmässige Besitzungen geworden waren, so konnten die Könige sie denen nicht mehr streitig machen, die ihr Blut zur Vertheidigung des Vaterlandes vergossen hatten. Man betrachtete diese Güter als Preise der Kämpfe, und Belohnungen der Taferkeit. Die Krieger hatten sich ohne Zweifel zu theuer bezahlen lassen: allein, wenn der Souverain nicht mehr persönlich zu commandiren, und selbst am Kriegsdienst Theil zu nehmen versteht, so muß nothwendig die Belohnung verhältnißmässig steigen, und das Gewicht einer neuen Autorität bald der seinigen die Wage halten.

Diese Herren hatten die Schwäche der Regenten zu benutzen gewußt. Sie hatten das gefodert, was ihnen nicht leicht abzuschlagen war, und durch neue Reichthümer strebten sie dann nach einer noch größeren Macht. Aus Vertheidigern des Königreichs wurden sie Herren desselben. Dieser große militairische Körper, welcher den Thron niederdrückte, belästigte bey weitem nicht so sehr das Volk, welches anfangs, wie es scheint, nicht darunter

litt. Denn jeder Theil des Staats hatte nicht mehr, und konnte nicht mehr haben, als Einen Herrn, nicht mehrere, wie man fälschlich hat behaupten wollen. Die Lehnsverfassung hatte ohne Zweifel ihre Mißbräuche, und entartete in der Folge; aber sie war edel und großmüthig in ihrem Ursprunge. Es scheint, aus der übermässigen Ungleichheit der Vermögen, daß sie nicht eher habsüchtig und blutschinderisch wurde, als da die Herren sich mit ihren Reichthümern eine größere Anzahl von Lehen erwarben, statt daß sie vorher fast gleich vertheilt waren. Das unglückliche Gesetz, welches sie zu Erbgütern machte, concentrirte sie unvermerkt in einige wenige Hände; und jetzt erst wurde das gemeine Volk unterdrückt, und in eine Art von Sklaverey versetzt. Man muß diese beyden Epochen, welche nichts ähnliches mit einander hatten, ja wohl bemerken.

In den nachfolgenden Jahrhunderten wurde diese Regierungsform, voller Größe und Weisheit, durch einen unwissenden Stolz, und eine selbstverderbliche Habsucht verdorben; und statt jener majestätischen Nationalversammlungen, wo die freye Stimme des Volks den Capitularien die Kraft der Gesetze gab, usurpirten die Herren eine eigne Justiz, substituirten ihren besondern Willen und Eigensinn den allgemeinen Reichstagen, und indem sie solchergestalt die Geduld der Menschen, die sie gegen ihr eignes wahres Interesse unterdrückten, ermüdeten, bereiteten sie selbst von ferne die Wiedervereinigung ihrer großen Lehen mit der Krone.

Das

Das geplagte Volk bot zu ihrem Ruin die Hände. Dieß war ohne Zweifel der unüberlegteste Gebrauch ihrer Kräfte. Das Volk hatte nicht die Absicht, sie zu Grunde zu richten; aber es sah sich gezwungen, am Fusse des Thrones Schutz zu suchen, und dieser bediente sich seiner gegen die Großen.

Man sieht jetzt ein politisches Phänomen entstehen: zwey Prinzen, die nur Einen König auf demselben Thron auszumachen scheinen, und in einer wahrhaftig brüderlichen Eintracht leben. Der letzte Wille des Vaters gab die Krone dem ältesten; allein die versammelten Herren, welche besorgten, das Mißvergnügen des jüngern möchte zu neuen Unruhen Gelegenheit geben, beriefen sie beyde zur königlichen Würde, und setzten **Ludewigen** und **Karlmann** dieselbe Krone auf. Und, ein nicht minder seltsames Phänomen! ihr beyderseitiger Wille, gleich frey, war einander nicht entgegen. Man sah unter ihnen aufs neue einige Schimmer von den Tugenden der **Pipine**; sie thaten, wiewohl schwach, den Verheerungen der Normänner Einhalt. Funfzig tausend derselben waren durch die Mündung der Somme ins Land gekommen, hatten Corbie, Amiens, und mehr andre Plätze an diesem Fluß erobert. **Ludewig** eilte herzu, und schlug sie bey Courtray in einem einzigen Treffen; allein er wußte seinen Sieg nicht weit zu verfolgen. Die Normänner sammelten sich wieder, eroberten Cambray, verschanzten sich in einem Fort, welches der König verlassen hatte, und setzten ihre Streifereyen bis in die Picardie fort.

Ihre Regierung war von kurzer Dauer. Ein sehr seltner Zufall brachte **Ludewigen** ums Leben. Er wollte ein junges Mädchen einholen, das seinen Armen entwischt war. Da er es gar zu hitzig verfolgte, rannt' er gegen eine Thüre, die das Mädchen hinter sich zugezogen hatte, und zerstieß sich den Kopf. Sein Bruder **Karlmann** überlebt' ihn nicht lange. Da er auf der wilden Schweinsjagd war, und einer seiner Leute, dem ein wütender Eber mit seinen Hauern drohte, ihn mit einem Fangeisen tödten wollte, traf er den König und verwundete ihn an der Hüfte. Der König, besorgt, daß das unschuldige Versehen seines Bedienten wie ein Verbrechen bestraft werden möchte, machte selbst bekannt, der Eber habe ihn verwundet. Dieser Zug von Güte muß uns sein Andenken werth machen. Er starb durch diesen grausamen Zufall im acht und zwanzigsten Jahre, und litt sieben Tage an seiner Wunde mit edelmüthigem Stillschweigen.

Ludewigs des Stammelnden nach seinem Tode geborner Sohn, **Karl**, hätte den Königen **Ludewig** und **Karlmann**, seinen Brüdern, in der Regierung folgen sollen, weil sie ohne Kinder gestorben waren. Da er aber noch zu jung war, und Frankreich, durch auswärtige und einheimische Feinde zerrüttet und bedrohet, eines Mannes, und nicht eines Kindes bedurfte, so erwählten die versammelten fränkischen Fürsten, der alten Gewohnheit gemäß, den Kaiser **Karl den Dicken**, und schickten nach Italien, wo er sich damals aufhielt,

mit

mit der Bitte, nach Frankreich zu kommen, und die Krone anzunehmen.

Sie handelten als Politiker und als Freunde der Nation. Karl war der mächtigste Monarch von Europa. Es schien, der Scepter Karls des Großen würde in den Händen eines Urenkels, welcher seine ungeheuren Staaten vereinigte, wiederaufleben; allein der Umfang seiner Herrschaft diente bloß, die Schwäche seines Genies zu offenbaren. Schon in seiner frühesten Kindheit hatt' er einen besonders schwachen Kopf; er fürchtete sich vor dem Teufel, von dem man ihm unvernünftiger Weise viel vorgesagt hatte, und auch im reifern Alter verließ ihn dieser unglückliche Eindruck seiner Jugend nicht. Er war so tief eingewurzelt, daß er behauptete, er habe ihn gesehen, und er habe sich nachher auch seines Körpers bemächtigt. Er hielt sich also für einen Besessenen, und ließ sich dem zufolge mehrmals exorcisiren. Ungeachtet dieser Cerimonie, welche, seinen Ideen gemäß, seinen Verstand hätte heilen sollen, behielt doch der erste Schrecken immer die Oberhand. Eine Seele, die in solchen beständigen Aengsten lebt, konnte die Last der Regierung nicht mit Würde tragen. Er rief die Verrätherey zu Hülfe, indem er dieselbe sehr irrig für ein Mittel hielt, seine Ohnmacht zu vergüten. Er that aber nichts, als daß er Frankreich der Wut der Normänner Preis gab; und die Franzosen, voller Unwillen, lehnten sich gegen ihn auf, und stürzten ihn mit einemmal von Thron, indem sie

zu spät bedauerten, daß sie den blödsinnigen Monarchen zu ihrem Oberhaupt gemacht hatten.

Verachtung folgte ihm allenthalben nach. Verlassen, sogar von seinen Domestiken, in ein elendes Dorf eingeschränkt, im Begriff vor Dürftigkeit und Scham zu sterben, erhielt er sein trauriges Leben bloß dadurch, daß er um die schimpfliche Beyhülfe eines Bastards seiner Familie bettelte. Allein er starb bald vor Gram, oder wurde vielmehr, wie man sagt, von denen, welche befürchteten, daß er von seinem Fall wieder aufstehen möchte, erdrosselt. Mit einem Charakter, der gar zu tief unter seinem Range war, geboren, schien er alle Kronen seiner Vorfahren nur besessen zu haben, um sie in einem Tage zusammen zu verlieren. Alles hatte dazu beygetragen, ihn zum Gespensterseher und Besessenen zu machen; man glaubte sein zerrüttetes Gehirn durch tiefe Einschnitte in den Kopf wiederherzustellen: aber diese Operation verdoppelte sein Uebel. Er hatte eine sehr schöne Prinzessinn zur Gemahlinn genommen; nachdem er aber zehn Jahre mit ihr zugebracht hatte, ohne die Ehe zu vollziehen, verstieß er sie, indem er sie des Ehebruchs mit einem Bischof beschuldigte: allein die Königinn rechtfertigte sich, indem sie ihre Jungferschft beschwur, und alle anwesende Richter waren für sie gegen den Kaiser.

Karl der Dicke hatte den Anführer der Normänner, Gottfried, nachdem er ihn, unter dem Vorwande einer besondern Unterredung, in die Falle gelockt, meuchelmörderischer Weise hinrichten las-

sen,

sen, und dadurch diese furchtbaren Feinde zur Rache entflammt. Sie drangen bis Paris, und belagerten es. Diese Belagerung ist berühmt durch den muthigen Widerstand der Pariser, und durch die Tapferkeit des Bischofs **Gorlin**, welcher ein Kreuz auf den Wall pflanzte, und mit dem Helm auf dem Kopf und dem Köcher auf dem Rücken fürs Vaterland focht.

Eudo, Graf von Paris, bahnte sich den Weg zum Throne dadurch, daß er durch seine ganz ausserordentliche Tapferkeit der Stadt gleichsam zum Bollwerk diente.

Paris, welches damals bloß aus der Insel bestand, die man jetzt die Cité nennt, hatte nur zwey hölzerne Brücken, von einem starken Thurme bedeckt. Die Belagerer suchten dieselben in Brand zu stecken, und es war um Paris geschehen, wenn der Wind gegen den Thurm gewehet hätte; allein er wehete gerade gegen die Feinde, und der tapfre **Eudo** hatte also Zeit, das Feuer löschen zu lassen. Man brachte den Leichnam der heil. **Genevieve** auf die Wälle, um dadurch den göttlichen Beystand herbeyzulocken.

Bey dem Tode **Karls des Dicken** wurden die unermeßlichen Staaten, die er besessen hatte, zertheilt, um sich nie wieder zu vereinigen. Jetzt wurde Deutschland ein besonderes Reich, und blieb immer von Frankreich abgesondert. Ein Theil von Italien erkannte für seinen König den **Berengar**, Herzog von Friaul; ein anderer den **Guido**, den Sohn **Lamberts**, Herzogs von Spoleto.

Diese Zerstückelung ist besonders merkwürdig, weil sie dem Lehnswesen eine neue Form ertheilte, und alle Bande, welche es zu einem ungeheuren und besondern Körper machten, zerriß.

In Frankreich erwählten die Bischöfe und Herren, in einem Parlement zu Compiegne, einstimmig den Eudo, Grafen von Paris. Man hatte nicht vergessen, daß Robert der Mannhafte, sein Vater, mit den Waffen in der Hand gegen eben diese Normänner umgekommen war, die der Sohn so eben mit unglaublicher Tapferkeit zurückgeschlagen hatte. Man erwog, daß er Paris gerettet hatte, und daß er besser, wie irgend ein andrer, die Monarchie gegen die Feinde, von denen sie umringt war, würde vertheidigen können. Dankbarkeit und Bewundrung erwarben ihm alle Stimmen. Vergebens wurde der junge, vom Thron seiner Väter ausgeschlossene Karl von seinen Vormündern empfohlen; vergebens beriefen sie sich auf die ehrwürdigen Rechte des Geblüts Karls des Großen. Aber die Nation fühlte, daß sie mehr als je eines starken Arms, eines reifen Mannes bedürfte, der die Unordnungen unterdrücken, und dessen aufmerksame Weisheit den wankenden Staat halten könnte; und einen solchen Fürsten suchte man nicht mehr in der entarteten Familie des großen Kaisers. Alle Stimmen vereinigten sich zum Vortheil dessen, welcher alle erforderliche Eigenschaften eines schützenden Oberhaupts besaß.

Er

Er betrug sich wirklich als ein Held. Gezwungen, das Diadem anzunehmen, betheuerte er, er nähm' es nur darum an, um es dem jungen Karl wiederzugeben, sobald er das gehörige Alter zur Regierung des Staats erreicht hätte. Diese Mäßigung hat die Meynung veranlaßt, er sey nur zum Gouverneur oder Regenten des Reichs ernannt worden; aber er war mehr als der vormalige Major Domus, er hatte den Titel König. Er hatte ihn von dem Willen der Großen, und die Krone war der Preiß seiner Dienste. Er befand sich in einer von denjenigen Lagen der Dinge, wo das Bedürfniß, große Männer zu haben, sie an ihren wahren Platz setzt. Er erwarb sich neue Rechte auf die Erkenntlichkeit derer, die ihn gewählt hatten. Er stützte Frankreich neun sturmvolle Jahre hindurch, und zeigte allenthalben große Einsichten und eine heroische Tapferkeit; er machte sich den Normännern furchtbar, indem er sie, so viel es nur möglich war, an den Gränzen zurückhielt; und nachdem er gezeigt hatte, daß er im Stande sey, den unbesonnenen Anhängern Karls zu widerstehen, und sich auf dem Throne zu behaupten, zu dem die freye Stimme der Nation ihn berufen hatte, hatt' er den Ruhm, daß er bey seinem Tode eben diese Großen bewog, Karln auf den Thron seiner Väter zu erheben. Man hätte sagen sollen, so viel Tugend und Heroismus hab' es verdient, die Könige des dritten Stamms einst aus seinem Geblüt entspringen zu sehen. Die großen Gefahren waren nun vorüber. Die Einbrüche aus dem Norden hat-

ten sich gelegt, und die großen Vasallen scheinen bey der Erhebung **Karls des Einfältigen** (welcher seinen Zunamen immer verdiente,) darauf bedacht gewesen zu seyn, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Die Wahl dieses schwachen Königs paßte vortrefflich zu ihren immer gewagteren und unternehmendern Anmaßungen. Hätt' er mehr Verdienst gehabt, so wär' er nicht gekrönt worden. Die fast offenbare Verachtung, die man gegen seine Person bewies, wurde nur zu bald gerechtfertigt. **Karl** trat die Normandie an ihre Usurpateurs ab, welche sie so oft verheert hatten; auch Bretagne trat er ab, und diese Provinz, vormals ein Königreich, ward ein Afterlehn der Krone. Er gab auch dem Sieger seine Tochter, jedoch auf die Bedingung, daß er sich taufen lassen sollte. Kurz, er würde alles abgetreten haben, wenn die Nation, aufmerksam und wachsam, ihm nicht bald Einhalt gethan hätte.

Mit Recht unwillig über diese Zerstückelung, die noch dazu durch den schimpflichsten Tractat geheiligt war, setzte sie den geist- und muthlosen König ab, nahm ihre Zuflucht zu der Familie, in welcher sie Helden gefunden hatte, und krönte den **Robert, Eudo's** Bruder, welcher alle nöthige Kriegstugenden besaß, um solche Unfälle wieder gut zu machen. Der neue König, voller Eifer, sich des erhabnen Titels, den er empfangen hatte, würdig zu machen, ward ein Opfer seiner Tapferkeit, und verlor sein Leben im Schooße des Sieges. **Karls** Schicksal aber wurde dadurch nicht gebessert; man verwarf ihn zum zweytenmal.

Hugo des Verstorbnen Sohn, trat an seine Stelle, besaß gleiche Tapferkeit, und hieb die feindliche Armee in Stücken.

Dieser junge Prinz, der Große genannt, und im Besitz der Hochachtung der Nation, konnte von diesem Augenblick an auf die Krone Anspruch machen; allein er gieng vorsichtiger zu Werke, und brachte es dahin, daß Rudolph, Herzog von Burgund, welcher sich, gleich ihm, den Herren gefällig gemacht hatte, erwählt wurde. Dieser regierte also, führte Krieg gegen die Normänner, überwand seine andern Feinde, zog gegen die Dänen zu Felde, welche Aquitanien verheerten, und schien durch seine wichtigen und entscheidenden Siege sogar den Namen seines Mitwerbers zu vertilgen.

Der unglückliche Karl, welcher eine kurze Wiederherstellung dem Mitleiden und der Verachtung zu danken gehabt hatte, erregte endlich nur noch blos diese letztere Empfindung. Ein Spiel der Begebenheiten, immer durch die Umstände hintergangen, ohne Vorsicht und Entschlossenheit, überließ er sich gänzlich denen, die sich stellten, als kämpften sie für ihn, und beschloß endlich sein unruhvolles Leben in Fesseln. Frankreich that nichts, um ihn zu befreyen, weil er keine Art von Tugend besaß. Sein Sohn **Ludewig** wurde gezwungen, auf den Armen seiner Mutter jenseit des Meers eine Zuflucht zu suchen. Er bekam davon den Namen d'Outremer, **von jenseit des Meers.**

Rudolph war ohne Kinder gestorben. Alle diese braven Vertheidiger der Nation wurden zwar

von

von ihr, aber nicht von der Natur, begünstigt. Man rief den Sohn **Karls des Einfältigen** aus England zurück. Es scheint, als habe man versuchen wollen, ob unter dem Haufen dieser Prinzen sich nicht irgend einer als einen minder unwürdigen Nachkommen **Karls des Großen** beweisen würde; allein mit jeder Regierung ward die Gleichgültigkeit der Nation gegen die Ueberbleibsel dieses theuren Stammes nur noch größer.

Karl der Große hatte das Gleichgewicht unter so vielen Mächten zu erhalten gewußt; seine Nachfolger, die es zerstören wollten, ohne die Kräfte dazu zu haben, thaten ungeschickte Eingriffe in die Besitzungen der Herren, welche diese als unabhängig betrachteten. In ihren abgesonderten Staaten schlossen sie einen Bund, welcher sie zu einer Art von Souverains machte, und spotteten der Ungeschicklichkeit und Schwäche des Monarchen, welcher sie trennen wollte.

Der Thron schien überdem damals dem Krieger zu gehören, welcher mit seinem Arm und seiner Person dafür bezahlte. Die Familie der **Hugos**, so empfehlenswürdig durch ihre Dienste, trachtete nach der Regierung; sie hatte eine Menge Anhänger, und durfte nur noch einen Schritt thun, so trug sie das Diadem davon. Eben diesen Weg hatte **Pipin von Herstall** am Ende des ersten Hauses eingeschlagen. So erwartete auch diese Familie den entscheidenden Augenblick, ohn' ihn übereilen zu wollen, und zwar, um ihre Erhebung desto

besser

besser zu sichern. **Hugo der Große**, schon erster Minister, und nicht weniger mächtig, als die Majores Domus gewesen waren, herrschte als König, und hielt den **Ludewig von jenseit des Meers** unter seiner Vormundschaft. Frankreich zeigte sich nicht anders mehr, als in hundert verschiednen Souverainetäten, die aber enge genug verbunden waren, um ihrem allgemeinen Willen Respect zu verschaffen. Man sah einen König von Burgund, einen Herzog von Paris oder von Frankreich, einen Herzog von Aquitanien, einen Herzog der Normandie, einen Herzog von Bretagne, Grafen von Champagne, von Flandern, von Toulouse, von Anjou ꝛc. alle unumschränkt und unabhängig. Der gefürchterste, mächtigste, am besten bediente von diesen Fürsten war nicht der König von Frankreich: viele unter ihnen betrachteten daher die Krone nicht mit neidischen Augen; und dies macht' es besonders den **Hugos** leicht, sich derselben zu bemächtigen. Unsre Könige hatten fast keine Stadt mehr, die ihnen eigen gehörte, Rheims und Laon ausgenommen.

Hugo Capet, der also, so zu sagen, allein auf diese Eroberung ausgieng, mußte sie, bey der dermaligen Form der Lehnsverfassung, nothwendig erhalten. Sein Geist war schon von seinen Vorfahren her ganz an die Ehrerbietung für die herrschenden Gebräuche gewöhnt. Sein Name erwarb ihm die allgemeine Hochachtung, und erinnerte an die glorreichsten Thaten für die Nation. Da die Könige außer ihren Domainen keine unmittelbare

Gewalt

Gewalt hatten, so fürchteten die großen Vasallen, fast gleichgültig wer erwählt würde, sich weniger vor einer Macht, die der ihrigen nicht mehr das Gegengewicht halten konnte. **Man verband blos**, wie Montesquieu sagt, **die Krone mit einem großen Lehen.** Wer die Städte Paris und Orleans besaß, die den Verheerungen der Normänner am meisten ausgesetzt waren, dem mußte natürlicherweise auch am meisten an der Vertheidigung des Reichs gelegen seyn. Es war mehr eine Bürde, als eine Krone, die man ihm auflegte.

Alle diese Herzoge und Grafen thaten also nichts weiter, als daß sie eine Art von erblichem Oberhaupt anerkannten, welches sie mit dem Namen König schmückten; allein sie unterwarfen diesen König gebieterisch ihrem Willen, weil er sich sehr oft genöthigt sah, von seinen kriegerischen Operationen Rechenschaft zu geben, und immer in Gefahr stand, abgesetzt zu werden, wenn er die Last der Krone nicht auf eine ehrenvolle Art trug. Man weiß, was der Graf **von Perigord** dem **Hugo Capet** ins Gesicht sagte. **Wer hat dich zum Grafen gemacht?** fragte der König. — **Und wer hat dich zum König gemacht?** versetzte der Vasall trotzig.

Drey Könige starben plötzlich, um gleichsam dem **Hugo Capet** Platz zu machen. **Ludewig von jenseit des Meers** stürzte, da er eben einen Wolf verfolgte, vom Pferde, und starb im drey und dreyßigsten Jahre. **Lothar** starb eines ungewissen Todes; und **Ludewig V**, der von Geburt

Hurt blödsinnig war, wurde durch seine Gemahlinn vergiftet, und gieng aus der Welt, ohne das Geringste darin gethan zu haben.

Man bemerke, daß **Lothar** durch sein Testament; die Person und die Rechte seines Sohns **Ludewigs V** der Fürsorge des **Hugo Caper** vermachte, des einzigen, der ihn zu Grunde richten konnte; vermuthlich weil er glaubte, die Scham, seinen Pupillen zu berauben, würde die Begierde, welche die Leichtigkeit des glücklichen Erfolgs bey ihm erwecken möchte, ersticken.

Von der Lehnsverfassung.

Solchergestalt erlosch das Haus **Karls des Großen**, nachdem es den Thron zweyhundert und sechs und dreyßig Jahre besessen, und drey königliche Branchen, in Italien, Deutschland und Frankreich, formirt hatte. Es erhub sich plötzlich zu dem höchsten Gipfel des Glanzes, fiel aber eben so schnell wieder herab, als es sich emporgehoben hatte.

Die Ursachen dieses Verfalls sind ganz sichtbar: allein, was auch immer die Geschichtschreiber gesagt haben, (sie, die nur die Souverains sehen und zählen,) der Ruin der bis jetzt regierenden Dynastie war nicht der Ruin des Reichs; es erstreckte sich noch immer von der Gegend der Schelde und Maas bis an das britannische Meer, und von den Ufern der Elbe bis an die Rhone. Die

Pro-

Provinzen, welche Karl der Große erobert hatte, gehörten nicht mehr einem einzigen Herrn; aber sie waren noch ganz, unverletzt, und es gab seitdem andre Epochen in unsrer Geschichte, die sich durch viel größere Widerwärtigkeiten auszeichneten.

Die Lehnsverfassung, so weit sie auch schon von ihrem großen Ursprunge entfernt war, hatte doch ihre Frevelthaten noch nicht zu der empörenden Höhe getrieben, wodurch sie nachher die Menschheit beschimpft und erniedriget hat. Sie vertrug sich damals ganz friedlich mit der allgemeinen Unwissenheit, dem Mangel der nützlichen Künste, der Communication und guter Gesetze, und besonders mit dem beständigen Bedürfniß des ärmern und zahlreichern Theils, durch eine höhere Macht geschützt und erhalten zu werden. Diese Macht hatte, bis auf einen gewissen Punkt, die Abhängigkeit des Volks nothwendig gemacht, weil die Hände der Krieger und Eroberer die Ländereyen nicht urbar machen, die Aecker nicht bauen, und die Tagelöhnerarbeiten nicht verrichten konnten und durften; allein diese Abhängigkeit war erträglich, weil sie nicht aus Stolz und Willkühr, sondern aus der Natur und Beschaffenheit der Zeiten, aus den politischen Formen und dem Geist des Krieges entsprang. Nur nach Verhältniß der Aufklärung fühlt das menschliche Herz den Reiz der Freyheit, wird sie ihm wirklich begehrungswerth und theuer; ohne das ist sie nichts als ein blinder Paroxysmus, der in Fanatismus ausartet.

Die

Die Feder der Schmeicheley hat diese alten Lehen zu oft in einem falschen Gesichtspunkte dargestellt: als wären die ersten Könige von Frankreich gleich Anfangs rechtmäßige Besitzer und Eigenthümer des ganzen Landes gewesen; als hätten die Ländereyen der Krieger nicht ihnen eigen gehören müssen, ihnen, die ihr Blut für die Eroberung, oder nachmals für die Vertheidigung des Vaterlandes vergossen hatten; als gründeten sich endlich nicht alle Besitzungen, vermöge der ewigen Natur der Dinge, auf Verjährung!

Sie muß in dem Staatsrecht sowohl statt haben, als sies vermöge der menschlichen Gesetze und Conventionen in dem bürgerlichen hat. Die Gesetze des Eigenthums (wir getrauen uns es zu sagen,) modificiren sich mit Hülfe der Zeit von selbst; und wenn Gewaltthätigkeit und Justiz auf eine Zeit lang Ungleichheit einführen, und diese dann unerträglich und verderblich zu werden anfängt, so bringt das allgemeine Interesse bald wieder das Gleichgewicht zum Vorschein, welches, wenn gleich verborgen, doch nichts desto weniger immer subsistirt.

Es war nun, unter der Lehensverfassung wenigstens, kein Raum mehr zu jenen häufigen Theilungen der Staaten, die, um eine väterliche und besondre Zuneigung zu bezeugen, das Reich unaufhörlich zerstückelten. Die Besitzungen wurden fixirt; die Bevölkerung konnte sich frey entwickeln. Zur Seite eines tyrannischen Herrn befand sich ein guter, menschlicher und edelmüthiger Herr. Die Veränderung der Gutsherren brachte oft einen glück-

lichen Zustand fürs Volk zuwege, und es wurde unter der Herrschaft der Großen, im Verhältniß der damals herrschenden politischen und moralischen Kenntnisse, weniger gedrückt, als nachmals unter so vielen und verwickelten fiscalischen Gesetzen.

Der Ursprung des Adels, welcher erst spät auf den Ursprung der Lehen folgte, hatte ungleich grössere Nachtheile. Erst da, als die Güter den Adel ertheilten, nahm die Knechtschaft ihren Anfang, von der man vorher fast nichts gewußt hatte. Ein übermüthiger und unfruchtbarer Stolz nahm die Stelle der blos kriegerischen Tugend ein. Die Lehnsverfassung entartete in allen ihren Theilen. Die Franken, welche zuerst alle gleich gewesen waren, lernten jetzt, statt einer vernünftigen Subordination, jene demüthigende Distinctionen kennen, die den größten Theil der Bürger verächtlich machen, ohne denen, welche Eitelkeit an die Stelle der Größe setzen, mehr Tugend zu ertheilen. Von dieser Zeit an wurde die Lehnsverfassung wirklich verhaßt; vorher aber war sie edel und groß; sie nährte und schützte das Volk, und unterdrückt' es nicht durch die Last der Reichthümer und des Uebermuths.

Sitten und Gewohnheiten des zehnten Jahrhunderts.

Wir haben schon viel von den Normännern geredt. Diesen Namen gab man allen den Völkern, welche Dänemark, Schweden und Norwegen

wegen bewohnten, und noch weiter herkamen. Ueberdrüßig des beeisten Nordens suchten sie mildere Gegenden, und die Beute, welche sie bey ihren Einfällen davon trugen, machte sie immer mehr auf Raub erpicht. Zu Beschwerden abgehärtet, tapfer in Gefechten, gewissenlos in Ansehung der geschlossenen Tractaten, denen sie oft mit einer Geschicklichkeit auswichen, woraus ein polirtes Volk sich eine Ehre machen würde, hörten sie nicht eher auf zu plündern und zu verheeren, als nachdem sie von demjenigen Theil des Königreichs Neustrien Besitz genommen hatten, den ihre Arbeiten nachmals so blühend gemacht haben.

Als sie Paris belagerten, bewiesen sie so viel Industrie, als Unerschrockenheit. Die Balista der alten Römer, die Mauerbrecher, die Thürme, die Galerien, waren ihnen ganz bekannt. Man erstaunet, wenn man sie aus dem tiefen Norden diese Kriegsmaschinen herbringen sieht, die sie mit Rädern von einem Orte zum andern zogen, um desto leichter auf die Belagerten schießen zu können; allein die verwüstende Kriegskunst war immer die erste Wissenschaft barbarischer Völker.

Wenn die Regierungsform auf die Sitten einer Nation Einfluß hat, so kann man urtheilen, daß diese der Zügellosigkeit keinen starken Einhalt that. Gerechtigkeit, Sanfmuth und Mäßigung vertragen sich nicht wohl mit einem ununterbrochenen Kriegsleben. Der kriegerische Geist war also die Grundlage aller Gewohnheiten. Solchergestalt trafen sich Schwelgerey und Unzucht, Ge-

waltthätigkeit, und der höchste Grad von Andacht in einem und eben demselben Menschen zusammen, je nachdem er zu fürchten oder zu hoffen hatte. Der unsichere und gefährliche Zustand des Kriegslebens gab dem Aberglauben neuen Credit. Man kannte weder Mitleiden noch Verzeihung der Beleidigungen, hatte aber den größten Glauben an die Reliquien. Man suchte sie mit rasender Begierde, raubte sie einander durch List oder Gewalt. Der Raub einiger heiligen Leichname war eine eclatante That, deren Urheber noch lange nachher, und mit vieler Theilnehmung, gepriesen wurden. Ein Lehen wurde hochberühmt und sehr wichtig, wenn es sich auf diese Art mit einer etwas accreditirten Reliquie bereichert hatte; man nahm einen Umweg von zwanzig Meilen, um es zu besuchen. Der Zufluß der Pilger brachte Gold und Silber in die Nachbarschaft des glücklichen Besitzers, und viele Städte verdankten ihre Tempel, ihre Vergrößerung und ihren Reichthum verehrten Todtengebeinen, die man andächtig küßte, indem man sich vor die Brust schlug, und Thränen der Freude und Reue vergoß.

Die Gastmahle hatten auch ihren Theil von den Unordnungen, welche durchgehends herrschten. Man kam nur zusammen, um sich vollzusaufen. Alles ward Anlaß zur Völlerey und zu trunkenen Schlägereyen. Die traurigsten Cärimonien wurden mit langen Gastmahlen angefangen und beschlossen. An dem Beerdigungstage eines Verstorbenen, am siebenten, und dreyßigsten Tage

nach

nach seinem Tode, so wie an der Jahresfeyer seines Absterbens, waren die Tische gedeckt, und der Wein floß in Strömen zu Ehren der Engel, der Heiligen und der Seele des Verstorbenen.

Laien, und selbst Verheirathete, besaßen Abteyen. Die Könige behielten einen Theil derselben für sich; sie wurden sogar von Männern an ihre Frauen und an ihre Beyschläferinnen verschenkt. Die Bischöfe eiferten gegen diese Misbräuche, und man machte dem zufolge die weisesten Reglements; aber den Tag darauf brachte das Recht der Waffen die Verordnungen zum Schweigen. Die Bischöfe waren verheirathet, und man sahe sie, mehr als einmal, mit dem Degen in der Hand ihre angegriffenen Besitzungen vertheidigen.

Die wunderliche Laune der Herren erfand oft seltsame Gesetze, welche die Bauern den allerlächerlichsten Gewohnheiten unterwarfen. Es sind noch einige von jenen sonderbaren Denkmälern vorhanden, die zu beschreiben der Wohlstand uns nicht erlaubt, die aber beweisen, daß der Vorwurf, welchen man den Künsten macht, daß sie lüderliche Bilder erzeugen, ungegründet ist, weil diese Herren, welche nicht lesen konnten, nichts desto weniger in ihren Schlössern alle schändlichen Gemälde der Unzucht erfanden. Es war ein eignes Vorrecht des Edelmanns, die furchtsame und schamhafte Schönheit zu beleidigen, und sich nachher aus den Seufzern und Klagen der keuschen Unschuld Trophäen zu machen.

Man wird leicht glauben, daß die Jurisprudenz nicht mehr, als alles übrige, mit dem Gepräge der Weisheit und Vernunft gestempelt war. Es war als ein Glaubensartikel angenommen, daß die Geistlichen nicht durch Laien gerichtet werden könnten; daß die Mönche nur den Papst zum Richter hätten, und **weder dem König, noch sonst irgend einer weltlichen Macht unterworfen wären.** Da die Geistlichkeit allein einigen rohen Anstrich von Wissenschaften hatte, so gehörten alle öffentliche Affairen vor ihren Richterstuhl. Die bürgerlichen Rechtssachen gehörten auch vor denselben: denn da alle Handlungen der Menschen dem unumschränkten Ausspruch der Religion unterworfen sind, so konnte ja keine ihr gleichgültig, noch weniger fremd seyn. Die Heirathen also, und alle öffentlichen Contracte, mußten in Gegenwart der kanonischen Jurisprudenz erwogen und untersucht werden, weil das Gewissen des Christen dabey nothwendig interessirt ist. Wer irgend in seinem Testament nicht ein frommes Legat vermacht hatte, erhielt kein Begräbniß; kurz, die Geistlichen waren die höchsten Richter aller menschlichen Conventionen.

Die Dispensationen entsprangen aus diesem ersten Rechte. Der oder der hat einen Eid geschworen: aber er wußte nicht, ob er es thun durfte, und ob der Eid verbindlich war; folglich muß man für ihn untersuchen, ob er hat versprechen dürfen, und ob er sein Versprechen halten muß.

Die unerschöpflichste Quelle dieser Streitsachen aber war die Ehe. Sie ist eine heilige Handlung,

die

die zu den Füßen des Altars, in Gegenwart der Diener desselben, vollzogen wird; sie allein also entscheiden, und zwar unumschränkt, über die Ehescheidungen. Keine Zeit sah ihrer eine so grosse Menge, als diese. Man zerriß eine Ehe bey dem geringsten Vorwande einiger Verwandtschaft zwischen Mann und Frau; sie mußten sich trennen, wenn sie sich auch noch so zärtlich liebten. Auch geistliche Verwandtschaft befleckte auf einmal die Bande, die man für ewig und heilig hielt, mit Blutschande. Der Ekel, der Eigensinn, die ausschweifende Sinnlichkeit bedienten sich dieser Hülfsmittel, ihre Schwüre zu brechen. Man bezahlte Angeber, um die Erlaubniß auszuwirken, Fesseln zu zerbrechen, die der Unbeständigkeit zu schwer wurden. Die Königinnen zitterten unaufhörlich für ihr Schicksal. Ein Concilium riß sie vom Thron und sperrte sie in ein Kloster ein. Die frechste Lüge, in dem Munde des verächtlichsten Anklägers, triumphirte über ihren Rang, und man wird die verwegensten Skandale unaufhörlich die Einigkeit der gekrönten Häupter stören sehen.

Noch nie hatte die stupide Unwissenheit sich mit dreisterer Stirn mitten unter die schwachen Menschen hingesetzt. Man glaubte das Ende der Welt herannahen zu sehen; die geringsten Vorfälle waren Vorbedeutungen desselben; das Firmament war voller Rathschlüsse und Vorboten des himmlischen Zorns. Dieser allgemeine Schrecken hatte sich so sehr ausgebreitet, daß man den größten Theil seiner Güter den Mönchen übergab, um einen gleich-

großen Theil im Himmel zu bekommen. Die, welche dies auf Tausch annahmen, meynten es vielleicht eben so ehrlich, als die, welche es weggaben. Die Tradition, das Gedächtniß, waren die einzigen Depositärs der Wissenschaften und Künste. Wer lesen konnte, wurde wie ein Phänomen betrachtet; und dem ungeachtet ließ der Stolz der Großen sichs einfallen, mit verächtlichem Spott auf ihn herabzusehen. Der König **Ludewig von jenseit des Meers** machte sich öffentlich über einen Grafen von Anjou lustig, welcher ein Vergnügen daran fand, Kirchengebete zu singen. Der Graf erwiederte ihm: **Sie müssen wissen, Sire, daß ein ungelehrter König ein gekrönter Esel ist.** Dieser Graf bildete sich ein, alle menschliche Wissenschaft sey in den Versen enthalten, die er hinter einem Pult hergurgelte.

Man sah gleichwohl immer jenen eigenthümlichen Charakter der Nation hervorstechen, welche, bey den allerernsthaftesten Gelegenheiten, plötzlich durch einen lustigen Umstand zerstreut, nur die angenehme Seite der Dinge sieht, und der ernsthaften darüber vergißt. Bey der leeren Huldigung, welche **Rollo**, als Herzog von Neustrien, **Karln dem Einfältigen** leisten mußte, wollte dieser stolze Däne (ungeachtet er eben einen für ihn sehr vortheilhaften Tractat unterzeichnet hatte,) sich nicht zu dem Cärimoniel verstehen, welches darin bestand, dem König den Fuß zu küssen. Man fiel auf die Auskunft, diese erniedrigende Cärimonie durch einen normannischen Officier in seinem Namen verrichten

richten zu lassen. Der Officier hob den Fuß des Königs, da er ihn küssen wollte, so hoch auf, daß er ihn bald, wär er nicht noch zu rechter Zeit gehalten worden, rücklings niedergeworfen hätte. Jeder fieng an zu lachen, und der König stand nicht so bald wieder auf den Beinen, als er eben so laut lachte wie die andern.

Eine Wurmkrankheit, deren Wirkungen so fürchterlich waren, daß man sie als eine Strafe des Himmels betrachtete, brach in diesem Jahrhundert aus, und raffte fast eben so viel Menschen hin, als die Pest.

Hugo Capet, erster König des dritten Stamms.

Wir haben gesehen, daß Pipin der Kurze kein anderes Recht für sich anzuführen hatte, als seine Wahl; aber eben dieses Recht auf die Krone ließ sich entweder gegen ihn selbst, oder gegen seine Nachkommen gebrauchen. Er hatte die geistliche Gewalt zu Hülfe gerufen, um sich und sein Haus auf dem Throne zu behaupten. Der Papst hatte den Franken im Namen Christi und Petri befohlen, die königliche Würde beständig in Pipins Geschlechte zu erhalten; wogegen dieser sich durch die größten Schenkungen, die er unterzeichnete, und von seinen Söhnen unterzeichnen ließ, dankbar zu beweisen nicht ermangelte.

Zweyhundert und sieben und dreyßig Jahre nachher wurde gleichwohl die Krone dem zweyten Stam-

welcher den letzten Nachkommen **Klodwigs** derselben beraubt hatte, genommen, und dem **Hugo Capet** aufgesetzt. Seine Geburt gab ihm nicht das geringste Recht. **Karl**, Herzog von Lothringen, Bruder des Königs **Lothar**, und Onkel des verstorbenen Königs, war sein einziger und rechtmäßiger Nachfolger. Allein die versammelten Herren, die Repräsentanten der Nation, erklärten **Karln** für unfähig zur Regierung, und erwählten, dem Gesetz und der Gewohnheit der Franken gemäß, den glücklichen **Capet**. Diese Wahl der Großen war einstimmig, und zeichnete sich durch allgemeinen Beyfall aus. Das Gesetz der Thronfolge war also nicht heilig und unverletzlich. Die Vorwände, deren man sich bediente, den Herzog von Lothringen auszuschließen, waren, er liebe nur die Deutschen, und würde sich also blos von ihnen beherrschen, und sie im Königreich sich festsetzen lassen; man fügte noch hinzu, er habe sich zum Vasallen eines fremden Herrn gemacht; zu dieser letztern Handlung aber hatt' er sich, in Betracht seiner geringen Besitzungen, gezwungen gesehen. Ohne das Gouvernement von Niederlothringen, welches der Kaiser **Otto** ihm gegeben hatte, würd' ihm gar nichts geblieben seyn. Sein Bruder, der nur drey oder vier Städte besaß, war nicht im Stande, ihn seiner Geburt gemäß zu versorgen.

Was dem **Hugo Capet** die Krone aufsetzte, war, daß er die Lehnsverfassung befestigt, ihre Vorrechte ausgedehnt und vermehrt, sich eine den

Umstän-

Umständen, worin er sich befand, angemessene Politik gemacht, und sich gehütet hatte, Vasallen zu beleidigen, die ihm ins Gesicht sagen konnten, er sey nur deswegen über ihnen, weil es ihnen gefallen habe, ihn zum König zu machen.

Er war klug und geschmeidig. Nicht nur willigte er in die Erhaltung der Lehnsgewohnheiten, sondern er gieng noch weiter. Von seinem Vater hatt' er die Abteyen St. Martin de Tours, St. Germain-des-Pres, St. Denis, ꝛc. geerbt, weil die Güter der Kirche noch durch Erbschaft an Laien fielen. Diese Güter und Pfründen gab er den Geistlichen zurück; und sehr viele Herren folgten seinem Beyspiel: wodurch denn die Geistlichkeit reicher und mächtiger wurde als je.

Ueberhäuft von den Segenswünschen der Mönche, geliebt von Herren, mit denen er einen wahren Contract geschlossen hatte, und endlich gar noch das Reliquienkästchen des heil. **Riquier**, der damals der höchsten Verehrung genoß, auf den Schultern tragend, waren die Stimmen und Zurufungen des großen Haufens allgemein; er wurde, ohne den geringsten Widerstand, zu Rheims gesalbt und gekrönt. Nachdem er den großen und kleinen Vasallen die Erblichkeit ihrer Lehen versichert hatte, bediente er sich sehr geschickt des günstigen Augenblicks, den Thron in seiner Familie erblich zu machen. Er nahm seinen Sohn **Robert** zum Regierungsgehülfen an, welches leicht durchgieng; und seitdem folgten seine Nachfolger

diesem Beyspiel zum Vortheil ihrer ältesten Söhne. Daher das glückliche und heilig gehaltene Gesetz, welches das ganze Königreich dem Erstgebornen der französischen Prinzen giebt, ohne daß er verbunden ist, irgend einen Theil davon seinen Brüdern abzugeben.

Es scheint, daß **Hugo Capet**, ungeachtet seiner Tapferkeit und seines Ehrgeizes, sein hohes Glück nicht ohne ängstliche Besorgniß betrachtete; er hatte gleichwohl schon im voraus seine Maasregeln genommen, weil er schon gekrönt war, ehe noch sein Nebenbuhler, **Karl**, den Tod seines Neffen erfuhr. Er gab wirklich der Krone mehr, als er von ihr empfieng: aber das Zeichen der höchsten Gewalt war auch alles werth, wo nicht für jetzt, doch wenigstens für die Zukunft. Er besaß das Herzogthum Frankreich, und die Grafschaften Orleans und Paris, und diese Besitzungen waren wohl so gut, als ein Diadem, welches auf seiner Stirne nur Huldigung, nicht Gehorsam, gebot.

Unterdeß verband der Herzog von Lothringen sich mit dem, was von Karls des Großen Geblüt noch übrig war, und fiel mit einer mächtigen Armee von Lothringern und Deutschen in Frankreich ein, um das durch Gewalt zu erhalten, was man seiner Geburt weigerte. Eben so foderte nachmals **Heinrich** IV sein Reich mit dem Degen in der Hand zurück, und war glücklicher. Laon und Rheims nahmen ihn ohne Widerstand auf; statt aber seinen Sieg ohne Verzug zu verfolgen, hielt er sich damit auf, das Land zu plündern und zu verheeren:

die

die größte Unbesonnenheit, wodurch er die Gemüther nur erbitterte, die er durch ganz andre Mittel hätte zu gewinnen suchen sollen. Heinrich IV betrug sich ganz anders. Hugo allein machte sich die Fehler seines Feindes zu Nuze, zog alle seine Truppen zusammen, beruhigte die Vasallen, die über diesen unruhigen Anfang seiner Regierung schon besorgt waren, gieng darauf in aller Eil auf seinen Nebenbuhler los, schlug seine Armee, und schloß ihn in Laon ein.

Karl, aufs äußerste gebracht, folgte dem Rath seiner Verzweiflung. Er that einen so glücklichen Ausfall, daß er die Armee seines Gegners in die Flucht schlug. Alles konnte sich nun noch ändern; die Herren hatten sich eingeschanzt, und ließen, ganz ruhig in ihren Besitzungen, die beyden sich herumschlagen. Sie schienen ganz gleichgültig zu seyn, welchem von ihnen der Sieg und die Krone zu Theil werden würde. Hugo sah, wie wichtig es für ihn sey, nicht zu säumen, um in diesem gefährlichen Gleichgewicht zu siegen. Sein Mitbewerber vertheidigte sich als ein Held, und Herr der Stadt Rheims, wollt' er den Erzbischof dieser Stadt zwingen, ihn zu salben. Dieser temporisirte und vertheidigte sich in dieser sonderbaren und gefährlichen Lage, so gut er konnte, indem er sich damit entschuldigte, daß er nicht allein über die Krone disponiren könne. Hugo eroberte die Stadt Rheims zu rechter Zeit wieder; aber die vielen Verrätherey en hätten beynahe sein Glück aufs neue zernichtet. Er bediente sich derselben Waffen wie sein Gegner;

Gegner; er besoldete einen Verräther, der, ein Liebling des Prätendenten, und Depositär seiner Geheimnisse, ihm diese verkaufte. **Hugo**, der also alle Schritte und Tritte seines Nebenbuhlers erfuhr, hatte keine Mühe, sich seiner Person zu bemächtigen. Der unglückliche **Karl** wurde mit seiner ganzen Familie zu Gefangenen gemacht. Sehr enge eingesperrt, endigte er zu Orleans sein Leben in einer harten Gefangenschaft, so wie alle seine Söhne, die gleich ihm in Fesseln starben. Dieß Ende nahm die Familie **Karls des Großen**. Eine von derselben noch übrige Tochter, welche dem neuen König nicht schaden konnte, verlor ihre Freyheit nicht.

Da er also jetzt im ruhigen Besitz der Krone war, beschäftigt' er sich damit, den Staat durch Gesetze und Verordnungen zu policiren; eine der merkwürdigsten ist die, welche die natürlichen Söhne der Könige für unfähig zur Thronfolge erklärt. Die Menge der natürlichen Söhne **Karls des Großen**, die in den Gütern, welche man ihnen zu ihrem Unterhalte gegeben hatte, Souverains gewesen waren, und die Besorgniß, daß es nach seinem Tode eben so gehen, und dadurch sein Plan zernichtet werden möchte, veranlaßte ihn zu diesem Gesetz. Die Constitution änderte sich also unvermerkt, und es setzte sich, so zu sagen ohne Wissen der Nation, eine bisher ungewohnte Regierungsform fest. Er machte hierauf Paris zur Hauptstadt der Monarchie, indem er daselbst seine Residenz aufschlug; sie war nämlich die vornehmste Stadt seiner Erbländer. Die Könige hatten schon seit

mehr

mehr als zwey hundert Jahren nicht mehr daselbst gewohnt, ungeachtet Klodwig sie zum gewöhnlichen Aufenthalt der Könige von Frankreich gemacht hatte.

Lüge und Schmeicheley haben nachmals eine Genealogie fabricirt, vermöge welcher Hugo Capet von dem Meroväus abstammte; eine romanhafte Abstammung. Er selbst rechnete nicht viel auf seinen Ursprung, und verließ sich destomehr auf eine kluge, tapfere und gemässigte Politik. Er passirte unter den Herren immer für einen sanftmüthigen und friedliebenden Mann, und diese glückliche Meynung, die man von seinem Charakter hegte, trug nicht wenig dazu bey, daß sein Sohn Robert noch bey seinem Leben gekrönt wurde.

Er ließ ihn oft, mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt, vor dem Volk erscheinen, da er selbst hingegen nie in denselben erschien. Gleich nach der Cärimonie seiner Krönung wollt' er nie wieder weder den Scepter, noch die Krone, noch den königlichen Mantel tragen, selbst an den feyerlichen Tagen, wo Pomp und Gepränge nöthig ist, um einen ehrfurchtsvollen Eindruck bey dem Volke zu machen. Man führt zum Grunde davon an, es sey ihm prophezeyet worden, seine Nachkommenschaft werde bis auf die siebente Generation regieren, und er habe also einen Grad dadurch gewinnen wollen, daß er allem Gepränge der königlichen Majestät entsagt habe. Allein der Prophet, welcher ihm dieses voraussagte, hatte nicht alles gesehen. Seit achthundert Jahren sitzt seine

Familie

Familie noch auf dem Thron; eine Geschlechtsfolge, die in der Geschichte kein Beyspiel hat.

Andre sagen, da ihm die ungerechten Mittel seiner Erhebung besser als irgend einem andern bewußt gewesen, so hab' ihm, so oft er die Krone aufgehabt, sein Gewissen Vorwürfe gemacht. Allein warum sollt' er sich Vorwürfe machen, da die Nation sich keine machte, als sie, vollkommen frey in ihrer Wahl, ihren alten Gewohnheiten gemäß, ihn, zufrieden mit seiner Administration, zum König erwählte und anerkannte?

Wir möchten lieber glauben, daß er diese Bescheidenheit nur deswegen affectirte, um dem Stolz seiner Vasallen, die eben so reich und mächtig waren als er, gar keine Besorgniß zu erwecken; und wirklich zeugt sein ganzes Verhalten von einer vollkommnen Politik, vermöge welcher er seinem Ehrgeiz einen gefälligen Anstrich zu geben, und seiner eignen Größe Gränzen zu setzen wußte, um sie auf einem reellen Grunde zu befestigen, indem er den leeren Aussenschein derselben aufopferte. Man sagt sogar, er habe dieß Staatsgeheimniß seiner Nachkommenschaft hinterlassen, die sein eignes Werk dereinst zu Grunde richten sollte. Er hatte den Herren ihre alte Unabhängigkeit gelassen, weil die Umstände ihn dazu zwangen: das Interesse seiner Nachfolger erforderte es, eben diese Unabhängigkeit zu zerstören; und hieran werden wir sie aus allen ihren Kräften, und nach einem überlegten System, arbeiten sehen.

Er

Er wurde ohne Pracht in der Abtey zu St. Denis begraben, und nahm hier zur Seite derjenigen Platz, deren Thron er in Besitz genommen hatte.

Von den Vasallen der Krone.

Man wird bemerkt haben, daß die Zunamen der letzten Könige vom karolingischen Stamm, wenn man etwa Ludewig von jenseit des Meers ausnimmt, etwas verächtliches haben. Der des Hugo (Capet von Capito) bedeutete einen großen oder klugen Kopf. Ein solcher Zuname bestimmt zuweilen die allgemeine Gesinnung eines Volks. Mit dem Hugo Capet fängt die glückliche Epoche an, wo es den Königen nicht mehr frey steht, die Monarchie, nicht anders als ob das Reich ein Meyergut wäre, unter alle ihre Söhne zu theilen, noch die Ordnung der Thronfolge nach ihrer Willkühr zu verrücken. Aber andre Plagen traten an die Stelle der alten, unterdrückten dieß Königreich, und entfernten seinen Ruhm und seine Wohlfahrt.

Was für Vorwürfe man auch jetzt der Lehnsverfassung macht, so hatte doch diese Menge von kleinen Souverainetäten alle verschiednen Theile des Reichs belebt, welche gleich erkrankten, so bald die Herren ihre alten Schlösser verliessen und Hofleute wurden. Die Volksmenge war damals außerordentlich groß, weil wir bald sehen werden, daß die

Kreuzzüge und vielen Kriege Mühe hatten das Reich zu entvölkern. Diese successiven Auswanderungen erschöpften es erst nach einer beträchtlichen Zeit, und nichts zeugt mehr von der innern Kraft, womit es begabt war. Die Verfassung war also nicht schlecht, aber voll politischer Fehler, von denen selbst die aufgeklärtesten Jahrhunderte nicht ganz frey sind.

Ein gar zu großes Reich, welches das Auge des Souverains nicht in allen seinen Punkten durchdringen kann, ist nicht minder verderblich für die Menschen, als eine zu große Menge kleiner Staaten. Unsere Wohlfahrt erfodert, daß die Gesellschaften nicht ausgedehnter seyen, als die Mittel der Regierung: das heißt, die Macht und Einsicht, welche nöthig sind, den Ackerbau zu schützen, und für die allgemeine Subsistenz zu wachen, müssen mit Leichtigkeit alle Theile des Staats erreichen können. Unter diesem Gesichtspunkte nun war die Lehnsverfassung sehr vortheilhaft; und gab es unter derselben weniger große Städte, so war dafür das Land desto besser bevölkert, und die Menschen waren fast gleich durch das Reich vertheilt. Wahrlich kein geringer Vortheil für das Leben eines politischen Körpers

Waren die Revenüen des Monarchen geringe, so reichten sie doch zu seinen wahren Bedürfnissen hin. Hieng er gewissermaßen von seinen Vasallen ab, wenn er Krieg führen wollte, so konnt er auch keinen Krieg anfangen ohne Einwilligung der Nation. Unter diesen kleinen Souverains endlich gab

es

es viele, die in ihren Provinzen ein unvergeßliches Andenken ihrer Weisheit und ihrer Wohlthaten zurückgelassen haben.

Die kleinen bürgerlichen Kriege, welche diese eifersüchtigen Vasallen unter einander führten, waren besser als die Lethargie jener großen Staaten, die unter dem Arm des Despotismus starren. Hatten sie immer die Waffen in der Hand, so waren sie auch immer bereit, den gemeinschaftlichen Feind zurückzutreiben; und in der That (welches noch einmal bemerkt zu werden verdient,) das ungeheure Reich **Karls des Großen** hatte, ungeachtet der Geistesschwäche oder Muthlosigkeit zehn seiner Nachfolger, in der Epoche, wo wir uns jetzt befinden, nicht so viel Provinzen verloren, als er erobert hatte. Es war noch unverletzt und blühend, wiewohl zertheilt. Ein neuer Beweis, daß mehrere Modificationen sich für einen und eben denselben Staat passen. Wir werden sehen, daß, als **Philipp August** und seine Nachfolger den Vorsatz gefaßt hatten, die Macht der großen Vasallen zu zerstören, Frankreich weniger kriegerisch, und seinen Nachbarn weniger furchtbar wurde. Ohne Zweifel wär' es zu wünschen gewesen, daß der König und seine Vasallen nur Eine moralische Person, mit dem Recht der Gesetzgebung begabt, ausgemacht hätten; allein das wäre eben die vollkommne Regierungsform gewesen, und die existirt, zum Unglück, nirgends. Daraus, daß die Unabhängigkeit Mangel an Subordination einführte, und die Harmonie der Gesetze zerstörte, indem sie entgegen-

gesetzte Dinge verband, muß man sich nicht einbilden, wie einige behauptet haben, das Leben und Gut des Bürgers seyen damals der Raub des Stärksten gewesen; die Felder wären unaufhörlich verwüstet worden; Gewaltthätigkeit sey unbestraft geblieben, und die Großen hätten das Volk unter die Füsse getreten. Eine solche Verfassung hätte unmöglich mit der Majestät und besonders mit der Volksmenge subsistiren können, welche noch jetzt den Beobachter ohne Vorurtheile in Erstaunen setzt. Unwissenheit und Irrthum richteten dort ohne Zweifel dieselben Uebel an, die sie allenthalben anrichten: allein, wenn die Furcht vor Anarchie eine heilsame Furcht ist, so muß man sich eben so sehr vor dem entgegengesetzten Extrem hüten; und da die Aristomonarchie eine unzählige Menge von besondern Vorrechten einschloß, die eine Art von Schutzwehr gegen die willkührliche Gewalt abgaben, so paßte sich diese Regierungsform vielleicht am besten für eine Gesellschaft, die noch an die Wiege ihrer Freyheit gränzte, und deren thätige und gewaltsame Leidenschaften nicht alle gefesselt werden konnten, ohne dem Interesse des Ganzen zu schaden.

Es war endlich besser, daß alle Theile nicht aufs innigste verbunden waren, als wären sie einer durch den andern gedrückt und zertreten worden. Es war ohne Zweifel nur der Entdeckung der neuern Künste und der Ideen von Polizey aufbehalten, diese köstliche Vereinigung einzuführen, welche

che den Fürsten gegen seine Unterthanen, und diese gegen den Fürsten, in Sicherheit setzt.

Man setze einmal, es wäre statt des Hugo Capet ein Eroberer aufgestanden, der den größten Theil seiner Vasallen, unterdeß er die andern mit Krieg überzogen, auf seine Seite zu ziehen gewußt hätte, um alsdann mit der ganzen Hoffnung des Sieges auch diejenigen anzufallen, denen er ihn zu verdanken gehabt; vielleicht würde eine in der Kunst, Trennungen zu erregen und zu unterhalten, so gelehrte Politik, durch eine so große Kriegsgeschicklichkeit unterstützt, nur gleich verderbliche Folgen für die Eroberer, und für das unterjochte Volk gehabt haben.

Hugo Capets Klugheit erscheint also in ihrem ganzen Lichte, und zeigt uns ein sehr interessantes und lehrreiches Schauspiel, wenn man sich in die Zeiten versetzt, worin er den Thron bestieg. Man sollte sagen, er habe in der Zukunft den progressiven Gang seiner Nachfolger gelesen, und ihnen die Sorge überlassen, sich durch das bloße Uebergewicht der Krone, deren großen Gehalt er errathen hatte, zu vergrößern. Wenn also eine Verfassung nicht mit einemmal zu dem Grade von Vollkommenheit gelangen kann, deren sie fähig ist, so ist es Weisheit, die gegenwärtigen Vortheile zu benutzen, statt sie blindlings einer ungewissen Zukunft aufzuopfern.

Robert, mit dem Zunamen der Fromme.

Die Unruhen dieser Regierung entsprangen weniger aus dem Schoos des Staats, als aus dem Innern des Palasts; häusliche Widerwärtigkeiten bestürmten unaufhörlich den Monarchen, unterdeß das Innere des Reichs ungetrübt und ruhig war. Rom verfolgte ihn auf eine ganz sonderbare und neue Art; und diese Verfolgung, die uns jetzt fast unglaublich dünkt, zeugt von der Abhängigkeit und Erniedrigung Roberts noch mehr, als die Herrschaft seines furchtbaren Gegners. Man würd' in Versuchung gerathen, jenes unsinnige und gewaltsame Decret in Zweifel zu ziehen, wenn man nicht auf den Gang dieses neuen Despotismus, welcher das Haupt der Könige immer mehr niederbeugte, gemerkt hätte.

Robert hatte sich mit der Bertha, der Tochter Conrads, Königs von Burgund, vermählt. Es ist wahr, sie war seine Verwandte im vierten Grade, und überdem hatt' er einen ihrer Söhne erster Ehe zur Taufe gehalten. Diese Art von Ehen war, wie wir schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, unerlaubt: aber verschiedne Bischöfe, die er über dieses doppelte Hinderniß zu Rathe zog, hatten ihn dispensirt, die Vermählung war vollzogen; die beyden Ehegatten liebten sich aufs zärtlichste; der Papst selbst hatte sich der Vollziehung der Heirath ganz und gar nicht widersetzt. Gleichwohl gefiel es demselben, sie wieder

der zu trennen, nachdem sie vollzogen war: er versammelt ein Concilium, donnert mit dem Bannstrahl auf den König los, gebeut ihm, seine Gemahlinn zu verlassen, legt beyden eine siebenjährige Buße auf, befiehlt dem Erzbischof, welcher sie vermählt, und allen Bischöfen, welche ihre Einwilligung zu der Ehe gegeben hatten, nach Rom zu kommen, und zu seinen Füssen um Absolution zu bitten.

Die Bischöfe gehorchen, und machen sich auf den Weg. Der König, weniger folgsam, bleibt mit seiner Gemahlinn zurück. Nun fährt der Donner der Excommunication vom Vatican aus, und setzt das ganze Königreich in Flammen. Das Interdict ist allgemein; man feyert keinen Gottesdienst mehr; die Kranken empfangen keine Sacramente, und, was sehr gefährlich wurde, die Todten bleiben unbeerdigt. Verwirrung herrscht allenthalben; alle Ordnung, alle Polizey ist dahin. Man flieht, man verläßt den König; man zittert, sich einem Excommunicirten zu nähern. Zwey Bedienten, die ihm noch übrig bleiben, lassen alles, was der König berührt hat, durchs Feuer gehen; was von seiner Tafel kömmt, wird den Hunden vorgeworfen.

Die Herren, in ihrer Ruhe gestört, erheben die Stimme, um dieser Anarchie ein Ende zu machen. Sie thun **Roberten** Vorstellungen, und er muß sichs gefallen lassen, der Entscheidung Roms sich zu unterwerfen, den rechtmässigsten, süssesten und theuresten Empfindungen seines Herzens zu entsagen. Die Königinn wird fortgeschickt; dieß

besänftigt den Papst, der nun so gnädig ist, das Interdict wieder aufzuheben: alles beruhigt sich, alles kömmt wieder in seine gewöhnliche Ordnung.

Noch nie hatte man, weder in Frankreich noch in dem übrigen Europa, etwas ähnliches gesehen. Dieß war der erste Versuch der Despotie des römischen Hofes, welcher jetzt sah, daß der Augenblick gekommen sey, alle Kronen der Tiare zu unterwerfen. Sehr schön wär es ohne Zweifel gewesen, wenn diese Macht das Reich der Moral auszubreiten, die Ausschweifungen der Souverains im Zaum zu halten, ihre blutgierigen Hände zu rechter Zeit zu entwaffnen, sie im Namen einer erhabnen und höchst ehrwürdigen Religion, deren erstes Gebot allgemeine Liebe ist, im Frieden zu erhalten gesucht hätte. Allein warum mußten die Donner der Kirche, ihrer glücklichen Gewalt mißbrauchend, nur über gleichgültige Handlungen ausbrechen, statt jene großen Verbrechen niederzuschmettern, die so viel Unglück und Weh über die Erde verbreiteten?

Allgemeines Schrecken heiligte den furchtbaren Richterspruch Roms. Dieses Schrecken, welches die Gemüther mit fürchterlichen und schimärischen Bildern erfüllte, gieng so weit, daß man ausbreitete, die Frucht dieser blutschänderischen Ehe (so nannte sie der Papst,) sey ein Monstrum gewesen, und mit einem Gänsehals und Gänsefüssen zur Welt gekommen. Robert sah sich genöthigt, um diese seltsamen Eindrücke auszutilgen, ein öffentliches Bekenntniß seiner Sünde abzulegen, sie durch feyerliche

erliche Bußen auszusöhnen, und sich einer in aller gebührenden Form ertheilten Absolution zu unterwerfen.

Er vermählte sich hierauf, nach Verstoßung seiner geliebten **Bertha**, mit der **Constantia**, der Tochter des Grafen von Provence, einer auf ihre Schönheit stolzen Prinzessinn, die der Gewalt, die sie sich über den König zu verschaffen wußte, misbrauchte, und deren übermüthiger Charakter seine Buße vollkommen machte, denn sie quälte ihn sein ganzes Leben hindurch bis an seinen Tod.

Zu einer Zeit, wo die Einigkeit in der königlichen Familie so nothwendig war, und wo der einzige Vortheil, den der König aus der Erniedrigung des Throns zog, der war, daß er nicht mehr mit seinen Brüdern oder Neffen theilen durfte, erregte diese Frau selbst Unruhen, suchte die Söhne des Königs uneins zu machen, und wollte, um der Zwietracht desto mehr Nahrung zu geben, dem Jüngern das Erbtheil zuschanzen, welches dem Aeltern gehörte.

Dieß hieß das neue kostbare Gesetz umstoßen, welches dem Jüngsten die Krone versagte; es hieß, sich dem weisen Willen der Großen widersetzen; hieß, das Reich aufs neue in das Chaos der alten Streitigkeiten stürzen wollen; hieß, die Tugend zweyer Brüder, die sich liebten, vergiften. Die Stiefmutter sah mit Verdruß diese so rührende und seltne Freundschaft; sie gab sich daher alle Mühe, sie dadurch, daß sie den Jüngern dem Aeltern entgegensetzte, zu Feinden zu machen.

Da ihr herrschsüchtiger Charakter den König zum Sklaven ihres Willens gemacht hatte, so ver-

folgte sie dieselben auf eine so gewaltsame und zugleich so geschickte Art, daß sie die Prinzen, die bisher immer treu und tugendhaft gewesen waren, aber so viele Kränkungen und Beleidigungen nicht länger ausstehen konnten, zur Empörung reizte.

Man sahe sie gleichwohl bald wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren, und sich einem Vater unterwerfen; denn sie wußten ihn von einer ehrsüchtigen Frau zu unterscheiden, die sie hatte strafbar machen, und ihre Gewalt auf die Vergessenheit ihrer kindlichen Pflichten bauen wollen.

Sie besaß alle Bosheit und Ruchlosigkeit der Fredegunde, ohne ihre Talente. Ihre verborgenen und persönlichen Leidenschaften hatten weder Energie noch Größe. Nichts konnte sie ertragen, was ihrem Willen zuwider war. Sie hatte den Oberhofmeister des Palasts, des Königs Liebling, vor ihren Augen ermorden lassen, weil er mehr Ehrerbietung für den König, als für die Königinn hatte, und ihren Gemahl gezwungen, dieß Verbrechen unbestraft zu lassen.

Nicht ohne Schaudern wird man folgenden Zug ihrer Grausamkeit lesen, die nicht geringer als ihr Stolz war. Eine Sekte, deren Irrthum einige Aehnlichkeit mit dem der Manichäer hatte, welche ein gutes und ein böses Urwesen annehmen, hatte sich seit kurzem ausgebreitet. Sie nannte unsre heiligen Geheimnisse Fabeln, und erklärte alles, was man in den Evangelien liest, für Träumereyen; und diese gottlosen Meynungen hatten einen ziemlich starken Anhang. Man gab die Neuerer

beym

beym König an; er schauderte vor Schrecken und Entsetzen: aber man hätte sie ihres Irrthums überführen und eines Bessern belehren sollen. Ein gewisser normännischer Herr stellte sich, als woll' er ihr Schüler werden; und sie offenbarten ihm daher, etwas unvorsichtig, ihre geheime Lehre. Er ward alsobald Angeber, Kläger und Zeuge; die Oberhäupter der Secte wurden gefangen genommen und verhört. Sie verlangten, daß sie sich vertheidigen dürften; und nun waren sie so unbesonnen, auf einer Kirchenversammlung zu Orleans gegen die Prälaten zu disputiren. Das Ende der Disputation war ein brennender Scheiterhaufen. Das Urtheil, welches sie zum Feuer verdammte, sollte vollzogen werden. Der Beichtvater der Königinn war einer der entschlossensten Anhänger. Sie hatte die Grausamkeit, ihm, als man ihn zum Tode führte, mit ihrem Rohr ein Auge auszustoßen, und seine Gefährten mit Schmähungen zu überhäufen. Der König **Robert** war bey dieser Execution zugegen. Er gab zuerst in Frankreich das schreckliche Signal, wegen des zweifelhaften Verbrechens der Ketzerey Menschen zu verbrennen. Man sagt, diese Unglücklichen hätten, in dem Augenblick, da sie die Flammen fühlten, wiederrufen wollen, man habe ihnen aber zugerufen, ihre Reue komme zu spät, und rechtfertige sie jetzt nicht mehr.

Gleiche Executionen geschahen in Languedoc, wo der Irrthum sich beträchtlich ausgebreitet hatte; allein Ketzerey läßt sich durch Scheiterhaufen nicht vertilgen. Man hängt nur desto fester an seinen

Meynun-

Meynungen, je mehr man ihrentwegen leiden muß. Robert, der wegen seiner Gnade so sehr gepriesene Robert, gab zuerst das verderbliche Beyspiel, schwache Menschen, die geirret haben, durch Todesstrafen zur Wahrheit zurückführen zu wollen; und er, den Rom verfolgt hatte, ward ein eben so eifriger Verfolger in seinen Staaten.

Zündet die Intoleranz einmal ihre Fackel an, so werden Jahrhunderte erfodert, sie wieder auszulöschen. Vor dieser Epoche drückten diese religiosen Grausamkeiten den Bürger noch nicht, befleckten wenigstens noch nicht unsre eignen Annalen. Jetzt aber brach ihre Wut los, um bis auf unsre Tage fortzudauern. Wars denn nicht schon genug an den Trübsalen, welche die Ehrsucht über die Menschheit brachte? mußte auch der Fanatismus herzueilen, und ihr das Blut der Menschen streitig machen? Man gab vor, die Juden hätten den Califen angestiftet, den Tempel zu Jerusalem zu verbrennen, und auf diesen ungereimten Vorwurf hin wurden sie massacrirt. Vorher begnügte man sich, sie willkührliche Abgaben bezahlen zu lassen.

Diese ungerechte Rache hatte keinen andern Grund, als die Erzählungen einiger Pilger, die das gelobte Land besucht hatten. Bey ihrer Rückkehr hatten sie das Gehirn ihrer frommen und leichtgläubigen Landsleute durch übertriebene und lügenhafte Berichte entflammt. Der Geschmack an den Pilgerschaften fieng an gemein zu werden, und diente jenen berüchtigten Kreuzzügen, welche Europa entvöl-

entvölkerten, um Asien mit Blut zu überschwemmen, zum Vorläufer. Man hatte schon einen Grafen von Anjou mit einem Strick um den Hals in den Gassen von Jerusalem gesehen, wo er sich von seinem Bedienten mit Ruthen hauen ließ, unterdeß er ausrief: **Herr, erbarme dich eines armen Meineidigen!**

An politischen Begebenheiten war diese Regierung arm, weil alle Gewichte der Lehnsverfassung, gleichsam im Gleichgewicht, sich gegenseitig in eine stille und majestätische Ruhe wiegten; aber eine schreckliche Hungersnoth trat an die Stelle der Trübsalen des Krieges, und verwüstete Frankreich und Europa. Die besondern Umstände derselben machen schaudern. Man grub sogar die Todten aus, um sie zu essen. Viele lauerten in den Wäldern an den Wegen auf, um die Vorübergehenden anzufallen, und sie, gleich wilden Thieren, zu zerreißen. Die Liebe zum Gewinnst, nicht weniger unmenschlich, als das Bedürfniß, machte, daß man in der Stadt Tournus öffentlich Menschenfleisch feil hatte. Ein Gastwirth bey Maçon ermordete bey Nacht die Armen, um davon den Reichen Mahlzeiten zu bereiten, nachdem er diese abscheulichen Speisen unkenntlich gemacht hatte. Ein Mann und eine Frau, die so glücklich waren, seinem Messer zu entwischen, gaben ihn an. Man fand in seinem Keller acht und vierzig Köpfe, deren Körper zur Speise gedient hatten. Er büßte, mit Recht, diese entsetzliche Unthat in den Flammen.

Dieser

Dieser äußerste Mangel an Getreide, so wie an der Fütterung fürs Vieh, rührte von lang anhaltenden und kalten Regen her, welche das Erdreich dergestalt durchnäßt hatten, daß das Getreide nicht keimen konnte, oder gleich faulte, sobald es gekeimt war. Da ein solches Unglück wiederkommen könnte, und die Plagen des Menschengeschlechts so zu sagen periodisch sind, sollt' es nicht klug gethan seyn, wenn die Nationen sich nicht einzig auf ihre Getreideärndten verließen, und alle Sorgfalt der Cultur und der Kunst, welche die Natur vervollkommnet, auf eins der mehlichten Gartengewächse verwendeten, die der Witterung weniger unterworfen sind, und die uns von der aufmerksamen Fürsehung als ein immer bereitetes Hülfsmittel gegen die Uebel dargeboten werden, vor denen eine wachsamere Industrie uns verwahren könnte?

Man rühmt Roberten als einen frommen, mildthätigen, gnädigen Fürsten; man sagt, er habe Hymnen gemacht, die man noch jetzt in der Kirche singt; er habe Kapellen und Tempel gebaut; seine Frömmigkeit hab' ihm eingegeben, die Glocken feyerlich taufen zu lassen; und am grünen Donnerstage hab' er die Armen auf den Knien bedient, und ihnen, mit einem härenen Hemde bekleidet, die Füße gewaschen, ein Gebrauch der nachmals bey unsern Königen zu einer heiligen Gewohnheit geworden; er habe endlich dem Gottesdienst regelmäßig beygewohnt, habe immer mit dem Chor gesungen, und oft sogar, die Krone auf dem Kopf und den Scepter in der Hand, den Chorrock getragen:

gen: allein seine Liebe war nicht allgemein, wie sie, dem Gebot der Religion zufolge, seyn soll.

Bey der Belagerung von Avalon ließ er den größten Theil der Einwohner dieser Stadt, die sich als tapfre Leute gewehrt hatten, aufhängen. Die übrigen wurden des Landes verwiesen. Er hatte, Ketzer in die Flammen werfen sehen, welche durch Vernunft und Sanftmuth zur Wahrheit hätten zurückgeführt werden können. Er hatte diese scheuslichen Schauspiele durch seine Gegenwart autorisirt, und man machte ihm sogar zu seiner Zeit einen Vorwurf hieraus. Er schwieg, wenn seine Vasallen, durch einen neuen Ehrgeiz, für fromme Stifter gehalten zu werden, beseelt, die Güter der Witwe und des Waisen plünderten. Die Frömmigkeit hätte ihn lehren sollen, daß nichts auf Erden Gott angenehmer ist, als Achtung für sein schönstes Werk, für den Menschen, den lebendigen Tempel der Gottheit.

Schwach und verächtlich in seinem Hause, würde die Gewalt, die er seiner zweyten Gemahlinn überließ, für den Staat eben so verderblich gewesen seyn, als für den Hof, wenn die Verfassung dem König noch erlaubt hätte, den Capricen einer herrsch- und habsüchtigen Frau zu folgen. Er zitterte, so oft er ein Almosen gab, und that es nicht anders, als verstohlner Weise; er sagte immer zu den Armen, wenn er ihnen ein Stück Geld gegeben hatte: Geht, und nehmt euch in Acht, daß Constantia es nicht sieht oder erfährt.

Man sagt, die Spitzbuben hätten sich nicht gescheut, ihm in sein Zimmer nachzugehen, und ihm sogar die Taschen zu bestehlen. Sollte mans glauben, daß Schriftsteller diese übermäßige Schwachheit, diesen Mangel an aller Billigkeit, gelobt haben? Seine geringen Einsichten in die Moral und Religion erhellen daraus, daß er auf einem leeren Reliquienkästchen schwören ließ, weil er dadurch den Meineid derer, welche die Wahrheit nicht sagten, zu verhüten glaubte; als ob das Verbrechen nicht in der Gesinnung, in der Verletzung der Wahrheit bestünde.

Er soll der erste von unsern Königen gewesen seyn, welcher die besondre und übernatürliche Gabe empfieng, die Kröpfe dadurch zu heilen, daß er die Kranken anrührte, und die Worte über sie aussprach: **Der König berührt dich, Gott heile dich!**

Er war gleichwohl vernünftig genug, die kaiserliche Krone und das Königreich Italien, welches die Italiener ihm anboten, auszuschlagen; weil er sich nicht mit den nöthigen Kräften zu einer solchen Last begabt fühlte. Der Kaiser **Heinrich** war ohne Kinder gestorben, nachdem er, nebst seiner Gemahlinn, der heil. **Kunegunde**, das seltsame Gelübd der Jungfrauschaft in der Ehe gethan, und alle beyde, welches noch merkwürdiger ist, dieses Gelübde nie verletzt hatten.

Die Erfindung der Musik, die aus mehrern Partien zusammengesetzt ist, gehört in diese Zeit, und sie war ein großer Schritt zur Vollkommenheit der Kunst. Derjenige, welcher die sechs Töne der

Stimme

Stimme entdeckte, und Gebrauch davon machte, verdient, daß sein Name unter der kleinen Anzahl von Menschen glänze, welche die Natur mit dem Gepräge des erfinderischen Genies, des seltensten von allen, gestempelt hat. Er hieß Guido Aretino.

Man hatte unter der vorigen Regierung zum erstenmal eine Uhr gesehen, deren Bewegung durch eine Unruhe regulirt wurde. Erst im Jahr 1650 fieng man an, statt der Unruhe einen Pendul zu gebrauchen. Diese Fortschritte des menschlichen Geistes, so langsam sein Gang auch ist, sind interessanter als die Erzählung aller alten Schlachten.

Folgender Zug wird das Gemälde dieser Zeit vollenden. Ein Herr von Chievremond respectirte das Eigenthum seines Nachbars nicht, und machte dem Bischof von Lüttich vielen Verdruß, welcher nicht wußte, wie er ihn in seinem Schlosse zwingen sollte. Er lauerte also auf eine Gelegenheit. Der Friedensstörer bekam einen Sohn, und bat den Bischof, der Gewohnheit gemäß, ihn zu taufen. Der Prälat versprach also, mit seiner ganzen Geistlichkeit zu kommen. Er ließ seine besten Soldaten als Geistliche kleiden, und verfügte sich an ihrer Spitze nach Chievremond. Der Herr dieses Schlosses kam mit allen seinen Leuten unbewaffnet heraus, um den Bischof und seine Geistlichkeit zu empfangen, und stellte ihnen den Neugebornen mit aller Freude eines Vaters vor. Nun warfen die vorgeblichen Priester ihre Oberkleider, welche ihre Waffen verbargen, ab, ergriffen die Knienden bey

der Kehle, besetzten die Thore, und bemächtigten sich des Schlosses. Es wurde geschleift, und das Kind darauf getauft.

Robert, sagt der Präsident Henaut, legte den ersten Stein zu der Kirche unsrer lieben Frau zu Paris, auf den Trümmern eines Tempels, welchen die Schiffer der Seine, unter Tibers Regierung, dem Jupiter geweihet hatten.

Heinrich I.

Da die sechs ersten Könige des capetingischen Stamms ihre ältesten Söhne für ihre Nachfolger anerkennen, und ihnen den Eid der Treue schwören ließen, so wurde endlich diese Ordnung der Thronfolge ein Grundgesetz des Staats, welches nicht auf Pergament, aber ins Herz der Franzosen geschrieben ist. Seitdem können die jüngern königlichen Prinzen auf nichts weiter Anspruch machen, als auf ein Appanage, das heißt, auf ein gewisses Domaine oder eine Provinz, die ihnen statt ihres Erbtheils dient.

Dieses neue und noch schwankende Gesetz wäre beynahe durch die eigennützigen Intriguen der Witwe des verstorbnen Königs, welche die Herrschaft und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten behalten, und die süße Gewalt, welche die Schwachheit ihres Gemahls ihr nicht streitig gemacht hatte, immerwährend machen wollte, in seinem Ursprunge

umgestoßen worden. Sie maßte sichs an, die Krone dem Robert, ihrem zweyten Sohn, zu geben, weil der mehr Folgsamkeit für ihren Willen bewies, und suchte diesen ungerechten Vorzug dadurch zu rechtfertigen, daß sie vorgab, dies sey der letzte Wunsch des sterbenden Monarchen gewesen. Die Ursach ihres Hasses gegen den Aeltern war die, daß er jetzt ihr Oberherr geworden war, und Herrschsucht hat nur zu oft die Stimme der Natur erstickt. Heinrichs Gegenparthey war schon so mächtig, daß er gezwungen wurde, sich, selb zwölfe, in die Normandie zu retten, und dort den Herzog Robert II, seinen einzigen und wahren Freund, um Hülfe anzuflehen. Der Herzog führte ihn in Frankreich zurück, mit einer Armee, welche die Gegenparthey in Schrecken setzte. Diese Armee verwüstete das Gebiet der Rebellen mit Feuer und Schwerdt, und verschonte nichts: denn der Herzog hatte die Maxime, auf diese Art den Krieg zu führen; man müsse ihn entweder aufs äußerste treiben, sagt' er, um ihn schnell zu enden, oder ihn gar nicht anfangen. Dies verschaffte ihm den Zunamen der Teufel.

Diese unnatürliche Mutter, die ihrer Ehrsucht alles aufzuopfern fähig war, starb gerade zu rechter Zeit, um den Frieden wiederherzustellen, welcher nun bald zwischen den beyden Brüdern zu Stande kam. Robert erhielt das Herzogthum Burgund, und damit nahm das berühmte Haus dieses Namens seinen Anfang. Heinrich endigte auch noch andre Kriege, gegen die Grafen von Champagne, von Troyes und von Chartres, glücklich. Es ge-

hörte Klugheit und Tapferkeit dazu, diesen Haufen von Vasallen, die so viel Könige waren, die Stirne zu bieten. Einer seiner andern Brüder, der einen Theil von der Succession seines Vaters verlangte, reizte ebenfalls seine siegreichen Waffen gegen sich. Der geschlagne Prinz wollte eben neue Versuche machen, seinen Verlust zu ersetzen, als der Tod, welcher sichs vorgesetzt zu haben schien, Heinrichen nach und nach von allen seinen Feinden zu befreyen, ihn hinriß. Er starb so plötzlich, daß man seinen Tod für eine göttliche Strafe hielt, nicht weil er den öffentlichen Frieden gestört, sondern weil er eine Osterkerze entweiht hatte, indem er sich ihrer zur Erleuchtung eines Gastmahls bediente, das er seinen Kriegsgefährten gab.

Robert der Teufel, Heinrichs glücklicher Beschützer, hatte den Einfall gehabt, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu thun, es sey aus Lust zu reisen, oder um dem neuen Stoß zu folgen, welcher schon jetzt gewisse Köpfe nach diesen entfernten Gegenden hintrieb. Die Andacht, welche die Reise jenseit des Meers heiligte, machte auch, daß man sie als die sicherste Abbüßung aller Sünden, ja der ungeheuersten Verbrechen, betrachtete. Man wird sehen, daß die Einbildungskraft auf die Köpfe dieses und der folgenden Jahrhunderte eine thätige Gewalt hatte, welche zum Glück jetzt nicht mehr existirt. **Robert** starb, und ernannte seinen einzigen, aber unehlichen Sohn, den er mit der Tochter eines Kürschners von Falaise erzeugt hatte, zu seinem Nachfolger. Dieser Bastard wars, der

einst

einst unter dem Namen Wilhelms des Eroberers so berühmt werden sollte. Die Herren der Normandie brachten es durch ihre Anstiftungen bey dem Volk dahin, daß es diesen jungen Prinzen, als die Frucht einer unehelichen Geburt, nicht anerkennen wollte. Heinrich, eingedenk der guten Dienste des Vaters, nahm sich der Sache seines Sohns an, und fiel, nur mit 3000 Mann, in die Normandie ein. Die Normänner, 20000 Mann stark, verachteten diesen kleinen Haufen, und boten ihm, mit vermessener Zuversicht, ein Treffen an. Allein sie hielten Heinrichs Angriff nicht aus; er schlug sie in die Flucht, verfolgte seinen Sieg mit Eifer, und setzte den Bastard wieder ein. In diesem Treffen war er in großer Lebensgefahr. Ein normännischer Ritter, Namens Constantin, versetzte ihm einen so gewaltsamen Stoß mit der Lanze, daß er ihn samt seinem Pferde zu Boden warf. Man sprach noch lange von dieser That, wie der Refrein bezeugt:

De Constantin partit la lance,
Qui renversa le Roi de France.

Immer brannten die Oberhäupter einer kriegerischen Nation, sich durch persönlichen Kampf auszuzeichnen; und die vom dritten Stamm unsrer Könige arteten nicht aus.

Allein vermittelst einer Veränderung, welche in der Politik der Souverains nichts ungewöhnliches ist, war Heinrichs Liebe zu Wilhelm nur von kurzer Dauer. Er hörte auf, edelmüthig, oder

vielmehr dankbar zu seyn. Nachdem er sein Leben zu seiner Vertheidigung gewagt, erklärt' er sich wider ihn, und machte sich kein Gewissen, ihn anzugreifen. Folgt' er etwa dem Rath seiner Eifersucht, oder sah er seine künftige Erhebung vorher? Heinrich fand seinen Vortheil nicht dabey, daß er den Gesetzen des Edelmuths entsagte. Wilhelm, gezwungen ihn zu bekämpfen, befestigte eine Herrschaft, deren er sich durch seine Tapferkeit und seine Talente würdig bewies.

Ungeachtet des Friedenstractats, welchen sie unterzeichneten, zogen doch ihre Streitigkeiten eine lebhafte und tiefe Erbitterung nach sich, welche die verborgene Ursach jenes unversöhnlichen Hasses war, welcher so viele Jahre hindurch die blutigen Zwistigkeiten zwischen dem König von Frankreich und den normännischen Fürsten, als diese Herren von England waren, hervorbrachte; eines so blinden, als verderblichen Hasses für beyde Reiche.

Heinrich, der noch nicht alt war, fühlte, daß sein Ende herannahe. Er hatte eine russische Prinzessinn geheirathet, um nicht, wie sein Vater, in die Gefahr zu kommen, eine durch die kanonischen Gesetze verbotene Heirath zu schließen: denn diese Gesetze waren in diesem Punct außerordentlich strenge, und ließen keinem Menschen Gnade widerfahren. Eine Prinzessinn aus dem Lande der alten Scythen entfernte, wegen der Entfernung der Oerter, allen Verdacht der Verwandtschaft, und schützte sein Diadem gegen die furchtbaren Donner der Excommunication. Er hatte von ihr drey Söhne,

ne, und ließ den ältesten krönen, welcher damals erst sieben Jahr alt war. Man hat noch die Formel des Eides, den der junge Monarch ablegte. Er ist sehr kurz, und betrifft nur die Geistlichkeit, die ihn dictirte, ihre Vorrechte und Freyheiten. Der König nahm zu gleicher Zeit der Königinn Mutter die Regentschaft, und vertraute sie dem Grafen von Flandern, **Balduin**, an, einem Manne, der in allgemeiner Achtung stand; er regierte unter dem Titel Marquis von Frankreich. Die Königinn Mutter verheirathete sich wieder, ward noch einmal Witwe, besuchte darauf ihr Vaterland, und starb daselbst.

Eine zur Unzeit genommene Arzney tödtete **Heinrichen** im 56sten Jahr seines Alters. Er wär ein thätiger Fürst, der seine Autorität zu behaupten und auszudehnen, und seinen Vasallen mit Vortheil das Gegengewicht zu halten wußte; dessen Unternehmungen gegen den Herzog der Normandie aber seiner Ruhe, seiner Ehre und seinem Interesse nachtheilig waren.

Man erzählt unter eben dieser Regierung die Thaten der normännischen Abentheurer, die in Italien ihre Namen furchtbar und glorreich machten, Salerno von dem Joch der Muhammedaner befreyten, Heroen mit mehr als menschlicher Stärke begabt zu seyn schienen, und, indem sie alles durch die unglaublichsten und doch wahresten Begebenheiten in Erstaunen setzten, in kurzer Zeit Neapel und Sicilien eroberten. Man glaubt sich in die Zeiten der Fabel versetzt, und nie hatte die Bravour ei-

nen stolzern und hinreißendern Charakter. Tancred von Hauteville und seine zwölf Söhne breiteten das Glück ihrer Waffen so weit aus, daß sie sich den Besitz des morgenländischen Kaiserthums versprechen konnten. Sie erhielten es ohne die Venetianer, die, voller Besorgniß wegen dieser ausserordentlichen Progressen, ihre geschmeidige und furchtbare Politik Kriegern entgegenstellten, die nur mit ihrem Degen zu antworten verstanden. Diese Thaten einer ganz unerhörten Tapferkeit scheinen unsern polirten und ausgearteten Zeiten Vorwürfe zu machen; und die bloße Erzählung derselben, so zuverläßig und ausgemacht sie auch sind, scheinen uns mehr in einen Roman, als in die Geschichte, zu gehören.

Die Stadt Paris wurde durch eine schreckliche Feuersbrunst fast ganz verzehrt; ein in den meisten Städten des Reichs, da die Häuser nur von Holz waren, damals gewöhnliches Unglück, welches wir jetzt, Dank den Fortschritten der Künste und einer wachsamen Polizey, weniger zu fürchten haben.

Berengar, Archidiacon von Angers, lehrte zum erstenmal die Ketzerey, welche die reelle Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl läugnet. Johannes Scotus hatte schon, unter Karl dem Kahlen, dieselbe Meynung behauptet. Verdammt und aus Paris verjagt, hatt' er sich nach England geflüchtet, wo er durch seine Schüler mit Messerstichen ermordet wurde. Berengar wurde nicht ermordet, sondern widerlegt. Er gab dem Glauben der Kirche Genugthuung, wiederrief seine

Meynung, lebte über 90 Jahr, und sein Irrthum veranlaßte weder Trennung noch Revolutionen, weil man ihn, statt zu verfolgen, belehrt hatte. Man schildert Berengarn als den klügsten, beredtesten und verführerischsten Mann seines Jahrhunderts. Er hatte seinen Bischof und viele andre mit seinem Irrthum angesteckt; allein sein Gegner, nicht minder beredt, stieß durch das Wort der Wahrheit seine nichtigen Einwürfe um, und triumphirte über ihn, indem er die reine Lehre und den allgemeinen Glauben in ihr ganzes Licht setzte.

Zu einer Zeit, wo Frankreich unter eine zahllose Menge von Herren getheilt war, die wechselsweise ihre Afterlehnsträger schützten, vertheidigten, angriffen, starrte es durchhin von Festungen und Schlössern, welche die umliegenden Gegenden beherrschten, und, je nach dem Charakter des Herrn, Wohlthätigkeit oder Unterdrückung über dieselben ausbreiteten. Man begreift leicht, daß die friedliche Wage der Justiz so viele entgegengesetzte Interessen nicht in Ordnung erhalten konnte; allein eben diese gegenseitigen Anstrengungen unterhielten zuweilen, und viele Jahre hindurch, eine Art von Gleichgewicht, welches die Stelle des Friedens vertrat. Ueberdem schlug nur der Adel, die gebornen Krieger, sich herum, und schlichtete seine Privatstreitigkeiten durch die Waffen. Die Religion war indeß nicht ganz ohne Kraft, diesen Unordnungen Einhalt zu thun; da sie den öffentlichen Uebeln nicht abhelfen konnte, so verminderte sie dieselben wenigstens. Sie führte den Gottesfrie-

den ein, vermöge dessen vom Mitwochen Abend bis zum Montag Morgen die Waffen ruhen mußten. Gewalt und Rachsucht blieben während dieser heiligen Zeit müßig; und war es nicht viel gewonnen, sie solchergestalt, zum Gedächtniß der letzten Geheimnisse des Lebens Christi, zu fesseln? Wo ist die neuere Anordnung, welche der Raubsucht der Nationen so mächtig gebiete? Wurde jemand durch seinen Feind verfolgt, und er nahm nur seine Zuflucht zu einem der Kreuze, von denen alle Wege voll standen, so fand er daselbst eine so sichere Freystädte, wie in einer Kirche.

Die Privatschlägereyen entsprangen aus jenem wilden und gewaltthätigen Geist, welcher den Franken, die in einem beständigen Kriege lebten, ursprünglich eigen und natürlich war. Die Lehnsgesetze hatten ihm keinen Zaum angelegt, und die Art von Gleichheit, welche unter Kriegern herrschte, machte sie nicht geneigt, ihre Ansprüche aufzuopfern. Allenthalben aber wachsen die Heilmittel den Uebeln zur Seite. Jene wütenden Hände sanken sehr oft unbewaffnet in den Schoos; die Bevölkerung vermehrte im Stillen die Zahl der verborgnen und friedsamen Anbauer des Landes. Unterdeß ihre stolzen Herren mit der Lanze in der Hand auf einander losgiengen, liessen sanfte und menschliche Seelen ihre Stimme hören, und diese rührende, billige und vernünftige Stimme durchdrang und erweichte jene eiserne Herzen. Man sah eine ehrwürdige Conföderation unter dem Namen der **Brüderschaft Gottes.** Ein einfältiger Mensch, ein

Holz-

Holzhacker, fand, mit seiner Arbeit beschäftigt, am Fuß eines Baums eine Medaille, mit dem Bildniß der heil. Jungfrau, und der Umschrift: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, da nobis pacem. Er brachte die Medaille zu seinem Bischof, und ließ sich diese Worte erklären. Von dem Sinn derselben frappirt, war der Holzhacker auf einmal wie inspirirt, predigte Frieden und Eintracht, und befahl den Bischöfen, sie zu predigen. Sie wurden zuerst gerührt. Man fühlte, daß der Friede das größte Gut ist, daß Gott ihn gebeut, daß die leidende und von so vielen Uebeln schon zu Boden gedrückte Menschheit dabey gewinnen muß. Nun entsteht eine zahlreiche Association; und alle, die sich derselben zugesellen, verabscheuen das Morden und Blutvergiessen, schildern es in seinen schwärzesten Farben, und lehren also auch andre, es zu verabscheuen.

Die nützlichsten Anstalten lassen sich lächerlich machen; aber die Stimme, welche sich erhub, um die Unmenschlichkeit zu verjagen, um die Ruhe des Staats und der Kirche zu sichern, war gewiß edel und rührend, wenn sie gleich nur die Stimme eines armen Holzhackers war. Der Stifter der friedsamen Quäker, die seitdem das Beyspiel aller Tugenden gegeben haben, besaß nichts von den conventionellen Würden, welche den großen Haufen blenden; aber er besaß, gleich dem Holzhacker, die Beredtsamkeit des Herzens und die Liebe der Brüder.

Der

Der Papst **Leo** IX kam unter dieser Regierung nach Frankreich, ungeachtet der König, welcher die Uebergewalt, die er über die Gemüther bekommen würde, voraussah, insgeheim alle mögliche Springfedern spielen ließ, um ihn zu entfernen. Der Papst wußte nichts von den Besorgnissen, die er beym König erweckte, oder stellte sich wenigstens so; er gieng über die Alpen, berief ein Concilium in Frankreich, und ließ sich auf demselben zum Oberhaupt der allgemeinen Kirche erklären. Eben dieser **Leo** IX wars, welcher im Jahr 1051 ein Decret in Rom publicirte, wodurch die Frauenspersonen, welche überführt wären, daß sie mit Priestern Unzucht getrieben, verdammt wurden, als Sklavinnen im lateranischen Palast zu dienen.

Philipp I.

Dieser König war nichts weiter, als Zeuge der Begebenheiten seiner Regierung, einer der längsten, die man noch gesehen hatte. Er erschien nicht als handelnde Person auf der Bühne. Sein Name kann bloß als Aufschrift der interessanten Begebenheiten dienen, die in dem Zeitraum, welchen die Natur zwischen seine Geburt und seinen Tod setzte, vorgiengen. Die Eroberung Englands, die Unternehmungen der Päpste, die Entstehung der Kreuzzüge, waren Dinge, womit er gar nichts zu thun hatte.

Was ihn persönlich angeht, schränkt sich auf seine Leidenschaft für die Bertrade ein, die Gemahlinn des Grafen von Anjou, die er ihrem Gemahl wegnahm und heirathete. Seine Scheidung von der Königinn Bertha, deren er nach einer zwanzigjährigen Ehe müde war, dient zum Gemälde der Sitten dieser Zeit. Der König behauptete, sie sey mit ihm verwandt; und da Niemand es glauben wollte, fabricirt' er ein falsches Geschlechtsregister, um sie verstoßen zu können. Jederman war für die Königinn Bertha, und der Ehebruch des Monarchen gab das größte Aergerniß. Das Volk murrete, die Bischöfe und die Herren traten auf, der Papst donnerte mit dem Anathema gegen die Strafbaren, die sich Ehegatten nannten; sie trennten sich voll Schrecken vor der Excommunication, versprachen, sich nicht mehr zu sehen, und Buße zu thun. Man hielt sie für bußfertige Sünder, und absolvirte sie; aber kaum glaubte der König der Gefahr entgangen zu seyn, als er den Gegenstand seiner Zärtlichkeit zurückberief, und sie durch zwey mit vielem Gelde erkaufte Bischöfe krönen ließ. Nun brachen die Donner der Kirche, ungeachtet des Todes seiner rechtmässigen Gemahlinn, aufs neue wieder aus.

Der König giebt aufs neue Zeichen von Reue, und fodert die Absolution; man ertheilt sie ihm, und legt ihm die fürchterlichsten Eidschwüre auf. Die Liebe aber ist stärker, verleitet ihn, sie zu brechen, und die Beständigkeit dieser strafbaren Leidenschaft scheint den Zorn und die Anathemen der Kirche zu

erschö-

erschöpfen. Von dieser Zeit an wird **Philipp**, gänzlich dieser Gemahlinn ergeben, nur bloß durch ihre Fantasien beherrscht, er wird seinen Unterthanen verächtlich, und gewöhnt sich an allgemeine Geringschätzung.

Der Regent **Balduin** hatte den Staat mit Würde und Weisheit regiert: aber auf einmal hatte seine Staatsklugheit ihn verlassen; er begieng nur einen Fehler, aber dieser Fehler hatte schreckliche Folgen. Ein einziger Fehler in der Politik ist oft hinreichend, den Glanz einer Nation auf lange Zeit zu verhindern. Er hatte nicht bemerkt, daß **Wilhelms** Erhebung auf den Thron von England Frankreich eine mächtige Nebenbuhlerinn geben, und ihm auf Jahrhunderte die wahre Superiorität rauben würde. Er setzte der Vergrösserung eines solchen Vasallen gar kein Hinderniß entgegen; erlaubte ihm sogar, in Frankreich Truppen zu werben, und trieb die Verblendung so weit, daß er ihn mit Gelde unterstützte; und als der schnelle Fortgang der Normänner ihn nachher in Erstaunen setzte, zeigt' er bloß eine sehr unbesonnene Eifersucht. Dieser Irrthum ist in seinen Folgen nur mit dem zu vergleichen, welchen nachmals **Ludewig VII** begieng, als er dem Glück der Herzoge der Normandie das letzte Siegel aufdrückte, indem er ihnen freywillig das Herzogthum Guyenne abtrat.

Der Eroberer Englands war noch nicht anders als unter dem Namen **Wilhelm der Bastard** bekannt, welchen er sich selbst in allen Acten gab.

Er

Er wollte in diesem Lande herrschen, ohne weder das Recht der Geburt, noch den Wunsch des Volks, für sich zu haben. Er stützte sich auf ein nicht sehr gültiges Testament, hatte aber ein unstreitiges Recht für sich, das Recht der Waffen, und herrschte also.

Man sah ihn dem Volke Fesseln anlegen und Gesetze geben, welches dereinst jene zerbrechen, und diese vervollkommnen sollte. Er legte den Grund zu seinem Handel, welcher seitdem die ganze Welt umfaßt hat. Die Engländer liebten ihn nicht, ungeachtet er ein großer Mann und ein weiser Gesetzgeber war.

Man sieht hier die Quelle jener langen und grausamen Rivalität zwischen beyden Kronen entspringen; sie entstand mehr aus der Antipathie der Monarchen, als der Völker. Der König von Frankreich, so klein gegen seinen Nebenbuhler, unterstützte, so ungerecht als unbesonnen, die Empörung seines Sohns **Robert**, dem der Eroberer die Normandie gegeben hatte, gleich als ob ihre leichte Wiedervereinigung nicht früh oder spät hätte zu Stande kommen, und dem Bundsgenossen eines rebellischen Sohns verderblich werden müssen. Er erlaubte sich nachmals einen Spott, der gar nicht witzig war, aber den empfindlichen und jähzornigen Monarchen sehr aufbrachte. Dergleichen geringfügige Vorfälle hätten allein hingereicht, den grausamsten Haß hervorzubringen, hätte auch der Eroberer vergessen können, daß der König von Frankreich seinen Sohn zur Rebellion gereizt hatte. Wil-

helm

helm war sehr dick geworden, und hütete deswegen fast immer das Bette. Wann wird der Dickbauch denn einmal niederkommen? sagte Philipp. Wilhelm, der dieß erfuhr, antwortete: Wenn ich meinen ersten Kirchgang halte, so soll es nirgends anders geschehen als zu Paris, zur Kirche unsrer lieben Frauen, und mit zehntausend Lanzen, statt der Wachskerzen, umgeben. Er ließ es nicht bey den Drohungen bewenden, sondern brachte sie zur Erfüllung, und signalirte seine Rache durch die schrecklichsten Verwüstungen. Er war wirklich schon vor den Thoren von Paris, welches er in Brand stecken wollte; aber ein Sturz, den er mit dem Pferde that, verhütete größeres Unglück, und rettete Frankreich.

Der römische Hof trieb um diese Zeit seine Anmaßungen aufs höchste. Auch war noch nie ein Papst geschickter gewesen, sie geltend zu machen, als Gregor VII. Er war von gemeiner Herkunft, und besaß für seine Zeit vortreffliche Eigenschaften, trieb aber die Herrschsucht so weit, daß man so auferordentliche Grundsätze nur einem wohl ausgedachten und überlegten System, das sich auf eine reelle Kenntniß des Geistes seiner Zeit gründete, zuschreiben kann. Denn in der That, nur dieser konnte Foderungen und Unternehmungen von solcher Beschaffenheit zulassen. Die Entwürfe der Päpste giengen nicht mehr im Schatten einher; es wurde laut gesagt und anerkannt, daß ganz Europa von ihnen abhienge, und ihnen zu huldigen ver-

verbunden sey. Ein Papst schickte seine Befehle nach allen Orten hin, und die gekrönten Häupter waren blos seine zinsbaren Untergebnen; er konnte die Könige absetzen, die Völker von dem Eide der Treue lossagen, und durch sein bloßes Wort die Königreiche so zu sagen zernichten. Gregor VII hatte dem Kaiser verboten, die Investitur der Beneficien zu ertheilen. Vergebens stellte dieser dagegen vor, er übe dieses Recht nur als Oberherr des Lehns, und maße sichs keinesweges an, auch die geistliche Gewalt zu ertheilen. Der Papst warf ihm vor, er verkaufe die Beneficien, und darauf, um ein Recht zu haben, ihn zu strafen, beschuldigt' er ihn, er habe ihn wollen ermorden lassen. Auf diese einzige Anklage hin, wurde der Kaiser in den Bann gethan und abgesetzt, und mußte sehen, wie sein Volk sich um ihn her empörte, und ihm mit endlosen Kriegen drohte. Er sah sich genöthigt, nachzugeben, und die angethane Beleidigung und seine Rachbegierde zu verbeissen. Welch ein Zauber war es denn, der in dieser Epoche die Potentaten der Erde der päpstlichen Macht so gänzlich unterwarf?

Gregor VII, der, immer gewaltsam, den Kaiser gedemüthigt hatte, fand natürlicher Weise viel weniger Schwierigkeit, sich Philippen völlig zu unterwerfen, welcher, verachtet und schändlicher Weise in seine Wollüste versunken, ihn seine unermeßliche Gewalt nach Gefallen ausüben ließ, indem er nichts so sehr fürchtete, als sein Reich mit dem Interdict belegt zu sehen. Der Ton der Ver-

wegenheit und selbst der Verachtung traf alle Könige ohne Unterschied. Als wär' er Censor ihrer Aufführung, schrieb der Papst von dem einen: **er ist ein Tyrann, nicht werth, den Scepter zu tragen.** Von dem andern sagt' er: **er bringt sein Leben in Schande und Lastern hin; bessert er sich nicht, so werden wir ihn absetzen.** Wäre die Gerechtigkeit immer die Leiterinn einer solchen Gewalt gewesen, so hätte sich wahrlich kein schöneres Schauspiel auf Erden denken lassen. Die bloße Gegenwart seiner Legaten jagte Schrecken ein; will man aber das ganze Gemälde dieser blendenden Gewalt übersehen, so muß man in der Geschichte der Kreuzzüge auf die neue Rolle Acht haben, welche die Päpste dabey spielten. Die Uebergewalt, welche sie in der tumultuarischen Leitung der Waffen Europens gegen Asien hatten, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, und wir wollen uns daher nicht länger bey Philipps Namen und Regierung aufhalten, um uns mit diesen grossen Gegenständen zu beschäftigen.

Von den Kreuzzügen.

Gregor VII, welcher alle Fürsten wie seine Vasallen, und alle Völker wie seine Lehnsleute betrachtete, hatte schon das Project gemacht, das gelobte Land, und was dazu gehörte, durch die Hände seiner gekrönten Unterthanen zu erobern; wie dieß aus den Briefen erhellet, die er darüber

an

an die Regenten von Europa schrieb. Die Christen, sagt er, dürfen den Götzendienern jene heilige Stadt nicht lassen, worin der Erlöser des menschlichen Geschlechts gekreuzigt worden.

Was Gregor VII nur hatte projectiren können, das wollte sein Nachfolger, seinen schon vorhin eingesogenen Ideen getreu, zur Erfüllung bringen, und endlich den großen Stoß geben, welcher die Gemüther in Bewegung setzen, und das ganze christliche Europa zur Sklavinn der Stimme Roms machen sollte. Es war ihm dazu einer von jenen Menschen behülflich, den blinden Werkzeugen der Entwürfe, die sie nicht selbst gemacht haben, die sie sogar in dem Augenblick ihrer Ausführung nicht begreifen, die aber dazu geboren sind, ihrem Jahrhundert den brennenden Enthusiasmus, der sie dringt, sie beherrscht, und den sie auszubreiten glühen, mitzutheilen. Er war ein Pilger, der sich, nachdem er die Waffen getragen, zum Eremiten und Priester gemacht hatte. Lebhaft gerührt von den Leiden und der Dürftigkeit der Christen, welche, unter der Herrschaft der Ungläubigen, in der Gefangenschaft seufzten; frappirt von der Entweihung der heiligen Oerter, und von den Gottlosigkeiten, von denen das Grab Christi umgeben war, schildert' er den unglücklichen Zustand seiner Brüder, und die Grausamkeit der Unterdrücker jener Länder, mit so starken und rührenden Zügen, daß Urban II ihn beredte, die Provinzen der Christenheit zu durchziehen, um dieselben mit seiner

heftigen Beredtsamkeit zu erfüllen. Die Sendung des Papsts vermehrte seinen Eifer, und man sah ihn nun mit bloßem Kopf und bloßen Füssen, ein großes Crucifix in der Hand, welches er mit beseelten Blicken und Bewegungen zur Schau trug, in Europa umherlaufen; und wenn er dann die Grausamkeiten schilderte, welche die Muhammedaner den Christen in Palästina, aus Haß gegen ihren Glauben, anthäten, so vergoß er Ströme von Thränen, und seine starke Stimme, die sich in Schluchzen verlor, hatte eine so große Macht, daß alle Herzen erweicht, und empört, mit ihm weinten. Man hieng sich an seine Schritte, und konnt' ihn nicht wieder verlassen.

Fürsten, Edelleute, Handwerker, Bauern, Mönche, selbst Weiber, von dieser ungestümen Beredtsamkeit, deren Stoff aus dem Innern der Religion geschöpft war, hingerissen, empfiengen, trotz der Verschiedenheit des Standes und Charakters, denselben Geist. Alle verlangten sie hinüber nach dem Morgenlande, um die Ungläubigen auszurotten, ihre Brüder und das Grab des Heilandes der Welt zu befreyen. Nur auf diesen Theil der Erde sind aller Augen gerichtet, nur dahin gehen alle Gelübde, alle Seufzer. Jenes Land, mit dem Blute Gottes benetzt, ist das heilige Land, welches man erobern muß. Alle andere Gegenstände sind irdisch und unwürdig der Begierde eines Christen.

Der Papst, von diesen Progressen benachrichtigt, kömmt nach Frankreich. Allenthalben auf

seinem

seinem Wege sieht er nichts als Zurüstungen zu dieser Eroberung. Er hielt ein Concilium zu Clermont in Auvergne, und hatte eine sehr beredte und pathetische Rede aufgesetzt, um die Gemüther zu dem vorhabenden Unternehmen zur Befreyung des gelobten Landes geneigt zu machen; aber er konnte dieselbe nicht zu Ende bringen. Ein einmüthiges Geschrey erschallet, wie durch göttliche Eingebung: **Gott wills! Gott wills!** Alle haben die himmlische Stimme gehört; sie beseelt jedes Herz mit übernatürlichem Muth. Keiner weiß mehr von Furcht oder von Schwachheit. Der Weg nach Jerusalem ist der Weg zum Himmel. Der Krieg ist heilig, die Soldaten nicht minder, und Vergebung der Sünden wird allen denen verheissen und angekündigt, die an diesem heiligen Feldzuge Theil nehmen, oder dazu beytragen werden.

Die Prälaten kehren in ihre Diöcesen zurück, und theilen daselbst die Bewegung, die ihnen eingedrückt worden, weiter mit. Man kündigt öffentlich den ersten **Kreuzzug** an, von dem alle übrigen den Namen behalten haben, weil der Papst verordnet hatte, daß die Gläubigen ein Kreuz auf die Schulter genäht tragen sollten. Dieß war jetzt die einzige ehrenvolle Distinction. Fünf Millionen Seelen treten, von dem Einsiedler **Peter** angeführt, die Reise an. **Urban II**, weniger bestürzt über sein gutes Glück, als man beym ersten Blick glauben sollte, geräth nun auch in heiliges Entzücken, da er diese zahllose Schaar gehorsamer Menschen sieht, die ihm den Enthusiasmus, der

ihr mitgetheilt worden, zurückbringt; und wie hätt' er nicht hoffen sollen, ganz Asien erobert zu sehen, nach einem solchen Schauspiel, nach einem solchen Meisterversuch der päpstlichen Autorität?

Das Gold und Silber geht jetzt aus Europa davon. Die Aecker bleiben ungebaut, die Werkstätten der Künstler und Handwerker werden verlassen, und die Städte entvölkert. Man theilt das Heer in drey Divisionen. **Peter der Einsiedler**, die Kutte auf dem Kopf, die Mönchsschuhe an den Füssen, einen Strick um den Leib, commandirt die erste, die blos aus dem Pöbel der Kreuzbrüder besteht. Auf ihrem Marsch, ohne Ordnung und Disciplin, überläßt sie sich allen Gewaltthätigkeiten und Verbrechen, im Vertrauen auf die Absolution, die am Grabe Christi ihrer wartet; allein sie vertilget sich selbst durch die schändlichsten Ausschweifungen, und durch die Repressalien, welche ihre schrecklichen Grausamkeiten und Verwüstungen veranlassen. Nicht die Hälfte kam durch Deutschland und Italien; sie war zerronnen und fast vernichtet, als sie bey der Meerenge ankam.

Die beyden andern Divisionen, welche den Adel und die Soldaten enthalten, folgen ihr mit weniger Tumult und Unordnung: allein Krankheit, Hunger und Strapazen entvölkern sie; und als man endlich, vor der Belagerung von Nicäa, die Truppen musterte, fanden sich nur noch 600,000 Mann zu Fuß, und 120,000 zu Pferde.

Schlach-

Schlachten, Hitze, Desertion, verminderten nachher diese große Armee so sehr, daß sie, unter den Mauern von Jerusalem, dem wichtigen Gegenstande dieser Conföderation, auf 21,500 Mann eingeschmolzen war. Jerusalem hielt den ersten Angriff aus, und wurde beym zweyten erobert. Das Feldgeschrey war das Geschrey des Conciliums, **Gott wills!** Die Metzelung war schrecklich, alles floß in Blut. Man ermordete Weiber und Säuglinge an der Brust, und alles, was nicht Christ war, wurde niedergehauen. Alsdann sah man diese unmenschlichen Kreuzbrüder ihre blutigen Hände waschen, Pilgerkleider anziehen, sich vor die Brust schlagen, seufzen und Thränen der Wehmuth vergiessen, beym Anblick des heiligen Grabes, es küssen, und mit Zerknirschung alle die Oerter durchlaufen, wo Christus gelitten hatte. Schluchzen und Aechzen kam aus diesen Herzen ohne Erbarmen, welche die unschuldige Kindheit und das zitternde Alter nicht zu rühren vermocht hatte.

Acht Tage nachher erwählte man den berühmten **Gottfried von Bouillon**, den besonders **Tasso** durch sein Gedicht verewigt hat, zum König. Er war der erste König von Jerusalem, das heißt: von einem Reich, welches nichts war. Mit dem königlichen Schmuck bekleidet, weigerte er sich, die Krone aufzusetzen, indem er sagte, er wolle sich da nicht mit Golde krönen lassen, wo Jesus Christus mit Dornen gekrönt worden; und in der Stadt Gottes dürfe ein Mensch dieses Zeichen der höchsten Gewalt nicht tragen. Dieses vorgebliche Kö-

nigreich, welches sich auf die Stadt und den umliegenden District einschränkte, subsistirte neunzig Jahre.

Diese Eroberung, (wenn man sie so nennen darf,) so viel Menschen sie auch gekostet hatte, erfüllte die ganze Christenheit mit unaussprechlicher Freude. Man sah nur den Sieg, nicht die schrecklichen Unglücksfälle, die ihm vorhergegangen waren. Die Zurückkehrenden erhitzten die Gemüther, die das Wunderbare liebten, nur noch mehr. Man hatte den Stein des heiligen Grabes berührt; das gelobte Land war befreyt; Asien war unterworfen; die ganze Welt sollte nun bald nur ein einziges Volk von Christen und Brüdern sehen. Diese Ideen setzten diejenigen, welche sich damit beschäftigten, in Entzücken. Man verkaufte Ländereyen, Lehen, Schlösser, Fürstenthümer, um auch diese heilige Reise machen zu können.

Sieben Kreuzzüge geschahen in Zeit eines Jahrhunderts; so tief war der Eindruck, den der erste Stoß gemacht hatte. Wir werden ihnen mit dem Lauf der Geschichte nachgehen, als der außerordentlichsten und vielleicht merkwürdigsten Erscheinung in den Annalen der Welt.

Man bemerke, daß die Volksmenge unter der Lehnsverfassung nothwendig sehr zalreich seyn mußte, wenn das Königreich durch diese Auswanderungen, welche die blühendsten Staaten hätten entvölkern können, nicht ganz verödet wurde. Gleichwie die Bewohner des Norden sich über unsre Länder gestürzt hatten, so fielen wir über die Turkomannen,

die

die sich verwunderten, daß wir unsre Erdstriche verließen, und noch mehr über den Bewegungsgrund erstaunten, der uns zu ihnen hinführte. Diesen ersten Kreuzzug machten blos die Franzosen, mit denen sich nur eine geringe Anzahl von Italienern und Engländern verband.

Die Wappen verdankten ihren Ursprung der Nothwendigkeit, worin man sich befand, die Krieger dieser unzähligen Heere ordnen und erkennen zu können; man setzte ein Unterscheidungszeichen auf die Fahnen; alle diejenigen, die unter einem solchen Panier einherzogen, hielten sich für berechtigt, das Zeichen desselben beyzubehalten, oder ein besonderes Siegel anzunehmen. Eitelkeit und Fantasie machte, daß jeder seinen Schild mit dem Sinnbilde zierte, welches seinen stolzen Anmaßungen am meisten schmeichelte. Der allergemeinste Mensch, dessen Vater Knecht gewesen war, bemächtigte sich, nach seinem Gefallen, der allervornehmsten und berühmtesten Zeichen. Denn unter diesen religiösen Fahnen mußte man dem Soldaten, der sein Blut für die Sache Gottes vergiessen, und den Ungläubigen die Stirne bieten sollte, eine Art von strafloser Ungebundenheit erlauben. Jeder, der nur die Reise übers Meer gethan hatte, setzte sich, bey seiner Rückkehr, dreist unter den Adel hin; die Verwirrung stieg aufs höchste; und man sah sich in der Folge genöthigt, nichts weiter anzuerkennen, als die Namen, die sich durch glänzende und persönliche Thaten ausgezeichnet hatten, und alle jene bizarren und fantastischen Wappenschilder, welche Stolz und Lüge mit

tausend schimärischen oder usurpirten Figuren beladen hatten, mit Gleichgültigkeit zu betrachten.

Der Orden der Hospitalritter des heil. Johannes von Jerusalem, jetzt der Orden der Maltheserritter genannt, der Orden der Tempelherren und der Deutschen Ritter nahmen ihren Ursprung von den Kreuzzügen. Die Europäer mußten, wenn sie nach Jerusalem wollten, erst mitten durch die Sarazenen, welche diese Horden von Pilgern theils niederhieben, theils zu Sklaven machten. Dieselben Hände, welche den Gläubigen, die nach den heiligen Oertern wallfahrten wollten, beysprangen, welche die Kranken, und besonders die Aussätzigen pflegten, faßten den Entschluß, diejenigen, welche sie durch ihre liebreiche Fürsorge trösteten, auch durch die Waffen zu vertheidigen; man sah sie ihre Wege decken, ihnen persönliche Sicherheit verschaffen: und so erschien der neue Plan eines krankenpflegenden und zugleich kriegerischen Mönchsordens in der Welt. Eine so edelmüthige Verpflichtung erfoderte eine heroische Tapferkeit; der ganze Adel von Europa wurde eingeladen, sich diesen frommen Pflichten zu weihen. Ein Gemisch von Liebe zur Religion und zum Kriege zog aus allen Theilen von Europa eine blühende Jugend herbey. Daher jener berühmte Orden, welcher unter dem Namen der Rhodiserritter so viele Wunder der Tapferkeit verrichtet hat. Unzählige und zum Theil sehr vornehme Proselyten zeigten der Welt, daß die menschlichen Tugenden nicht selten sind, und daß es immer

mer schwerer ist, sie auf eine erleuchtete, als auf eine große Art, anzuwenden.

Endlich verdankt man diesem Feldzuge das epische Gedicht des Torquato Tasso, ein Denkmal des Genies, welches das Gepräge des Geistes jener Zeiten trägt, und an dem die folgenden Jahrhunderte sich, als an einem nicht minder einnehmenden, als getreuen Gemälde, ergötzen werden.

Ludewig VI, mit dem Zunamen der Dicke.

Ludewig VI hatte schon vor dem Tode seines Vaters, in welchem wir einen unthätigen, trägen, in Wollüsten schlummernden Fürsten gesehen haben, sich Mühe gegeben, die stolze Unabhängigkeit der Großen zu unterdrücken, und die angegriffene und verachtete königliche Autorität, so viel als möglich, wieder respectabel zu machen.

Sein Gesicht war beständig blaß, und dies rührte von dem Gift her, welches seine Stiefmutter ihm gegeben hatte; er wollte sie in der ersten Wut seines Zorns umbringen; nur die außerordentlichen Arzneymittel eines auswärtigen Arztes, den die Aerzte des Hofes, wie gewöhnlich, für einen Charlatan ausschrieen, retteten ihm das Leben; der Charlatan that, was sie nicht vermocht hatten. Ludewig war, nachdem er geheilt war, so großmüthig, auf die Bitte seines Vaters, der seine Gemahlinn

liebte,

liebte, und seinen Sohn menagirte, der Königinn ihre Unthat zu verzeihen.

Er wurde von dem Erzbischof von Sens zu Orleans gesalbt und gekrönt. Der Erzbischof von Rheims wollte dies nicht zugeben, indem er behauptete, daß diese Cärimonie nicht anders gültig seyn könnte, als wenn sie durch ihn verrichtet würde. Er nahm einen Gebrauch für ein unstreitiges Recht.

Paris war damals gleichsam blokirt, durch sieben oder acht kleine Städte, deren Herren Truppen unterhielten, welche die Reisenden und Vorüberziehenden sehr beunruhigten. Solchergestalt war nicht nur Frankreich unter die Herren getheilt, sondern auch das königliche Gebiet war von kleinen besondern Souverainetäten durchschnitten; und Ludewig hatte so viel Geschicklichkeit als Tapferkeit nöthig, um nur über die Herren der Isle de France zu herrschen. Weniger mächtig, als einige seiner Vasallen, bracht' er sein ganzes Leben zu Pferde und unter den Waffen zu, immer kämpfend mit Herrn von Montmorency, von Montlery, von Rochefort. Drey Jahre bracht' er damit zu, die Festung Puiset zu bezwingen; das geringste Schloß, das geringste Dorf machte seinen Truppen und seiner Tapferkeit zu schaffen. Diese Menge von kleinen Vasallen (unterdeß die großen ihm ziemlich günstig waren und ihn nicht beunruhigten,) verbanden sich wider ihn, und machten ihm seine wirklichen Erbgüter streitig. Der prächtige Titel König von Frankreich war, durch

die

die Schuld seines Vorgängers, welcher ihn, nachdem er seine Güter und Kräfte ruinirt, verächtlich gemacht hatte, bald nichts weiter als ein subalterner Titel. Ein Burgvogt trachtete damals nach der königlichen Würde, und träumte innerhalb der vier Zugbrücken seines Schlosses stolze und schimärische Träume. Ein gewisser Graf von Corbeil, welcher gegen den König zu Felde ziehen wollte, sagte ganz ernsthaft zu seiner Gemahlinn, indem er seine Rüstung anlegte: **Gräfinn, gieb du mir selbst das Schwerdt da**; sie that es, und als ers hinnahm, setzt' er hinzu: **Ein Graf nimmt es jetzt aus deinen edlen Händen, aber ein König soll dirs, mit dem Blut seines Feindes benetzt, zurückbringen.** Der künftige Souverain wurde im Gefecht durch eine Lanze getödtet.

Ludewig VI versetzte der Lehnsverfassung die empfindlichsten Streiche, und legte von weitem den Grund zu der Gewalt seiner Nachfolger. Nie verlor er diesen großen Gegenstand aus den Augen. Die geringsten Vortheile kosteten ihn viel, aber er hielt sie für wichtig und nothwendig. Er sparte vom Anfang an nichts, um die kleinen Lehnsträger zum Gehorsam zu bringen. Er negociirte eben so oft, als er sich schlug; und seine Unternehmungen wurden durch vier Brüder, **Garlands** genannt, und den Abt **Suger** überlegt und dirigirt. Sie waren die wahren Urheber der bevorstehenden Revolution; ihre Rathschläge gaben den **Gemeinen** das Daseyn, das heißt, einem Körper, welcher, vormals dienstbar, und durch den König freygelassen, das

Recht

Recht der Bürgerschaft, und zugleich die Freyheit erhielt, sich Oberhäupter und Beschützer zu wählen. Dies ist der Ursprung der Municipalregierung. Sobald dieser Körper erst den Werth der Freyheit erkannte, ward er äußerst eifersüchtig auf dieselbe. Er machte seine noch jungen Vorrechte geltend; indem er sich ganz auf die Seite des Monarchen schlug, wuchs er immer mehr unter seinem Schutz, weil der König ihn sehr geschickt dem Haufen jener kleinen Vasallen entgegenzusetzen wußte, deren Vereinigung ihn ermüdete. Die Gemeinen waren für die Krone; und da sie durch Leute, die nicht mehr Sklaven waren, bedient wurde, so wurde sie gut bedient. Dieser Körper, welcher die alte Verfassung anders modificirte, und die größten Veränderungen in derselben hervorbringen sollte, wurde in der Folge der dritte Stand (Tiers-état), dessen Deputirten im Jahr 1304 zum erstenmal auf den Generalversammlungen der Nation erschienen. Man bewilligte ihm eine Jurisdiction, ein Siegel, eine Glocke, und eine Warte, das heißt, einen Thurm, von dem man die Annäherung feindlicher Truppen beobachten konnte.

Ludewig VI bewaffnete bald eben diese Gemeinen; und wenn es gefährlich war, Bürgern und Handwerkern die Waffen in die Hände zu geben, so war es doch viel dringender für ihn, den beständigen Unternehmungen der Herren Einhalt zu thun, die, durch die Lage ihrer Schlösser, seinem Gebiet furchtbar waren. Auf der empfindlichsten Seite beleidigt, bot er denen,

die

die ihn vertheidigen wollten, alles an, was er ihnen nur anbieten konnte. In der Folge, als man der Bürger nicht mehr bedurfte, beraubte man sie der ihnen vormals ertheilten Privilegien wieder, weil der Monarch, nachdem er die Unabhängigkeit der Herren gefühlt hatte, die Unabhängigkeit der Städte, die unvermerkt kleine Republiken geworden waren, zu fürchten anfieng. So viele Jahre, Arbeiten, Combinationen und Glücksfälle gehörten dazu, die höchste Gewalt endlich in einer einzigen Hand zu fixiren! Das Geschickteste und Glücklichste aber in dem Verhalten **Ludewigs VI**, oder vielmehr seiner Minister, zu diesem Zwecke war, daß sie eine **königliche Justiz**, die über die Justiz der Herren gieng, errichteten und befestigten. Dadurch wurden sie getrennt, einander entgegengesetzt, und folglich geschwächt. Die Appellation stand nun den Mißvergnügten offen. Die einzigen königlichen Richter konnten allein über eine Menge von Rechtssachen, mit Ausschluß der besondern Herren, entscheiden, und sobald diese nicht mehr die letzte Instanz hatten, verloren sie das Meiste von ihrem Ansehen.

Es ist wahr, aus dem Zusammenstoß dieser Tribunale entstand eine entsetzliche Verwirrung, die so viele Jahrhunderte noch nicht gänzlich gehoben haben; allein die königliche Gewalt näherte sich dabey ihrem Zweck. Sie wollte sich aus dem Chaos hervorarbeiten, welches sie zu verschlingen drohte. Sie wollte ihr Haupt über alle diejenigen emporheben, welche sich anmaßten, das Recht der Justiz

sowohl,

sowohl, als das Recht der Waffen, mit ihr zu theilen. Vom ersten Richter, der Ludewig VI geworden war, hatt' er nicht weit mehr zum Gesetzgeber. Die Zeit brachte das zur Vollkommenheit, was die vier Brüder entworfen und angebahnt hatten, sie, welche eigentlich zuerst das alte Monument der Lehnsverfassung untergraben haben. Da es um diese Zeit ganz verdorben und über seine alten Schranken ausgetreten war, so kann es nur bey denen Bedauren erwecken, welche den Despotismus für noch gefährlicher halten.

Nicht so glücklich war Ludewig gegen den König von England; dieser war für ihn ein furchtbarer Feind; Frankreich hatte sich seine Nebenbuhlerinn selbst gegeben, und fieng nun an, seine äußerste Unbesonnenheit einzusehen. Die Rivalität zweyer Souverains hatte die Antipathie der beyden Nationen erzeugt, die sich vorher nicht haßten. Sie veranlaßte jenen Krieg, welcher 340 Jahre dauerte, und während dessen man sich gegenseitige und unersetzliche Uebel zufügte. Der Vortheil einer von beyden Nationen hat ihr nie ein so entscheidendes Uebergewicht über die andre gegeben, daß sie dadurch für so viel vergossenes Blut entschädigt wäre, und das Gleichgewicht dauert, ungeachtet der scheinbaren Ungleichheit der Kräfte, noch auf unsre Tage fort. Die Reiche haben geheime Principia von Lebenskraft, welche die Untersuchung ihrer respectiven Kräfte oft trüglich machen, weil diese innern Principia dem Calcul entwischen. In diesem Zeitraum wurden mehr als zwanzig Friedenstracta-

ten

ten unterzeichnet, und fast eben so bald gebrochen, und die Waffenstillstände waren ebenfalls Kriege.

Ludewig VI wurde in der Schlacht bey Brenneville geschlagen, und genöthigt vor dem Herzog der Normandie zu fliehen. Er besaß große Tapferkeit, und hatte die Maxime, es sey tausendmal besser, rühmlich zu sterben, als ohne Ehre zu leben. Auf der Flucht ergriff ein Engländer den Zaum seines Pferdes, und rief: **Der König ist gefangen! Den König nimmt man nie gefangen**, sagte **Ludewig** mit größter Kaltblütigkeit, **nicht einmal im Schach**; und damit versetzt' er ihm einen Schlag mit seiner Streitkolbe, der ihn todt zu seinen Füßen streckte.

Er munterte, wie seine Nachfolger, zu jenen Feldzügen nach dem gelobten Lande auf, welche ganz Europa erhitzten. Er hatte bemerkt, daß, wenn er dabey gleich Unterthanen verlor, sie ihn doch zu gleicher Zeit von jenen aufrührischen Herren befreyten, die so ihre stolze und unabhängige Tapferkeit außerhalb des Reichs beschäftigten. Diese gaben ihren Knechten die Freyheit, um sich in Equipage zu setzen; und hatten sie sich dann durch diese weit entlegenen Kriege ruinirt, so verkauften sie einen Theil ihres Gebiets, und zuweilen das ganze, je nach der mehr oder minder glänzenden Figur, die sie in Palästina gemacht hatten. Die Knechte, einmal freygelassen, verließen die Gegenden, die sie als Sklaven gesehen hatten, und etablirten sich, wo es ihnen am besten dünkte. Der König, welcher bereit war, sie aufzunehmen, hatte den Vorzug.

Er wurde ihr natürlicher Beschützer, und um sie sich noch stärker zu verbinden, gab er ihnen, wie seiner eignen Miliz, alle Privilegien, die sie nur verlangten.

Die Bürgerschaft schreibt sich also von **Ludewigen dem Dicken** her; vor ihm war nur die Geistlichkeit und der Soldatenstand vollkommen frey. **Ludewig** bestimmte die Abgaben und Steuren, welche jeder Einwohner künftig bezahlen sollte. Nichts konnte gemäßigter seyn, als diese Abgaben. Als ein Freund dieser neuen Freygelassenen erleichterte er ihnen nach allem seinem Vermögen den Ankauf der Ländereyen derer, welche ins gelobte Land zogen; und unter der Hand unterstützt' er sogar diejenigen, die es bedurften, mit Gelde.

Der Knecht, welcher nicht kaufen konnte, wurde wenigstens Pachter seines Herrn, und baute also, als eigner Herr seiner Industrie, gegen einen jährlichen Zins, die Ländereyen, die er vorher als Sklav baute. Diese Sklaverey hatte durch das Recht des Krieges ihren Anfang genommen, vermöge dessen die Gefangenen, damals die reichste Beute des Soldaten, zu Knechten gemacht wurden. Ihr Zustand war erträglich und selbst glücklich in den schönen Tagen der Lehnsverfassung, weil man, mitten in den großen und unermeßlichen Besitzungen, dem Landbauer die Stücke, welche er benutzte, nicht streitig machte, und er durch seine Arbeit selbst gewissermaßen Eigenthümer des Landes wurde, indem er, so zu sagen, nur die Früchte desselben mit seinem Herrn zu theilen brauchte,

welcher ihn mit dem Degen beschützte, unterdeß er ihn mit der Pflugschaar ernährte. Da aber dies vortreffliche Gleichgewicht durch die Unterabtheilung der Lehen zerstört war, wurde die Unterwürfigkeit sehr grausam. Die kleinen Herren, die desto habsüchtiger waren, je weniger Mittel sie hatten, drückten den Landbauer aufs äußerste, und sein Schicksal war höchst bedauernswürdig, als sich endlich in jenen rohen Zeiten ein nicht weniger roher Luxus einschlich; denn der Luxus hält den Uebeln, die er anrichtet, nicht eher das Gegengewicht, dient nicht eher sich selbst zur Arzney, als wenn er äußerst vervollkommt und allgemein ausgebreitet ist.

Man wird **Ludewigen den Dicken** unter die schätzbaren Fürsten zählen. Mehr Soldat als General, war er thätig und unermüdet. Er liebte das Volk, und zog es beständig den Großen vor. Er hatte Begriffe von Gerechtigkeit, und besonders von Polizey. Seine ungeheure Dicke benahm der Lebhaftigkeit seiner Feldzüge nichts. Es fehlte ihm freylich an Staatsklugheit in den Unterhandlungen, weil er keinen geschickten Minister in diesem Fach hatte; und daher wurd' er auch immer durch den König von England, **Heinrich I**, hinters Licht geführt.

Eh' er starb, sagt' er zu seinem Sohn, den er schon hatte krönen lassen, folgende merkwürdige Worte: **Erinnere dich, mein Sohn, daß die königliche Würde nichts anders als eine öffentliche Bedienung ist, von welcher du**

einst dem, der die Könige macht und richtet, die strengste Rechenschaft wirst geben müssen.

Die Oriflamme, diese Wunderfahne, welcher der Pöbel unfehlbaren Sieg zuschrieb, erschien jetzt zum erstenmal in den französischen Armeen. Sie wurde in der Abtey von St. Denis verwahrt, woher man sie aufs feyerlichste abholte, und eben so feyerlich wieder dahin zurückbrachte. Diese Fahne flößte den Truppen eine so große Zuversicht ein, daß sie unüberwindlich zu seyn schienen, wenn sie an ihrer Spitze flatterte.

Ludewig VII, mit dem Zunamen das Kind.

Unter den Vasallen der Krone, welche es wohl einsahen, daß man sie, bald durch List, bald durch Gewalt, nach seinem Willen zu lenken suchte, befand sich ein Graf von Champagne, stolzer wie die andern, und der seine Unterwürfigkeit durch alle möglichen Mittel zu entfernen suchte. Er hatte sich schon unter der vorigen Regierung durch einen nachdrücklichen Widerstand, der seinen unabhängigen Charakter kennen lehrte, berühmt gemacht. Der neue König besaß weder die Thätigkeit, noch den Muth seines Vaters. Der Graf, welcher mit äußerstem Verdruß die Gewalt der Könige immer anwachsen sah, war nur desto aufmerksamer darauf bedacht, ihre Absichten zu vereiteln, und ihnen Streitigkeiten zu erregen, blos um sie in Athem zu halten,

halten, und ihre Autorität zu schwächen. Es wurde, vom einen Ende Frankreichs bis zum andern, keine Intrigue geschmiedet, woran er nicht mehr oder weniger Theil hatte. Wer nur irgend eine Neigung zur Empörung hegte, wofern es nur gegen den Monarchen war, fand in ihm geheimen Beystand und eine beständige Stütze. Er blieb mit seinen Anschlägen nicht blos innerhalb der Gränzen des Reichs selbst, und hatte Credit und Geschicklichkeit genug, den Papst zu bewegen, daß er alle Städte, Flecken, Dörfer und Häuser, welche dem König gehörten, mit einem Interdict belegte. Dies war ein gefährlicher Streich, welcher die Epoche der Monarchie noch weiter entfernen konnte. **Ludewig VII**, durch diese Beleidigung und mehrere andre aufgebracht, fiel, mit Wut im Herzen und mit der Fackel in der Hand, in Champagne ein. Nachdem er die kleine Stadt Vitry überfallen und sich ihrer Mauren bemächtigt hatte, fand er keinen Widerstand mehr, als in der Pfarrkirche.

Dreyzehnhundert Menschen hatten sich in dieselbe geflüchtet, um der rasenden Wut des Soldaten zu entgehen. **Ludewig VII** ließ sie in Brand stecken, und ungeachtet des schrecklichen Geschreys dieser Unglücklichen, da sie das höchste Wesen anriefen, und um Barmherzigkeit flehten, war er so unmenschlich, daß er dies wehrlose Volk umringen und den Flammen zum Raube werden ließ. Als sein Zorn vorüber war, machte dies Schauspiel ihm Grausen. Sein Gewissen erwachte zu spät, aber so gewaltsam, daß er der Verzweiflung nahe war.

Er glaubte immer den Donner des Himmels zu sehen, im Begriff die Natur zu rächen und auf seinen Kopf herabzufallen. Der heil. **Bernhard** hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß kein Verbrechen so groß sey, daß eine aufrichtige und tiefe Reue nicht Verzeihung desselben auswirken könnte. Da seine Verzweiflung nicht nachließ, so schlug der Heilige ihm, als ein sicheres Büßungsmittel vor, dem gelobten Lande ein ansehnliches Corps Truppen zu Hülfe zu schicken, und es selbst, mit dem Kreuze bezeichnet, anzuführen; denn nichts könne Gott und dem Papst angenehmer seyn. Er prophezeihete ihm unfehlbares Glück, und sagte, er würde dadurch nicht nur seine Sünden aussöhnen, sondern der Papst würde auch das Interdict aufheben, welches die Kunstgriffe des Grafen von Champagne über das Königreich gebracht hätten.

Unbesonnen, nachdem er barbarisch gewesen war, wollte **Ludewig** sich unverzüglich mit dem Kreuz bezeichnen lassen. Aber **Suger**, der Abt von St. Denis, ein weiser Mann, welcher unter **Ludewig dem Dicken** vielen Theil an der Regierung gehabt hatte, und sich über den Geist seiner Zeit emporhob, (die seltenste Kraft des Genies!) fand keinen Geschmack an dem Unternehmen, welches [illegible] ther bezaubert hatte. Er [illegible] rieth also dem Köni[illegible] zukehren, es in Fr[illegible] dazu genöthigt wi[illegible] zugeben. Er h[illegible] machen, daß es

ser wäre, durch weise Gesetze das Reich der guten Sitten in seinen Staaten zu behaupten, als Ströme des Bluts zu vergießen, welches ihm am theuersten sey, um den Ungläubigen einige Ruthen eines heiligen Landes wegnehmen. Ludewig, welcher, ungeachtet seiner Vorurtheile, den gesunden Verstand besaß, der die Wahrheit fühlt, wo er sie findet, fieng nun an, über die verderblichen Folgen eines solchen Schritts nachzudenken. Der heil. Bernhard aber sah den König kaum wanken, als er seine ungestüme Beredtsamkeit bewaffnete, und der prophetische Ton, welcher vom Himmel inspirirt zu seyn scheint, vermochte mehr als die Besorgnisse und die ruhige Weisheit des Suger.

In einer Versammlung der Nation, welche zu Vezelai in Bourgogne gehalten wurde, predigte also Bernhard den zweyten Kreuzzug; man beantwortete seine Rede nur mit dem allgemeinen Ausruf: Das Kreuz, das Kreuz! Die meisten Weiber wollten ihre Männer begleiten. Es war nicht anders, als ob ein schöneres und reicheres Vaterland unter einem andern Himmel den Franzosen bereitet sey. Man schickte denen einen Spinnrocken und eine Weberspuhle zu, die aus Liebe für ihr Hauswesen das Heer der Kreuzfahrer nicht vermehren wollten. Die Königinn gab sich alle mögliche Mühe, die Reise mitmachen zu dürfen; sie wollte lieber mitten unter Gefahren und Beschwerden die blühende Jugend des Hofes begleiten, als allein in einem öden Palast zurückbleiben.

Man war so fest überzeugt, der Sieg stehe dem heil. Bernhard zu Gebot, daß man ihn aufs dringendste bat, die Oberbefehlshaberstelle der Truppen anzunehmen; er schlug diese Ehre aus, und zufrieden, die andern zum Gefecht aufzumuntern, blieb er selbst zu Hause, und hatte nicht Lust, dem Beyspiel Peters des Einsiedlers nachzuahmen, welcher in den Schlachtfeldern ein Nebenbuhler der Rinalde und Gottfriede gewesen war.

Diese fromme Wut erhitzte Deutschland wie Frankreich. Schon war der Kaiser Conrad III mit einer Armee von mehr als 100000 Mann vorangezogen; er hatte Anfangs den heil. Bernhard mit dem festen Entschlusse angehört, ihm nichts zu bewilligen, und doch zuletzt sich selbst enrolliren lassen.

Ludewigs VII Unfähigkeit offenbarte sich in diesem Unternehmen vollends. Nachdem er, trotz Sugers Vorstellungen, den Ausbund seiner Truppen nach Palästina geschleppt hatte, betrug er sich hier sehr unrühmlich; er wurde als König und als Gemahl entehrt. Seine Gemahlinn, die er unbesonnener Weise nach Judäa mitgenommen hatte, verliebte sich in einen jungen Türken von ausnehmender Schönheit, und ihre Liebeshändel machten so großes Aufsehen, daß selbst der König sie erfuhr. Seine Truppen wurden geschlagen, und auf der Flucht nahmen die Sarazenen ihn gefangen. Die Tapferkeit des Königs von Sicilien verschaffte ihm die Freyheit wieder; er kehrte endlich in seine Staaten zurück, und hörte von allen Seiten nichts als

Trauer-

Trauergeschrey und Wehklagen. Hier foderte man von ihm einen Vater, dort Söhne, dort einen Bruder, dort einen Freund zurück. In diesem allgemeinen Jammer erinnerte man sich der Worte Sugers, der diese verderbliche Reise mißbilligt hatte; nur er allein wurde gesegnet.

Dieser große Mann hatte den Staat gehalten, hatte, statt des Piloten, der ihn verlassen hatte, das Steuer desselben geführt. Er regierte, während dieses Kreuzzuges, Frankreich mit Güte, Mäßigung und Geschicklichkeit: er besaß seltnere Eigenschaften, als die eines Königs, nämlich die eines Regenten. Ohne zu viel zu wagen, ohne sich zu sehr zu fürchten, unterdeß alle Kräfte des Reichs in Palästina waren, schützt' er allein die Monarchie, indem er sich in die Umstände schickte, und mit dem, was sie noch von Leben besaß, so zu sagen, ökonomisirte. Frankreich würde durch die Stürme, die sich gegen dasselbe erhuben, zu Grunde gegangen seyn, hätte er nicht die Klugheit gehabt, ihnen auszuweichen, um das Schiff, dessen Pilot er war, desto besser zu retten; er fesselte die Waffen der Nachbarn, die das Königreich unterjochen konnten, dadurch, daß er Uneinigkeiten in ihrem Innern unterhielt. Immer durch sein scharfsichtiges Genie geleitet, wandt' er, mit einer beständigen und auszeichnenden Superiorität, die Verwüstungen von Frankreich ab, die, bey solchen Umständen, seinen Ruin entschieden haben würden. Er wußte sich endlich die Liebe des Volks zu gewinnen, indem er zu gleicher Zeit

die Ehrerbietung für ihren abwesenden König bey der Nation unterhielt: die höchste Stufe von Weisheit, Treue und Heroismus!

Kaum aber nahm **Ludewig** die Zügel der Regierung wieder in die Hand, als auch seine Ungeschicklichkeit sichtbar wurde; jeder Schritt, den er that, war ein Fehltritt. Er hatte das Unglück, seinen Minister zu verlieren. Alsobald, gleich als hätt' er sich bis dahin vor seinen Blicken gefürchtet, trieb er seine Unbesonnenheiten aufs höchste. Er verstieß seine Gemahlinn, indem er sie des Ehebruchs anklagte; und sie selbst begünstigte diese Scheidung, weil sie ihren Plan schon völlig gemacht hatte. **Ludewig** merkte den Fallstrick nicht, gab ihr Guyenne und Poitou, ohne Tractat, ohne Bedingungen, ohne Untersuchung, zurück, und sechs Wochen nachher brachte sie dieselben dem Herzog der Normandie, **Heinrich**, stolz als Brautschatz zu. Dies hatte **Suger** vorhergesagt; dies hatt' er verhindern wollen; er hatte in dem Herzen der Königinn die doppelte Verrätherey gelesen, die sie an ihrem Gemahl und an Frankreich begehen wollte. Der Herzog, schon bestimmter Erbe der Krone von England, besaß nun noch dazu, durch **Ludewigs** Schwachheit, den fünften Theil der französischen Monarchie, und befand sich im Stande, das Uebrige zu demüthigen.

In dieser Epoche wurde alles vortheilhaft für England; seine Macht wuchs immer mehr an, und wurde bald furchtbar. Die Nachkommen **Ludewigs des Kindes** fanden mehr als einmal Ursach,

sach, ihm wegen dieses ungeheuren politischen Fehlers Vorwürfe zu machen, als sie die Uebel fühlten, die er nach sich zog; man beweinte jenes unglückliche Verhängniß, welches das Schicksal der Staaten ungeschickten Händen übergab, und in einem Augenblick fast alle Früchte der Weisheit und Klugheit **Sugers** verloren gehen ließ. Sein zu früher Tod war ein eben so großes Unglück für Frankreich, als der des besten seiner Könige.

Ludewig VII stellte aller Orten hin Wallfahrten an, besuchte das Grab des heil. Thomas von Canterbury, und starb mit dem Ruf eines frommen und keuschen Fürsten; allein er hatte Frankreich eine Wunde versetzt, die drey Jahrhunderte brauchte, sich zu benarben, und die seiner wahren Macht und Größe mehr Schaden that, als alle Angriffe seiner vorigen Feinde. Dieser unglaubliche Fehler soll ihm auch den verächtlichen Zunamen, das **Kind**, verschafft haben.

Die Mönchsorden vermehrten sich unter dieser Regierung. Die Menschen stürzten sich haufenweise in die heiligen Freystätte der Klöster, weil Ruhe, Reichthum, Ansehen und Straflosigkeit sie hier erwarteten. Vielleicht trugen auch die Zerrüttungen, die aus dem Umsturz so vieler Vermögen durch die Kreuzzüge entsprangen, nicht wenig bey, diese Oerter des Friedens und der Einsamkeit, wo das Geschrey des Krieges und der Tumult seiner Zurüstungen verhallte, zu bevölkern. Diese Klöster stifteten doch etwas Gutes; sie errichteten Schulen; man schrieb in denselben Bücher ab, die wir

ohne den unermüdeten Fleiß der Mönche verloren haben würden. Alle Schätze des Alterthums, die im Staube begraben lagen, schienen unter ihren arbeitsamen Händen wieder aufzuleben; und diese priesterlichen Hände, welche die Widergeburt der Wissenschaften vorbereiteten, haben uns den **Homer**, **Tacitus** und **Lucian** überliefert, die eine noch etwas länger währende Vergessenheit wieder ins Nichts hätte zurückstürzen können. Die **Universität** fieng nun an sich zu bilden; von ihrem ersten Ursprung an dem **Aristoteles** geweiht, welchen sie nachmals verbrennen sollte, um mit desto größerm Aberglauben zu ihm zurückzukehren, speiste sie sich und andre mit unverständlichen Termen; sie nannte sich **Universität**, als öffne sie ihren Schoos der ganzen Welt, und umfasse das Universum der Wissenschaften; das hieß, den Horizont für die Gränzen der Welt halten. Die dunkeln Spitzfündigkeiten der Schule herrschten da, weil der spitzfündige Kopf gewöhnlich den schönen Geist der halb barbarischen Zeiten ausmacht.

Der heilige **Bernhard**, der Abt **Suger** und **Abälard** (unsterblicher durch Heloisens Zärtlichkeit, als durch seine Schriften,) waren Zeitgenossen und Wetteiferer. Sie verdienten, durch ihr Genie und ihre Beredtsamkeit, einem andern Jahrhundert anzugehören; wenn jedoch die verfeinerten Jahrhunderte vermöge einer andern Inconvenienz das Genie nicht ersticken, indem sie ihm das, was es ausmacht, die Originalität, versagen. **Abälard** hatte gegen die Dreyeinigkeit geschrieben; aber

er

er widerrief, und gehört also nicht unter die Zahl der Heresiarchen.

Ludewig das Kind wurde in der Abtey zu Barbeau, die er gestiftet hatte, begraben. Karl IX ließ im Jahr 1566 sein Grab öffnen. Der Leichnam war noch unversehrt; er hatte verschiedne goldne Ringe auf den Fingern, welche Karl IX abnahm, und sie, nebst einer goldnen Kette, die man in eben diesem Begräbniß fand, lange trug.

Philipp II, mit dem Zunamen Augustus.

Die Geschichtschreiber haben seinen Namen mit den allerehrenvollesten Titeln überhäuft; sie haben ihn den Eroberer, den Großmüthigen, den Gottgegeben, und endlich, alle diese Prädicate gleichsam zu krönen, Augustus genannt.

Bey seiner Krönung sah man etwas ganz Neues. Die Anzahl der Pairs des Reichs war bisher unbeschränkt. Diesen Namen gab man, unter den beyden ersten Häusern, ohne Unterschied allen grossen Vasallen, die vom Monarchen abhiengen, weil sie unter einander gleich waren, welches eigentlich das Wort Pair bedeutet. Die Söhne der Könige selbst nannten sich nur Pairs. Ludewig VII, durch den Verstand der vier Brüder geleitet, wählte ihrer zwölfe, sechs Geistliche und sechs Laien; sie formirten von dieser Zeit an einen Körper, welchem man ausschliessend die mit diesem Titel verknüpften

Vor-

Vorrechte beylegte. In der Folge ist der Titel mit den Vorrechten so zu sagen aufgehoben; und da es keinen Herzog der Normandie, keinen Grafen von Flandern, u. s. w. mehr giebt, so werden die sechs weltlichen Pairs bey der Krönung unsrer Könige durch sechs Prinzen vom Geblüt vorgestellt.

Philipp der Zweyte vermählte sich mit **Isabellen** von Hennegau, die in gerader Linie von der **Ermingard**, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs von Lothringen, dieses letzten Ueberbleibsels vom Geblüt **Karls des Großen**, der seines Erbes beraubt in der Gefangenschaft starb, abstammte. Solchergestalt wurden zwey Häuser, die durch alles, was vorgegangen war, auf ewig getrennt zu seyn schienen, wieder vereinigt. Bey der Cerimonie warf ein Bedienter, da er einen Stock aufhub, um das Volk in Ordnung zu halten, drey Oellampen um, die gerade über den beyden Neuvermählten standen; man betrachtete diesen Zufall wie eine Zugabe von Salbung, die eine dreymal glückliche Regierung prophezeye.

Philipp II publicirte bey seiner Thronbesteigung drey Edicte: das erste verdammte alle Ketzer zum Feuer; das zweyte verordnete, jeden Gotteslästerer zu ersäufen; das dritte befahl allen Gauklern und Possenreissern, das Reich zu räumen.

Die Juden waren sehr zahlreich und reich; sie trieben ihr altes Metier, den Wucher. Man nahm sie in ihrer Synagoge gefangen, und confiscirte ihre unbeweglichen Güter, die zum Profit des Königs verkauft wurden. Alle Schulden, die sie zu fodern

hatten,

hatten, wurden für nichtig erklärt; man verbannte sie, und ließ sie nur ihre beweglichen Güter mitnehmen; sie versteckten aber ihr Geld, welches also ohne Wiederkehr aus dem Reiche gieng.

Man tadelte dies Verhalten, weil der König sie alle gleich strenge, um nicht zu sagen ungerecht, geplündert hatte, ohne zu untersuchen, in wie fern jeder besonders strafbar seyn möchte. Er entvölkerte überdem sein Reich durch ihre Verbannung, da er sie hätte schützen, und durch gute Gesetze bessern sollen; denn immer sind die Geldleiher dieser Art dem Handel nützlich, und zuweilen nothwendig. Sie bringen das Geld in Umlauf, beleben den Handel und Wandel; und den Mißbräuchen, die sich bey allen Dingen finden, konnte man abhelfen, ohne eine Menschenrace zu vernichten, welche sich mit den verächtlichsten Arbeiten und Geschäften abgab: denn in diesen Zeiten der Barbarey und der Tapferkeit, der Unwissenheit und des Stolzes, hielt man das Gewerbe mit Gelde fürs allerschimpflichste. Der König hatte sich von dem Abscheu hinreissen lassen, den man ihm von Kindheit auf gegen sie eingeflößt hatte; als er mehr Einsicht bekam, und Geld nöthig hatte, rief er sie zurück, und erkannte, daß, wenn der Wucher seine Gefahren hat, man ihm nur einen Zaum anlegen darf, um andre Uebel, die, politisch betrachtet, noch viel verderblicher als er selbst sind, zu verhüten.

Aus den Trümmern der überwundenen oder desertirten Kreuztruppen hatten sich große herumstreifende Räuberbanden formirt, die, unter den

Namen

Namen Brabançons, Routiers, Taverdins, ohne Unterschied Kirchen und Synagogen plünderten, Kelche und Hostienkästchen zerbrachen, Chorhemden und Meßgewänder zerschnitten, um sich und ihre Weiber darein zu kleiden, und die Christen nicht anders behandelten, als wie sie die Türken zu behandeln gehofft hatten. Philipp verfolgte sie, und rottete sie mit Hülfe der Gemeinen in kurzer Zeit aus, zur großen Freude der Bürger, und besonders der Geistlichen, welche sich genöthigt gesehen hatten, das Geräth der Altäre Tag und Nacht vor ihren Räubereyen zu bewachen.

Nichts ist oft schwerer für einen König, als die Kunst, nicht in seinen Staaten, sondern in seinem eignen Palast zu regieren. Philipp wußte seine Mutter und seinen Pathen, seinen alten Vormund, den Grafen von Flandern, zu hintergehen, welche ihn, jeder nach seinem Gefallen, regieren wollten. Er bediente sich sehr früh gegen diese Titel, Mutter und Pathe, (die damals gleichen Respect foderten,) der Standhaftigkeit, die ihm in der Folge nützlich ward. Der Graf von Flandern wollte Gewalt brauchen: aber er fand einen Souverain, welcher sich Vermandois wieder herausgeben ließ, welches der Vormund, als Mitgabe seiner Gemahlinn, seinem Pupillen entziehen und für sich behalten wollte; sie war ohne Kinder gestorben, und der Vorwand war also offenbar ungereimt.

Unterdeß waren die morgenländischen Angelegenheiten für Europa persönlich geworden. Die Streitigkeiten der Kreuzfahrer waren dem berühmten

ten Saladin behülflich gewesen, welcher Jerusalem schon wieder erobert hatte. Alle Tempelherren und Hospitalritter waren niedergehauen. Die Nachricht von diesen Unglücksfällen verbreitete Schrecken und Bestürzung. Der Papst nahm sich dieselben sehr zu Herzen, weil er vor Gram darüber starb. Die Könige von Frankreich und England liessen auf einmal ihre hartnäckigen Streitigkeiten ruhen, um einen dritten Kreuzzug zu machen. Keiner war noch so gut geordnet gewesen, keiner gab glänzendere Hoffnungen. Die Anführer dieses Feldzuges waren Friedrich I, einer der größten Kaiser, die Deutschland gehabt hat, Richard, welcher vor kurzem den Thron von England bestiegen hatte, und Philipp August. Diese beyden letztern, beyde noch jung, beyde ungefähr gleich mächtig, waren Nebenbuhler an Größe, wie an Ehrgeitz. Richard, ungestüm, hitzig, besaß jene keine Schranken kennende Eigenschaften, die den Helden machen. Philipp war klüger, politischer, gemessener in seinen Absichten Sie schwuren sich, indem sie abreisten, eine ewige Freundschaft; aber einer von beyden mußte das Band dieses zu kurz daurenden Vertrauens zerreissen.

Die beyden Könige waren eins geworden, den Weg zur See zu nehmen, welches weise gethan war. Philipp thut sich zuerst hervor. Er schlägt und entfernt die Saracenen, bemächtigt sich verschiedner Städte, und belagert Acra. Der ungeduldige Richard eilt herbey, um ebenfalls Palmen des Ruhms einzuernten; er war in Sicilien

durch eine jener seltsamen und wunderbaren Begebenheiten, die dieser Zeit eigen sind, aufgehalten. Durch einen Sturm umhergetrieben, war er an den Küsten von Cypern gestrandet. **Isaac Comnenus**, der König dieser Insel, ein geiziger und grausamer Herr, hatte ihm, statt ihm Beystand zu leisten, drey seiner Schiffe genommen, und der Mannschaft übel mitgespielt. **Richard**, darüber aufgebracht, gab mehr dem Zorn als der Klugheit Gehör, setzte seine Truppen ans Land, lieferte ein Treffen, eroberte die Hauptstadt, legte den König in Fesseln, und schleppte ihn als Gefangenen mit, voller Ungeduld, sich durch andre Thaten unter dem Heer der Kreuzfahrer hervorzuthun.

Philipp und **Richard** sehen sich bald mit eifersüchtigen Augen an. Alle beyde strebten nach demselben Ruhm, und es kam unter diesen beyden mißvergnügten Nebenbuhlern bald zu Beschwerden und Vorwürfen. **Richard** beklagte sich, daß **Philipp** die Belagerung von Acra so eifrig betrieben hätte, daß, zu welcher Zeit es auch erobert werden möchte, er allein die Ehre davon haben würde. **Philipp** sagte dagegen, **Richard** nehme ihm seine besten Soldaten weg. Die tapfersten freylich hiengen sich an den König von England, wegen seiner Freygebigkeit, welche ihm **Philipp** nicht nachthun konnte, weil es ihm an Gelde fehlte, und er es überdem nicht gern verschwendete. **Philipps** Charakter, weniger frey und offen, als **Richard** seiner, konnte sich nicht lange einen warmen Freund

erhalten,

erhalten, welcher die geringste Verstellung verabscheuete.

Die Eroberung von Acra machte **Philippen** die größte Freude, weil er von Begierde brannte, in seine Staaten zurückzukehren. Er war dieses Krieges müde, und brauchte den Vorwand, die Luft von Palästina sey seiner Gesundheit schädlich; was ihn aber am meisten verdroß, war der Ruhm, den sich **Richard** erworben hatte, und seine Superiorität, die er ihn gar zu sehr fühlen ließ; dazu kam die geheime Begierde, sich seine Abwesenheit zu Nutze zu machen, ungeachtet ihres gegenseitigen Eides, einer des andern Besitzungen nicht anzugreifen, so lange derselbe nicht auch zurückgekehrt wäre.

Es sey nun aus Verdruß über seinen fruchtlosen Feldzug, oder um einen scheinbaren Vorwand zu haben, ihn anzugreifen und sich zu rächen, genug **Philipp** beschuldigte **Richarden** sehr ausserordentlicher, um nicht zu sagen, unglaublicher Dinge, unter andern, daß er den **Alten vom Berge** angestiftet habe, ihn ermorden zu lassen.

Die Geschichte des **Alten vom Berge** enthält vielleicht etwas Uebertriebnes, ist aber keine Fabel. Nichts darf uns in Erstaunen setzen, wenn vom Fanatismus die Rede ist; er behauptet sich im Verhältniß des Bluts, das man für ihn vergießt; seine Macht wird immer größer und furchtbarer, je größer die Zahl und der Enthusiasmus seiner Anhänger wird; und welcher Winkel der Erde ist nicht seiner barbarischen Herrschaft unterworfen gewesen?

Dieser Despot bewohnte Phönicien, wo er sich gegen alle Angriffe der Califen von Aegypten und der Könige von Jerusalem behauptet hatte. Er war der Fürst eines kleinen Staats, hatte sich aber die größte Autorität verschafft, indem er geradeswegs mit dem Dolch auf das Herz der Souverains losgieng, die ihm misfielen, und sie bloß auf diese Art bekriegte. Junge Fanatiker, von Kindheit an zu seinen Absichten erzogen, gehorsame Werkzeuge seiner Rache, seiner Capricen oder seiner Raserey, flogen, seine Befehle zu vollziehen, mit einer blinden Ergebenheit, die man dem nicht erst erklären darf, der die Gewalt der Meynung, und die Macht, die ein Mensch über seines Gleichen usurpiren kann, kennet. Sie waren durch das stärkste Band vereinigt, durch den Wahn, sie würden dem Himmel gefallen, wenn sie das Blut seines Feindes vergössen, und sich durch diese verdienstliche That die Thore der ewigen Glückseligkeit öffnen. Ihr Oberhaupt war ein Gott für sie, weil ihr Gehirn früh zu diesen seltsamen Täuschungen disponirt war; und was macht man nicht aus dem Menschen, wenn man ihn mit Blendwerken umgiebt? Mehr als einmal sahe man, wie diese **Assassinen** (so nannte man sie von ihrem abscheulichen Metier,) das Herz, welches sie durchstoßen wollten, mitten durch Lanzen und Schwerdter aufsuchten, und sich geduldig niedermachen liessen, sobald sie den Stoß vollführt hatten. Wurden sie lebendig gefangen genommen, so lächelten sie in den Martern, und trotzten ihren Henkern. Ist der menschliche Kopf einmal bis

auf

auf diesen Grad emporgehoben, oder vielmehr herabgesunken, so ist kein Licht mehr im Stande, die Finsternisse, die ihn umhüllen, zu zerstreuen.

Philipp fürchtete sich, wie es scheint, vor der unsichtbaren Macht des Despoten, welcher durch das Schrecken des Dolchs die Könige der Erde beherrschte. Denn er schickte ihm ansehnliche Geschencke; und zu desto größerer Vorsicht hielt er sich eine Wache, mit ehernen Keulen, Bogen und Köchern bewaffnet. Dieß war die erste Wache der Art, die man bey einem König von Frankreich sah. Ihr Dienst war, nie den König zu verlassen, keinem Unbekannten zu erlauben, sich seiner Person zu nähern, auf allen Gesichtern zu lesen, ob die Seele eines jener furchtbaren Rasenden nicht unter der Menge versteckt sey, und besonders ihr Leben Preis zu geben, um das Leben ihres Königs zu retten. Ungegründete und kindische Besorgnisse! Richard hatte nicht daran gedacht, ihn ermorden zu lassen.

Allein Herr über die Operationen des Krieges, that Richard nun Wunder der Tapferkeit, und zeigte seine ganze Erfahrenheit in der Kriegskunst; er entriß dem bis dahin unüberwindlichen Saladin den Sieg. Er rettete die Stadt Joppe, wo man viele Weiber und Kranke zurückgelassen hatte, die sonst umgekommen wären. Mit fünf hundert Mann schlug er 12000 Saracenen, die eine Caravane von 7= bis 800 Kameelen mit Lebensmitteln escortirten; eine Eroberung, die um desto wichtiger war, da es den Kreuzbrüdern an Lebensmitteln gebrach.

Unterdeß er sein Glück mit heroischer Unerschrockenheit verfolgte; unterdeß er der durch ihre erlittenen Unfälle niedergeschlagenen Christenheit aufhalf, und sich endlich mit dem Siege zu schmeicheln anfieng: erfuhr er, daß **Philipp**, nach seiner Rückkehr in Frankreich, seinen Bruder gegen ihn empört, und daß beyde sich vereinigt hätten, dieser sich des Königreichs England, und jener sich der Normandie zu bemächtigen.

Gezwungen, seinen edlen Hoffnungen zu entsagen, da er sich vor allen andern die Vertheidigung seiner eignen Staaten schuldig war, läßt er seufzend die gewissen Lorbern im Stiche, um in einem Bruder und in einem Freunde die Undankbarkeit und Verrätherey zu bekämpfen. Allein, da er nun den Kreuzbrüdern nicht länger mit seinem Arm beystehen konnte, war er doch darauf bedacht, ihnen Sicherheit in Palästina zu verschaffen; er schloß einen Waffenstillstand mit dem **Saladin**, und öffnete den Christen in verschiednen Städten eine Zuflucht, voll Bekümmerniß, daß er die Belagerung von Jerusalem nicht unternehmen konnte. Da jemand ihm von ferne diese heilige Stadt zeigte, verhüllt' er sich das Gesicht, und sagte: er sey nicht würdig, sie anzusehen, weil er sie nicht befreyen könnte.

Nichts konnte **Philipps** Treulosigkeit entschuldigen; er verletzte die Treue der Tractaten und die Ehre: aber der gedemüthigte Stolz verzeiht nicht. Als **Richard** aus Syrien abreiste, um nach England zurückzukehren, packt' er seine kostbare Gerä-

che und seinen Schatz auf seine großen Schiffe, und bestieg selbst eine leichte Fregatte, um desto schneller anzukommen. Ein Sturm warf ihn zwischen Venedig und Aquileja. Hier änderte er seinen Vorsatz, und, statt sich wieder einzuschiffen, nahm er seinen Weg durch Deutschland, das Gesicht mit Rus geschwärzt, um nicht erkannt zu werden. Die Deutschen haßten ihn wegen gewisser Streitigkeiten bey der Belagerung von Acra. Man bekam Verdacht, verfolgte ihn, und spürte ihn aus; er wurde in dem Wirthshause eines Dorfs bey Wien, als er eben in der Küche den Bratspieß drehte, gefangen genommen.

Der Herzog von Oesterreich ließ ihn in Fesseln legen, und verkauft' ihn als einen Sklaven an den Kaiser **Heinrich VI**, welcher nicht erröthete, den Helden, welcher die Christenheit so tapfer vertheidigt hatte, in ein Loch zu werfen, und das blos, um eine ungeheure Summe von ihm zu erpressen. Keiner nahm sich in diesem Unglück seiner an, als die thätige und wachsame Zärtlichkeit seiner Mutter, einer muthigen und kühnen Frau, welche den Papst auffoderte, mit seiner Autorität zum Besten eines mit dem Kreuz bezeichneten Königs ins Mittel zu treten; allein der Papst, welcher den mächtigen Kaiser dem gedemüthigten König vorzog, hieng den Mantel nach dem Winde, und speiste sie mit leeren Worten ab. Nach eilfmonatlichen Unterhandlungen kaufte **Richard** sich endlich mit 150,000 Mark Silber los, die der niederträchtigste Geiz sich zu fodern nicht geschämt hatte.

Sein Bruder und Philipp hatten dem Kaiser dieselbe Summe und drüber anbieten lassen, wenn er seinen Gefangenen festhalten und ihnen denselben ausliefern wollte. Der Kaiser war unschlüssig; da aber die deutschen Fürsten ihm mit muthigem Unwillen ein so schimpfliches Betragen vorwarfen, ließ er Richarden los. Kaum hatt' er ihn in Freyheit gesetzt, als er es bereute, und ihm nachsetzen ließ; aber Richard, der seine Treulosigkeit vorhersah, hatte sich mit möglichster Eile davongemacht. Als Philipp erfuhr, daß er nicht mehr im Gefängniß sey, schrieb er mit eigner Hand an den Johann ohne Land: Hüte dich, denn der Teufel ist wieder los; eine Sprache, die den Charakter dessen schildert, der sie geführt hat.

Den Wünschen der Engländer, die immer große Männer zu erkennen und zu unterstützen wußten, wiedergegeben, athmete Richard nichts als Rache: sie war gerecht, und er richtete gleich seine Waffen gegen Philippen. Der Krieg mußte sehr hitzig seyn, und die Völker büßten gegenseitig für diese neue Zwietracht, die sie nicht hätte treffen sollen, so lange nur einer der beyden Könige strafbar war.

Sie thaten einander großen Schaden, ohne daß der Sieg für einen von beyden entschied. Richard starb mitten im Ruhm und in den Stürmen; und Philipps neue Entwürfe kehrten sich plötzlich gegen seinen Nachfolger, gegen seinen Bundsgenossen; so wenig scheut' er sich, seine Versprechungen und Eidschwüre im Angesicht Europens

zu

zu brechen! Dieser Tod Richards und die treulose Politik seines Nebenbuhlers entzündeten, wie wir bald sehen werden, einen neuen Brand in Europa.

Johann, mit dem Zunamen ohne Land, bemächtigte sich nach Richards Tode des Thrones von England; allein sein Neffe, Arthur, Herzog von Bretagne, machte ihm denselben, als Sohn seines ältern Bruders, streitig: aber Johann war von seinem Volk erwählt, und hatte also ein heiliges und unstreitiges Recht. Philipp wiegelte den jungen Arthur auf, und unterstützte seine Ansprüche; ward aber durch seine eifrige Theilnehmung Schuld an seinem Tode. Da der Sieg sich wider ihn erklärte, ließ der unmenschliche Onkel ihn umbringen.

Bretagne erhub ein Geschrey des Unwillens und Schmerzes, und foderte Rache für das Blut seines Souverains. Der Adel, mit der Mutter des ermordeten Prinzen an der Spitze, flehte Philippen um Gerechtigkeit an, welcher, ganz gleichgültig gegen seinen Bundsgenossen, nur sein eignes Interesse zum Augenmerk gehabt hatte. Er citirte den englischen Monarchen, als Vasallen von Frankreich, vor dem Tribunal der Pairs zu erscheinen. Er erschien nicht, und wurde also des Mordes seines Neffen, und der Untreue gegen den König von Frankreich, seinen Lehnsherrn, für schuldig erkannt, und, als solcher, aller seiner Staaten, die er diesseit des Meers besaß, für verlustig erklärt und sogar zum Tode verdammt.

Blos zum Vortheil Philipps, der sein heftigster Ankläger war, und den sein Verdammungsur-

theil am meisten interessirte, hatte das folgsame Tribunal alle diese Staaten confiscirt. Auf den Fall der Appellation oder der Widersetzung war seine Armee in Bereitschaft, das Urtheil zu unterstützen, und sich den Profit desselben zuzueignen. Er hatte es vorher dictirt, und nichts würde ihm unwillkommner gewesen seyn, als den jungen Arthur wieder lebendig zu sehen. Er bemächtigte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit aller der schönen Provinzen, welche England einen so großen Vorzug gaben. Nie hatte ein Urtheilsspruch einen schnellern und eifrigern Vollzieher. Maine, Anjou, Touraine wurden der Krone unterworfen, und die Normandie wieder mit derselben verbunden, nachdem sie etwa 300 Jahr, durch die Schwachheit Karls des Einfältigen, von ihr getrennt gewesen war. Dem König Johann blieb nichts übrig, als Guyenne.

Johann wußte sich weder zu rechtfertigen, noch sich zu schlagen. Ein so feiger Gegner machte, daß Philipp ohne Mühe, wie ohne Ruhm, alles eroberte, was er nur wollte. Er brauchte nur die Provinzen zu durchziehen, um sich ihrer zu bemächtigen. Doch würden seine Eroberungen nicht so schnell von statten gegangen seyn, wären die Grossen, deren Interesse es erfoderte, ihn nicht so mächtig werden zu lassen, nicht ein Jahr vorher nach Palästina abgegangen. Es war nun niemand da, der ihn aufhalten konnte; und unterdeß sie in Asien für die gemeinschaftliche Ehre kämpften, sahen sie nicht

vorher,

vorher, daß die ihrige in Europa zu Grunde gehen könnte.

Johann machte sich allen Sänden des Staats verhaßt; aber mit einer so auffallenden Unbesonnenheit, daß sie an den stupiden Blödsinn gränzte. Er beleidigte sogar die Geistlichkeit, welche ihn vertheidigen und absolviren konnte; er merkte nichts von der arglistigen Politik des Papsts Innocenz III, welcher, wechselsweise eben so geschmeidig als gewaltsam, darauf umgieng, das Königreich England zu einem Lehn der Kirche zu machen. Der Weg, den er zu diesem Ende betrat, war sehr klug angelegt. Den Anfang macht' er mit einem Excommunicationsdecret, welches den König Johann seines Throns verlustig erklärte, und seine Unterthanen auffoderte, ihn zu verjagen. Er drang in Philippen, sich seines Reichs zu bemächtigen; und dieser, immer bereit, mehr an sich reißen, rüstete eine mächtige Flotte zu dieser Expedition aus: denn er glaubte im Ernst, der Papst würde ihm mit der Krone von England ein Geschenk machen. Er wußte nicht, daß er mit dem arglistigsten der Menschen zu thun hatte, der die Springfedern, die ihm am vortheilhaftesten waren, zu rechter Zeit spielen zu lassen wußte. Vergebens stellten seine Minister ihm vor, daß man auf diesem Wege kein Königreich erwerben könne, und daß er sich durch dieses Beyspiel in Gefahr setze, des seinigen auch ohne weitere Umstände beraubt zu werden; vergebens gaben sie ihm zu bedenken, daß der Widerstand, den er in England finden würde, oder selbst

die

die Willensänderung des Papsts, alles in einem Augenblick vereiteln könnte: er verblendete sich in seiner unüberlegten Ehrsucht so sehr, daß er sich schon Herr dieses Reichs zu seyn dünkte.

Johann erblickt endlich den Abgrund, worein alles ihn zu stürzen droht. In seiner Verzweiflung sucht er allenthalben Vertheidiger, flieht allenthalben um Schutz. Hier erwartete ihn eben der scharfsichtige Papst: er zeigt ihm jetzt eine schnelle und unfehlbare Ressource; er läßt ihn wissen, daß er, wenn er sich zum Vasallen des heil. Stuhls machen, und sein Reich für ein Lehen von Rom erklären will, seine Staaten behalten soll. Johann, der nichts als Gefahr um sich her erblickt, wirft sich dem Papst in die Arme, und schenkt ihm seine Krone. Er überliefert sie in die Hände des Legaten Pandolph. Nach der förmlichen Besitznehmung und den dazu gehörigen Cärimonien, gab man sie ihm zurück: aber Johann erkannte, durch eine eigenhändig unterschriebene und mit seinem Petschaft besiegelte Acte, daß er sie vom heil. Stuhl zu Lehn habe. Es war eine doppelte Pol. ik, sie dem nämlichen Fürsten zugleich zu nehmen und wiederzugeben. Philipp, welcher der Meynung war, er könne sich dessen, was man ihm versprochen, bemächtigen, fuhr voller Zuversicht in den Anstalten zu seiner Eroberung fort; aber der Legat kehrte nach Frankreich zurück, und deutete ihm selbst an, daß, da England jetzt unter dem Schutz des Papstes stünde, nicht nur alle Ursach, sich desselben zu bemächtigen, wegfiele, sondern auch jeder, der es

unter-

unternähme, auf nun und immer in den Bann gethan werden würde.

Philipp, der sich solchergestalt hinters Licht geführt sah, wütete vor Zorn und Scham; er war unentschlossen, was er thun sollte, als er mit Erstaunen erfuhr, daß ein mächtiger Bund sich gegen ihn formirt hatte. Der Kaiser und der König von England waren die Häupter desselben. Die Herzoge von Brabant und von Lothringen, die Grafen von Flandern, von Boulogne und von Nevers, vereinigten ihre Macht, nicht so sehr, um den Johann zu unterstützen, welchen sie alle verachteten, als um Philipps Entwürfe zu vereiteln, dessen Uebermuth sie beleidigte, und dessen Vergrößerung ihnen bange machte. Zwey fürchterliche Armeen schienen dem Reich mit dem Untergange zu drohen. Hier sehen wir nun den schönen Zeitpunkt in Philipps Leben! Er läßt sich durch nichts schrecken; er erniedrigt sich nicht, seine Feinde um Gnade anzuflehen. Er sucht nirgends Ressourcen, als in seiner Tapferkeit. Die Bundsgenossen verließen sich so sehr auf ihre Anzahl und Macht, daß sie Frankreich schon unter sich theilten. Philipps Vasallen waren eben nicht geneigt, ihm große Hülfe zu leisten; denn da sie ihn kannten, so fürchteten sie, er möchte sich derselben am Ende nur zur Unterdrückung ihrer eignen Freyheit bedienen. Der König schickte seinen Sohn nach Anjou, marschirte selbst nach Flandern, und traf den Kaiser Otto zu Bovines, zwischen Lille und Tournay.

Kein wichtigeres und glorreicheres Treffen gab es in der Geschichte des dritten Hauses, als dieses. Mit gleicher Wut machte man sich den Sieg streitig. Die größte Metzelung war im Mitteltreffen. Franzosen und Deutsche waren wie rasend, jene den Kaiser gefangen zu nehmen, diese den König zu tödten. Philipp wurde aus dem Sattel gehoben, an der Kehle verwundet, und von den Pferden unter die Füße getreten; er wäre gefangen oder getödtet worden, ohne den Galeas von Montigny, einen tapfern aber armen Ritter, und den Perer Tristan, welche allein einige Augenblicke die ganze Gewalt der Feinde aufhielten, bis der König wieder zu Pferde gestiegen war, und ein großes Corps Truppen ihm zu Hülfe kam. Der Sieg erklärte sich erst nach einem fünfstündigen Gefecht, da endlich die Alliirten geschlagen und auf allen Seiten zum Weichen gebracht wurden. Der Kaiser rettete sich mit der Flucht. Seine Standarte und der kaiserliche Adler, welcher dieselbe krönte, wurden in Stücken zerhauen. Die Grafen von Flandern und Boulogne, drey andre sehr mächtige Grafen, vier deutsche Fürsten, fünf und zwanzig andre Herren, welche Paniere trugen, und eine unzählige Menge von Edelleuten und Officieren wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Franzosen fochten wie Löwen. Ein Bischof von Beauvais that sich besonders im Handgemenge hervor. Als Priester war es ihm nicht erlaubt, Menschenblut zu vergießen; aber er bediente sich einer großen eisernen Keule, und zerhieb oder

durch-

durchstieß also den Feind nicht, sondern schlug ihn todt; und mit dieser Auskunft beruhigte sich sein Gewissen.

Nach diesem großen Siege kam **Philipp** nach Paris zurück; er wurde hier mit großem Frohlocken empfangen; sein Einzug war ein Triumph, der Graf von Flandern in Fesseln schmückte den Wagen des Siegers, welcher ihn noch denselben Abend in den großen Thurm des Louvre einsperren ließ.

Der König **Johann** konnte in seiner Insel nichts anders ernten, als die Verachtung, die sein niederträchtiges und feiges Verhalten verdiente; England war unter diesem unwürdigen Monarchen verächtlich geworden, aber es blieb es nicht lange.

Die Nation wollte existiren, wenn gleich ihr König nicht existirte. Sie machte ihre alten Vorrechte geltend, und ließ ihn die Magna Charta, das Grundgesetz ihrer Freyheit, unterzeichnen. Der König weigerte sich Anfangs, es zu thun, wurde aber gezwungen. Er glaubte hierauf die Nation hintergehen zu können; da er aber sein Wort brach, so setzten die Engländer, deren Geduld ermüdet war, ihren König ab, und wählten an seiner Statt **Ludewigen, Philipps** Sohn und Erben. Sie schienen ihn nicht zu fürchten, weil sie im Stande waren, ihn wieder zu stürzen, wenn er nicht nach ihren Gesetzen regierte. Sie trotzten wenigstens so den Bannstralen des Papstes, welcher, jetzt auch in seinen Lieblingsentwürfen betrogen, sich vergebens auf die Rechte seines Vasallen berief. Man kehrte

sich

sich so wenig an seine Drohungen, als an seine Unterhandlungen. Der Legat mochte immer noch so nachdürcklich sprechen, man hörte ihn nicht. Philipp, innerlich vergnügt, einen französischen Prinzen auf dem Throne von England zu sehen, verbirgt seine Freude, sucht den Papst durch Ausflüchte zu besänftigen, betheuert, daß er an seiner Krönung gar keinen Theil habe, unterdeß sein Sohn vor seinen Augen eine Flotte ausrüstet, um von dem Reiche Besitz zu nehmen, dessen Souverainetät Innocenz III sich zueignete.

Während aller dieser Streitigkeiten wird Ludewig zu London aufgenommen und ausgerufen; aber der Legat schifft eben so schnell als er übers Meer, und donnert gegen den neuen König mit den Bannstralen der Kirche. Der Papst wollte seinen entthronten Lehnsträger behaupten; sein Bannstral traf nicht nur den Sohn, sondern auch den Vater, weil er ihm Hülfe geleistet hatte. Philipp läugnet, erbietet sich, alle Besitzungen seines Sohns zu confisciren, verspricht, sich in seine Angelegenheiten gar nicht zu mengen, mißbilligt sein Verfahren, wagt es nicht, Besuche von ihm anzunehmen, und zittert, zum Schein, sein Reich mit dem Interdict belegt zu sehen. Ludewig stellt sich hinwieder ganz mißvergnügt über seinen Vater, beklagt sich über die Schwierigkeiten, die er seiner Eroberung in den Weg legt, droht ihm, sich zu empören, wenn er fortfahre. Der Papst aber läßt sich durch diese öffentlichen Rollen nicht hintergehen; er besteigt zu Rom die Kanzel,

um

um ganz Europa das Signal seiner Rache zu geben; er ruft, mit der Autorität, welche die Meynung der Zeit ihm gab: Schwerdt des Herrn, es ist Zeit! heraus, heraus aus der Scheide, und wetze dich zum Tode! Er verdoppelt die Anathemen, der Zorn entzündet sein Blut, er wird vom Fieber befallen, und stirbt; allein sein Nachfolger, dem Geist Roms getreu, verficht dieselbe Sache mit einem nicht minder heftigen Eifer.

Der Tod des unwürdigen Königs Johann, welcher einen Sohn in der Wiege nachließ, schien den Thron, welchen Ludewig eben bestiegen hatte, befestigen zu sollen. Aber nichts weniger; dieser Tod war eben das Signal und der Grund, ihn desselben zu berauben. Den Vater hatte man mit Recht verabscheut, aber der Sohn war unschuldig an seinen Verbrechen. Das Mitleiden sprach gleich Anfangs für ihn; und wem hatte man seinen Scepter gegeben? Dem Sohn eines Ausländers, welcher die Nation beraubt, und sich beständig als ihren Feind bewiesen hatte. Man wußte ferner, daß unumschränkte Gewalt ihm am Herzen lag, und daß sein Sohn diesen Geist erben konnte. Diese Betrachtungen, wohl abgewogen und verbunden mit der Uebergewalt des römischen Hofes, mit den Fehlern, welche die Franzosen selbst begiengen, welche nichts als ihre eignen Sitten goutiren konnten, und daher den Eingebornen verächtlich begegneten, nahmen nach und nach die Gemüther für den Sohn des verstorbnen Königs ein. Mit jedem Tage wurde der neue König den bis zur Uebermaß

auf ihre Vorrechte eifersüchtigen Engländern verdächtiger. Die Revolution kam sehr schnell zu Stande. **Ludewig** sah sich in London belagert, und genöthigt, um Erlaubniß zu bitten, daß er nach Frankreich zurückkehren dürfte, indem er zugleich versprach, den Engländern, wenn er je König von Frankreich würde, die Provinzen wieder herauszugeben, die **Philipp** ihnen abgenommen hatte. Dies war das Ende der kurzen Regierung **Ludewigs**, der, nachdem er den Thron von England gekostet hatte, ihn zu beschwerlich fand; er fühlte, daß es ihm leichter und angenehmer seyn würde, über die Franzosen zu gebieten, als über dies unruhige, immer auf seine Monarchen wachsame Volk.

Man hatte schon vorher einen vierten Kreuzzug gemacht, und so viele unglücklich ausgefallene Bemühungen hatten den Geschmack für diese entferntesten Auswanderungen noch nicht geschwächt. Frankreich war noch einmal bereit, sich auf die Stimme eines Pfarrers von Neuilly zu entvölkern; sein Wort war ein Donner; er predigte bey einem Tournier, auf einem Gerüste, vor einer zahllosen Menge Volks; und der ganze Adel sah jetzt nichts mehr als Königreiche, die er zerstören oder stiften wollte. Die Sucht nach außerordentlichen Abenteuern erhitzte, trotz aller vergangenen Widerwärtigkeiten, die Köpfe, und weidete sie mit den prächtigsten Täuschungen. Man erzählte sich, mit der wärmsten Theilnehmung, die Wunder der vorigen Kreuzzüge, und das Neue dieser Erzählungen feuerte

die hitzige Jugend an, diese durch die reizendsten Beschreibungen verschönerten Gegenden zu besuchen.

Dieser Kreuzzug war dadurch merkwürdig, daß er das griechische Kaiserthum auf die Lateiner brachte. Die Kreuztruppen thaten freylich das nicht, wozu sie sich eigentlich verbindlich gemacht hatten: allein die Eroberung von Constantinopel, welche von ihnen unterwegs geschah, war wohl so viel werth, als die Befreyung von Jerusalem, und ein ganz andrer Vortheil für die Tiare; auch erklärte der Papst Innocenz III diese Begebenheit für sehr glücklich und rechtmäßig. Balduin, Graf von Flandern, wurde zum Kaiser erwählt. Man sah die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen; aber nur auf sehr kurze Zeit. Das Reich der Lateiner zu Constantinopel dauerte nicht länger als sieben und funfzig Jahre; und in seinem Fall zerriß es auf immer die Verbindung der griechischen und lateinischen Kirche. Die Macht der Venetianer, welche an diesen schnellen Thaten Theil gehabt hatten, war solider und dauerhafter. Von dieser Epoche an wurde Venedig die blühendste Republik auf Erden.

Bisher hatte die geheiligte Miliz der Kreuztruppen keinen andern Zweck gehabt, als das Blut der Ungläubigen zu vergießen; denn das Christenthum brannte vom Eifer, sich an einer feindlichen Religion, seiner Nebenbuhlerinn an Macht und Ausdehnung, deren Gottesdienst sich über unermeßliche Regionen ausgebreitet, und sogar das Land,

welches mit dem Blut des Sohnes Gottes befleckt war, usurpirt hatte, zu rächen. **Innocenz III** glaubte, er müsse sich dieser furchtbaren und folgsamen Heere gegen ketzerische Christen bedienen, die in ihrer ungebundenen Frechheit die allerehrwürdigsten Glaubenslehren angriffen. Dieser Papst sah, was für gefährliche Folgen aus der Verwegenheit ihrer Grundsätze entspringen müßten. Die mittäglichen Provinzen des Königreichs hegten in ihrem Schoos jene Ketzer, die man **Albigenser** nannte, weil sie mehrentheils zu Albi und in der Nachbarschaft wohnten. Sie lebten unter dem Schutz des Grafen von Toulouse, eines leiblichen Vetters von **Philipp August**. Dieser Graf, es sey aus Toleranz oder aus Politik, fragte nicht, von welcher Religion man sey, wofern man nur in Frieden lebte, und keinen Menschen beleidigte oder beunruhigte. Die Neurer, die übrigens wieder durch einen besondern und verschiednen Glauben getrennt waren, trafen in einem Punkt zusammen, in ihrem Haß gegen die römische Kirche, welche sie verdammte, und sie alle unter einem Fluch, begriff. Die Protestanten erneuerten nachmals ihre Meynungen. Man hatte ihnen Missionarien zugeschickt, die niemanden bekehrten, und fand es also für gut, das Schwerdt statt der Predigt zu gebrauchen.

Simon von Montfort, dessen bloßer Name Grauen erweckt, commandirte in diesem neuen Kriege Truppen, oder vielmehr Henker, unter dem Oberbefehl des Papsts. Ein Tribunal erhebt sich, welches den Auftrag hat, die allerschärfsten Unter-

suchungen anzustellen. Es verfährt nach einer bis dahin auf Erden unerhörten Jurisprudenz; betrachtet den Verdacht als einen Beweis, und den Schein als ein Verbrechen; läßt alle Angeber ohne Unterschied zu; und der Sohn kann jetzt seinen Vater, die Frau ihren Mann anklagen. Es zündet Scheiterhaufen an, um dogmatische Meynungen zu strafen. Dies war der Ursprung der Inquisition, die im Schoos von Frankreich erzeugt wurde, aber ihre Wiege verließ, und nachmals in Italien und Spanien wütete. Tausende von Albigensern kommen durch das Schwerdt oder in den Flammen um; zwey geistliche Orden, deren Seele **Dominicus** ist, präsidiren bey den Executionen. Ganze Städte werden von den Inquisitoren zerstört. **Montfort** ist das blutgierige Werkzeug, der kälteste, der unbeweglichste Mensch, der würdigste des Amts, welches er verwaltet. Man belagerte Beziers, wo 30000 Einwohner niedergehauen wurden; die Soldaten, im Begriff die Stadt zu stürmen, stellten ihm, ganz consequent in ihrer religiosen Wut, vor, daß sie, wenn sie die Stadt eingenommen hätten, die Katholiken von den Ketzern nicht würden unterscheiden können. **Montfort** besann sich einen Augenblick, und sagte dann: **Tödtet sie, tödtet sie alle; Gott wird die schon kennen, die ihm angehören.**

Philipp war ein ruhiger Zuschauer aller dieser Gräuel, weil er glaubte, das Unglück des Volks und des Adels in diesen entlegenen Provinzen würd' ihm die Mittel erleichtern, nach dieser Seite hin

seine Autorität auszudehnen, der einzige Gegenstand, den er nie aus dem Gesicht verlor. Er schickte sogar Truppen gegen den Grafen von Toulouse.

Seine Furcht vor dem römischen Hofe hatte auf alle seine Handlungen Einfluß. In der Sache seiner Ehescheidung bat er den Papst um eine neue Untersuchung, und unterwarf sich ganz seiner Entscheidung. Er hatte gleich in der ersten Nacht seiner Ehe einen Widerwillen gegen die Schwester des Königs von Dänemark, seine zweyte Gemahlinn, gefaßt, und dieser Widerwille war unüberwindlich. Man erwartete, seine Leidenschaft für die Prinzessinn von Meranien würde die Entfernung der Königinn nach sich ziehen; aber Philipp, welcher die Bannstralen der Kirche ihm drohen sah, nahm, zum Erstaunen des Papsts selbst, seine verlassene Gemahlinn wieder an, umarmte sie, führte sie nach Paris zurück, und erklärte sie für seine rechtmäßige Gemahlinn. Da er Herr über seine Neigung war, hatt' er nun weiter nichts von der Macht, welcher er die Hände band, zu fürchten.

Er starb am Quartanfieber im 58sten Jahr seines Alters, gehaßt von den Großen, mehr gefürchtet, als geliebt, vom Volk, welches er vermittelst einer klugen Gradation, wodurch er zwar Empörungen, aber nicht das Murren desselben verhinderte, mit Auflagen überladen hatte. War er gleich von Natur stolz und hartnäckig, so wußt' er doch eine veränderliche Politik anzunehmen; er hatte die Umstände zu benutzen gelernt, wußte aber seiner

Ehr-

Ehrsucht keinen rühmlichen Schleyer umzuhängen, und gab ihr, welches doch einem König so leicht ist, kein Gepräge von Größe und Adel. Er liebte das Geld, war neidisch auf die, welche viel hatten, und raffte so viel zusammen, als er nur konnte. Er hatte noch mehr Glück als Geschicklichkeit. Seine Eroberungen, welche die königlichen Domainen erweiterten, kosteten ihn keine große Arbeit. Alle seine Edicte haben ein Gepräge von Strenge, welches eine wilde und harte Seele ankündigte; und so jung er war, duldete er doch keine von den Ergötzlichkeiten, die den Fürsten Erholung und dem Volk Belustigung verschaffen. Er schützte niemanden mit der neuen und ansehnlichen Autorität, die er sich erworben hatte; er beihelt sie blos für sich allein. Seine Religion machte ihn nie zum Mitleiden geneigt; und so gewaltthätig er war, so war er doch geduldig in seinem Haß und in seiner Rache.

Zu Bovines verstand er besser die Kunst zu siegen, als den Sieg zu benutzen; er war ihm, so zu sagen, fast ganz unnütz. Eine falsche Furcht, der er unterworfen war, verhinderte ihn, Vortheile daraus zu ziehen, die viel sicherer waren, als die, welche er zwey Jahre nachher, unter dem Namen seines Sohns, in England suchte.

Er entschied die Revolution; und die Aristokratie, welche unter **Philipp I** in ihrer ganzen Kraft war, welche **Ludewig VI** mit gutem Erfolge angegriffen hatte, und die unter **Ludewig VII** wieder aufzuleben im Begriff war, machte unter seiner Regierung einer Constitution Platz, die von

der monarchischen Regierungsform nicht weit mehr entfernt war. Sie mußte bald zum Vorschein kommen, als eine Folge jener entfernten Feldzüge, wodurch die Herren sich zu Grunde richteten und ihrer Güter beraubten. Der Krieg gegen die Albigenser, welchen Philipp heimlich begünstigte, hatte die Macht der Grafen von Toulouse zerstört. Auser den Provinzen der Engländer, hatten auch verschiedne mit der Krone wieder vereinigte Grafschaften den Trotz der andern Vasallen niedergeschlagen. Er wußte überdem seine Kräfte durch eine genaue Oekonomie zu verdoppeln; er borgte von den Juden, mit denen er sich ausgesöhnt hatte, handelte mit ihnen über das Edict ihrer Zurückberufung, und erhielt dadurch unermeßliche Summen; und so bald er einmal im Stande war, den Truppen einen sichern Sold zu geben, hatte er immer eine Armee zu seinem Befehl. Diese Armee achtete nun bald auf keinen, als auf den, der ihr seinen Unterhalt gab. Diesem Oberhaupt gänzlich ergeben, war sie stets bereit, seinen Willen zu vollziehen, und seine Streitigkeiten zu unterstützen.

Glückliche Umstände kamen ihm dabey noch zu Hülfe, und schienen sich gleichsam zu seinem Vortheil verschworen zu haben. Alle Archive des Staats fielen in dem Treffen bey Fretival den Engländern in die Hände, und der Sieger wollte sie nie herausgeben; man schleppte sie damals bey der Armee mit herum, so wie es noch jetzt der Großsultan thut. Man mußte also den Mangel dieser Register durch Gedächtniß und Tradition, diese immer treulosen

Dol-

Dolmetscher, ersetzen. Ungeachtet aller Untersuchungen, aller Hülfe der Manuscripte, welche ungeheure Lücken! und da alles dies auf Befehl des Königs geschah, so läßt sich vermuthen, daß die Rechte des Monarchen dabey nicht zu kurz kamen.

Der römische Hof vergrößerte unter seiner Regierung seine Mönchsmiliz. Der bischöflichen Jurisdiction entzogen, leistete sie dem heiligen Stuhl die größten Dienste. Alle Bettelmönche hatten nur einen und eben denselben Lenker und Regierer jenseit der Gebirge, und die Gewalt des Worts beherrschte die Gemüther und das Vertrauen des Volks.

Die Universität genoß außerordentliche Vorrechte; aber alle Wohlthaten des Souverains ertheilten ihr jene gesunde Logik nicht, welche allein den menschlichen Kenntnissen ihren Vorzug giebt. Die Wissenschaft blieb dunkel, bizarre, verworren, und ihr hoher Rang befreyte sie nicht von den Finsternissen dieser Zeit.

Die Troubadours, diese ersten französischen Dichter, kamen damals aus Provence, und sangen die Liebe, diese Gottheit der guten sowohl als der schlechten Dichter. Ihre Werke, welche nichts als feine Galanterie athmeten, verbreiteten dieselbe, und milderten das rohe Wesen der groben Sinnlichkeit. Man lernte die zärtlichen Gefühle des Herzens kennen, und die Verfeinerung wurde vielleicht gar zu weit getrieben, weil man einem andern Abgrunde, den Ausschweifungen eines blinden Instincts, ausweichen wollte. Man errichtete ein Tribunal, der Hof der Liebe genannt, dem die al-

lerspitzfündigsten Fragen über die unbegreiflichste aller Leidenschaften vorgelegt, und von demselben aufs ernsthafteste untersucht wurden. Die Damen hatten allein das Recht, diese Probleme aufzulösen; aber nur den Zeiten des guten Geschmacks wars vorbehalten, die gehörige Temperatur zu finden, wobey so wenig die geistige, als die sinnliche Empfindung verloren hat.

Die Sitten waren nichts desto weniger sehr bizarr und voll ausschweifender Thorheiten; man hegte die tiefste Ehrfurcht für die Religion, und feyerte gleichwohl das Narren- und Eselsfest. An dem ersten, welches am heil. Dreykönigstage gefeyert wurde, machte man den Altar zum Schenktisch, spielte darauf mit Würfeln, zündete altes Leder, statt des Weihrauchs an, machte aus dem Pedellen einen Papst, betete ihn mit lächerlichen Verdrehungen und Grimassen an, und lief und sprang dann an dem heiligen Orte herum, welches am Tage vorher die größte Entweihung gewesen wäre. An dem zweyten brachte man einen Esel, mit einem langen Meßgewande bekleidet, in die Kirche. Man foderte ihn auf, mit dem Chor Amen zu sagen. Man sang eine Hymne zu seinem Lobe, und um ihn noch mehr zu ehren, ahmte man seine Stimme nach, indem man jede Strophe mit einem I-ah beschloß; und der Priester, statt zu sagen: Ite missa est, erhob ein Eselsgeschrey. Doch, wenn man in der Geschichte gewöhnt ist, die Menschen einander rasend erwürgen zu sehen, und sie dann einmal

nur

nur lächerlich findet, so hält man sie, in Vergleichung, für vernünftig.

Die Hauptstadt des Reichs verdankt **Philippen** ihr Pflaster; vorher führte sie den Namen Lutetia, Kothstadt, und verdiente ihn. Er führte sie den ersten Schritt zu ihrem künftigen Glanz.

Man hatte schon seit **Ludewig** VII aufgehört, lange Haare zu tragen, dieß Unterscheidungszeichen der königlichen Würde, und ein theures Vorrecht aller freyen Leute. Da aber die Geistlichen sich die Haare rund abschnitten, so verlangten sie, daß jeder ihnen nachahmen sollte. Nichts beweist mehr die Uebergewalt eines Corps, als wenn es das Reich der Gewohnheit dirigirt.

Die Familien führten jetzt noch keinen beständigen und erblichen Namen. Der Adel nannte sich nach seinen Gütern, die Gelehrten nach ihrem Geburtsorte, die Bürger behielten den Namen oder vielmehr Beynamen, der ihnen einmal gegeben war, und dieser bezog sich gewöhnlich auf ihre Profession, oder die Farbe ihrer Haare, oder auf ein besonderes Talent oder einen Fehler, wodurch sich jemand auszeichnete.

Ludewig VIII, mit dem Zunamen der Löwe.

Ludewig VIII ist der erste von den Königen des dritten Stamms, der nicht vor dem Tode seines Vaters gekrönt wurde; denn die directe Thronfolge

folge schien jetzt hinlänglich befestigt zu seyn. Gleich den Anfang seiner Regierung zeichnete er dadurch aus, daß er die Grundsätze seiner Vorgänger befolgte. Er setzte so viele Knechte in Freyheit, als er nur konnte; denn dadurch gewann er neue Unterthanen, und entzog sie seinen stolzen Vasallen. Der König von England hatte, als Herzog der Normandie, Sitz bey der Krönung des Monarchen. Statt aber sich dabey einzufinden, schickt' er einen Gesandten an ihn ab, und ließ ihn auffodern, sein Versprechen zu halten. Man hatte ihn nämlich nicht eher aus London weggelassen, als bis er den sonderbaren Eid abgelegt hatte, so bald er König seyn würde, die Normandie, Touraine, Maine und Anjou wieder herauszugeben. Hätte man ihm als Gefangenen wohl härtere Bedingungen auflegen können? Und alles dieses hatt' er versprochen, um einen Thron zu fliehen.

Ludewig gab zur Antwort, diese Provinzen wären durch ein Urtheil des Gerichts der Pairs confiscirt worden, und er erböte sich, vor selbigem zu beweisen, daß er berechtigt sey, sie zu behalten. Dieß hieß in andern Worten gesagt: **Ich will sie nicht herausgeben, meine Schwüre sind nichtig.** Er behauptete die Confiscation des Gerichts der Pairs durch die Waffen, und nahm Rochelle in Besitz.

Die Engländer hatten in Frankreich nichts mehr, als Bordeaux und die andern Plätze in Guyenne, als sie den Entschluß faßten, nicht weiter zu gehen, und den Frieden, unter dem Namen

eines

eines Stillstandes zu erkaufen. Der Stillstand wurde auf vier Jahre geschlossen, und kostete ihnen 30,000 Mark Silber. Man wird sich wundern, daß Ludewig diese Bedingung eingieng, da er doch, so zu sagen, von allen ihren Besitzungen in Frankreich Herr war; allein er hatte die von seinem Vater errichtete Miliz zu besolden, und die Kriegscasse litt schon gar keinen Aufschub.

Ueberdem war ganz Flandern in Bewegung durch die Ankunft eines Mannes, der sich für den Grafen Balduin ausgab, welcher zwanzig Jahre vorher zum Kaiser von Constantinopel erwählt war. Man glaubte, er sey auf Befehl eines Königs der Bulgaren, welcher ihn in einem Gefecht, schon im Jahr 1205, gefangen genommen hatte, hingerichtet worden; dieser aber versicherte, er sey den Händen des Königs, der ihn lange gefangen gehalten, entgangen. Seine Aehnlichkeit mit dem Balduin war so frappant, daß jeder, der ihn sahe, und ihn von seinen mancherley Begebenheiten reden hörte, Mühe hatte, ihn nicht für den wahren Balduin zu halten. Allein die Tochter dieses Kaisers, die ein großes Interesse dabey hatte, daß ihr Vater nicht mehr am Leben sey, behauptete, er sey todt, und wollte nicht einmal den Abentheurer vor sich lassen. Sie fand ein so süßes Vergnügen im Herrschen, daß sie nicht daran denken konnte, sich der Regierung beraubt zu sehen; und was dieß offenbar beweist, ist, daß sie sich wohl hütete, die Ranzion des Grafen Ferdinan, ihres Gemahls, der seit der Schlacht bey

Bovines im Thurm des Louvre gefangen saß, zu bezahlen.

Das Volk empörte sich zum Vortheil des Abentheurers, der es durch seine Reden und Ansprüche für sich eingenommen hatte; und die Gräfinn war in Gefahr, als eine undankbare und unnatürliche Tochter aus ihren Staaten verjagt zu werden: aber **Ludewig** schützte sie, weil sie die Gewalt, welche sie besaß, durch eine gänzliche Unterwürfigkeit von ihm erkauft hatte. Er rückte ins Feld, um sie gegen ein Volk zu unterstützen, welches, es sey nun mit Recht oder Unrecht, die Parthey des Vaters, oder dessen, der sich dafür ausgab, genommen hatte.

Bey seiner Ankunft erklärte **Ludewig** ihn für einen Betrüger, und gab ihm doch, ein seltsamer Widerspruch! einen Geleitsbrief, damit er sicher aus dem Königreich kommen könnte. Was aber das Außerordentlichste ist, er wurde, ungeachtet des Geleitsbriefes von den Leuten der Gräfinn angehalten; sie ließ ihn aufs grausamste martern, und dann aufhängen. Nachher breitete sie das Gerücht aus, der vorgebliche Betrüger habe auf der Folter seinen Betrug bekannt. Andre behaupteten hingegen, er sey der wahre **Balduin** gewesen, und die Gräfinn, fähig ihrer herrschenden Leidenschaft alles aufzuopfern, habe lieber ihren eignen Vater aufhängen, als der Herrschaft entsagen wollen. Die Vernünftigsten blieben zweifelhaft. Die Martern, welche sie diesem Menschen vor seinem Tode noch anthun ließ, würden beweisen, daß er ihr Vater nicht gewesen,

wesen, wenn sie nicht schon vorher Proben ihrer Grausamkeit gegen ihre Angehörigen und ihres Durst nach unbeschränkter Herrschaft abgelegt hätte.

Der mit England geschlossene Stillstand war seinem Ende nahe, und der König, statt seine Waffen und seine Tapferkeit gegen die Nebenbuhler seines Scepters zu gebrauchen, ließ sich durch einen blinden Eifer verführen, die Albigenser zu bekämpfen. Rom verfolgte seinen Entwurf, sie auszurotten, und der Papst erlaubte sogar Ludewigen, eine außerordentliche Taxe von der französischen Geistlichkeit zu heben. Ludewig, welcher das Geld wenigstens eben so sehr liebte, als sein Vater, und sich große Geldvortheile hiebey versprach, ließ die Engländer in Ruhe, und marschirte gegen den Grafen von Toulouse.

Der Sohn des Grafen war dem Vater in der Regierung nachgefolgt, und sein Schicksal war grausam. Er hatte den Papst und Frankreich wider sich; da er sie durch die größte Unterwürfigkeit nicht hatte erweichen können, schickt' er sich zu einer nachdrücklichen Vertheidigung an. Seine Sache war gerecht. Seine Bundsgenossen waren die Einwohner von Avignon, die ihm, ungeachtet der Excommunication, treu blieben, und, beym Anblick so vieler Grausamkeiten, von dem Muth beseelt wurden, welchen die Verzweiflung einflößt.

Der König, das Werkzeug der Rache des Papsts, und von ihm besoldet, wurde länger als drey Monate vor dieser Stadt aufgehalten; er bemäch-

mächtigte sich ihrer, aber sie kam ihm sehr theuer zu stehen. Er verlor daselbst über die Hälfte seiner Truppen, und seine tapfersten Officiere. Man behauptet sogar, er habe sie nicht persönlich erobert, und sey noch während der Belagerung gestorben. **Matthäus Paris**, ein gleichzeitiger und wahrheitliebender Schriftsteller, erzählt die Sache folgendergestalt.

Theobald, der Graf von Champagne, der langwierigen Belagerung müde, und voller Ungeduld nach der Königinn **Blanca** zurückzukehren, in welche er sterblich verliebt war, und die er in Versen und Liedern besungen hatte, womit er den großen Saal seines Palasts zu Troyes und Provins austapezirt hatte, bat den König um seinen Abschied, weil er ihm 40 Tage gedient habe, und nicht länger zu dienen verbunden sey. Der König schlug es ihm ab, und drohte ihm, sein Land zu verwüsten, wenn er nicht bliebe. Der Graf, welcher seine Leidenschaft nicht überwinden konnte, entschloß sich doch abzureisen, und um den König an der Erfüllung seiner Drohungen zu verhindern, vergiftete er ihn, so daß er einige Tage nach seiner Abreise starb.

Der Cardinal-Legat hielt den Tod des Königs bis nach der Einnahme der Stadt geheim; und um die wahre Ursach seines Todes zu verhelen, gab man vor, er sey von gar zu langer Enthaltsamkeit krank geworden. Um ihn zu heilen, setzte man hinzu, habe man ein junges Mädchen zu ihm legen wollen, aber er habe es voller Unwillen abgewiesen,

und

und gesagt, er wollte lieber sterben, als eine Todsünde begehen.

Dieser König hatte mit der **Blanca von Castilien** eilf Kinder gezeugt, von denen fünf Söhne und eine Tochter ihn überlebten.

Man erzählt, er sey auf seinem Todbette wegen des Schicksals seines ältesten Sohns sehr besorgt gewesen. Er beschwor die Herren und Bischöfe, die sein Bett umgaben, ihn gleich nach seinem Tode krönen zu lassen. Den andern gab er Appanagen, unter der Bedingung, daß sie nach Erlöschung ihrer männlichen und weiblichen Linie an die Krone zurückfallen sollten. Eine besondre Verordnung seines Testaments war die, daß sein fünfter Sohn, so wie alle, die noch nach ihm würden geboren werden, ein Geistlicher werden sollte. Er sah, daß man so viele Appanagen als eine erdrückende Last für die Monarchie betrachten würde, und wollt' es also dabey bewenden lassen, aus Furcht, daß man sonst alle seine Schenkungen, die dem Staat zur Last fielen, cassiren möchte.

Man hat ihn **den Löwen, den friedliebenden Löwen** genannt; ein Lob, das ihm keinesweges gebührt. Sein Feldzug gegen den Sohn des Grafen von Toulouse war ungerecht, und hatte eine schändliche Habsucht zum Grunde. Er hatte gar keinen eignen Charakter. Mehr unruhig, als kriegerisch, folgt' er nur den Vorschriften, die sein Vater ihm hinterlassen hatte. Es war, als säße der Schatten **Philipp Augusts** noch auf dem Thron.

Diese Regierung, ungeachtet sie nur drey Jahre dauerte, gab Europen die glänzenden Häuser von Artois, Anjou, Maine, Provence und Neapel.

Man sieht aus Ludewigs VIII Testament, daß der Aussatz, ein Geschenk, welches die Kreuzzüge Europen gemacht hatten, sehr gemein geworden war, weil er an 2000 Aussatzhäuser gewisse Summen vermachte. Diese Krankheit ist jetzt gänzlich verschwunden, aber ihre Stelle ist ersetzt. Die unglückliche Menschheit hat bey dem Tausch nichts gewonnen, und die neuen Verheerungen, welche das Menschengeschlecht geplagt haben, kann man dreist jenen entvölkernden alten Geisseln an die Seite setzen.

Von dem Ritterwesen und den Tournieren.

Eine kriegerische Nation, welche unaufhörlich die Waffen in der Hand hat, mußte sich nothwendig mit der Sorge beschäftigen, diese Waffen mit Stärke und Geschicklichkeit zu führen, besonders in den Zeiten der Bravour, wo die Tapferkeit sich selten betrogen sah; und wo die Art zu kämpfen es jedem Krieger nothwendig machte, sich Mann gegen Mann zu schlagen. Nichts ist daher in unsrer Geschichte berühmter, als die öffentlichen Kämpfe und Tourniere. Die Belustigungen unsrer Vorfahren, sehr verschieden von den unsrigen,

trugen

trugen ein kriegerisches Gepräge, und wurden Bilder wahrer Gefechte. Die Franzosen verliessen alles, um in diesen öffentlichen Kampfplätzen der Ehre aufzutreten. Sie ruinirten sich, um in denselben mit Glanz zu erscheinen, und ihre Wapen, die Sinnbilder ihrer Thaten, zur Schau zu tragen; und die Blicke der Schönen, die bey dieser Art von Gefechten präsidirten, trugen nicht wenig bey, ihren Muth noch mehr zu entflammen. Die Damen klatschten den schönen Lanzenstößen Beyfall zu, und warfen den Siegern einige abgerissene Zierrathen ihres Schmucks, zuweilen auch eine Arbeit ihrer eignen Hände herab. Man brach hernach Lanzen zu ihrer besondern Ehre; ihr Beyfall war nicht weniger schmeichelhaft, als der des Vaterlandes.

Es war nicht genug tapfer zu seyn, um in die Schranken aufgenommen zu werden. Keiner konnte auf diese Ehre Anspruch machen, der nicht ein Edelmann mit drey Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite war. Nächst dem Adel untersuchte man die Aufführung. Wer eine Handlung begangen hatte, die eines Edelmanns unwürdig war, wurde so wenig zugelassen, als der, welcher eine Misheirath gethan hatte. Noch mehr, man achtete einen Edelmann nur in dem Maas, wie er Tournieren beygewohnt; und wenn er mehrmals gekämpft hatte, so war sein Adel authentisch. Diese Kampfplätze waren die ehrenvolle Schule, wo die jungen Leute ihre Kriegsübungen lernten, wo sie sich zum Siege vorbereiteten, wo die berühmten

Krieger sich so zeigten, wie sie sich in Schlachten gezeigt hatten. Wenn man den Preis der Tapferkeit austheilte, so war dieses Geschenk von allgemeinem Taumel des Volks und frohlockenden Zurufungen begleitet; die Damen schlugen in die Hände, und stunden auf, indem der triumphirende Sieger vorübergieng, unterdeß der Ueberwundene sich heimlich aus den Schranken wegschlich, und sich voller Scham in den nächsten Wald versteckte.

In ungeheuren und prächtig geschmückten Amphitheatern versammelt, hörte die Nation den Namen, die Waffen, das Wapen, und die Eigenschaften der Kämpfer verkündigen; und beym friedlichen Heerde unterhielt man sich nachmals von nichts als von denen, die einen so hohen Ruhm verdient hatten. Man kannte fast keinen andern Ruhm, keine andre Ehre mehr.

Diese Spiele veranlaßten zwar oft traurige Vorfälle, verloren aber dadurch nichts von ihrem lebhaften Interesse. Die Degen erklangen auf den Panzern und Helmen. Die Ritter rannten mit verhängtem Zügel auf einander los, und stiessen sich mit ihren Lanzen; trafen sie auf einander, so mußten sie sehr fest sitzen, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Wer zu Boden fiel, lief Gefahr von den Pferden zertreten zu werden, wenn er sich nicht mit größter Behendigkeit wieder in den Sattel schwang. Mehr als zwanzig Prinzen kamen zu verschiednen Zeiten dabey ums Leben: aber so gefährlich diese Kämpfe auch waren, so waren sie der Nation darum doch nicht weniger lieb; sie

hörten

hörten nicht eher auf, als nach der traurigen und verderblichen Erfindung des Pulvers. Sie allein hatten bey den Franzosen jene kriegerischen Gesinnungen und Neigungen unterhalten, mit einer gewissen Annehmlichkeit vermischt, welche sich leichter fühlen als beschreiben läßt. Daher die glänzende Rolle, welche Frankreich mitten in Europa gespielt hat, ungeachtet aller der Unfälle, deren keiner dem Mangel an Thätigkeit und Tapferkeit beygemessen werden kann.

Die wahre Tapferkeit und die Höflichkeit, ein Wort, dessen wahrer Sinn unglücklicherweise veraltet ist, entsprangen aus diesen Tounieren, da man diese irrenden und getreuen Ritter sich edelmüthig jenen kleinen Tyrannen, den Schandflecken der entarteten Lehnsverfassung, widersetzen sah. Von ihren befestigten Bergschlössern herab, setzten diese Räuber die Reisenden in Contribution, plünderten die Kaufleute, entführten die Weiber. Die Ritter verpflichteten sich freywillig, die Provinzen zu durchziehen, um die Besitzer dieser Schlösser anzugreifen und auszurotten, welche nie bekannte Edelleute, sondern nur verborgene Straßenräuber waren. Ihre Thaten gränzten oft ans Uebernatürliche; und sah man auf der einen Seite Weiber- und Straßenraub, so sah man auf der andern edelmüthige Größe, heroische und uneigennützige Tapferkeit. Alle jene kühnen und rührenden Thaten, von denen unsre Ritterbücher voll sind, sind aus der Geschichte der Chevallerie entlehnt. Die Ritter erlegten wirklich Ungeheuer und bewaffnete Rie-

sen, indem sie die Schönheit der viehischen Gewaltthätigkeit entrissen, und das Erbe der Witwe und des Waisen gegen Grausamkeit und Habsucht schützten.

Daher die große Ehrerbietung für diesen Orden, und das Ceremoniel, welches erfodert wurde, um zu der Würde eines Ritters zu gelagen; daher die langen Proben, der Glanz der Aufnahme, die Ehren endlich, welche diesen Titel begleiteten, und die Schande der Entsetzung. Keinen Edelmann, keinen Fürsten hielt man für berechtigt, die Waffen zu tragen, wenn er nicht durch den König, oder irgend einen Fürsten, oder andern angesehenen Herrn zum Ritter gemacht war.

Diese Gewohnheit war zu **Philipp Augusts** Zeiten schon sehr alt. Die Chevallerie hatte mit der Lehnsverfassung gleiches Schicksal. Sie blühte, so lange Frankreich unter mehrere Souverains getheilt war; sie war damals die Stütze und die Ehre desselben; sie behauptete die Würde jener erhabnen Beschützer, welche die Nation nicht unterdrückten, und ihr große Dienste leisteten. Sie präsidirte vor Alters bey der nützlichen Conföderation der grossen Vasallen, und zweckte sogar darauf ab, bald einen noch ehrwürdigern vereinigten Körper aus ihnen zu machen. Die Kreuzzüge aber, welche den Muth dieses großmüthigen Ordens anderswo beschäftigten, gaben ihm eine falsche Nahrung. Eitelkeit und Liebe zum Reichthum, die aus dem Orient herüberkamen, brachten Männern, die unter dem Stahl, der sie bedeckte, ein gerades, von dem reinsten

reinsten Heroismus brennendes, und blos auf Erhaltung der Gleichheit eifersüchtiges Herz hegten, falsche Ideen und kindische Zierrathen mit. Mehrmals in jene entfernten Regionen verpflanzt, verloren sie ihre ursprünglichen Sitten, und den Nerven der Nationaltugend. Luxus und Wollust erniedrigten sie. Aus der Chevallerie machte man ein kindisches Gepränge von Wapen; und aus den Tournieren, diesen harten und kriegerischen Spielen, verschwendrische Feste. Blos romantische Ideen, und Begierde nach Eroberung weit entlegener Reiche, traten an die Stelle wohlthätiger Absichten, die sich auf den Boden des Vaterlandes einschränkten.

Die Könige, immer aufmerksam auf alles, was die Lehnsverfassung zerreissen konnte, boten die Hände zu diesen Veränderungen, weil ihr Hof, als der zahlreichste und glänzendste, jene zerstreuten Ritter, um sie her versammelte, und unvermerkt das ungestüme Feuer ihres Charakters dämpfte. So bald die irrende Ritterschaft erst einen bestimmten Aufenthalt hatte, war sie nicht mehr dieselbe, weil die Gerechtigkeit nun nicht mehr den Unterdrückten entgegen gieng, und ihr Geschrey sich schon in die Luft verlor. Das Verbrechen hatte endlich aufgehört, das Schrecken zu fühlen, welches die plötzliche Erscheinung dieser Ritter ihm mitten in seiner undurchdringlichen Freystätte einflößte. Jene großmüthige Tugend, welche in dem Körper des Staats circulirt, und ihn gesund gemacht hatte, indem sie alle Individuen auf gleiche Weise gegen die ungerechte Gewalt schützte, war nichts weiter,

als eine Paradetugend, mehr. Jene Turniere, die Wiege unsers ersten Adels, machten ihn bald arm, und er fand sein Grab in diesen glänzenden und betrüglichen Festen, wo der Luxus der Höfe alle seine Fallstricke ausgelegt hatte.

Ludewig IX, mit dem Zunamen der Heilige.

Der heilige Ludewig, einer der größten Könige, worauf Frankreich und das Christenthum stolz sind, verdient in einer Geschichte der Menschen in einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet zu werden. Wir werden uns also erst einen Augenblick bey den Begebenheiten seines öffentlichen Lebens, als Souverains, verweilen, und dann, in einem besondern Abschnitte, ihn in seinem Privatleben schildern. Das Gemälde des Menschen wird vielleicht nicht weniger anziehend seyn, als das des Regenten.

Ludewig VIII hatte in seinem Testament keinen Regenten des Reichs ernannt. Nur drey oder vier Bischöfe bezeugten, ihn sagen gehört zu haben: er wünsche, daß seine Witwe die Vormünderinn seiner Kinder seyn möchte; allein die Verwaltung des Staats gehörte ja nicht mit zu dieser Vormundschaft. Es war eine zum Erstaunen seltsame Neuigkeit, die Ruder desselben in den Händen einer Frau zu sehen. Es war sogar eine Art von Verletzung des salischen

Gesetzes;

Gesetzes; seitdem aber die Vasallen ihre Lehen weiblich gemacht hatten, schien dieser Mißbrauch des uralten Gesetzes, in dringenden und schwierigen Fällen, dem Gesetze selbst substituirt werden zu können. Das große Lehn der Krone konnte dem allgemeinen Beyspiel folgen. Die Königinn-Mutter bemächtigte sich der Regentschaft, ohne die Genehmigung der großen Vasallen zu erwarten oder zu fodern.

Dieß neue Unterfangen mußte sie beleidigen. Ihre Macht war unter den beyden vorigen Regierungen sehr erniedrigt, und sie glaubten jetzt eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, sich in ihre alte Herrschaft wieder einzusetzen. Da sie zu der Krönung eingeladen wurden, gaben sie größtentheils zur Antwort: ehe der junge **Ludewig** gekrönt würde, müsse die Königinn ihnen positive Sicherheit geben, daß sie nichts gegen die Gesetze des Staats vornehmen, und allen Schaden, welchen die Nation unter der Regierung der beyden vorigen Könige erlitten hätte, ersetzen wollte, und sich verbindlich machen, die Güter, welche diese Könige vielen Edelleuten, welche derselben nach den Gesetzen nicht hätten entsetzt werden können und dürfen, entrissen hätten, wieder herauszugeben.

Der Minister der Königinn-Mutter war der Cardinal **Romanus**, päpstlicher Legat in Frankreich, ein Mann von großer Menschenkenntniß und Staatsklugheit. Dieser rieth ihr, ohne auf die Weigerung der Großen zu achten, die Krönung keinen Augenblick zu verschieben. Sie geschah also in aller Eile, und ohne Aufsehen und Glanz.

Außer einigen wenigen Bischöfen waren nur drey Grafen dabey zugegen. Der Graf von Champagne war auf dem Wege, sich auch dahin zu verfügen; allein die einhellige Stimme der Großen ließ ihm sagen, daß er nicht dabey erscheinen dürfe, weil man ihn für den Vergifter **Ludewigs** VIII hielt. Die Regentinn gab ebenfalls den Officieren, welche die Thore von Rheims bewachten, Befehl, ihn abzuweisen, und selbst Gewalt gegen ihn zu brauchen, wenn er dreist genug seyn sollte, sich einzufinden.

Der Graf trat also dem Bunde bey, und dieser Bund war sehr mächtig: denn er bestand aus dem **Philipp**, Grafen von Boulogne, zweytem Sohn **Philipp Augusts**, welcher sich mit der Hoffnung, König zu werden, schmeichelte; aus der **Johanna**, Gräfinn von Flandern, welche die Regentinn doppelt haßte, als Frau und als Souveraine; aus dem **Peter von Dreux**, Grafen von Bretagne, welcher sich von seiner Lehnspflicht gegen den König losmachen wollte; aus dem **Hugo**, Grafen von la Marche, welcher sich einiger Plätze, die ihm gelegen waren, zu bemächtigen wünschte; aus dem **Raimund**, Grafen von Toulouse, welcher, von der heftigsten und gerechtesten Erbitterung beseelt, sich wieder in Besitz dessen setzen wollte, was man ihm genommen hatte; und was allen diesen Mächten ein entscheidendes Gewicht gab, der König von England hatte versprochen, mit einer zahlreichen Armee nach Frankreich hinüber zu kommen.

Dies

Dies war mehr, als es brauchte, um einen König, der noch ein Kind war, zu erdrücken. Die Regentinn, welche Muth genug, aber wenig Freunde hatte, erkannte wohl, daß sie nicht im Stande sey, zu widerstehen. Die Lehnsverfassung, schon halb zertrümmert, schien im Begriff, sich wiederherzustellen, und würde sich vielleicht von den Fehlern gereinigt haben, die sie von der Barbarey der ersten Jahrhunderte an sich hatte, unvermeidlichen Fehlern, die sich aber in wohlthätige Eigenschaften verwandeln konnten. Allein **Blanca**, um die Herzen wieder zu gewinnen, welche ihr Uebermuth oft erbittert oder von sich entfernt hatte, änderte mit einemmal ihre Aufführung. Der Cardinal **Romanus** leitete sie in diesen schwierigen Umständen mit nicht weniger Klugheit, als Geschicklichkeit. Jetzt wandte sie allen ihren Verstand und alle ihre Kunst an, diese empörten Großen zu gewinnen, welches gewiß viel sicherer war, als sie zu bekämpfen. Sie ließ bekannt machen, daß alle diejenigen, welche irgend eine Entschädigung zu fodern hätten, nur reden möchten, da sie ihnen dann Recht würde widerfahren lassen. Ohne diese Geschmeidigkeit risquirte sie, alles zu verlieren; sie vertheilte die Güter, Domainen und Schlösser, welche dem König, ihrem Sohn, gehörten, unter alle diejenigen, die ihre Treue zu verkaufen suchten. Jedem der Verbündeten bot sie ansehnliche Vortheile, und ihren Günstlingen Geld an. Die durch **Philipp August** erst neuerlich formirte Constitution gieng nun einige Schritte wieder rückwärts, und die höchste

ste Gewalt verließ den Thron, um aufs neue jene Vasallen zu beleben, die, da sie sich dieselbe so ungern entwischen gesehen, nichts destoweniger die Hoffnung beybehalten hatten, sie aufs neue an sich zu ziehen. Allein die letztern Kreuzzüge, wozu sie sich blindlings hinreißen ließen, sollten sie bald wieder hinters Licht führen und schwächen.

Während dieser Zeit verließ der König von England sich, in Ansehung seiner Regierungsangelegenheiten, gänzlich auf seinen Minister. Mitten in seinem, übrigens wohlverdienten Ruhm war dieser Minister nicht unempfindlich gegen die Reize einer starken Summe. Ein kleines Anerbieten würd' er verschmäht haben; man zahlte ihm also 3000 Mark Silber aus, damit er seinen Herrn von der vorgesetzten Landung in Frankreich abhalten möchte; und die Landung unterblieb.

Blanca setzte den Grafen von Flandern, welcher schon seit dreyzehn Jahren im Thurm des Louvre gefangen saß, auf freyen Fuß, und durch diesen geschickten Streich verhinderte sie eine Heirath, welche die ehrsüchtige Gräfinn mit dem Grafen von Bretagne zu schließen im Begriff war. Sie hatte die geheime Freude, ihre Nebenbuhlerinn zu demüthigen.

Man wird leicht glauben, daß sie keine Mühe hatte, den Grafen von Champagne, welcher sie seit langer Zeit liebte, zurückzubringen. Sein Zorn war nur Zärtlichkeit. Es bedurfte nur einen Wink, ihn der Parthey der Rebellen zu entziehen, und so bald sie ihm sagen ließ, daß sie ihn aufnehmen würde,

de, flog er voll Entzücken zu ihr, warf sich ihr zu Füßen, und bat sie wegen des Vergangenen um Verzeihung.

Zur Belohnung dieser Aussöhnung gab er ihr die Nachricht, daß ein Ueberbleibsel von Bundsgenossen das Project gemacht, an einem gewissen Tage den jungen König auf dem Wege von Etampes nach Paris gefangen zu nehmen. Sie kam dieser That zuvor, indem sie in aller Eile einen großen Haufen Pariser bewaffnete, die dem König zu rechter Zeit zu Hülfe kamen. Es erforderte nur einen Streich dieser Art, um der Verfassung ihre erste Form wiederzugeben; so sehr hatte die alte Constitution, mitten unter den Stößen, die sie erlitten, noch das Uebergewicht über alle Acten Philipp Augusts und über die sinnreiche Politik der Blanca!

Zwey der Verbündeten, die noch nicht unterworfen, das heißt, gewonnen waren, der Graf von Bretagne, und Philipp, Graf von Boulogne, verwüsteten die Güter des Grafen von Champagne, um sich wegen seiner Treulosigkeit und Unbeständigkeit zu rächen, und streuten darauf ein fürchterliches Manifest gegen ihn und die Regentinn aus. Philipp gieng so weit, daß er ihn zu einem öffentlichen Zweykampf herausfoderte, und sich erbot, zu beweisen, daß er Ludewigen VIII vergiftet habe.

Die Regentinn, um eine solche Anklage zu unterdrücken, die von dem Onkel des Königs kam, einem Fürsten, der in allgemeiner Achtung stand, und

die,

die, wegen ihrer alten Verbindungen mit dem Beklagten, auf sie selbst zurückfiel, that ihm so große Anerbietungen, daß er sie, nach einiger verstellten Weigerung, wohl annehmen mußte. Was ihn aber, auch ohne diese Anerbietungen, völlig determinirte, war, daß seine Bundsgenossen, wie er erfuhr, die Königswürde dem Herrn von Couci versprochen hatten, und daß dieser leichtgläubig genug gewesen war, schon im voraus bey einem Goldschmied eine goldne Krone machen zu lassen, und sich dieselbe in Gegenwart seiner Bedienten aufzuprobiren.

So wurde also, durch die thätige Klugheit und Freygebigkeit der Königinn-Mutter, die Conföderation gänzlich zerrissen. Sie folgte in allen Stücken der Meynung und dem Rath des Cardinals **Romanus**, und befand sich wohl dabey. Als die Zwietracht einmal unter ihre Gegner ausgesäet war, waren sie auch zur Unthätigkeit gebracht. Weigerten sich ja einige, ihre Geschenke anzunehmen, so machte sie bekannt, sie hätten Geschenke empfangen; es wurde dann für ausgemacht gehalten; und niemand wollte den Schein einer Tugend haben, an welche man nicht glaubte. Der König von England, mit Spielen und Festins beschäftigt, projectirte viel, und führte nichts aus; er gehorchte, ohn' es zu wissen, seinem Minister, welcher sich gut dafür bezahlen ließ, daß er ihn in Unthätigkeit erhielt.

Sie hatte ihren getreuen Cardinal nach Languedoc geschickt, um den jungen **Raimund** zu bekriegen.

gen. Gleich geschickt, eine Armee zu commandiren, als eine Negociation zu dirigiren, zwang der Legat ihn zum Frieden, und überdem noch, ihn um die Absolution zu bitten. Man sah damals an diesem Grafen eine Sinnesänderung, die einen traurig macht, und das Interesse, welches er Anfangs eingeflößt hatte, zerstört. Man sah, daß er vorher nur der Politik gehorcht hatte; denn er disputirte jetzt nach aller Strenge mit dem Eifer der Inquisition, und ließ Ketzer verbrennen, nachdem er selbst einer gewesen war, nachdem er sie so lange mit allem Schein der edelsten Tapferkeit vertheidigt hatte. Nichts ist betrübter, als einen solchen Charakter zu zu finden, den man verachten muß, und um desto mehr, da man sich in seiner Bewunderung betrogen gefunden hat.

Das erst neuerlich errichtete Tribunal der Inquisition war gleich in seinem Ursprunge schon so vollkommen, als es seitdem gewesen ist. Die Königinn-Mutter nahm sich aufs eifrigste desselben an. Die ersten Verordnungen dieser Regierung sind gegen die Ketzer gerichtet. Es würde dem strengsten der Menschen schwer seyn, sie noch strenger zu machen. Nicht weniger strenge behandelte man die Juden, die noch immer des Wuchers beschuldigt, und doch noch immer für nothwendig gehalten wurden, und zurückberufen waren, nachdem man sie verjagt hatte. Dem Geist dieser Zeiten zufolge war die Unzucht eines Christen mit einer Jüdinn ein eben so ungeheures Verbrechen, als

mit

mit einem Vieh, und ein solcher Verbrecher wurde daher lebendig verbrannt.

Blanca hatte den jungen König sehr strenge erzogen; er hatte wenigstens eben so viel Furcht, als Liebe, für sie. Sie hatte sich über sein Gemüth eine so unbeschränkte Autorität zu verschaffen und zu behaupten gewußt, daß er sich genöthigt sah, sogar die Liebe zu seiner Gemahlinn vor ihr zu verbergen. Er stahl sich weg, um heimlich zu der jungen Königinn zu gehen, weil die Königinn-Mutter sich vor ihren Reizen so sehr fürchtete, als wenn sie eine Maitresse gewesen wäre. Sie zitterte vor dem Gedanken, daß sie eine gewisse Gewalt über das Gemüth des Königs bekommen mögte, und ersann täglich neue Vorwände, um ihr Zusammenseyn zu verhindern.

Die Volljährigkeit der Könige fieng damals erst höchstens mit dem 21sten Jahre an. Ludewig hatte dies Alter: aber Blanca war der Last der Regierung noch nicht müde; sie ließ die höchste Gewalt so spät als möglich fahren, behielt noch immer einen Theil derselben, und hörte nie auf, sich den Titel Regentinn geben zu lassen.

Underdeß foderte Heinrich, der König von England, ernstlich die Provinzen zurück, welche der Vater Ludewigs IX wieder herauszugeben versprochen hatte; und der Sohn fand sich in großer Verlegenheit, weil auf der einen Seite das Andenken seines Vaters ihm theuer war, und man ihm auf der andern behauptete, daß er nicht verbunden sey, dies Versprechen zu halten, da die Feinde das

ihrige

ihrige gebrochen hätten. Seine Gewissensscrupel aber waren mächtiger, als alle politischen Rücksichten; und er bot dem König ganz Poitou und den besten Theil der Normandie an, wenn er sich mit diesen Provinzen statt seiner Ansprüche begnügen wollte. Zum Glück für Frankreich war Heinrich so blind oder so voll Zuversicht auf seine Kräfte, daß er diese unbesonnenen Anerbietungen ausschlug. Er wollte die Sache durch die Waffen ausmachen, und wurde an den Ufern der Charante geschlagen. Nach diesem wichtigen Siege war ohne Zweifel der rechte Augenblick, sich der Guyenne zu bemächtigen; aber hier zeigt sich wieder der Geist der Nationalverfassung, der gegen die Neuerungen kämpfte. Die französischen Herren, die sich vor dem Feinde des Vaterlandes, dem Engländer, weniger fürchteten, als vor dem zu großen Glück des Königs, riefen ihre Truppen zurück, unter dem Vorwande, daß sie nun die bestimmte Zeit gedient hätten. Der darüber geschlossene Vertrag war ganz klar und rechtsgründig. Sie hatten nicht Lust, alle Kosten eines Krieges zu tragen, dessen Früchte offenbar blos zur Vermehrung der Macht des Monarchen gedient haben würden.

Ludewig, um sich wegen ihrer widerspenstigen Weigerung zu rächen, machte in einer Generalversammlung ein Edict, wodurch ihnen verboten wurde, ohne Erlaubniß des Königs auswärtige Frauen zu nehmen. Er wollte dadurch, wie er sagte, verhindern, daß keine Ausländer in Frankreich Güter erben sollten. Der Vorwand war schein-

bar, man muß es gestehen; aber sein Haupt- und einziger Zweck war, ihnen Verbindungen mit andern Fürsten zu verbieten, wodurch sie sich furchtbare Stützen gegen den Thron machten. Der gegenseitige Kampf subsistirte noch, und fast in seiner ganzen alten Kraft.

Durch ein andres Edict, welches fast in gleicher Absicht aufgesetzt war, wurde festgesetzt, daß diejenigen, welche Lehen in Frankreich und England besaßen, wählen sollten, welches von beyden Königen Vasallen sie seyn wollten, und daß sie diese Lehen nicht ferner zugleich sollten besitzen können. Dieses neue, wohl ausgedachte Gesetz zwang die Vasallen zu wählen, und folglich die Hälfte ihrer Güter zu verlieren. Sie murreten sehr, denn sie sahen alle Folgen dieses Gesetzes; allein sie hatten so viel, und zwar ganz neuerlich, empfangen, daß sie wohl einen Theil dessen, was die Umstände ihnen verschafft hatten, wieder abgeben konnten. **Ludewig** entschädigte diejenigen, die sich ihm ergaben, indem er ihnen die Güter derer schenkte, die sich für den König von England erklärt hatten; ein höchst kluges Verhalten: denn so betäubte die triumphirende Freude der einen die Klagen der andern.

Ludewig hatte bis dahin viel Weisheit und eine Standhaftigkeit bewiesen, die der Regierungsform ein eigenthümliches und dauerhaftes Gepräge hätte geben können. Da er aber in eine gefährliche Krankheit fiel, that er das Gelübde, daß er, wenn er wieder aufkäme, mit einer mächtigen Armee

mee nach Palästina gehen wollte, um die Ungläubigen auszurotten. Der sechste Kreuzzug hatte keinen andern Bewegungsgrund und keinen andern Gegenstand. Ein sterbender König weihet sich und sein ganzes Volk einem weitentfernten Kriege, um vom Himmel die Gnade der Zurückberufung ins Leben auszuwirken; und er heiligt dies Leben dem Gott, der es ihm gegeben hat. Aber sein Volk hatte nicht dasselbe Gelübde gethan; und man mußt' es also zu diesem Unternehmen geneigt machen. Der Enthusiasmus der vorigen Kreuzzüge konnte durch die Menge von Widerwärtigkeiten wohl etwas gedämpft seyn. Man wußte aus der Erfahrung, wie viel Gefahren und Unfälle ein solches Unternehmen nach sich ziehe: aber alle, selbst die natürlichsten Ideen verwandelten sich, sobald es um diese Expeditionen zu thun war; man hatte sogar ausgemacht, daß es nicht schimpflich sey, von Ungläubigen, von Feinden des Christenthums, überwunden zu werden.

Merkwürdig bey diesem sechsten Kreuzzuge ists, daß man sich lange dem Gelübde des Königs widersetzte. Seine Gemahlinn, seine Brüder vereinigten sich, ihn von dieser Reise abzuhalten. Der Bischof von Paris, ein durch seine Tugenden berühmter Prälat, stellte ihm vor, daß er dieses Gelübde nicht erfüllen könnte, ohne zugleich seine Staaten in Gefahr zu setzen, erobert, und sein Volk, zu Grunde gerichtet zu werden. Er gab weder den Gründen weiser Leute, noch den Bitten seiner Familie Gehör. Die Königinn-Mutter setzte ihm

auch zu, wie man sagt, aber sehr schwach, weil sie in seiner Abwesenheit allein zu regieren hoffte. Ihre geheimen Unterredungen mit ihm stürzten, wie die Zeitgenossen versichern, das wieder um, was sie öffentlich zu sagen affectirte.

Auch der Widerwille der Großen mußte erst überwunden werden, ohne welche die Reise sich nicht unternehmen ließ; denn man bedurfte ihres Muths und ihrer Arme. Der Besitz der heiligen Oerter schien ihnen nicht mehr ein so wünschenswürdiger Gegenstand, daß er so vieler Menschen, so vieler Mühe und Kosten werth sey. Fast alle waren sie schon entschlossen, den König nicht ins Morgenland zu begleiten: allein jener noch vor kurzem so glühende, so allgemeine Eifer, welcher jetzt in allen Herzen erloschen war, hatte sich ganz in den Busen des heiligen Königs zusammengezogen. Er betrieb die Ausführung seines Vorhabens mit einer Standhaftigkeit und Geschicklichkeit, wodurch er selbst diejenigen determinirte und folgsam machte, welche den stärksten Widerstand bewiesen, und sich also das wenigste Glück von dem Unternehmen versprachen. Die Regentschaft des Staats wurde ohne alle Einschränkung der Königinn-Mutter übertragen, wie sies vorhergesehen, gewünscht und eingeleitet hatte. Der König, der also über alle Willen triumphirte, vergnügt über diesen ersten Sieg, nahm die Königinn und seine beyden Brüder, Robert und Karl, mit. Nachdem er zu Lyon den Segen des Papstes empfangen hatte, fuhr er, mit der Oriflamme und dem Pilgerstabe ausgerüstet,

gerüstet, die Rhone herab, und schiffte sich zu Aigues-Mortes ein.

Er landete in Aegypten, weil man ihm die Eroberung dieses Landes als gleich leicht und nothwendig vorgestellt hatte, um desto leichter Palästina wieder erobern, oder sich wenigstens in demselben behaupten zu können. Funfzehn- bis zwanzigtausend Sarazenen, die am Ufer des Meers campirten, wurden von panischem Schrecken befallen, als sie sahen, mit welcher Hitze die Franzosen landeten. Sie flohen in größter Verwirrung davon, und was das Außerordentlichste war, sie ließen die Stadt im Stiche, eine sehr reiche Stadt und die beste Festung in Europa; ein unermeßlicher Vortheil, den die Kreuzfahrer nicht erwartet hatten.

Dies erste Glück weissagte nichts weniger, als die Eroberung dieses Reichs: allein das erste Feuer, welches die Franzosen immer auszeichnet, ließ bald nach, weil die Generale einen Hauptfehler machten, indem sie den Kreuzsoldaten nicht, wie bey den andern Kreuzzügen üblich gewesen war, zwey Drittheile der Beute überließen. Sie eigneten sich alles zu, Geld, Waffen, Kriegsmaschinen, und ließen ihren Truppen nichts, als einige Möbeln von Werth. Die Geschichtschreiber bemerken, daß seit dieser ungleichen Theilung die Truppen sehr nachläßig in Beobachtung der Gesetze der Kriegszucht geworden; sie fügen hinzu, um sich schadlos zu halten, hätten sie sich den lüderlichsten Ausschweifungen ergeben, wodurch sie sich denn noch mehr schwächten. Die un-

züchtigen Oerter, welche sich immer vermehrten, respectirten sogar die nächste Nachbarschaft des königlichen Zelts nicht, und der fromme Monarch, unter dessen Soldaten sich eine Menge Freywilliger befand, setzte zuweilen seine Autorität aufs Spiel, wenn er dergleichen Unordnungen Einhalt thun wollte.

Die Anerbietungen des Sultan, wodurch er Ludewigen zum Rückzuge aus Aegypten zu bewegen suchte, waren gleichwohl sehr ansehnlich; denn er machte sich verbindlich, alles wieder herauszugeben, was vormals die Könige von Jerusalem besessen hatten, alle gefangenen Christen in Freyheit zu setzen, und ihm endlich Damiata mit seinem Gebiet zu lassen.

Da der Kreuzzug blos den Besitz der heiligen Oerter zum Gegenstande hatte, so schien es die größte Unbesonnenheit von der Welt zu seyn, das Königreich Jerusalem, welches man also ohne Blutvergießen erhalten konnte, auszuschlagen. Gleichwohl wurde diese Unbesonnenheit begangen. Der Graf von Artois und der päpstliche Legat (nicht mehr der Cardinal Romanus) stimmten in dem Conseil aufs nachdrücklichste für die Ausschlagung dieser Bedingungen; und ihr verderblicher Rath behielt, aller weisen Gegenvorstellungen ungeachtet, die Oberhand.

Der Bruder des Königs, welcher diesen Entschluß durchgesetzt hatte, machte auch, daß man den Entschluß faßte, geradeswegs auf Kairo, die Hauptstadt des Reichs, loszugehen, wo man sich

uner-

unermeßliche Schätze zu finden schmeichelte. Die Stadt war durch einen Arm des Nil von den Franzosen getrennt. Da sie, zum Uebersetzen, weder Flöße noch Boote hatten, so unternahmen sie einen Damm; eine fruchtlose Arbeit, welche unendliche Mühe kostete. Man schoß Pfeile mit griechischem Feuer auf die Arbeit und die Arbeiter ab. Dieses heftige Feuer verzehrte alles gänzlich, worauf es einmal haftete. Es brannte im Wasser, und machte in demselben ein Getöse wie Donner. Das Geheimniß dieser schrecklichen Composition soll verloren gegangen seyn, und es ist zu wünschen, daß es ewig verloren bleibe. Man war im Begriff, das weitere Eindringen ins Land aufzugeben, als ein Ueberläufer die Christen belehrte, daß man diesen Arm des Nils an einer gewissen Stelle durchwaten könne.

Alsobald macht der ungestüme hitzige Graf von Artois, ohne auf Gegenvorstellungen zu hören, sich auf den Weg. Er geht mit 2000 Reutern über den Fluß, und anstatt sich wenigstens an dem entgegengesetzten Ufer zu verschanzen, theils um es zu vertheidigen, theils um den wichtigen Uebergang der Armee zu decken, rückt er weiter, dringt immer tiefer ins Land, und ohne zu wissen, wohin er kömmt, ohne sich zu bekümmern, wer ihm folgt, trifft er auf den Vortrapp der Sarazenen, welcher eine Stunde davon campirte; er schlägt sie leicht, und verfolgt sie in eine elende Schanze, wo er die neue Unbesonnenheit begeht, sich als Sieger hinzusetzen, als wär' er in der stärksten Festung.

Da die Flüchtlinge sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, bemerkten sie, daß es nicht die ganze Armee war, was sie in die Flucht geschlagen hatte; sie sammelten sich also wieder, berannten den Platz mit neuer Verstärkung, und umringten den Grafen von Artois.

Der König, von der Gefahr seines Bruders benachrichtigt, eilt herzu, ihn zu befreyen, kömmt aber nur, ihn im Blute schwimmend, und von Lanzen durchbohrt zu sehen. Er selbst wird, nach einer schrecklichen Niedermetzelung seiner Armee, zurückgeschlagen, und geht in größter Eile über den Nil zurück, um sich, wo möglich, in die Mauren von Damiata zu retten, und daselbst zu verschanzen; aber das Point d'honneur wollte, daß man das Lager behauptete, ohn' es im Stich zu lassen, und als man sich nachher jener Ressource bedienen wollte, wars zu spät, man sah sich abgeschnitten, umringt, und in einer Gefahr, welche gar keine Hoffnung ihr zu entgehen übrig ließ.

Hungersnoth, Scorbut und Dysenterie griffen die Franzosen an, die schon einen an Macht sehr überlegenen Feind auf dem Halse hatten. Der König beweinte seinen Bruder, und beneidete seinen Tod, den er für gleich glorreich hielt, man mocht' ihn als Krieger, oder als Märtyrer betrachten.

Alle Leichname der Christen und Sarazenen waren durch einander in den Thanis geworfen, und hatten an verschiedenen Stellen Haufen formirt, die, verfault und erhitzt, durch die Wirkung der Sonnenstralen mörderische Dünste aushauchten. Der

König

König wollte, durch eine sehr unüberlegte Frömmigkeit getrieben, daß man aus diesen Haufen die Leichname der Franzosen hervorsuchen sollte, um ihnen die letzte, ihrem Andenken schuldige Ehre erweisen zu können.

Man suchte also unter diesem ekelhaften Gehäuf verfaulter Glieder, mitten unter der schrecklichsten Infection, Menschen, die das grauende Auge kaum unterscheiden konnte. Der Tod war der Preis seiner liebreichen Fürsorge. Keiner von allen, welche Freundschaft oder Heroismus zu diesem traurigen Geschäft bewog, kam mit dem Leben davon, und die Ansteckung verbreitete sich dadurch nur noch mehr. Die Symptomen dieser Krankheit waren scheuslich: das Fleisch der Beine, sagt Joinville, vertrocknete uns bis auf die Knochen, und unsre Haut wurde schwarz und erdfarbig. Man sah sich genöthigt, den Scorbutischen große Stücke aus dem Zahnfleisch zu schneiden, und das Lager erscholl von jammernden. Klaggeschrey. Nachdem es den Anblick eines Spitals gegeben hatte, gab es auch bald den eines Kirchhofes.

Der König wurde mit der Armee zu Gefangenen gemacht; alles wurde gefangen oder getödtet. Der König hatte zu seiner Bedeckung des Nachts nichts weiter, als einen alten Ueberrock, den ein treuer Unterthan ihm gab; nur einen einzigen Mann hatt' er zur Bedienung, und alle Gemeinschaft mit seiner Armee war ihm benommen.

Seine Gemahlinn, in Damiata eingeschlossen, war hier allen Qualen der nagendsten Bekümmerniß überlassen; sie war schwanger, und ihrer Niederkunft nahe; ihr Schlaf wurde immer durch die schrecklichsten Träume gestört, sie sah die Sarazenen ihren Gemahl tödten, und im Begriff, mit demselben Schwerdt auch sie zu durchbohren. Man mußte einen achtzigjährigen Ritter bey ihrem Bette wachen lassen, der, wenn diese schrecklichen Eindrücke sie beherrschten, ihr zurief: **Ich bin bey euch, fürchtet euch nicht!** Sie hatte sich von diesem Ritter versprechen lassen, daß er ihr den Kopf abhauen wollte, wenn die Ungläubigen die Stadt einnähmen, und der alte Ritter hatte ihr sein Ehrenwort darauf gegeben, ihr nach ihrem Wunsch zu thun.

In dem Augenblick, da man den König gefangen nahm, bezeigt' er die größte Ruhe und Gelassenheit. Es war eben um die Vesperstunde, und er foderte einem seiner Almoseniers sein Brevier ab, um die Nonas mit ihm zu beten; und er las sie mit so vieler Ruhe, als wär er zu Paris in seinem Betzimmer gewesen.

Den folgenden Tag aber war er in seinem Gefängniß nicht eben so heiter; er fürchtete, man möcht' ihn nach dem Orient bringen, um einen Triumph der Ungläubigen zu zieren, oder man möcht' ihn in die Kerker des Kalifen werfen, aus denen nie jemand wieder hervorkam: allein der Sultan von Aegypten wollte lieber ein großes Löse-

geld

geld für seinen Gefangenen einstreichen, als ihn unnützerweise ums Leben bringen. Er that Anfangs ganz außerordentliche Anträge; er verlangte feste und ansehnliche Plätze in Europa, Schlösser, welche den Hospitalrittern gehörten. Da der König sie ausschlug, drohte der Sultan, ihn auf die Bernikeln spannen zu lassen: dies war ein Rad, welches, indem es herumgedreht wurde, dem, der darauf gebunden war, alle Knochen zerbrach; eine sehr gewöhnliche Todesstrafe unter den Sarazenen. Doch bot er nachher einen billigern Vergleich an, welchen Ludewig annahm. In diesem wurde ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen, Damiata sollte zur Ranzion des Königs zurückgegeben werden, und für die andern Gefangenen sollte er eine Summe von etwa 8 Millionen unsers Geldes bezahlen.

Aber nicht der Sultan, welcher den Tractat gemacht hatte, bekam diese Summe. Er wurde von seinen eignen Officieren vor Ludewigs Augen ermordet, eben wegen dieses Tractats, welchen sie für gar zu wenig vortheilhaft hielten, und der König lief Gefahr in diesem wütenden Aufstande ein gleiches Schicksal zu erfahren. Einer der Mörder des Sultans öffnete ihm die Brust, riß ihm das Herz heraus, zeigt' es ganz blutig dem König, und sagte: Siehe da das Herz deines Feindes! was wirst du mir geben, daß ich ihn getödtet habe? Ludewig wandte das Gesicht weg, ohne zu antworten.

Der Nachfolger bestätigte gleichwohl den Tractat; ein Beweis, daß er den Sarazenen vortheilhaft war. Diese nöthigten den König, ihnen vorläufig Damiata zurückzugeben. Er verlangte, daß man ihm auf sein Wort glauben sollte; aber die Sieger schrieben ihm Gesetze vor, und da er in ihrer Gewalt war, mußt' er ihnen wohl nachgeben. Als die Stadt ihnen übergeben war, zögerten sie noch einen ganzen Tag, ehe sie ihn in Freyheit setzten, indem sie unter sich berathschlagten, ob sie ihn nicht lieber umbringen sollten. Aber die Begierde nach den 8 Millionen vermochte mehr, als Haß und Rache, und rettete dem König nebst allen französischen Baronen das Leben.

In ihrer Gefangenschaft erwarteten sie täglich den Tod. Der Säbel der Sarazenen blitzte beständig über ihrem Kopfe. **Joinville** erzählt, der Connetable von Cypern habe sich vor ihm auf die Kniee geworfen, habe ihm gebeichtet, und ihn um die Absolution gebeten; er habe diese selbst sehnlich gewünscht, sie ihm aber doch, **sofern ihm nämlich Gott dazu die Macht verliehen**, ertheilt.

Statt nun eilends nach seinen Staaten zurückzukehren, und von seinen standhaften und muthigen Tugenden für sein Reich Gebrauch zu machen, verweilte **Ludewig** noch drey Jahre lang in Palästina, schloß Bündnisse in Syrien, stellte Festungen wieder her, und dachte auf einen neuen Krieg gegen die Ungläubigen, um das Unglück seiner Niederlage und Gefangenschaft wieder gut zu machen. Man stellte ihm vor, in welcher Gefahr sich Frankreich befände;

befände; aber wenn ich dahin zurückkehre, versetzt' er, was wird dann aus dem Königreich Jerusalem werden?

Alle falschen Neuigkeiten, die man zu Paris ausgebreitet hatte, und die eine zu frühzeitige Trunkenheit der Freude erregten, machten plötzlich der Bestürzung Platz, als man die Gefangenschaft des Königs vernahm. Zwey Unglückliche, welche zuerst ganz unschuldig diese schreckliche Nachricht bekannt machten, wurden dafür, auf Befehl der Königinn, augenblicklich gehangen. Diese unmenschliche Uebereilung machte das Schicksal des Königs und der Armee nicht besser; und sie bereut' es in der Folge, daß sie diese beyden Unschuldigen ihrer Erbitterung oder ihrer Politik aufgeopfert hatte.

Rom besonders war ganz bestürzt über dieses Unglück. Man sagt sogar, der Papst Innocenz habe im Wahnsinn seiner Betrübniß Gott zur Rede gestellt, was er denn an dem Verhalten eines so christlichen Königs auszusetzen gefunden, wodurch er eine solche Strenge gegen ihn rechtfertigen könne?

Ein Mönch, der den Ton eines Apostels annahm, fieng nun plötzlich an, auf den Feldern zu predigen, Gott wolle, daß der heilige König durch Hirten und Bauern befreyt würde, da die Ritter ihn nicht hätten befreyen können. Hunderttausend Ackerleute verließen, auf die Stimme dieses Bauernpredigers, den Pflug. Die Königinn-Mutter verblendete sich Anfangs so sehr, daß sie glaubte, diese Armee ohne Anführer, dieser tumultuarische

Pöbel,

Pöbel, würde dem König und dem Christenthum Dienste leisten können. Allein sie wurden bald müde, von Almosen zu leben, und erlaubten sich alle Arten von Räubereyen und Schandthaten; der Adel und die Gemeinheiten sahen sich genöthigt, gemeine Sache zu machen, um diese herumschweifende Horde zu vertilgen.

Der Tod der Königinn-Mutter rief endlich den König in seine Staaten zurück. Es war, als hab' er bey ihrem Leben nicht dahin zurückkommen wollen, aus Furcht ihr Verdruß zu machen, wenn er ihr das Ruder wieder abnähme, welches sie so gern führen wollte, und als habe ihr Tod ihn allein bewegen können, sein Reich wieder zu besuchen. Nach seiner Rückkehr sah man ihn immer niedergeschlagen und in Gedanken vertieft; nichts, was seine Domainen angieng, interessirte ihn; sein Palast schien ihm ein Ort der Verbannung, und nie legte er das Zeichen des Kreuzes ab, um dadurch gleichsam seinen Unterthanen zu verkündigen, daß er die Eroberung von Jerusalem nicht aufgegeben habe. Man sah es indessen sehr ungern auf seinen Kleidern, und man wünschte, daß er diesen Ideen entsagen möchte; allein er nährte sich mit denselben Tag und Nacht. Er ließ die heilige Kapelle bauen, um die Reliquien darin zu verwahren, die er aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte. Er stiftete das Hospital der Funfzehn-Zwanzig (des Quinze-Vingts) zum Andenken der 300 Ritter, denen die Sarazenen die Augen ausgestochen hatten. Er machte die strengsten Verordnungen gegen die Got-

tes-

teslästerer, und noch strengere gegen die Ketzer, die er mit Feuer oder Schwerdt auszurotten befahl.

Die Engländer, welche während des Kreuzzuges Zeit gehabt hatten, sich wieder in guten Stand zu setzen, foderten noch immer die Normandie, Touraine, Poitou, Maine, Anjou, Saintonge, Berry, Limosin, Guercy und Perigord zurück. Sie beriefen sich auf einen dreyhundertjährigen Besitz, welcher sich auf die feyerliche Abtretung dieser zehn Provinzen durch die Könige von Frankreich gründe, und behaupteten, daß sie, allen Rechten und aller Vernunft zuwider, unter dem **Johann ohne Land** confiscirt, und ihnen ungerechter Weise von **Philipp August** weggenommen worden; so sehr, daß sogar **Ludewig VIII**, vor seines Vaters Tode, sich eidlich verbindlich gemacht hätte, sie alle den Engländern, als den alten und wahren Eigenthümern, wiederzugeben.

Ludewig IX, welcher weniger auf Staatsgründe, als auf die Stimme seines Gewissens hörte, gerieth in Versuchung, dieser innern Stimme das gegenwärtige und künftige Interesse der französischen Krone aufzuopfern. Er besorgte, sein Großvater, **Philipp August**, habe eine strafbare Ungerechtigkeit begangen, indem er sich die Umstände gar zu gut zu Nutze machte, und er selbst würde nicht weniger strafbar seyn, wenn er nicht nach allen seinen Kräften das Unrecht, welches einer benachbarten Nation zugefügt worden, wieder gut machte; er wollte also alles wieder zurückgeben, und hätt' es gethan, wenn die Großen nur

darein

darein gewilligt hätten. Die Arglistigsten derselben reizten ihn unter der Hand dazu, weil sie den Anwachs der königlichen Macht mehr als jedes andre Unglück fürchteten; allein die meisten, auf die Rechte des Vaterlandes und seinen immerwährenden Ruhm eifersüchtig, vergaßen edelmüthig der alten Streitigkeiten zwischen dem Lehnswesen und dem Thron, und widersetzten sich mit Standhaftigkeit, indem sie dem König sagten: fürs erste wären die Engländer dessen, was sie in Frankreich an sich gerissen, mit Recht wieder beraubt worden; und dann habe die Natur, welche die Staaten beschränkt, dem Reich selbst seine Gränzen gesetzt, und es würde ein auf immer unersetzlicher Fehler seyn, die Engländer wieder in Frankreich einzuführen, da man sich vielmehr aller Kräfte des Staats bedienen müsse, sie gänzlich daraus zu verjagen. Diese Sprache war sehr edel in ihrem Munde; und man kann nicht läugnen, daß in mehr als einem schwierigen Falle diese große Vasallen sich mit Würde des wahren Interesse des Vaterlandes angenommen haben.

Ludwig, der doch gern endlich sein Gewissen beruhigen wollte, und überdem sein Project eines neuen Kreuzzuges nicht aus dem Gesicht verlor, hielt dafür, es würde ihm unendlich viel Ehre machen, einen König zum Vasallen zu haben; wiewohl dies Wort, wie man weiß, nicht immer eine sehr tiefe Unterwürfigkeit mit sich brachte. Er intriguirte also selbst zum Vortheil des englischen Monarchen, um die Einwilligung der Baronen zu erhalten,

halten, und desto ungezwungener, und seinen Besorgnissen gemäß, über die Domainen der Krone disponiren zu können. Es gelang ihm zum Theil, denn man erlaubte ihm, Heinrichen Limosin, Perigord und Quercy abzutreten, auf die Bedingung, daß Heinrich, seine Söhne und seine Brüder allen andern Ansprüchen entsagen sollten. Dieser Tractat, welcher beyden Königen so angenehm war, mißfiel dagegen beyden Nationen gleich stark.

Die Eroberung beyder Sicilien, durch **Karln**, Grafen von Anjou, **Ludewigs** jüngern Bruder, beschäftigte damals die Franzosen. Der Sohn eines Schuhmachers, welcher unter dem Namen **Urban** IV Papst geworden war, hatte alle Fürsten der Erde berufen und eingeladen, um ihnen das Reich **Conradins** anzubieten, als ob es durch die Absetzung **Friederichs** II, dem es doch von seinen Voraltern gehörte, an den heil. Stuhl verfallen sey. **Karl**, schneller oder gieriger als die andern, hatt' es angenommen, und er war eilends nach Rom gekommen, um zu den Füßen des Papsts ihm wegen des Reichs Neapel und Sicilien zu huldigen; er hatte es guten Kaufs, weil es ihn weiter nichts als diese Cärimonie kostete. Diese beyden Königreiche machten damals nur eins aus: aber der unächte Sohn des Kaisers **Friedrichs** II, ein tapferer und kluger Mann, hatte sich, ohne Willen und Zuthun **Urbans** IV, desselben bemächtigt; und weit entfernt, sich den Päpsten zu Füßen zu werfen, verheert' er ihr Gebiet. **Urban** hatte einen Kreuzzug gegen ihn gepredigt, und versprach sein

Reich dem, welcher den heil. Stuhl von ihm befreyen würde.

Karl von Anjou überwand den Bastard, welcher tapfer focht, und zehn Wunden empfieng, eh' er unterlag. Mit den Anathemen des Vaticans ausgerüstet, die seiner Ehrsucht nach Belieben zu Gebote standen, eroberte er in kurzer Zeit Apulien, Calabrien und Sicilien. Ein junger und letzter Sprößling des kaiserlichen Hauses trat nun auf, und machte Anspruch auf den Besitz der väterlichen Güter. Kaum über die Jahre der Kindheit hinaus, war er im Begriff, sich durch seine Tapferkeit hervorzuthun, und sich des Throns, den er zurückfoderte, würdig zu beweisen. **Karl von Anjou**, welcher gar kein gültiges Recht auf die Krone hatte, nahm ihn durch Verrätherey gefangen, und bediente sich dann, ohne Mitleiden mit seinem zarten Alter, ohne Achtung für seinen Rang, des Ausspruchs gottloser und ungültiger Richter, die sich ihm verkauft hatten, um auf dem Schaffot, durch die Hand eines Henkers, den Erben eines Hauses hinzurichten, welches seit mehr als 200 Jahren den Scepter des Kaiserthums geführt hatte.

Ludewigs Bruder machte sich allgemein verhaßt, indem er sich diese usurpirte und mit Blut befleckte Krone aufsetzte. Der rechtmäßige Erbe war von ihm in seiner Hauptstadt enthauptet; und was die Gottlosigkeit noch größer macht, der Usurpateur erklärte sich für unschuldig an dem Tode des jungen Prinzen, weil der Papst ihn in den Bann

gethan

gethan hatte. Wir werden sehen, wie 14 Jahre nachher Conradins Tod durch das Blut der Franzosen in der berufenen sicilianischen Vesper gerächet wurde.

Ludewig, noch immer nur mit seinem Project beschäftigt, sah in dieser Eroberung nichts weiter, als die Leichtigkeit, nach Aegypten, und von da nach Palästina hinüberzukommen; allein die Gemüther, durch die neuern Unfälle noch mehr erkaltet, waren weit entfernt, einen neuen Kreuzzug unternehmen zu wollen. Die Geistlichkeit mißbilligte ihn öffentlich; die Herren waren abgeschreckt; der Papst Clemens IV selbst that alles, was er konnte, um ihn davon abzubringen. Allein durch Schwierigkeiten nur noch mehr angefeuert, und glühend von einer Begierde, die nie in seinem Herzen erlosch, gebrauchte Ludewig heimlich Bitten, Versprechungen, theilte seine Täuschungen denen mit, die völlig geheilt schienen, und erfüllte sie mit Sehnsucht nach der Palme des Märtyrers, oder nach der Eroberung des heiligen Grabes. Er verdoppelte seine Bitten mit gleicher Wärme und Lebhaftigkeit, bis er endlich einen Legaten in Frankreich aufs neue den Krieg gegen die Ungläubigen predigen sah; und da also die Stimme des Papstes die seinige verstärkte, so gehorchten die Gemüther aufs neue dem Ruf, der sie schon so oft hingerissen hatte.

Der Feldzug ist also beschlossen. Man hält einen großen Rath, um auszumachen, wo die Landung geschehen soll. Der König von Tunis hatte, durch eine ausdrückliche und geheimnißvoll dunkle

Gesandtschaft, **Ludewigen** wissen lassen, daß er nicht abgeneigt wäre, das Christenthum anzunehmen, wofern er nur von den französischen Waffen unterstützt würde. Er hatte durch diese List den Religionseifer des heiligen Königs hintergangen, und gedachte solchergestalt die Macht von Sicilien, welche **Karl von Anjou** ihn fürchten machte, von sich abzuwenden. Der König wollte also, in der Hoffnung den afrikanischen Fürsten und sein abgöttisches Reich zu bekehren, daß man nach dem Hafen von Tunis segelte. Die Armee befand sich auf venetianischen und genuesischen Schiffen. Allein bey ihrer Ankunft fand sie den Hafen von Tunis fest verschlossen, und die Götzendiener in den Waffen.

Ludewig, in seiner süßesten Erwartung betrogen, faßte den Entschluß, sich aufs nachdrücklichste an diesem ungläubigen Fürsten zu rächen. Er forcirte den Hafen, und ließ Karthago angreifen; vormals die stolze Nebenbuhlerinn Roms, damals aber ein elender Flecken, auf den Trümmern der alten Stadt erbaut. Das Schloß war so schwach, daß es ohne Widerstand erobert wurde. Man verschanzte sich, und that klug daran, um den König von Sicilien zu erwarten, welcher mit Truppen und Lebensmitteln, woran es zu mangeln anfieng, nachkommen sollte. Der König von Tunis, welcher gut verschanzt war, weit entfernt ein Christ zu werden, drohte, allen Christen in seinen Staaten die Köpfe abschlagen zu lassen, wenn mans wagen würde, Tunis anzugreifen. Nachher ließ er, eben

so

so ironisch als grausam, dem König sagen, er würde in aller Demuth an der Spitze von 100000 Mann zu ihm kommen, um in dieser Stellung die Taufe zu empfangen.

Man wartete mit Ungeduld auf Karln von Sicilien, welcher aber noch immer ausblieb. Man hatte nichts mehr zu essen, als gesalzenes Fleisch. Das Wasser der Cisternen war ausgetrocknet; täglich mußte man sich mit dem Feinde um ein schlammiges Wasser herumschlagen, und mit bewaffneter Hand trinken. Dabey athmete man einen brennenden Sand ein. Die Saracenen warfen, so oft der Wind aus der heißen Zone wehte, mit besondern Maschinen den Staub in die Luft, von dem sie wußten, daß er beym Einathmen tödtlich sey. Ansteckende Krankheiten wüteten im Lager. Die Söhne des Königs hatten alle das Quartanfieber; die Prinzessinnen beklagten sich über die Infection der Leichname. Alles seufzte nach dem Bruder des Königs. Endlich hörte man von ferne die Trompeten der Armee des Königs von Sicilien: aber er kam zu spät. Voller Ungeduld war er seinen Truppen zuvorgekommen, und bey Karthago ans Land gestiegen; er brachte Verstärkung, Kriegsbedürfnisse und Erfrischungen mit. Erstaunt, daß niemand ihm entgegen kam, ahndete ihm schon irgend ein Unglück; er ließ daher seine Leute zurück, eilte allein mit verhängtem Zügel ins Lager, stieg vor dem Zelt des Königs ab, und gieng hinein. — Sein Bruder war so eben an der Pest gestorben, und lag noch auf der Asche, wo er hatte sterben wol-

len. Seine Einbildungskraft war, selbst in der letzten Todesangst, noch voll gewesen von den Ideen des gelobten Landes; man hatte ihn mehrmals sagen gehört: **Ja, ja wir wollen hin, hin nach Jerusalem.**

Es ward **Karln** nicht erlaubt, diese traurigen Ueberbleibsel zu umarmen. Das Zelt des Königs wurde bald einsam und verlassen. Die Klugheit, trotz der Pflicht, wollt' es so. Da man damals die Kunst, die Todten einzubalsamiren, noch nicht wußte, oder vielmehr sie verloren hatte, so ließ man seinen Körper in Wein und Wasser sieden, und sein Bruder und sein Sohn theilten sich in denselben. **Philipp** bekam die Knochen, und **Karl** das Fleisch und die Eingeweide.

So starb in Afrika der **heilige Ludewig**, am 25sten August 1270, drey Monat nach seiner Abreise aus Frankreich. Sein erster Kreuzzug bracht' ihn in die Fesseln, und der zweyte ins Grab. Wir wollen jetzt einen Augenblick sein Privatleben betrachten; und wir werden sehen, daß der Held eines barbarischen Jahrhunderts der Lobsprüche eines aufgeklärten würdig ist.

Ludewigs IV Privatleben.

Wollte man **Ludewigen** IX nur nach dem Gemälde der Sitten seiner Zeit, welches wir eben entworfen haben, beurtheilen, so würde man sich wundern müssen, ihn unter den großen Königen

gen zu finden, auf welche Frankreich stolz ist; betrachtet man aber mit dem Joinville, dem genauesten seiner Geschichtschreiber, alle kleinen Umstände seines sowohl öffentlichen, als Privatlebens, so findet man leicht den großen Mann wieder.

Der heilige Ludewig hatte verschiedne Fehler, die in seiner Zeit ihren Grund hatten; überhaupt aber kann man sagen, daß er aufgeklärter war als sie. Seine Politik war nicht klein und hinterlistig. Er wußte alles, was seine Vorgänger von den großen Vasallen der Krone gelitten hatten, und doch war er so weit entfernt, Streitigkeiten, die ihm hätten nützlich seyn können, unter ihnen zu nähren, daß er vielmehr den Keim derselben zu vertilgen suchte; er wars, der ihren Privatkriegen ein Ende machte, und aus diesem Grunde muß man ihn als den Wohlthäter der Nation betrachten.

Seine Frömmigkeit hinderte ihn nicht, ein wachsames Auge auf die Usurpationen der Geistlichkeit zu haben. Er verhinderte, so lange er lebte, die Eingriffe des Priesterthums gegen den Thron. Er hatte den Muth, indem er die berufene pragmatische Sanction publicirte, seine Krone vor den Anfällen der Päpste sicher zu stellen.

Gesetzgeber seines Volks, that er Wunder für die Zeiten, worin er lebte. Er schränkte die Rechte der Freystätte ein, welche die Straflosigkeit des Verbrechens begünstigten; er reformirte die Jurisprudenz, welche Diebstahl und Mord weniger zu bestrafen, als sie zu autorisiren diente. Wenn er

in seinen Strafgesetzen gegen die Gotteslästerer die Vorurtheile der Inquisition annahm, so kann man sagen, daß er darin seinem Charakter zuwider handelte.

Man weiß, daß, als er einen Menschen dieses Verbrechens wegen strafen ließ, und das Volk, welches bey seiner Hinrichtung zugegen war, sich so weit vergaß, daß es seinem König fluchte, Ludewig, der es erfuhr, verbot, den Rädelsführern des Aufstandes irgend ein Leid zu thun: Ich verzeihe ihnen, sagt er, sie haben ja nur mich beleidigt.

Nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge macht er eine Reise durch seine Staaten, um die besondern Unordnungen abzustellen; und allenthalben ließ er Spuren seiner edlen Freygebigkeit und großen Liebe zur Gerechtigkeit zurück. Er sorgte dafür, daß Gerechtigkeit unter seinem Volke gehandhabt wurde; und außer den gewöhnlichen Gerichten, ließ er noch bey sich besondre Gerichte halten, die man Plaids de la Porte nannte; drey oder vier Herren verrichteten dieses Geschäft unter seinem Befehl.

Giebt es irgend ein interessantes Schauspiel in der Welt, so ist es, wenn man sieht, wie dieser Monarch in dem Walde von Vincennes sich unter eine Eiche hinsetzt, und da die Klagen annimmt, die Streitigkeiten anhört, und allen, die ihn um Gerechtigkeit anflehen, ein freyes Gehör giebt. Weisheit und Menschenliebe präsidirten bey seinen Entscheidungen; und die Majestät des Throns, in

dieser

dieser rührenden und edlen Einfalt, schien allen Betrug zu entfernen. Der gute König hielt zuweilen die nämlichen Audienzen im Garten seines Palastes zu Paris. **Joinville**, welcher alles dies erzählt, war oft einer von diesen **Richtern des Thors**, und macht ein exemplarisches Gemälde von dem Zutrauen des Volks und von der heiligen Ehrerbietung, die es für diese von der nachsichtsvollen Billigkeit dictirte Urtheilssprüche hegte.

Er verdient auch Lob, daß er aus seinem Gebiet den Gebrauch der gerichtlichen Zweykämpfe verbannte. Er verordnete, daß man bey jedem Processe, er möchte Civil- oder Criminalsachen betreffen, sein Recht oder seine Unschuld durch schriftliche Documente, Urkunden oder Zeugen beweisen sollte. Es war nicht mehr erlaubt, sich mit seiner Gegenparthey oder den Zeugen, die sie producirte, zu schlagen.

Wir müssen gleichwohl bemerken, daß **Philipp der Schöne**, welcher 26 Jahr später regierte, den gerichtlichen Zweykampf in gewissen Fällen, wo starke Gründe gegen einen Beklagten waren, ohne daß es möglich war, ihn durch Zeugen zu überführen, autorisirte; so schwer wars, das Gepräge der alten Gesetze auszutilgen.

Dieser König gab Europa in seinem Privatleben das Schauspiel aller friedlichen Tugenden. Er verletzte nie im geringsten die schuldige Ehrerbietung gegen seine Mutter, jene berufene **Blanca von Castilien**, der man wohl einige von den Fehlern

ihrer Zeit vorwerfen kann, die aber dagegen eine Menge ihr allein eigner Tugenden besaß. Seine Gemahlinn besaß sein Herz ganz; und seine Brüder fanden in ihm weniger einen Souverain, als einen Vater und Freund.

Findet man einige Schwachheiten in dem Leben dieses Fürsten, so ist es immer nur in Fällen von geringer Erheblichkeit. In den großen, und wenn es auf das Interesse seiner Krone, seiner Ehre oder der Gerechtigkeit ankam, bewies er immer eine auszeichnende Stärke. Der Graf von Anjou hatte eine Tyranney gegen einen seiner Vasallen verübt; er ließ ihn zu sich rufen: **Glaubst du, sagt' er mit strengem Gesicht, daß es zwey Souverains im Staate giebt, oder daß du über die Gesetze erhaben seyn werdest, weil du mein Bruder bist?**

Ungeachtet er sich gänzlich dem Dienst der Altäre geweiht zu haben schien, widersetzt' er sich doch den Fortschritten der Aufklärung nicht. Er ist der erste unsrer Könige, welcher eine öffentliche Bibliothek stiftete, und er selbst gieng hinein und schrieb, um dem Adel ein Beyspiel zu geben, welcher sich, in diesen Zeiten der Finsterniß, noch eine Ehre daraus machte, weder lesen noch schreiben zu können.

Er ist der Stifter des Hospitals für Blinde (Quinze-Vingts) und der Sorbonne, dieser nachmals so berühmt gewordenen Schule der Theologie. Diese beyden Stiftungen datiren sich von demselben Jahre.

Unge-

Ungeachtet der Inductionen, die sich aus einigen besondern Factis gegen **Ludewigen** ziehen lassen, können wir doch nicht anders, als das Urtheil des **Joinville** und der folgenden Zeiten bestätigen, und man kann mit größerem Rechte von ihm, als Duclos von **Ludewig** XI sagen: **Der war endlich ein König.**

Er hatte sechs Kinder, deren vier vor ihm starben. Das Haus, welches jetzt auf drey Thronen herrscht, und das Schicksal des mittäglichen Europens bestimmt, stammt von dem sechsten, nämlich **Robert**, Grafen von Clermont, welcher sich mit der **Beatrix** von Bourbon vermählt hatte. Er hatte mit derselben einen Sohn, welcher den Namen seiner Mutter annahm. Die Sorgfalt, mit welcher seine Nachkommenschaft das Wapen von Frankreich zu bewahren suchte, trug in der Folge nicht wenig zu Behauptung ihrer Rechte bey; besonders in jenen Zeiten der Zwietracht, wo ehrsüchtige Neulinge gern die früheren Documente in Vergessenheit gebracht, oder vernichtet hätten.

Philipp III, der **Kühne** genannt, begleitete seinen Vater auf dem Feldzuge übers Meer, und befand sich bey der Armee, als dieser heilige König starb. Aber er selbst lag gefährlich krank, und das Fieber, welches ihn nicht verließ, machte für sein Leben bange. Er hatte zu Lorenza seine Gemahlinn, **Isabella von Arragonien**, durch die Folgen einer zu frühen Niederkunft verloren. **Philipps** Schmerz machte ihn unfähig zum Commando,

do, und Karl, sein Onkel, mußte also die Sorge für die Armee übernehmen.

Auf beyden Seiten war man des Krieges müde; die Pest diente ihm zur Bedeckung. Mehr als 30000 Mann waren umgekommen, ohne ein Treffen geliefert zu haben. Man wünschte den Frieden, und schloß ihn. Der Sultan von Tunis mußte in dem Tractat versprechen, daß er seinen Unterthanen erlauben wollte, die christliche Religion anzunehmen, und den Missionarien, sie in seinen Staaten zu predigen. Diese Klauseln rückte man ein, um die Ehre der Kreuzfahrer zu retten, welche den Vorwurf befürchteten, daß sie ihre Gelübde nicht erfüllet hätten. Sie wollten vor ihrem Rückzuge ein Denkmal errichten, daß sie doch wenigstens der Religion, für welche sie gefochten, einige Dienste geleistet hätten.

Der neue König, welcher schon seinen Vater, seine Gemahlinn, einen Bruder, einen Onkel, einen Schwager verloren hatte, entgieng mit genauer Noth der Ansteckung, welche sie hingerafft hatte. Er kehrte nach Frankreich zurück, und brachte von diesem letzten Feldzuge nur Särge mit.

Von dem Einfluß der Kreuzzüge.

Wir sind jetzt zu der zweyten von den drey grossen Epochen der neuern Geschichte gelangt, nämlich den Kreuzzügen, von denen wir ein kurzes Gemälde entworfen haben, und deren Einfluß wir

jetzt

jetzt noch bemerken müssen. Die erste interessante Epoche war die Ueberschwemmung der barbarischen Völker, welche ihre ursprüngliche Regierungsform in unsre Länder brachten, und so zu sagen den Einfluß, welchen die Begebenheiten der alten Geschichte auf die der folgenden Zeiten haben mußten, unterbrachen. Wir haben gesehen, daß man nur in ihren Sitten und Meynungen die Quelle gewisser Gebräuche und Vourtheile suchen muß, welche noch jetzt bey den policirtesten Völkern herrschend sind. Die dritte große Epoche wird die Entdeckung von Amerika seyn. Wir betrachten jetzt nur die, wo die Völker Europens Asien überschwemmen wollten; sie hat die Gestalt der Welt verändert, und in dieser Periode scheinen verschiedne jetzt bestehende Staaten erst ihre Consistenz bekommen zu haben.

Unsre Könige hätten große Vortheile zur Vertilgung der Lehnsverfassung aus den Kreuzzügen ziehen können, hätten sie sich nicht selbst zu dem Aberglauben dieser kriegerischen Pilgerschaften hinreißen lassen, oder wären sie wenigstens alle so staatsklug gewesen, als **Philipp August**, der diese Epidemie geschickt zu benutzen wußte.

Aegypten und Palästina waren eine Art von Verbannungsörtern für einen unruhigen und gewaltsamen Adel geworden. Er eilte dahin, um auf Kosten seines Erbguts, welches seine Reisen verschlangen, blutige Lorbeern einzuernten. Die königliche Gewalt mußte auf den Trümmern seiner Besitzungen anwachsen; aber alle Theile eines Staats stehen in so genauer Verbindung unter einander,

ander, daß, so bald einer derselben leidet, die andrn nur einen geringen Vortheil daraus ziehen. Nie kann der Thron bey Beraubung eines Theils der Bürger gewinnen; das Gegentheil glauben, wäre Täuschung. Die Lehen blieben in den Händen der Frauen oder der minderjährigen Kinder, und die Ländereyen lagen brach; die großen Güter wurden zerstückelt, und dieser gar zu schnelle Uebergang konnte dem Ackerbau nicht vortheilhaft seyn. Die Straßenräuber, unter dem Vorwande, Armeen zum Dienst der Kreuzzüge zu formiren, plünderten in ihrem eignen Vaterlande alles, was sie zur Ueberschiffung nach Asien nöthig zu haben glaubten. Die Gesetze waren ohne Kraft, und der Thron war nicht weniger geschwächt, als die Lehnsregierung. Alle jene unermeßliche Summen, die man nach Asien und Afrika hinübergeschleppt hatte, hatten Europa in eine Armuth gestürzt, die fast eben so groß war, als in den Zeiten, wo die Barbaren den Handel und die Künste zernichtet hatten. Die Lehnsgesetze subsistirten noch, ungeachtet des scheinbaren Uebergewichts der Krone. Und wenn die Kriege zwischen dem König und seinen Vasallen weniger häufig waren, so kam das daher, weil keiner sich mehr im Stande fand, nur die mittelmäßigsten Entwürfe auszuführen. Erschöpfung, nicht Liebe zum Frieden, verhinderte sie, ihre Kräfte zu messen.

Ueberdem machte die Begierde, die Ungläubigen auszurotten, daß man die Kriege, welche Christen unter einander führten, als die höchste Gottlosigkeit ansah. Der römische Hof, welcher

sich

sich der kreuztragenden Fürsten zur Ausführung seiner ungeheuren Entwürfe bedienen wollte, hatte ihre Staaten unter seine Verwahrung genommen, und Bullen schützten gegenseitig die Nationen gegen die Unternehmungen ihrer Nachbarn. Dies war wenigstens ein reeller Vortheil, welcher ahnden ließ, was ein von dem damals herrschenden verschiedner Geist im Großen hätte bewirken können; denn die gebrauchten Mittel hatten nie einen Charakter von Kleinheit.

Mitten unter diesen verwegnen Unternehmungen formirte sich ein allgemeiner Bund, welcher der besondern Habsucht mächtigen Einhalt that; jeder sah sich mit einemmal in die glückliche Ohnmacht versetzt, sein Schicksal zu ändern. Ein wahrhaftig neues Schauspiel! Die öffentlichen Vorurtheile legten allenthalben dem vor kurzem noch so unbändigen Ehrgeiz Fesseln an; er hatte jetzt nur noch eine religiöse Miene, und wagt' es nicht, sich anders zu offenbaren, als durch einen einmüthigen Eifer für die Kriege jenseit des Meers.

Da ein nämliches Interesse die christlichen Fürsten, zu ihrem großen Erstaunen, oder vielmehr ganz ohne ihr Wissen, verband, so erzeugten die Kreuzzüge die neuere Politik, das heißt, sie fiengen an ein Verkehr der wechselseitigen Beziehung unter ihnen einzuführen, welches von der Zeit an gleichsam die Quelle jenes Einverständnisses war, von dem die Alten nichts wußten, und welches seitdem für die Ruhe und Sicherheit der neuern Staaten so nützlich gewesen ist. Die Fürsten lernten,

sich

sich unter einander zu verbinden, ihr Interesse zu vereinigen, es gegen einander abzuwägen, und selbst mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, die gar nicht gemacht zu seyn schienen, einander zu berühren, und noch gar keinen Begriff davon gehabt hatten. Die Talente der Unterhandlung nahmen in diesen weitentfernten Feldzügen ihren Ursprung, weil da ein geschmeidigeres und geschickteres Verhalten nothwendig wurde, und man also einsehen lernte, daß es noch eine andre Macht, als das Schwerdt, gebe, die, wenn gleich verborgen, doch nicht weniger reell ist.

Die Kreuzzüge versetzten dem Parlement der Nation, diesem ehrwürdigen Körper, welcher seit dem Klodwig zum Bande zwischen dem König und den Vasallen diente, und die gar zu gewaltsamen Hiebe, die sie einander hätten versetzen können, aufhielt, einen tödtlichen Streich. Diese Nationalversammlung verlor, sobald sie so zu sagen verpflanzt war, ihre Majestät, ihre Kraft, ihre Gewalt. Jene Aussprüche derselben, welche das Gleichgewicht erhalten oder wiederhergestellt hatten, konnten in diesen Zeiten der Auswanderung und Erschöpfung ihre Stimme nicht mehr hörbar machen; der Wahnsinn war allgemein, und vergaß das Vaterland, welches nicht mehr auf seinem Boden existirte. Man betrachtete sich nicht mehr wie in seinem Schoos befindlich, und bey diesem gänzlichen Umsturz verloren jene vormals so verehrten Reichstagsschlüsse alle Autorität.

Die

Die Aristokratie kam also wieder zum Vorschein: denn man muß sich nicht an Worte halten, sondern an Facta, deren Gepräge unverkennbar ist. Freylich war diese Aristokratie ohne Leben und ohne Charakter. Ihre Schwäche machte ihre Züge fast unkenntlich; und ein Beweis davon ist, daß die Nachfolger Philipp Augusts, die jeder eine neue Politik, welche aus der Verschiedenheit ihres Charakters entsprang, annahmen, keine andre Stütze und keine andre Ressourcen hatten, als ihr Genie und ihre Talente. Die Wage wurde, ungeachtet alles Uebergewichts, welches der Sieg Philipp Augusts ihm gab, unter dem König und seinen Vasallen wieder gleich, und die französische Monarchie, wie jeder, der zu sehen und zu urtheilen weiß, erkennen muß, war noch fern von dem Charakter, welchen sie seitdem bekommen hat.

Es entsprang aus diesen heiligen Kriegen eine noch größere Verderbniß der Sitten. Die Kriegszucht kam durch diese weiten Reisen sehr in Verfall; die äußerste Ungebundenheit gesellte sich zu der regellosen Tapferkeit; und die falsche Idee, daß denen, welche mit den Waffen in der Hand stürben, alle Verbrechen vergeben, und der Himmel offen wäre, gab allen Leidenschaften, die durch das Klima, die Entfernung und eine Art von kriegerischer Verzweiflung noch mehr erhitzt wurden, freyen Zügel. Es giebt endlich kein Laster, so schändlich und grausam es auch sey, welches die Geschichte den Kreuzfahrern nicht vorwürfe.

Mehr als 1500000 Menschen entreißen sich mit einemmal ihrem Vaterlande, um auf viele hundert Meilen weit Völker zu bekriegen, die sie kaum dem Namen nach kennen, und ziehen der Stimme eines Eremiten nach, voller Tumult und Unordnung fort: was kann wohl einen frappanteren Beweis geben, wie schnell das Feuer des Enthusiasmus um sich greift, wenn man einmal die Gemüther zu disponiren und auf den Ton, der sie bewegt und erschüttert, zu stimmen gewußt hat! Welche Gewalt in den Annalen des Menschengeschlechts setzt uns so sehr in Erstaunen, als die, welche diese rohen und gehorsamen Schaaren regierte! Die Päpste, die sich plötzlich im Besitz ungeheurer Armeen sahen, welche blindlings ihren Befehlen folgten, ohne von ihnen besoldet zu werden, begünstigten diese Auswanderungen. Die Herren glaubten, dabey einträgliche und glorreiche Eroberungen zu finden, und wiegten sie lange mit der Hoffnung, Königreiche zu stiften. Und ein Gesindel von nichtswürdigen zu Grunde gerichteten Menschen sah endlich in diesen entlegenen Ländern nichts, als Strafloſigkeit ihrer vergangenen Ausschweifungen, und Hoffnung einer größern Zügellosigkeit.

Allein heroische Tapferkeit und Verbrechen, Religionseifer und Habsucht hatten ein gleiches Schicksal. Ein brennender Himmel verzehrte den Soldaten; er war überwunden, eh' er noch gefochten hatte. Die langwierigen Märsche durch dürre Sandwüsten verwandelten seine Bravour in Verzweiflung und Wut; er starb, durch Seuchen, nicht

durch

durch das Schwerdt des Feindes, hingerafft. Vergebens lechzten diese wütenden Löwen nach Kampf; sie fielen, erschöpft vom Durst, ohne ihr Blut fliessen gesehen zu haben, ohne dem Vaterlande glorreiche Wunden zeigen zu können.

Erhalten sie irgend einen Sieg, so gerathen sie in eine Raserey, welche alles Gewissen betäubt; sie baden sich mit gräßlicher Wollust im Blut der Feinde; sie reden von nichts als Rache gegen eine feindliche Religion, und vergessen des liebreichen Mitleidens, welches vom Christenthum gepredigt und allen Menschen empfohlen wird.

Von einer andern Seite betrachtet, waren die Kreuzzüge die Ursache, daß die Geographie, der Handel und die Schifffahrt aus dem Chaos so vieler Jahrhunderte der Unwissenheit wieder hervorgiengen. Diese häufigen Wallfahrten nach dem gelobten Lande lehrten uns den abendländischen Theil Asiens kennen, und Gengis, welcher an der Spitze der Tataren sein östliches Ende verheerte, zog die Augen auf die Seite seiner Eroberungen hin. Die Welt vergrößerte sich für Europen, dessen Blicke noch nicht über seine Gränzen hinausgiengen. Es sah neue Länder, neue Religionen, neue Sitten, und kam nun auf die Idee, sich zu belehren. Verschiedne Europäer, durch Neugier getrieben, durchreisten Asien, und trugen dadurch zur Erweiterung der Kenntniß des Erdbodens bey.

Der Handel richtete bald seine Nacheiferung und seine Thätigkeit gegen den Orient; er ließ seine Seide, seine kostbaren Genußwaaren kommen, wie

auch die Früchte Griechenlandes und die Spezereyen Arabiens. Er mußte überdem die unzähligen Bedürfnisse der Kreuzfahrer anschaffen; und alle Republiken Italiens vervollkommneten jetzt ihre Industrie: man sah sie das mittelländische Meer nach allen Seiten hin durchkreuzen; sie schifften nach den Inseln des Archipelagus, ins Innere des schwarzen Meers, nach den Inseln von Kleinasien, und an die Küsten von Palästina. Der hanseatische Bund formirte sich, und belebte Deutschland, diesen großen Körper, welcher bis dahin in gänzlicher Unthätigkeit geblieben war. Die zu diesen häufigen Transporten nöthigen Schiffe wurden so vollkommen gebaut, als es schwimmende Massen, ohne Compaß, nur seyn konnten. Es fehlte diesen kühnen Seefahrern vielleicht an nichts, als an der Magnetnadel; allein diese wunderbare Maschine, das Geschenk des Ungefährs, welche eine neue Welt eröffnen sollte, war dem Menschen, zur Vermehrung seiner Größe und seines Elendes, noch nicht gegeben.

Endlich gaben, während der Kreuzzüge, die Fürsten und Herren, begierig sich durch eine glänzende Equipage und ein großes Gefolge hervorzuthun, dem Gelde einen neuen Werth; um dasselbe anzuschaffen, verkauften sie ihre Güter und setzten immer mehr Leibeigne in Freyheit. Die Knechte scharreten zusammen, so viel sie nur konnten, kauften ihre Freyheit; und dann konnten sie und ihre Kinder, als Bürger, unter die Welt- und Ordensgeistlichen aufgenommen werden. Die Flecken und Städte kauften ebenfalls ihren jährlichen Grund-

zins

zins ab, und erhandelten sich nachher neue Freyheiten. Ein ganz neuer Stand erschien jetzt im Staat; Municipalkörper, als Beschützer der Flecken und Städte, wachten für die Erhaltung des Bürgers, und die Beamten und Landrichter (Baillifs et Sénéchaux) formirten die Polizey, welche noch jetzt subsistirt. Dieser lobenswürdige Stand führte öffentliche Sicherheit ein, reinigte die Heerstraßen, sorgte für die Schiffbarkeit der Flüsse, vermehrte also, durch Erleichterung des Transports der Lebensmittel und Waaren, den Handel, und beförderte auf eine gedoppelte Art das Interesse der Monarchen. Auch empfahl **Ludewig** IX seinem Sohn noch in seinen letzten Worten, für die Erhaltung der Freyheiten und Vorrechte seiner guten Städte zu sorgen, und sagte ihm ausdrücklich: **Je reicher und mächtiger sie seyn werden, desto weniger werden deine Feinde es wagen, dich anzugreifen.**

Wir werden in der Folge sehen, wie die Könige diese Municipalkörper schützten und ihnen schmeichelten, und wie sie mit ihrer Hülfe die Lehnsverfassung zu Grunde zu richten suchten. Diese, von allen Seiten geschwächt, schien zuweilen sich wieder emporheben zu wollen, und sie wurde durch nichts anders gestürzt, als durch die Vorrechte dieser neuen Bürger, welche dem Thron immer treu ergeben waren.

Philipp der Kühne.

Man stelle sich einen Körper vor, von Blut erschöpft, und durch die gänzliche Schwächung seiner Kräfte zur Ruhe gezwungen: so hat man ein Bild von dem Zustande Frankreichs, Englands und Deutschlands, worein die Kreuzzüge sie versetzt hatten. Jene großen Herren, vormals so trotzig und stolz, so unruhig und aufrührisch, waren theils ruinirt, theils im Grabe. Die Ohnmacht, Krieg zu führen, gab den Frieden. Philipps Charakter trug das Seinige bey, ihn zu befestigen: er hatte Neigung zu einem ruhigen Leben, und der Contrast der vergangenen Trübsale machte ihm dasselbe noch süsser. Er theilte seine Zärtlichkeit zwischen die Königinn, seine neue Gemahlinn, und seinen Liebling La Brosse, welcher, durch seine erstaunliche Gewalt über das Gemüth des Königs bewies, daß die Kammerdiener der Souverains nicht ihre letzten Vertrauten, nicht die kleinsten Triebräder großer Begebenheiten sind.

Dieser Mensch, vormals Barbier des heil. Ludewig, hatte den Vater durch einen Schein von Frömmigkeit, und den Sohn durch seine Gefälligkeiten bezaubert. Die Freundschaft seines Souverains hatte ihn zum Titel eines Oberkammerherrn erhoben; er war Philipps Vertrauter, Minister und Rath; seine Verwandten und Creaturen besaßen die besten Bedienungen. In dieser Höhe der königlichen Gnade war er eifersüchtig auf die Liebe seines Herrn zu der jungen Königinn; er

beschloß

beschloß also, die Leidenschaft des Gemahls zu vernichten, um sich allein in Besitz des gänzlichen Vertrauens des Königs und des Credits, der daraus erfolgen mußte, zu setzen. Philipps ältester Sohn war plötzlich gestorben, und La Brosse breitete das Gerücht aus, die Königinn habe ihn vergiftet, indem sie, um ihren eignen Kindern den Thron zu verschaffen, damit umgienge, alle Kinder der ersten Ehe aus dem Wege zu schaffen. Philipp, bestürzt und ungewiß, was er denken sollte, setzte sichs in den Kopf, daß Wahrsager allein dieses Geheimniß durchdringen, und die Wahrheit ans Licht bringen könnten; er fragte also eine Beguine, die man für erleuchtet hielt. Diese Beguine hatte nun das Schicksal der Königinn in Händen. Nach verschiednen zweydeutigen Antworten, welche die Neugier des Königs noch mehr entzündeten, und seine Ungewißheit verdoppelten, erklärte sie endlich, eine übernatürliche Offenbarung habe ihr kund gethan, daß die Königinn unschuldig sey. Durch dies Orakel, welches Philipp für untrüglich hielt, beruhigt, verdoppelt' er seine Zärtlichkeit gegen seine Gemahlinn, und fieng an seinen Liebling La Brosse mit ungünstigem Auge zu betrachten; Widerwillen nahm nach und nach die Stelle der Freundschaft ein, um so mehr, da La Brosse um die Geheimnisse des Königs wußte, und dieser es ohne Zweifel bereute, ihn zum Depositär derselben gemacht zu haben. Nach solcher Vertraulichkeit geht man immer leichter zum Haß, als zur Vergessenheit oder Gleichgültigkeit über.

Ein aufgefangener Brief, dessen Inhalt man nie erfahren können, brachte den La Brosse ins Gefängniß, und bald darauf an den Galgen. Da ein so außerordentlicher und plötzlicher Sturz immer unerklärlich bleibt, so glaubt man, er sey der Rache der Königinn und der Eifersucht verschiedner Großen aufgeopfert worden; allein die wahre Ursach seiner Verdammung hat man nie erfahren. Als Verläumder der Königinn, das einzige Verbrechen, welches man ihm schuld geben konnte, ward er nicht gerichtet. Das Volk, wiewohl ein geborner Feind der mächtigen Günstlinge, bezeugte doch Unwillen, daß der König ihn hinrichten ließ, und daß die unumschränkte Strenge des Herrn so grausamer Weise an die Stelle der Vertraulichkeit des Freundes trat.

Der Bruder der Königinn, und alle ihre Anhänger, wohnten mit triumphirender, aber unbedachtsamer Freude seiner Hinrichtung bey. Des Günstlings Bruder, der Bischof von Bayeux, der ein gleiches Schicksal befürchtete, verließ schnell das Reich, und entfloh nach Rom.

Einige Zeit nachher empfand der König die tiefste Betrübniß über seinen Tod; die Gesellschaft dieses Vertrauten war ein nothwendiges Bedürfniß für ihn geworden, und er gestand, sein Leben würde künftig voll Ueberdruß und Bitterkeit für ihn seyn. Sollte man hieraus nicht schliessen, daß La Brosse nicht strafbar gewesen, daß aber Philipp der Kühne nicht Muth genug gehabt, ihn gegen die ungestüme Partey seiner Gemahlinn zu schützen, oder

daß

daß er sich durch irgend einen betrüglichen Schein, dergleichen man den Souverains oft so geschickt vorzuspiegeln weiß, hintergehen lassen?

Diese Hofunruhen gehören freylich weniger für die Geschichte, als die Revolution in Sicilien; da wir aber eine Geschichte der Menschen schreiben, so glaubten wir diesen Zug nicht übergehen zu dürfen: er kann zur Lehre dienen, was für Rechnung man sich auf die Freundschaft der Großen machen darf.

Karl von Anjou, eben so brausend, als Philipp ruhig war, weidete sich immer an weit ausgedehnten Entwürfen; er dachte auf nichts weniger, als Constantinopel zu erobern, sich zum Herrn von Italien zu machen, und die Deutschen zu zwingen, ihn zu ihrem Souverain zu wählen. Das deutsche Reich war unter so viele Hände zertheilt, daß keiner sich mehr um die Kaiserwürde bewarb, weil sie wenig Gewalt gab. Der Kaisertitel wurde für baares Geld verkauft.

Nach dem Tode des Grafen **Richard**, des Königs von England **Heinrichs** Bruder, waren die Churfürsten eins geworden, keinen Kaiser zu wählen, der nicht von ihrer Nation sey. Sie erwählten den **Rudolph**, Grafen von Habsburg, einem alten Hause aus dem Elsaß, welches aber so arm und güterlos war, daß **Rudolph**, einigen Geschichtschreibern zufolge, bey dem König von Böhmen, **Ottokar**, Bedienter gewesen war.

Rudolphs einzige Sorge war, Geld zusammenzuscharren. Er bot jedem die Freylassung an, der ihn dafür bezahlen wollte. Mailand, Lucca,

Florenz, und andre Städte, die unter der Gerichtsbarkeit des Reichs standen, machten sich frey. Diese kleinen jungen Republiken, statt sich zu vereinigen, waren eifersüchtig auf einander. Der König von Sicilien hatte einen Keim der Uneinigkeit unter sie ausgesäet, in der Hoffnung sie alle an sich zu reissen; aber er war nicht politisch genug, seine Absicht zu verbergen, welches sie denn vereitelte.

Er gieng in seinen Unternehmungen mit einem Ungestüm zu Werke, der mehr einen gebieterischen Stolz, als eine edelmüthige Kühnheit ankündigte; seine Tapferkeit und seine Talente jagten Schrecken ein, statt Bewunderung einzuflößen. Man war also darauf bedacht, einen solchen Fürsten zu Grunde zu richten. Er hatte das Königreich Neapel erobert, aber nicht das Herz und die Liebe seiner Unterthanen. Seine neue Regierung war ihnen ein Greuel. Die übermüthige Frechheit und die zügellosen Ausschweifungen der Franzosen, welche die Weiber beschimpften, nachdem sie die Männer entehrt hatten, hatte die Gemüther so sehr erbittert, daß sie gern ihr Leben hingegeben hätten, um sich an ihren Tyrannen zu rächen.

Peter III, König von Arragonien, von dem Papst und dem Kaiser von Constantinopel unterstützt, hatte die Tochter Manfrieds, jenes tapfern und unglücklichen Bastards, welcher gegen Karln mit den Waffen in der Hand geblieben war, geheiratet. Er betrachtete Sicilien als das Erbgut seiner Gemahlinn, und die Rachbegier würde ihm, in der Meinung aller, Rechte geschaffen haben, wenn es

ihm daran gefehlt hätte. Man bediente sich, um das Complot heimlich anzuzetteln, eines italienischen Edelmanns, Namens **Procido**, der ein geschickter, kühner und verschlagener Kopf, und zugleich Soldat, Handelsmann und General war. Als ein Bettelmönch verkleidet, that er in diesem günstigen Habit alle nöthigen Reisen, um das Feuer der Empörung zu dirigiren, denn es brannte schon lange in allen Herzen. Da alles in Bereitschaft war, ließ er die Sicilianer versprechen, allen Franzosen, die sich in ihrer Insel niedergelassen hatten, das Leben zu nehmen, und das Osterfest wurde zu dieser blutigen Execution gewählt.

An diesem denkwürdigen Tage wurden, auf den ersten Schlag der Vesperglocke, in weniger als zwey Stunden, die Franzosen jedes Alters und jedes Geschlechts, durch ganz Sicilien ermordet; die Mörder schonten sogar ihrer eignen Töchter nicht, die von ihren Feinden schwanger waren, so glühend war ihr Haß gegen die, welche sie als Usurpateurs des Vaterlandes betrachteten? Mehr als 8000 Menschen wurden niedergemacht, und so das Blut des jungen **Conradins** nur zu sehr gerächet. Unterdeß hielt der König von Arragonien sich in der Nachbarschaft mit einer großen Flotte, die zum Theil mit dem Gelde ausgerüstet war, welches die Könige von Frankreich und Sicilien ihm geliehen hatten; er landete zu rechter Zeit, wurde mit offnen Armen aufgenommen, und gekrönt. Diese schnelle Revolution war eine gerechte Strafe für **Karls Uebermuth und Tyranney.**

Von

Von Wut außer sich, und nicht weniger bestürzt, zog er eilends seine Truppen zusammen, und belagerte Messina. Da die Päpste sich dreymal schneller succediren als die Könige, so bemerkte man, daß der Stuhl Petri nicht mehr im Besitz des Papstes war, welchen man immer für den Urheber oder Mitschuldigen der sicilianischen Vesper gehalten hat; er war einige Zeit vorher gestorben. Sein Nachfolger, welcher mit andern Augen sah, donnerte mit dem großen Bann auf die Sicilianer los; aber dieser zu voreilige Donner verlor sich in der Luft, und der Arragonier spottete seiner. Aufmerksam auf seine Macht, verachtete er das nichtige Point d'honneur, und verwarf **Karls** Ausfoderung, welcher ihm in seiner Verzweiflung ein Cartel zugeschickt hatte; er ermüdete ihn durch seine Kunstgriffe und Betrügereyen, erschöpfte seine Wut, und da ihm sein Sohn in die Hände fiel, war er im Begriff, ihm, zur Vergeltung der Hinrichtung des jungen **Conradins**, den Kopf abschlagen zu lassen, hätte nicht die Königinn, die sich ihrem Gemahl zu Füssen warf, ihm durch ihre Bitten und Fürsprache das Leben gerettet. **Karl** starb vor Gram über diese Nachricht, oder vielmehr wegen der Gewalt, die er sich anthat, seine Scham und seinen Schmerz zu verbergen. Er war sein ganzes Leben durch grausam und ungerecht gewesen; bey seinem Tode umringten ihn die fürchterlichsten Vorstellungen und Bilder; die Gefangenschaft seines Sohns, seine Ketten, sein noch zweifelhaftes Schicksal, alles das stürzte ihn ins Grab, mit jenem

schmerz-

schmerzvollen Grausen, welches immer tyrannische Thaten begleiten sollte.

Philippen kams zu, Frankreichs Blut, das man in so großen Strömen vergossen hatte, zu rächen; schon hatte eine Bulle des Papsts, welcher das Königreich Sicilien als dem heil. Stuhl zinsbar betrachtete: die Eroberung des Arragoniers, welchen man einen Usurpateur nannte, seinem zweyten Sohn geschenkt; allein die Bulle verbot dem Usurpateur vergebens, den Namen König anzunehmen; es gehörte eine Armee und eine siegreiche Flotte dazu, wenn man ihn nöthigen wollte, nach Arragonien zurückzukehren.

Da man seinem Sohn umsonst ein Königreich schenkte, so glaubte Philipp nicht umhin zu können, dies Geschenk des Papsts zu erwiedern. Er drang also in Catalonien ein, von dem Legaten begleitet, welcher den Soldaten befahl, keines Menschen zu schonen, sondern alles, Männer, Weiber und Kinder, ohne Bedenken umzubringen, weil sie alle in den Bann gethan wären. Die Barbarey gieng noch weiter, als die Befehle. Bey der Belagerung von Girona tödtete man eine Menge Menschen in der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten; eine ganz neue Unmenschlichkeit: denn diese Arten von Freystätten waren bis dahin noch immer respectirt worden. Dies Unternehmen Philipps, welches so viel Unglück zu drohen schien, lief blos auf die fruchtlose Eroberung dieser Stadt hinaus.

Man hatte unbesonnener Weise die genuesischen und pisanischen Schiffe abgedankt; das übrige der fran-

französischen Flotte wurde daher von den Feinden in den Grund gebohrt oder weggenommen. Die Besatzung litte Noth an Lebensmitteln. Diese Widerwärtigkeiten machten **Philippen**, der diesen Krieg wider Willen führte, so großen Kummer, daß er zu Perpignan starb. Der König von Arragonien, welcher in einem Scharmützel verwundet war, gieng ihm um einige Tage voran; und der Papst, welcher den einen in den Bann gethan, und den andern geschützt hatte, folgte ihnen noch in demselben Jahre ins Grab nach.

Philipps des Kühnen Charakter war seinem Zunamen ganz entgegengesetzt; keine einzige muthige That zeichnete seine Regierung aus. Er war schwach, leicht zu hintergehen, und traf immer eine schlechte Wahl in allen denen, die er, es sey zum Kriege, oder in öffentlichen Geschäften, gebrauchte. Man sagt, er habe gar keine Kenntniß der Wissenschaften gehabt, und dieser Mangel an Erziehung hab' ihn zum Opfer aller derer gemacht, die ihm eine dreiste Lüge vorbrachten. Er liebte das Geld, und als er einst verschiedene Wucherer hatte ins Gefängniß setzen lassen, ließ er sie eine starke Geldstrafe in seine Casse bezahlen, und setzte sie dann wieder auf freyen Fuß. Ungeachtet des Geizes aber, den man ihm vorwirft, hütete er sich doch, sein Volk nicht mit Auflagen zu beschweren; und die er hob, waren so gelinde und gleich vertheilt, daß kein Mensch darüber murrete. Man wird in der Folge sehen, daß die Auflagen das Volk immer

mer viel weniger geängstet und gedrückt haben, als die Last der Regie.

Ueber seine Beerdigung entstand ein sehr hitziger und hartnäckiger Streit, der sehr sonderbar und dieser Zeiten würdig war. Die Mönche zu St. Denis wollten durchaus nicht zugeben, daß das Herz des verstorbenen Königs von seinem Leichnam getrennt würde, und die Jacobiner bestanden darauf, das Herz in ihrer Kirche aufzubewahren, weil es ihnen von seinem Nachfolger geschenkt worden. Die Sorbonne versammlete sich, um die Frage zu untersuchen, und den Streit zu entscheiden. Die Doctoren (welches nicht weniger seltsam ist,) urtheilten, der neue König habe dieses Herz weder den Jacobinern schenken, noch diese es behalten, noch die Mönche von St. Denis es bekommen dürfen, ohne eine ausdrückliche Dispensation des Papsts; der Proceß wurde also nie entschieden, und jede Kirche behielt, was sie besaß.

Philipp der Kühne war der erste, welcher Adelsbriefe gab. Bis dahin waren die Bürger von Frankreich alle von gleichem Stande, fähig dieselben Bedienungen zu bekleiden, und bis zu den höchsten Würden emporzusteigen. Der Stand jedes Menschen, welcher kein Knecht war, war ungefähr derselbe, und dies machte eben die Sicherheit der alten Lehnsverfassung aus, deren Werth man nicht einzig nach der Sklaverey, die sie gezwungener Weise zulassen mußte, schätzen muß, sondern vielmehr nach der unendlichen Summe

aller dieser Freyheiten, deren Beschützerinn und Erhalterinn sie war.

Da die Bürgerschaft jezt einen Mittelkörper formirte, dessen Existenz nicht mehr zweydeutig war, so sah man ein neues Geschlecht von Adlichen, durch den einzigen Willen des Königs, sich einschleichen. Dies neue Geschlecht strebte zu gleicher Zeit, sich von dem gemeinen Volk zu entfernen, und sich den Herren, welche die Aemter und Güter besaßen, zu nähern. Erst jetzt fieng die Ungleichheit der Stände an merklich zu werden; vorher unterschied man nur den Adel und die Freyen, unter denen kein beträchtlicher Abstand war. Dieser Abstand entstand jetzt, und da nachher die Trennung, durch die Stimme des Vorurtheils, immer größer wurde, so blieb endlich gar keine Gleichheit der Stände übrig, welches ein schreckliches Uebel ist. Bürger den Bürgern entgegengesetzt, haben sich wider einander mit allen den Prärogativen gewaffnet, welche nur Ungefähr, Geburt, Vermögen und Erbrechte ihnen gegeben haben. Aus allen diesen Unterabtheilungen ist eine geheime Feindseligkeit und ein beständiger Kampf entsprungen, welche, weit entfernt dem Staat zu dienen, auf der einen Seite Eifersucht und ihre neidischen Schwachheiten, und auf der andern stolzes Gepränge und den Wahnsinn des Hochmuths, hervorgebracht haben.

Vom

Vom Bürgerstande. (Tiers-Etat)

Kein Reich in der Welt bleibt immer in derselben Situation; alle Regierungsformen scheinen durch irgend einen Berührungspunkt eine in die andre überzugehen. Jene Menge von entgegengesetzten Begebenheiten, welche so oft das Schicksal eines Staats verändern, ändern auch den Charakter seiner Einwohner; sie wirken auf die Gesetze, wie diese auf sie wirken. Neue und unerwartete Gebräuche werden bald zu Gesetzen; denn man braucht den Gang der Ideen nur ein wenig zu beobachten, um zu sehen, daß fast jedes Gesetz anfangs blos ein Gebrauch gewesen.

Der Bürgerstand entsprang aus der Zerstückelung der alten Lehnsverfassung; das Reich veränderte seine Gestalt, als so viele Unterthanen freygelassen wurden, und nun endlich auch als Eigenthümer figurirten. Die Privilegien, welche man den Städten bewilligen mußte, bevölkerten dieselben und machten sie bald wichtig. Der Bürgerstand, von den Königen zur Freyheit berufen, aber in der Absicht, daß er sich den Baronen entgegensetzen sollte, warf sich damals nothwendiger Weise der königlichen Justiz in die Arme; sein Interesse erfoderte es, sich aus allen Kräften den Gerichtsbarkeiten der Herren zu entziehen.

Die königlichen Aemter hatten bisher nur die Domainen des Königs umfaßt; sie wurden jetzt offene Freystätte für die Appellation gekränkter Unterthanen. Man ersann alle mögliche Arten von

schwerden; die gewöhnlichsten Fälle nannte man königliche Fälle, und als solche gehörten sie vor die Untersuchung der Beamten, welche diese Fälle vervielfältigten, indem sie alle Foderungen, die in Ansehung der Lehnsrechte und Pflichten vorgebracht wurden, zuließen. Man gewöhnte sich, den König als den Beschützer und Erhalter der Gewohnheiten des Reichs anzusehen, und daraus erwuchs dann bald die gesetzgebende Gewalt. Diese Revolution, durch Klugheit und Politik angefangen, erhielt von den Händen der Zeit einen beträchtlichen Zuwachs, dessen Fortgang aber langsam und unmerklich war.

Die Städte, welche sich, nach dem Beyspiel der Particuliers, von der Knechtschaft losgekauft hatten, wollten nun auch den Sitz ihrer Jurisdiction in ihren eignen Mauren haben. Vorher wanderte die Justiz von einem Orte zum andern herum, und man mußte sie da aufsuchen, wo es der Versammlung der Baronen beliebte, sie zu fixiren. Da nun aber die Rechtshändel sich durch die Freylassung der Knechte, und durch die neuen Streitigkeiten, die daraus entsprangen, vermehrt hatten, so mußte die Justiz einen unbeweglichen und bleibenden Tempel haben.

Wir werden sehen, wie man die Rechtsgelehrten, welche nichts als die Wissenschaft und die Fähigkeit, Processe zu entscheiden, für sich hatten, einlud, mitten unter den Edelleuten und Prälaten, den alten und wahren Richtern, Platz zu nehmen.

Sie

Sie hatten in ihrer Versammlung nicht einmal deliberative Stimme; allein sie dictirten die Meynungen und Entscheidungen eines Gerichtshofes, der in diesen neuen und verflochtenen Streitigkeiten wenig bewandert, und an keine andre gewohnt war, als solche, die unter Gleichen entstehen, und die man mit dem Degen zerhauet. Diese Rechtsgelehrten gaben der Robe ihren Ursprung, und formirten einen neuen Stand, welcher, gleich den andern, seinen Gang, seinen eignen Geist, und seinen Anwachs hatte.

Die Herren und Baronen, erfahrner im Kriege als in gerichtlichen Kämpfen, sähen nicht ein, wie wichtig es für sie war, ihre Gerichtsbarkeiten zu erhalten, und ferner die eignen Diener derselben zu bleiben; ihr Fehler war der größte, den sie begehen konnten, und gereichte ihnen zum Verderben. Sie wurden jener Amtsverrichtungen, die viel Studium und unverdrossenen Fleiß erfoderten, überdrüßig. Sie verließen die Plätze, wo sie gesessen, und die Nation zu ihren Füßen gesehen hatten, und nannten, um ihren Ueberdruß oder ihre Trägheit hinter jenen stolzen Ausdrücken, woran es der Untüchtigkeit nie fehlt, zu verbergen, die Verwaltung der Justiz ein Geschäft, das ihrer Tapferkeit unwürdig sey.

Was geschah? Die Rechtsgelehrten, mit Einsicht begabt, und wegen ihrer Rechtschaffenheit geehrt, nahmen ihre Stellen in Besitz, und waren nun Herren des verlassenen Tempels. Rechtmäßige Nachfolger, weil eine Nation nothwendig Rich-

ter haben muß, erbten sie die schönsten Rechte, deren Werth die Baronen verkannt hatten. Sie bekleideten die wichtigsten und ehrenvollesten Aemter, und alle Privilegien wurden ihnen durch den König selbst, welcher gemeine Sache mit ihnen machte, bewilligt. Diese neuen Richter, dem Fleiß und der Arbeitsamkeit ergeben, besaßen die größte Achtung des Volks; aber gekränkt durch die ungerechte Verachtung, welche die Herren gegen sie bewiesen, und geschmeichelt durch die eigennützigen Liebkosungen des Monarchen, giengen sie darauf um, theils aus Rachbegier, theils aus Erkenntlichkeit, die königliche Autorität immer mehr zu vergrößern. Sie verminderten also, so sehr sie nur konnten, die Immunitäten und Privilegien, welche durch die Lehnsverfassung autorisirt wurden; und alle Rechtsansprüche, welche die Krone begünstigten und den Baronen zum Nachtheil gereichten, wurden anerkannt. Die Unternehmungen der Beamten und Landrichter gegen das lehnsherrliche Eigenthum wurden geschützt. Die Bürger, deren Rechte vermittelst dieser neuen Meynungen weiter ausgedehnt wurden, brachten ihre Klagen vor diesen Tribunalen mit einer Zuversicht an, die ihnen den Sieg versicherte, und aus Erkenntlichkeit gewöhnten sie sich, diese neuen Magistratspersonen als die Richter der Nation zu betrachten. Warum hatten auch die wahren ihren Sitz verlassen? warum sich nothwendigen und heiligen Amtsverrichtungen entzogen? warum Arbeiten verschmähet, die keine Unterbrechung leiden? Sie empfiengen

nun

nun die Strafe ihres Stolzes und ihrer trägen Nachläßigkeit, da ihr Verhalten eine gänzliche Umwandelung der Ideen nach sich zog. Dieser neuen Ordnung der Dinge zufolge wars, daß man **Philippen den Schönen** als Gesetzgeber reden und handeln sah.

Ein andrer Vortheil für die Krone hatte seine Quelle in der nämlichen Veränderung. Der Bürgerstand ergab sich ganz den Künsten und Handwerken. Frankreich wurde nun reicher; alle jene Menschen, welche das Elend ihres Zustandes niedergeschlagen und mißmüthig gemacht hatte, ergriffen jetzt mit Liebe ein Vaterland; und indem sie die Freyheit erhielten, bezahlten sie gern und ohne Murren die mäßigen Auflagen, welche dazu dienten, ihre aufblühende Industrie zu schützen. Vorher gieng der Handel, zwischen die an einander liegenden Provinzen eingeschränkt, fast nie über diese enge Gränzen hinaus; seit dieser Zeit aber durchlief er einen weit ausgedehnteren Raum, umfaßte das Königreich, gieng über die Meere, zog das Gold fremder Länder herein, und Frankreich, welches bisher in seinem Schoos nur Soldaten mit Stahl bedeckt, oder sklavische gegen die Erde gebeugte Ackerleute, hegte, hatte jetzt so viel Menschen, als es zur Cultur der verschiednen Zweige, welche die Künste anzuzeigen begonnen, bedurfte.

Es war nicht zu besorgen, daß der herrschende Geist der Nation aufhören möchte, am Kriege Geschmack zu finden; die Ehre, sein Blut fürs Vaterland zu vergießen (eine Ehre, die nur Sklaven

versagt gewesen war), gebührt dem Bürgerstande. Die Nation war jetzt größerer Dinge fähig, als da man eine ungerechte Scheidewand mitten durch sie gezogen hatte. Die Polizey der Lehen, von ihrer alten Größe herabgefallen, hatte Sklaverey eingeführt, statt jener Subordination, welche die Herren von den Vasallen unterschied, ohne diese zu unterdrücken.

Endlich verhinderte der Bürgerstand, da er mit einemmal zwischen den Baronen und dem Thron in die Mitte trat, beyde, sich gar zu gewaltsame Hiebe zu versetzen; indem er das Gleichgewicht herstellte, und dem Thron eine Stütze gab, deren er bedurfte, formirte er das Gewicht der königlichen Würde. Er entschied die monarchische Regierungsform, sobald er Zutritt in die Versammlung der Stände bekam, und die Monarchen hatten in der Folge keine treuere und uneigennützigere Unterthanen.

Philipp IV, mit dem Zunamen der Schöne.

Dieser König, welcher in seinem siebzehnten Jahre den Thron bestieg, und wegen seiner angenehmen Gesichtsbildung der Schöne genannt wurde, hatte sich im sechszehnten mit der reichen Erbinn des Königs von Navarra, Grafen von Brie und Champagne, vermählt. Der Zuwachs dieser neuen Staaten gab ihm eine Macht, welche seine

Autorität sowohl seinem Volk als seinen Nachbarn furchtbar machte.

Frankreich genoß in den ersten acht Jahren seiner Regierung des Friedens. **Philipp der Schöne** sah sich genöthigt, den höchst ungerechten Ansprüchen seines Vaters auf Arragonien und Sicilien zu entsagen. Dies Königreich, welches der Papst dem Grafen von Valois geschenkt hatte, gieng also sehr bald wieder verloren. Der König von Arragonien behauptete sich, trotz Frankreich, und Sicilien machte jetzt ein von Neapel abgesondertes Königreich aus.

Eduard I, der mit den Angelegenheiten seines Reichs genug zu thun hatte, suchte alle auswärtige Kriege zu vermeiden, und hatte **Philippen** wegen Guyenne gehuldigt. Jene eifrige Rivalität der beyden Nationen schien im Begriff zu erlöschen, als **Philipp der Schöne**, trotzig, übermüthig und eifersüchtig, wegen einer nichtsbedeutenden Privatstreitigkeit, das Signal zu einem allgemeinen Kriege gab.

Ein englischer Matrose hatte, in einem Zank, zu Bayonne einen normännischen Matrosen getödtet. Wer sollte es glauben, daß man unter einem solchen Vorwande, ohne Beschwerden und Kriegserklärungen, die englischen Schiffe zur See angriff, insultirte und in Brand steckte? **Philipp** war offenbar der angreifende Theil.

Die Engländer gebrauchten Repressalien. **Philipp** ließ den König von England vor das Gericht der Pairs fordern. Der Monarch gab zur Antwort, er habe zu London einen unabhängigen Ge-

richtshof, man könne seine Klagen bey demselben ganz unbesorgt anbringen, und dies Tribunal, eben so billig als das Gericht der Pairs von Frankreich, würde eine prompte und eclatante Justiz ausüben. Dies war ja ganz und gar keine Erklärung völliger Unabhängigkeit, vielweniger eine Kriegserklärung. Philipp aber, welcher Guyenne confisciren wollte, bestand darauf, Eduarden wie einen unterthänigen Vasallen der Krone, in der Qualität als Herzog von Guyenne, zu behandeln. Eduard hatte seinen Bruder abgeschickt, um ihn zu entschuldigen, und in seinem Namen zu antworten. Philipp aber verlangte, der König sollte persönlich erscheinen, weil er wohl wußte, daß er gewiß nicht übers Meer gehen würde, um einem solchen Decret zu gehorchen.

Guyenne wurde also den Engländern weggenommen, und der Krieg erklärt; man sagt sogar, Philipp habe diese schnelle Eroberung der Verrätherey zu danken gehabt. Es war nämlich ein geheimer Tractat zwischen beyden Königen geschlossen, kraft dessen Guyenne dem Philipp überliefert werden, dieser aber, nachdem Frankreich diese Genugthuung erhalten hätte, es wieder zurückgeben und nur zehn Tage behalten sollte: allein, da er einmal Herr desselben war, behielt er es mit Gewalt der Waffen, und schickte neue Truppen ab, um es zu behaupten.

Adolph, der römische König, dem seine Streitigkeiten mit den Fürsten des Reichs schon mehr als zu viel zu schaffen machten, kündigte Philippen den Krieg an. Dieser würdigte die Gesandten nicht einmal,

ihnen

ihnen Audienz zu geben, und schickte sie mit einem großen versiegelten Papier zurück, worauf er die Worte geschrieben hatte: Nimis Germane, gar zu deutsch! Er mußte indeß diesen Stolz etwas abspannen, als er den König von England sich mit dem Kaiser, dem Herzog von Bar, und dem Grafen von Flandern verbinden sah. Er ließ sich also mit dem **Adolph** in Unterhandlungen ein, und erkaufte dessen Neutralität.

Philipp war glücklicher, als seine Sache es verdiente. Er triumphirte über **Eduarden** und seine Bundsgenossen. Flandern wurde erobert, und der Graf von Flandern sahe keine andre Ressource mehr, als sich dem Papst in die Arme zu werfen. Man hat gesehen, daß die Päpste immer bereit waren, sich der Fürsten anzunehmen, welche ihre Besitzungen ihrem mächtigen Schutz anvertrauten.

Bonifaz VIII saß jetzt auf dem heil. Stuhl. Wer denkt nicht gleich bey diesem Namen, daß man mit keinem unbiegsamern, stolzern Feinde zu thun haben konnte? Dieser Papst kannte den ganzen Umfang der geistlichen Macht, und mit welchem erstaunlichen Uebergewicht sie Europa beherrschte. Sein stolzer, übermüthiger und kühner Charakter entsprach dem Range, welchen er bekleidete. Man sah ihn, ohne die geringste Verstellung, sich eine zeitliche Herrschaft über alle Staaten aller christlichen Fürsten anmaßen. Er ließ die beyden bloßen Schwerdter, deren im Evangelio erwähnt wird, vor sich hertragen; das eine, um die geistliche, und das andre, um die zeitliche Gewalt anzudeuten. Er

erschien nicht anders öffentlich, als mit der kaiserlichen Krone auf dem Kopfe, und sagte zum Volk: Ego sum Caesar et Papa.

Er behauptete, das Recht zu haben, über die Streitigkeiten zwischen den Souverains der Christenheit zu entscheiden, unter dem Vorwande, daß er der verehrungswürdige Vater der Christen sey, und daß es ihm zukomme, zu untersuchen, ob der Krieg, welcher alle Plagen vereinige und nach sich ziehe, gerecht, nothwendig und unvermeidlich sey, und ob er ohne Verbrechen geführt werden könne. Seine Gründe waren scheinbar; in der That hätten die Streitigkeiten der Könige der Erde, wären sie einem solchen Tribunal zur Entscheidung vorgelegt worden, in ihrer Geburt erstickt werden können, oder diejenigen, welche sich diesem höchsten Ausspruch nicht hatten unterwerfen wollen, hätten dann gezeigt, daß sie nach Menschenblut dürsteten; von diesem Augenblick an wären sie Feinde der allgemeinen Gesellschaft gewesen, welche die Christen zu einem Volk von Brüdern macht, hätten ihren glorreichen Namen abgeschworen: und konnte dann ihr widernatürlicher, grausamer Ehrgeiz wohl durch den Verlust der fürchterlichen Macht, deren sie mißbrauchten, zu sehr eingeschränkt werden? Sonach wars nicht ungerecht, ihre Staaten mit dem Interdict zu belegen, und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue loszusagen.

Gewiß würd' es keine rechtmäßigere, heiligere, ünschenswürdigere Autorität auf Erden geben, wenn eine solche Gewalt einem Manne von vollkommner

Gerech-

Gerechtigkeit und Fehlerlosigkeit anvertraut werden könnte. Aber Bonifaz VIII war fern von der nöthigen Würde, um ohne Tadel diesem erhabnen Amt vorstehen zu können. Durch Mittel, welche sich schlechterdings nicht mit Heiligkeit und Tugend vertragen konnten, zum Papstthum gelangt, war sein Charakter wechselsweise geschmeidig und ungestüm.

Um dem Mangel einer edlen Geburt abzuhelfen, wußt' er sich so geschickt bey seinem Vorgänger einzuschmeicheln, daß er ihn zum Kardinal machte. Dieser Papst war schwachen Geistes; da er nach einem 82jährigen Einsiedlerleben auf den heil. Stuhl erhoben war, so sehnte er sich nur nach der Einsamkeit zurück. Er wollte sich durchaus nicht von seinem Esel trennen, der sein Gesellschafter in der Einsamkeit gewesen war, und hielt auf diesem Thiere seinen Einzug in Rom. Dem Volke gefiel es sehr, in dieser Scene ein Bild des Einzuges Christi in Jerusalem zu finden. Es gieng ihm mit grünen Zweigen in der Hand entgegen, unterdeß zwey Könige zu Fuß den Esel leiteten, und das ganze Gepränge des römischen Hofes ihn umgab.

Man hatte ihn wider seinen Willen erwählt, weil man ihn beherrschen zu können hoffte, und sein Nachfolger hatte seiner Einfalt gemißbraucht, um ihn zu überreden, daß er die päpstliche Würde zu seinem Vortheil niederlegen möchte. Man erzählt, er habe ein Loch in die Wand seines Betzimmers gemacht, und ihm in der Nacht durch ein Sprachrohr ins Ohr gesagt: Cölestin, kehr' in deine

Einsamkeit zurück, du bist nicht tüchtig, Papst zu seyn. Der Greis glaubte, dies sey ein Engel, von Gott abgesandt, ihm zu befehlen, daß er der Regierung der Kirche entsagen sollte, und legte also das Pontificat nieder.

Allein Bonifaz VIII fand an **Philippen dem Schönen** einen Fürsten von eben so stolzem, eben so gebieterischem, eben so gewaltsamem Charakter, als er selbst, und der noch überdem auf seine Rechte unendlich eifersüchtig, und von denen der Päpste sehr wohl unterrichtet war. Die wütendsten Zwistigkeiten mußten also aus ihrer unüberwindlichen Standhaftigkeit entspringen, und entsprangen auch wirklich daraus.

Schon hatten berüchtigte Bullen, die eine noch dreister wie die andre, gegen die Rechte der Krone gekämpft; gleicher Muth im Angriff und in der Vertheidigung macht' es zweifelhaft, welcher von beyden Theilen der Verwegne sey. Dieser Kampf hatte auf die Excesse, zu denen man sich nachmals auf beyden Seiten hinreißen ließ, vorbereitet. Bonifaz schien einzuschlafen, aber nur, um das Erwachen seines Eifers desto mehr auszuzeichnen. Als Vermittler des Friedens zwischen **Philipp** und dem König von England, offenbart' er seine Begierde, den erstern zu demüthigen, indem er, als unumschränkter Richter, den Ausspruch that, daß er Guyenne und die dem Grafen von Flandern weggenommenen Plätze ungesäumt wieder herausgeben sollte.

Bey der Vorlesung dieser Bulle hatte der Graf von Artois, seines Unwillens nicht länger mächtig, sie in Gegenwart Philipps des Schönen einem englischen Bischof aus den Händen gerissen, und sie in Stücken zerrissen, indem er mit lauter Stimme gegen alle Vermittelung des Bonifaz protestirte.

Man trotzte ihm lange; allein es gelang ihm doch, indem er die tiefen Wunden, die seinem Stolz versetzt waren, verbarg, es dahin zu bringen, daß dem Grafen von Flandern Lille, Douay und Courtray zurückgegeben, und der Friede zwischen Frankreich und England wiederhergestellt wurde; und was nicht weniger in Erstaunen setzen muß, er beschloß, daß Eduard, der seit einem Jahr Witwer war, Philipps Schwester heirathen, und Philipp seine Tochter dem ältesten Sohn Eduards zur Gemahlinn geben sollte. Beyde Ehen wurden wirklich geschlossen.

Nach diesem ersten Versuch seiner verkannten und triumphirenden Autorität, declarirte er, sein Wille sey, daß Philipp unverzüglich, an der Spitze der ganzen französischen Macht, einen Feldzug übers Meer thäte, um die Saracenen aus Syrien und Palästina zu verjagen; er befolgte hierin die Politik seiner Vorgänger, die, wenn sie sich Fürsten, die ihrer Macht gefährlich zu werden schienen, vom Halse schaffen wollten, ihnen Kreuzzüge anbefohlen, um sie von ihren Staaten zu entfernen. Dies große und heilige Wort Kreuzzug setzte noch immer die Gemüther mächtig in Bewegung, und

hatte

hatte der Taumel sich gleich etwas gelegt, so war er doch noch nicht ganz verschwunden.

Der Bewegungsgrund war die Wiedereroberung der Stadt **Ptolemais** durch die Türken. Da gewisse aus Europa kurz vorher angekommene Franzosen unbesonnener Weise den mit den Türken geschlossenen Waffenstillstand verletzt hatten, so belagerten diese, welche ihn gewissenhaft gehalten, plötzlich die Stadt, eroberten sie durch Sturm, und machten alles, was sich von Christen darin befand, nieder.

Bonifaz, der sichs sehr angelegen seyn ließ, den Geist des vorigen Jahrhunderts wieder zu beleben, machte eine übertriebne Schilderung von diesem Verlust, und kündigte, um ihn wieder zu ersetzen, einen allgemeinen Kreuzzug an, indem er verordnete, daß alle Fürsten demselben beywohnen, oder wenigstens, nach Verhältniß ihrer Staaten, mit Geld und Truppen dazu beytragen sollten. Allein die Zeit der ersten Täuschung war vorüber. Die Funken jenes Feuers, welches Europa in Brand gesetzt hatte, glimmten noch kaum, und konnten die Flamme nicht aufs neue anzünden. Die letztern Kreuzzüge, welche die Legaten von Zeit zu Zeit ankündigten, machten gar keinen Eindruck mehr auf die Krieger, oder dienten blos zum Vorwande, für die Päpste oder die Fürsten, die ihnen nachahmten, Geld zusammenzubringen.

Der Nuntius, welcher nach Frankreich kam, um **Philippen den Schönen** zum Kreuzzuge zu ermahnen, war sehr geschickt zu dieser Unterhandlung

lung vom Papst ausgewählt. Mit dem Hofe zerfallen, hatt' er seinem Souverain getrotzt, und durch seine Folgsamkeit gegen den Papst sein Bisthum ohne Einwilligung des Monarchen erhalten. Bonifaz wollte den Augenblick beschleunigen, wo er **Philippen** den großen Hieb versetzen würde, indem er mit dem Bannstrahl auf ihn losdonnerte und sein Reich mit dem Interdict belegte. Dies waren seine Waffen; er wußte, daß sie noch nichts von ihrer Kraft verloren hatten.

Der Nuntius sprach zu dem König mit außerordentlichem Stolz und in dem Ton eines Unterthanen, der seinen alten Herrn nicht mehr fürchtet und sich an ihm rächet. Da **Philipp** ihm zur Antwort gab, daß wichtige Angelegenheiten ihm nicht erlaubten, Truppen nach der Levante zu schicken, noch weniger sie selbst dahin zu führen, so fieng der Nuntius an zu drohen, und insultirte ihn ins Gesicht, indem er sich nicht scheute zum König zu sagen: **Seine unwürdige Aufführung verdiene Strafen, die man nur zu lange verschoben habe.**

In Gesellschaften bewies er sich nicht gemäßigter; er nannte **Philippen** ein Phantom von Menschen ohne Kopf und Herz. Der König, welcher von Natur hitzig war, und die Falle nicht sah, ließ den Nuntius arretiren und ins Gefängniß setzen, doch unter Aufsicht der Kirche.

Dies wars, was **Bonifaz** erwartete und wollte. So groß die Frechheit des Legaten auch seyn mochte, so hätte **Philipp** sie doch nur verachten

sollen.

sollen. Aber welch ein Geschrey erhob sich jetzt! Man hatte in seiner Person den Diener des gemeinschaftlichen Vaters der Gläubigen beleidigt, ein Verbrechen, welches eine der höchsten Gottlosigkeiten zu seyn schien. In der That vergieng sich Philipp in diesem Stücke gegen die allergemeinste Politik; denn eben dieser Papst hatte, vermöge eines jener Widersprüche, die in der Geschichte so gemein sind, den Bruder des Königs, welchen er eben so sehr hochschätzte oder schützte, als er Philippen haßte und verfolgte, zu seinem Statthalter in allen der Kirche zugehörigen Oertern ernannt, und bediente sich seiner ganzen Gewalt, um ihm das deutsche Kaiserthum zu verschaffen. Vielleicht wollt' er ihn nur dem König von Frankreich entgegensetzen; aber immer hatte er doch noch mehrere Prinzen von Philipps Hause mit Ehre und Wohlthaten überhäuft; und war sein Herz stolz, so war doch wenigstens seine Hand sehr freygebig.

Seit dem Schimpf, der seinem Nuntius angethan war, sprach Bonifaz nicht weiter von Kreuzzügen. Er widerrief alle Gnaden, welche die Päpste theils Philippen besonders, theils den Königen seinen Vorgängern, bewilligt hatten; und erinnert man sich des Vergangenen, betrachtet man den Papst als einen weltlichen Fürsten, der unermeßlichen Credit und Reichthümer besaß, so kann man nicht läugnen, daß die neue Autorität der Könige von Frankreich das wahre Werk der Päpste war: sie hatten immer ihre Macht geheiligt, und dem Volke den Gehorsam empfohlen, wofern dieser

Gehor-

Gehorsam nur dem nicht zuwiderlief, welchen sie selbst soderten.

Bonifaz führte jetzt nur die zu Rom gewöhnliche Sprache, indem er sagte: Gott hab' ihn bestellt, zu pflanzen und auszureissen, zu zerstören und zu bauen; es sey Thorheit, zu glauben, und Ketzerey, zu versichern, die Könige seyen keine Unterthanen der Päpste.

Philipp selbst erwiederte hierauf, er versage Bonifazen den Gehorsam, nicht als Papst, sondern als einem Ketzer, einem Käufer seines Amts. Er machte diese Distinction, aus Furcht, für einen Rebellen gegen den heiligen Stuhl gehalten zu werden; er beschuldigte seinen Rival aller Verbrechen, um nicht selbst strafbar gegen das Oberhaupt der Kirche zu scheinen.

Allein die Erinnerung der vergangenen Begebenheiten, das Beyspiel so vieler durch die Decrete des Vaticans niedergeschmetterten Könige, alles bewog Philippen, zu gleicher Zeit weise Maasregeln zu nehmen, um das Ungewitter, welches seinem Thron drohete, zu entfernen; und dies that er.

Er hatte außerordentliche Subsidien nöthig, um diesen Streit zu schlichten, und wollte, daß die ganze Nation ihn unterstützen sollte, indem er wohl erkannte, daß er für sich allein sehr schwach seyn würde. Er berief eine Generalversammlung der Stände, und zog auch den Bürgerstand dazu: die drey versammelten Stände hätten sich seiner Macht nicht weniger gefährlich beweisen können, als Bonifaz; aber andre Ideen beherrschten sie.

Philipp sah bey dieser Versammlung nur die Gefahr, worin er sich jetzt befand, und sahe wohl vorher, daß die Bürger, welche erst eben aus der Sklaverey hervorgegangen, noch nicht nach Unabhängigkeit trachten würden. Er hatte ihnen diese Ehre nur deswegen bewilligt, um sie desto williger zu machen, ihm Geld zu geben. Man höre, wie Pasquier sich darüber ausdrückt, indem er von dem Bürgerstande spricht: „Man ließ ihn diese Gnade durch unermeßliche Subsidien erkaufen, von denen man damals in Frankreich noch nichts wußte. — Die Weisen, welche die Angelegenheiten des Reichs dirigirten, waren also der Meynung, man müsse die Pille schön vergolden, damit das gemeine Volk sie desto leichter verschlucke. — Der Bürger wurde demnach aus keiner andern Ursach zu dieser Versammlung gezogen, als weil die ganze Last vornehmlich auf ihn fiel. Eine ausnehmend weise und politische Erfindung! denn da das gemeine Volk immer an denen etwas zu tadeln findet, die zu den höchsten Bedienungen berufen sind, so glaubt es, wenn es nur seine Beschwerden vorbringen könnte, so würde man alles ändern und nach seinem Wunsche machen; gekützelt von der Ehre, die man ihm anthut, indem man es zu Rathe zieht — läuft es mit Freuden hin, diesen Reichstagen beyzuwohnen, und verspricht desto muthiger alles, was man von ihm fodert.“

Was Philipp befürchtete, geschah während dieser Versammlung: das Reich wurde mit dem Interdict belegt, der König in den Bann gethan, abge-

abgesetzt, seine Unterthanen vom Eide der Treue losgesprochen, und seine Staaten dem ersten, der sich ihrer bemächtigen würde, gegeben.

Man appellirte von dieser Sentenz an das nächste Concilium und an den heiligen Stuhl, so bald ein rechtmäßiger Papst ihn besitzen würde. So sehr fürchtete man sich noch, dies höchste Tribunal zu beleidigen.

Nogaret wurde abgesandt, um diese Appellation anzuzeigen; und mit diesem Auftrage war der geheime Befehl verbunden, sich des Papstes zu bemächtigen, und ihn nach Lyon zu bringen, um ihm vor einer allgemeinen Kirchenversammlung den Proceß zu machen. Bonifaz, ganz ruhig auf seinem Thron, und voller Freuden über die Unruhen, die er in der Ferne erregte, hatte eine so hohe Idee von der Ehrerbietung, die man ihm schuldig sey, daß er nichts weniger argwöhnte, als daß es sogar unter seinen Feinden eine so verwegne, so ruchlose Hand geben könne, die das Geringste gegen seine Person zu unternehmen wagen würde. Diese tiefe Sicherheit machte seinen Gegner dreist genug, seine Gefangennehmung zu versuchen.

Die Ansehnlichsten der Geistlichkeit wurden durch Geld gewonnen, und das Complot ganz heimlich angelegt. Die Familie Colonna, eine Feindinn des Papsts, welcher Philipp schon lange Schutz gegeben hatte, versah den Nogaret mit Truppen. Er schlich sich mit dem Sciarra Colonna in Anagni ein, wohin Bonifaz sich begeben hatte, weil er sich daselbst für sicherer hielt, als zu Rom, wo man ihn, wie er wußte, nicht liebte. Mit Anbruch

des Tages forcirte man den Palast des Papstes, der nur schlecht bewacht war, weil er sich auf seine geistlichen Donner verließ. Auf den ersten Lermen legte **Bonifaz** seinen Chorrock und seine Tiare an, und setzte sich, mit seinen Schlüsseln in der einen und seinem großen Kreuz in der andern Hand, auf seinen Thron, um den Mördern durch das ganze Gepränge des Pontificats Ehrfurcht einzujagen. Allein die französischen Soldaten stiessen darum nicht weniger die beleidigendsten Worte gegen ihn aus, wobey der Papst ganz gelassen blieb, und nichts antwortete. Unbeweglich erwartete er seinen Triumph oder den Tod. **Sciarra** schlug ihn mit seinem Panzerhandschuh ins Gesicht, daß das Blut herabfloß. Da man in ihn drang, das Papstthum abzudanken, antwortete er endlich mit festem und unerschrockenem Ton, er wolle lieber sterben; worauf er seinen Kopf darbot, und den Soldaten zurief: Haut zu!

Sciarra, der sich vom Zorn hinreissen ließ, war im Begriff, ihn zu tödten; aber **Nogaret** stieß ihn zurück, und widersetzte sich seiner Gewaltthätigkeit. Die Trabanten rissen ihn vom Thron, nahmen ihm seinen päpstlichen Schmuck ab, und setzten ihn fast nackend auf ein Pferd ohne Sattel, ohne Steigbügel, und mit dem Gesicht gegen den Schwanz gekehrt. Da es unmöglich schien, ihn bis Lyon zu bringen, so berathschlagten die Verschwornen, was sie mit ihm machen sollten. Einige waren der Meynung, man sollte ihn einsperren, bis er vor Hunger umkäme; andre, man sollt' ihn ent-

enthaupten, und seinen Kopf an Philippen schicken. Zum Glück verschob man die Entscheidung bis auf den folgenden Tag. In der Nacht machten die Einwohner von Anagni einen Aufstand, ergriffen, 6000 an der Zahl, die Waffen, und riefen: Es lebe der Papst, es lebe der Papst! Sie jagten den französischen Soldaten Furcht ein; sie erschracken jetzt selbst vor ihrer gestrigen Verwegenheit, wagten es nicht, einen Schlag zu thun, und liessen ihren Raub fahren.

Bonifaz, jetzt wieder auf freyem Fuß, wurde bis nach Rom escortirt; kaum aber war er daselbst angekommen, als er erfuhr, daß man seinen Palast geplündert hatte, wozu nicht nur seine Feinde, sondern auch seine Vertheidiger behülflich gewesen waren. Dieser Palast enthielt unermeßliche Reichthümer; der ganze Schatz der Kirche befand sich in demselben. Allen Königen in der Welt würde es schwer geworden seyn, einen so ungeheuren Reichthum zusammenzubringen. Sein Gram über diese Begebenheit stürzte ihn in eine Art von Raserey. Man sagt, er habe sich selbst mit den Zähnen zerfleischt und die Hände zerbissen. Sein Vorgänger, setzt man hinzu, habe ihm, da er ihn ins Gefängniß setzen ließ, von prophetischem Geiste beseelt, die bekannten Worte gesagt: Ascendisti vt vulpes, regnabis vt leo, morieris vt canis.

Philipps Rache gieng ohne Zweifel weiter, als Bonifazens übermüthiger Stolz es verdiente. Worin bestand denn sein Verbrechen? Er folgte getreulich dem hohen Gange seiner Vorgänger, wel-

che alle den Zweck hatten, das Diadem der Souverains der dreyfachen Krone zu unterwerfen. Bonifaz VIII, der diesen ehrsüchtigen, aber einmal angenommenen Ideen nur noch etwas hinzusetzte, hätte gern die Katholicken aller Länder nach Rom gezogen, und sich im Angesicht aller Nationen für den Universalmonarchen anerkennen lassen. Er bestrebte sich, der erhabnen Pyramide, welche die andern Reiche beherrschte, den lezten Stein aufzusetzen. Sein stolzes Gepränge mit der Krone und dem Scepter des Kaisers offenbarte seine Absichten, und sein Unternehmen scheiterte nur, weil ers zu sehr merken ließ.

Da das dreyzehnte Jahrhundert zu Ende war, stiftete er das Jubileum, welches in den Spielen, die alle hundert Jahre bey den Römern gefeyert wurden, seinen Ursprung zu haben scheint. Dieses profane Fest wurde jetzt geheiligt; eine Bulle bewilligte allen denen gänzliche Erlassung der durch ihre Sünden verdienten Strafe, welche, wahrhaftig bußfertig, das Grab der Apostel Petrus und Paulus besuchen würden. Man lief also aus allen Theilen der christlichen Welt nach Rom. Ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen jedes Alters und Geschlechts füllte die Peterskirche. Bonifaz ließ die Pilger zählen, und sah mit Freuden, daß seine Stadt im Ganzen genommen, täglich das ganze Jahr hindurch an 200000 Fremde beherbergte. Dieser Strom von Gläubigen bracht' ihm ein unermeßliches Geld, und der Eifer dieser Andacht verschaffte der Kirche große Schätze.

Phi-

Philipp war gerächet, aber nicht frey von Furcht. Seines ungestümen und gewaltsamen Charakters ungeachtet, zitterte er doch, daß Bonifazens Nachfolger einen Kreuzzug gegen ihn publiciren möchte, um den unerhörten und ärgerlichen Schimpf, der dem heiligen Stuhl angethan worden, zu strafen; allein Roms Politik schien dem Lauf der Begebenheiten nachzugeben. Der neue Papst war nicht sobald erwählt, als er schon, ohne darum ersucht zu seyn, dem König ein Breve zuschickte, wodurch er ihn und alle, welche an der Gefangennehmung des Papsts Theil gehabt hatten, von allem Tadel frey sprach, den Sciarra Colonna und den Nogaret gleichwohl ausgenommen, als welche nie Verzeihung hoffen durften. Dieser so nachsichtsvolle neue Papst starb acht Monate nach seiner Wahl.

Philipp bedurfte eines Papstes, der nicht weniger folgsam gegen ihn wäre, und der besonders die Zehnten, welche von der französischen Geistlichkeit gehoben wurden, nicht mit ihm theilen wollte. Ein Erzbischof von Bordeaux schien ihm, ungeachtet er Bonifazens vertrauter Freund gewesen war, zu seinen Absichten am geschicktesten. Der päpstliche Thron wurde die Frucht des unter ihnen geschlossenen geheimen Tractats, dessen Inhalt man aber nachmals erfuhr. Die italienische Parthey glaubte an ihm einen stolzen und rachsüchtigen Mann gefunden zu haben, welcher Philippen zu Leibe gehen würde, und erstaunte daher sehr, als der neue Papst unter dem Namen Clemens V zu Lyon

in Gegenwart des Königs eingeweihet wurde, dessen Vorschriften er befolgte.

Clemens V war seinen Versprechungen getreu: aber die letztere wollt' er nicht erfüllen; sie war von der Art, daß sie unmöglich je erfüllt werden konnte, ohne die herrschenden Ideen gänzlich übern Haufen zu werfen. Philipps Rachsucht mußte ganz übermässig groß seyn, daß ers hatte wagen können, sie vorzuschreiben. Er verlangte nämlich nichts weniger, als daß Bonifazens Andenken der Proceß gemacht, daß er als einer, der wie ein Ketzer gestorben, verdammt, daß er aus dem Range der Päpste verstoßen, und sein Leichnam öffentlich verbrannt werden sollte. Bey dieser heftigen, unbegreiflichen Verfolgung sparte Philipp weder Bitten noch Schmeicheleyen, um das Andenken seines Feindes zu brandmarken. Allein diese Verdammung hieng nicht einzig von seinem Nachfolger, sondern von einem Concilio ab. Es versammelte sich; Philipp begab sich selbst dahin, in der Meinung, seine Gegenwart würde die Entscheidung der Väter bestimmen. Clemens hatte den Tag des Urtheilsspruchs so weit als möglich hinausgesetzt. Zu Philipps äußerstem Verdruß erklärten endlich die Väter des Conciliums, trotz der erkauften Ankläger, einstimmig: Bonifaz sey kein Kezer, sondern vielmehr im Leben und im Tode ein guter Katholik gewesen. Nogaret, welcher noch nicht losgesprochen war, erhielt endlich Vergebung von Clemens V. Philipp, um sich zu trösten, daß seine Rache ihm

nicht

nicht gelungen war, macht' ihn zum Kanzler von Frankreich, wie aus einigen alten Urkunden erhellet.

Während dieser seltsamen Streitigkeiten hatte sich Flandern empört. **Philipp** hatte die Statthalterschaft dieses Landes dem **Jacob von Chatillon** Grafen von St. Paul, übergeben, welcher durch seine tyrannische Strenge das unterdrückte Volk gezwungen hatte, sich gegen eine verhaßte Macht aufzulehnen. Ein Weber von Brüssel wiegelte zur Empörung auf, und sie kam zu Stande, weil alle Gemüther erbittert waren. Man kann bemerken, daß die Flandrer, ein sonst phlegmatisches und geduldiges Volk, wenn sie einmal in Harnisch gejagt sind, der Ungerechtigkeit und Unterdrückung nie verzeihen. Sie machten die französischen Besatzungen nieder, und brachten Truppen auf die Beine.

Diese in größter Eile zusammengeraffte, schlecht bewaffnete, schlecht disciplinirte Truppen hatten das, was endlich, trotz der überlegenen Zahl und Geschicklichkeit, den Sieg entscheidet, unüberwindlichen Abscheu vor der Tyranney. Die französische Armee, an Disciplin und Ordnung ihr weit überlegen, und von dem Grafen von Artois, einem geschickten General, commandirt, wurde geschlagen. Die Verachtung, die er gegen die Flandrer affectirte, trug zu seiner Niederlage bey. Er betrachtete diese edelmüthigen Vertheidiger ihrer Freyheit als ein nichtswürdiges Gesindel, und in seiner blinden Vermessenheit, welche alle Vorsicht verschmähte, rannt' er mit verhängtem Zügel auf sie los, ohne sie vorher auskundschaften zu lassen, indem er sich

einbildete, die schnellste Flucht würde sie seinem Degen entziehen.

Dieser Uebermuth wurde bestraft. Der dicke Staub, welchen die Reuterey erregte, verhinderte sie einen, morastigen Canal zu sehen, welcher vor ihren Augen lag; die meisten stürzten in diesen Abgrund hinab. Die folgenden Schwadronen konnten ihren Lauf nicht mehr aufhalten, da sie wieder von andern fortgedrängt wurden. Das Getümmel war schrecklich. In einem Augenblick war der Canal mit Todten angefüllt. Die Flandrer giengen also über eine Brücke von zusammengehäuften Menschen und Pferden, griffen die Infanterie an, und machten beynahe die Hälfte derselben nieder. 20000 Franzosen kamen in diesem Treffen um, unter denen sich auch der Graf von Artois und der Graf von St. Paul befanden. 4000 Paar Sporen wurden an den Gewölben der flandrischen Kirchen aufgehängt.

Philipp schickte ihnen, nach dieser Niederlage, ihren Grafen zurück, den er gefangen hielt, und bat sie um Frieden; allein die Flandrer verwarfen diese hinterlistigen Anerbietungen, und erklärten, sie wollten durchaus von der französischen Herrschaft ganz frey seyn. Man sah den Grafen von Flandern, gleich einem neuen Regulus, mit ruhiger Größe in sein Gefängniß zu Compiegne zurückkehren, wie er dem König versprochen hatte. Er war ein Greis von 80 Jahren; aber die rührende Theilnehmung mit seinem Schicksal, die er seinen Unterthanen einflößte,

konnte

konnte doch ihren Haß gegen **Philippen** nicht unterdrücken.

Die ganze zusammengezogene französische Macht schlug endlich diese Flandrer, bändigte sie aber nicht; sie empörten sich wieder unter **Philippen von Valois**, und bewiesen, daß, wenn man die Liebe eines Volks nicht zu gewinnen weiß, das Blut, welches in Schlachten vergossen wird, nur vergebens und unrühmlich verschwendetes Blut ist.

Wir kommen jetzt zu der auf immer denkwürdigen Epoche der Ausrottung des Ordens der Tempelherren; allein es ist dem Geschichtschreiber äußerst schwer, hier den Foderungen seiner Leser Genüge zu thun, und den Vorhang aufzuziehen, welcher die wahren Bewegungsgründe ihrer Verfolgung verbirgt. Dieser geistliche und militarische Orden blühete seit beynahe 200 Jahren, da er gestiftet war, um die christlichen Pilger gegen den Säbel der Türken zu schützen, und für die Sicherheit der Heerstraßen zu sorgen. Er war in kurzer Zeit sehr zahlreich geworden. Alle seine Mitglieder hatten sich durch mehr oder minder glänzende Handlungen hervorgethan. Heroismus und Tapferkeit charakterisirten sie, und die Pflichten der Gastfreundschaft, die sie ausübten, vermehrten noch die Ehrerbietung, die man für sie hegte. Sie erwarben sich durch reine und freywillige Schenkungen unermeßliche Reichthümer in Europa und in Asien. Sie waren endlich so mächtig geworden, daß sie Armeen ins Feld stellten.

Ihre

Ihre Macht, ihr Reichthum, die Ungebundenheit der Waffen, der Stolz der hohen Geburt, das Gewicht ihres Rufs, alles dies führte ein System von Unabhängigkeit unter ihnen ein. Sie gewöhnten sich an Unfolgsamkeit, verwarfen die Fesseln der Subordination, und nahmen die Befehle der Könige und der andern Mächte mit Geringschätzung auf. Unüberwindlich verbunden durch besondre Eidschwüre, wurde dieses Corps wirklich furchtbar, und sein großer Reichthum reizte die Habsucht derer, die sie desselben berauben zu können hoffen konnten. Philipp, welcher den Orden haßte, war schon lange auf Mittel bedacht, ihn zu Grunde zu richten.

Es war zu Paris ein Aufruhr wegen der Münze entstanden, die der König so viel geringhaltiger schlagen ließ, daß sie nicht den vierten Theil dessen, was sie gelten sollte, werth war. Das Volk nannte mit großem Geschrey Philippen den falschen Münzer, und diesen Namen hat er behalten. Es hatte das Haus des Münzmeisters geplündert, und den Palast des Königs belagert. Man nahm das Fleisch weg, oder bewarf es mit Koth, welches man ihm zum Mittagsessen brachte, und erwartete ihn, um ihn zu insultiren. Bey dieser Gelegenheit machten die Tempelherren gar keine Anstalt, das Volk zum Gehorsam zu bringen, und billigten vielmehr den Aufstand. Ihre freyen Reden, wo sogar Verachtung durchschien, beleidigten den Monarchen, welcher von Natur eitel war. Er wandte daher bey dem Papst und dem Concilio alles an,

um

um es dahin zu bringen, daß der ganze Orden seiner Rache aufgeopfert würde, da doch nur einige Particuliers strafbar waren. Man erkennt an diesem Zuge leicht den Geist, welcher die Mächtigen beseelt.

Es scheint, daß die Tempelherren nicht ganz an die Religion glaubten, welche sie vertheidigten, daß sie besondre, dem Interesse der Päpste und der Könige zuwiderlaufende Meinungen hatten, daß sie, zugleich Priester und Krieger, die Autorität der Prälaten bekämpften, daß sie sich zu sehr von dem französischen Adel unterschieden, daß ihr Stolz sich zuweilen mit einem unbesonnenen Trotz emporhub, daß ihre Grundsätze darauf abzweckten, neue und von den accreditirten verschiedne Ideen auszubreiten, daß sie endlich kein andres Oberhaupt erkannten, als ihren Großmeister. Dies waren ihre wahre Verbrechen; und wir können uns nicht entschliessen, ihnen noch andre aufzubürden. Alle jene abgeschmackten Gottlosigkeiten, die man ihnen Schuld giebt, sind nur den verborgenen Verbrechern eigen, welche die Mörderhöhlen bevölkern; ein reicher, mächtiger, respectirter Orden kennt solche Greuel nicht. Seine Ausschweifungen haben nicht den Charakter von Infamie, welchen man ihnen vorwirft, und welcher selbst für das Verbrechen zu klein ist. Es gehörte bey ihren Richtern, oder vielmehr ihren Feinden, eine sehr niederträchtige und strafbare Gefälligkeit dazu, die Erzählung von Schandthaten anzuhören, welche eben so sehr das Ohr der Vernunft, als das Auge der Gerechtigkeit beleidigen.

Nie

Nie hat man wohl so seltsame, widersprechende, abscheuliche Anklagen gehört, als diese. Ihr Proceß ist ein Muster von schändlicher Ungerechtigkeit zum Gebrauch der unbarmherzigsten und ungereimtesten Tyrannen; aber Habsucht und Rachgier sind taub gegen alles.

Philipp der Schöne ließ in einem Tage den Großmeister und alle Tempelherren, die sich in Paris und in den verschiednen Provinzen seines Reichs befanden, in Verhaft nehmen. Man bemächtigte sich zugleich aller ihrer Güter, die dem König übergeben wurden. Noch an dem Abend ihrer Verhaftnehmung nahm der Monarch von dem Tempel, ihrem Palast in Paris, Besitz, und brachte seinen Schatz und das Reichsarchiv dahin; ein sehr voreiliges und außerordentliches Verfahren: denn hieß das nicht, schon im voraus ihnen das Verdammungsurtheil sprechen? Er behielt zwey Drittheile von ihrem baaren Gelde und den Mobilien, zu den Proceßkosten, wie er sagte. Das Uebrige bekam der Papst, der eben so erpicht auf ihren Untergang war, als der König.

Wir haben nicht den Muth, uns ins Detail dieses monstruösen Processes einzulassen; die gesunde Vernunft wird dadurch aufgebracht, und die Hand weigert sich, davon zu schreiben. Man las dem Volke alle die Gräuel vor, welche man den Rittern zur Last legte; eine des Pöbels würdige Vorlesung! Einige, durch die Zurüstungen der Tortur in Schrecken gesetzt, erkannten sich gleich für strafbar; andre behaupteten, unter den schrecklichsten

lichsten Martern, mit unüberwindlicher Standhaftigkeit, ihre Unschuld.

Da der Großmeister und die Vornehmsten des Ordens auf dem Schaffot erklärten, sie wiederriefen ihr erstes Geständniß, und wenn sie strafbar wären, so sey es nur deswegen, weil sie einen ehrwürdigen Orden, durch die Gewalt der Qualen überwältigt, falscher Verbrechen beschuldigt hätten: so machte **Philipp der Schöne** sich das Vergnügen, sie durch ein gelindes Feuer verbrennen zu lassen. Sie betheuerten die Unschuld des Ordens mitten unter dieser entsetzlichen Strafe; und der Großmeister, welcher nur noch seine Zunge frey hatte, foderte den Papst und den König binnen einem Jahre vor Gottes Richterstuhl.

Da beyde wirklich innerhalb dieser Zeit starben, so betrachtete das Volk ihren Tod als eine Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit, und gieng also, mit der Schnelligkeit, die immer seine Urtheile auszeichnet, von dem Haß zum Mitleiden über. Es hatte sie für strafbar gehalten, weil sie verdammt waren; und es hielt sie für unschuldig, weil ihre Prophezeihung in Erfüllung gieng. Ihre Ausrottung war das Werk der Habsucht und Grausamkeit; Vernunft und Philosophie allein haben ihr Andenken wieder in Ehren gesetzt und gerächet.

Vor seinem Tode erlebte **Philipp der Schöne** noch große Unruhen in seiner Familie und im Reich. Ein fast allgemeiner Aufstand, den er durch seine unersättliche Habsucht veranlaßte, erregte bey ihm die empfindlichsten Besorgnisse. Er

hatte

hatte drey Söhne, die man für die schönsten Männer ihrer Zeit hielt, deren Gemahlinnen des Ehebruchs angeklagt wurden. Die des ältesten und die des jüngsten wurden überführt. Die Urheber des Verbrechens waren zwey Brüder, welche die Natur aber mit keiner einnehmenden Bildung beschenkt hatte; sie wurden von dem König persönlich verdammt, lebendig geschunden, und dann durch eine eben abgemähete Wiese fortgeschleift zu werden, mentulis exsectis pelle nudati sunt. Eben so behandelte man einen Thürhüter, welcher ihrer strafbaren Liebe behülflich gewesen war. Die drey Prinzessinnen wurden in Schlösser eingesperrt. Die Königinn von Navarra wurde darin, auf ausdrücklichen Befehl ihres Gemahls, sogleich erdrosselt. Es gereicht **Philipp dem Schönen** zur Schande, daß er solche Urtheilssprüche gethan, und dergleichen scandalöse Auftritte nicht verhütet oder unterdrückt hat.

Die Mutter dieser drey Prinzen blieb selbst nicht von Beschuldigungen dieser Art frey: man sagte, sie gäbe sich Schülern Preis, und nach Befriedigung ihrer Wollust ließe sie dieselben durch die Fenster ihres Zimmers in die Seine herabstürzen, um solchergestalt durch den Tod ihrer Buhlen ihre Ausschweifungen zu verbergen.

Schon lange wurde **Philipp der Schöne** von seinem Volke verabscheut. Seine Erpressungen, die schweren Auflagen, die Verfälschung der Münzen, hatten ihn nicht reicher gemacht. Seine Cof-

fer,

fer, sagt ein Geschichtschreiber, glichen den Fässern der Danaiden, worein man unaufhörlich schöpfte, ohne daß sie je voll wurden. Es formirten sich gegen ihn geheime und öffentliche Bündnisse; verschiedne Provinzen waren schon ernstlich auf Vertheidigung ihrer Privilegien und ihrer Freyheit bedacht.

Das erste Bündniß war in Champagne; es bestand aus den Bischöfen, Aebten und Herren. Eben solche Bündnisse wurden auch in Nivernois, Vermandois und Beauvoisis geschlossen. Die Empörung, die Frucht des allgemeinen Mißvergnügens, war im Begriff von allen Seiten auszubrechen, und man wollte jetzt den Monarchen zwingen, das Unrecht, was er seinen Unterthanen angethan hatte, zu widerrufen. Er war wirklich ganz erschrocken, als er sie in Bereitschaft sah, ihm wegen seiner Administration Rechenschaft abzufodern. In diesen Sorgen ward er krank, und starb zu Fontainebleau. Andern Geschichtschreibern zufolge wurde sein Pferd durch ein wildes Schwein, das ihm zwischen die Beine lief, niedergeworfen, und er wurde durch diesen Fall so übel zugerichtet, daß er daran starb. Gaguin erzählt, man habe einigen Verdacht gehabt, daß er auf Befehl des Bischofs von Chalons in Champagne, welcher der Urheber des ersten Bündnisses war, vergiftet worden. Die Ungewißheit der Geschichtschreiber wegen seines Todes giebt dieser letztern Meynung einige Wahrscheinlichkeit.

Auf dem Todbette bezeugt er eine große Bekümmerniß, daß er das Volk so sehr gedrückt, und seine Privilegien geschmälert habe; aber alle zu späte Reue rechtfertigt die Könige nicht, und macht das Uebel nicht wieder gut, welches sie angerichtet haben. Eine harte und gewaltsame Regierung, ein unbarmherziger und rachsüchtiger Charakter, eine beständige Zerstreuung, ein schändlicher Geiz, die niederträchtigsten Kniffe Geld zu bekommen, mitten unter einem falschen Air von Größe, und die unendlichen Unordnungen, welche aus der Verfälschung der Münzen entsprangen, alles verdammt ihn vor dem Tribunal der Nachwelt.

Er verbot zuerst den Baronen, goldne und silberne Münzen zu schlagen, und nahm also seinen Nebenbuhlern ein Privilegium, welches eins der vortheilhaftesten für die Souverainetät war, und, mehr als alles andre, die nahe Revolution entschied.

Er vereinigte mit der Monarchie die zweyte Stadt des Staats, Lyon. Kraft ihrer alten Privilegien regierte sie sich wie eine Republik, welches jetzt aufhörte; und was erhielt sie dafür zur Schadloshaltung? Es wurde festgesetzt, **daß alle Güter des Kapitels unter dem Titel einer Grafschaft besessen werden sollten.** Daher nennt man die Domherren noch jetzt Grafen von Lyon.

Unter seiner Regierung formirte sich die glückliche Republik der Schweizer. Drey Cantons verbanden sich gegen den Kaiser, welcher, als Herzog von Oesterreich, ihr Souverain war. Sie verjagten ihren Gouverneur, einen kleinen Tyrannen, welcher

cher sie sehr drückte; und da ihre edle Tapferkeit mit glücklichem Erfolge belohnt wurde, machten sie den ersten Entwurf der Eidgenossenschaft, welche noch jetzt subsistirt. Diese Republik verdankt ihre Stärke und Dauer mehr ihren Gebirgen und Felsen, als ihrer Constitution; aber ihre örtliche Lage und ihre Sitten ersetzen, was ihr an Vollkommenheit fehlt.

Das Parlement war, in seinem alten und ehrwürdigen Ursprunge, die Generalversammlung der Nation, und hatte allein über die wichtigen Reichsangelegenheiten zu entscheiden. Allmälig schlich sich in diesem Tribunal die Gewohnheit ein, auch den Particuliers, die es verlangten, Recht zu sprechen. Die Rechtssachen vermehrten sich, und die Partheyen, die ihr Interesse dabey hatten, sich den lehnsherrlichen Gerichtsbarkeiten zu entziehen, ermangelten nicht, sich an die königlichen Gerichte, diese directen und sichtbaren Ausflüsse des Parlements, zu wenden. Die Baronen, diese höchsten Richter, hatten den Rechtsgelehrten, welche in der Kenntniß der Proceduren besser bewandert waren, in ihrer Versammlung Sitz gegeben, indem sie ihnen die Untersuchung der Streitigkeiten der Particuliers übertrugen; damit die öffentlichen Geschäfte nicht unterbrochen würden; hatten sich aber das Recht vorbehalten, die Urtheile, mit dem Degen an der Seite, selbst zu sprechen. Philipp der Schöne gab diesem Theil des Parlements, welcher zur Entscheidung der Processe bestimmt war, einen bleibenden Aufenthalt in Paris. Er schuf also das Parlement nicht, sondern fixirte nur seinen Wohnort.

Der fatale justinianeische Coder kam in diesen Umständen, und stürzte sie vollends um, die alte französische Verfassung, die dem Volk alle Freyheit gab, welche die Rohigkeit dieser Zeiten ihm nur verstattete. Sie war der größten Vollkommenheit fähig, und die Grundlagen derselben waren majestätisch und bewundernswürdig. Dieser justinianeische Coder, mitten unter unsre Gewohnheiten hingeworfen, verkehrte und verwirrte unsre Gesetze, und veranlaßte dadurch die schrecklichste Confusion. Diese römischen Gesetze, die sich ohne Zweifel für ein Volk paßten, welches die Welt beherrschte und auf einer festen Grundlage ruhete, für ein Volk, welches schon alt, und in der Welt, die es umfaßte, so zu sagen, allein war, mußten nothwendig ein Volk zu Boden drücken, welches noch vor kurzem herumgeirrt war, und, da es noch keine hinreichende Einsichten besaß, an den Wohlthaten einer weitumfassenden Gesetzgebung nicht Theil nehmen konnte; diese wurde ganz fremd für eine Nation, die noch weder frey noch sklavisch war. Unsre Sitten, unsre stolze Verachtung der Wissenschaften, die Herrschaft des neuern Roms, die Ueberbleibsel jener noch nicht zerstörten Lehnsherrschaft, alles widersetzte sich der Annahme dieses Coder. Nichts destoweniger verschaffte er sich die Herrschaft über Völker, welche gar nicht für seine Maximen gemacht waren; man mußt ihn in der Folge drehen und biegen, um ihn nach unsern Sitten zu bequemen; und die menschliche Vernunft, die in diesem Labyrinth von Widersprüchen keinen Leitfaden fand,

über-

überließ das heilige Studium der Gesetze der Albernheit und Thorheit der Commentatoren.

Die theatralischen Vorstellungen nahmen schon unter dieser Regierung ihren Anfang. Die Geheimnisse der Religion wurden auf die Bühne gebracht, und warum wundert man sich darüber in unsern Tagen? Was für interessantere Gegenstände konnte man den Augen der Menge vorstellen, als die so bekannten Handlungen biblischer Personen? Die Verfasser sündigten also nicht in ihrer Wahl, wie man ihnen ohne Ueberlegung vorgeworfen hat. Sie sprachen von dem, was alle Familien aufs innigste beschäftigte; man citirte die Schrift bey allen Handlungen des gemeinen Lebens; ein christliches Theater war also ein wahres Nationaltheater, und die Verfasser trafen den Geist, wie die Sprache, ihrer Zeit. Es fehlte ihnen an Genie, aber ihre Talente erreichten darum nicht weniger das Ziel ihrer Kunst. Alle Geschichtschreiber sagen einstimmig, daß man beym Anblick der Mutter Jesu, ihres göttlichen Sohns, seiner Leiden, der Apostel und aller der erhabnen Personen, von denen im Evangelio Meldung geschieht, heiße Thränen geweint habe. Die Gerüste waren mit einem unzähligen Volk bedeckt, welches sich an die Brust schlug, und dessen Freude seiner Seelenbetrübniß gleich war. Uns gebührt es nicht, die Ergötzlichkeiten unsrer Vorältern lächerlich zu finden; sie waren viel lebhafter als die unsrigen, weil ihre Rührung und Bewunderung auf den höchsten Grad stieg. Als nachmals

feinere und sinnreichere Schriftsteller ein Theater fabricirten, das blos aus den Trümmern der alten Bühne zusammengeflickt ist, verlor diese Künsteley fast allen ihren Einfluß; sie zog das Volk nicht weiter an, sprach nicht zum großen Haufen, und so ließ man ein großes Mittel, die Menschen aufzuklären, aus den Händen.

Ludewig X, mit dem Zunamen Hutin.*)

Eine Regierung, die nur ein Jahr, sechs Monate und sechs Tage dauerte, konnte unter der Menge von Begebenheiten, welche das Schauspiel der Geschichte so abwechselnd machen, schwerlich einen merklichen Eindruck zurücklassen. Betrachtet man den weichen, schwachen, unentschlossenen Charakter **Ludewigs** X, so wars ein Glück, daß seine Regierung nicht länger währte. Alle Könige thun doch etwas Gutes, indem sie den Thron besteigen, er aber that nichts; er hatte blos die Laster ohne die Tugenden der Jugend.

Die Bestrafung des **Enguerrand von Marigny**, seines Oberfinanzministers, ist alles, was unsre Aufmerksamkeit verdient. Unter der vorigen Regierung

*) Das französische Hutin soll so viel als mutin, **aufrührisch, trotzig**, bedeuten: Prädicate, die auf Ludewig X gar nicht passen, und daher eine andre Ursach als seinen Charakter haben müssen. Andre geben ihm den Zunamen **der Leichtfertige.**

Regierung hatte derselbe den König und den Staat beherrscht. **Philipps des Schönen** Minister mußte nothwendig ein harter und habsüchtiger Mann seyn. Die Erpressungen, worüber man sich beklagte, waren von ihm autorisirt. Die allgemeine Erbitterung der Nation klagte ihn der Uebel an, die sie erduldet hatte. Ungeachtet man unermeßliche Summen unter dem verstorbnen Könige gehoben hatte, fand man doch, bey seinem Absterben, so wenig Geld in der Casse, daß es nicht einmal zu den Kosten der Krönung seines Nachfolgers hinreichte. Es war damals nothwendig, Schätze zusammenzuhegen, weil der gleiche Umlauf des Geldes, vermittelst der Papiere, noch nicht bekannt war. Indeß insultirte das Vermögen des Finanzministers der Armuth des königlichen Schatzes; es überstieg bey weitem die rechtmäßigen Reichthümer eines uneigennützigen und treuen Bedienten.

Da man **Enguerranden** zur Rechenschaft zog, so gab er zur Antwort, von dem vielen Gelde, welches man dem Volke abgenommen, habe der Graf von Valois, des Königs Onkel, den größten Theil sich zugeeignet, und von dem übrigen habe man die Staatsausgaben bestritten.

Er war also schon, seinem eignen Geständniß zufolge, strafbar dadurch, daß er den Onkel des Königs nach seinem Gefallen aus der Casse des Staats hatten schöpfen lassen. Er war wenigstens der Begünstiger dieses Verbrechens: denn war es nicht seine Pflicht, mit unbestechlicher Standhaftigkeit über dies heilige Depositum zu wachen? Die

Wut des Grafen von Valois, als er sich durch dieses Bekenntniß verrathen sah, beweist, daß der Diebstahl wirklich begangen war; und um sich zu rächen, klagt' er nun auch den Minister an, daß er die Verfälschung der Münzen, die Schindereyen der Unterthanen, die Verwüstung der königlichen Forste angerathen, und von den Flandrern, welche der König bekriegte, sich habe bestechen lassen.

Auf diese Anklagen hin ward er an den Galgen zu Montfaucon, den er selbst hatte bauen lassen, gehangen. Sein Proceß war freylich nichts weniger als rechtskräftig, weil er durch den Mitschuldigen seiner Verbrechen hingerichtet wurde, welcher eine neue Anklage befürchtete, und daher nicht zugab, daß er gehört wurde: allein seine ungeheuren Reichthümer zeugten offenbar wider ihn, noch mehr als das allgemeine Geschrey, und, wie Mezeray, der strenge Vertheidiger der Billigkeit, sagt, ganz Frankreich rief die Rache des Himmels auf Marigny's Kopf herab.

Die Reue des Grafen von Valois nach seinem Tode beweist seine Unschuld eben so wenig. Mit Recht konnt' er sich die Hinrichtung eines Mannes vorwerfen, dessen Raub er getheilt hatte, und Gewissensbisse empfinden, ohne damit den Volksschinder zu rechtfertigen. Die Geschichte bemerkt überdem, daß der Graf, seitdem er vom Schlage gerührt war, an der Einbildungskraft eben so sehr krankte, als am Körper, und daß seine Reue erst in diesem Zustande von Schwäche und Kränklichkeit anfieng.

Ver-

Verschiedne Geschichtschreiber haben sich Mühe gegeben, **Enguerrands** Ehre zu retten: allein die authentischen Facta, die bis auf uns gekommen sind, widerlegen den gefährlichen Eigensinn dieser Schriftsteller. Die Straflosigkeit des Verbrechens der Entwendung öffentlicher Gelder ist gar zu gemein in der Geschichte, als daß sie nicht der seltnen Gerechtigkeit, die einen dieser strafbaren Köpfe trifft, welche Verwirrung und Elend im Staat anrichten, Beyfall zurufen sollte.

Ludewig X dürstete auch nach Gelde. Er bot den zahlreichen Sklaven seiner Domainen, das heißt, den Bewohnern des Landes, Freybriefe an, wenn sie dafür bezahlen wollten; allein diese Landleute, welche von den Früchten der Erde lebten, und sehr wenig Geld erübrigten, sagten, es fehle ihnen an Mitteln frey zu werden, man wolle ihnen diese Briefe gar zu theuer verkaufen, und die Sklaverey sey weniger hart, als diese beschwerliche Freyheit, die sie nur ihres Erbguts berauben würde. **Ludewig** gab ihnen zur Antwort, sie wären geborne **Franken**, und müßten diese Briefe zu dem Preise, den man darauf setzte, annehmen. Da es also nicht mehr in ihrer Macht stand, nicht frey zu seyn, so kauften sie diese Briefe, die sie mit ihren Thränen benetzten: dies Gut war nicht für sie, sondern für ihre Nachkommen. Edler wärs im Reich der **Franken** gewesen, sie umsonst freyzulassen; sie hätten dann die Hand gesegnet, die sie der Sklaverey entrissen, ohne sie dem Elende zu weihen.

Diese Summen waren der Unersättlichkeit noch nicht genug; man ließ die Juden ihre Zurückberufung auf zwölf Jahre bezahlen. Wollte man noch außerordentliche Taxen von ihnen haben, so beschuldigte man sie, daß sie Hostien entweiht, Kinder gekreuzigt hätten, und sie mußten sich dann mit Gelde vom Scheiterhaufen loskaufen. Nothwendig mußte diese unglückliche Nation sich durch Wucher wegen der Leiden, womit man sie unaufhörlich überhäufte, zu trösten suchen; und war sie nicht gezwungen, unerlaubten Gewinnst zu machen, da man sie immer dazu auserkor, die Verschwendung der Finanzen wieder gut zu machen?

Ein unglücklicher Feldzug in Flandern, gegen die Treue der Tractaten, zog ein noch größeres Unglück nach sich; eine ganze Armee wäre beynahe im Morast umgekommen, und ihr Schicksal stand in den Händen der Feinde. Ludewig X hatte sie ohne Lebensmittel und Munition zu einer unüberlegten Belagerung geführt. Ohne die Hungersnoth, welche das Lager der Sieger verwüstete, und sie eben so bedauernswürdig machte, als die Besiegten, hätte der Staat keine Truppen zum Schutz gegen die benachbarten Nationen übrig behalten.

Ludewig starb an einer Krankheit, die er sich durch einen kalten Trunk auf Erhitzung zugezogen hatte, und hinterließ seine zweyte Gemahlinn im dritten Monat ihrer Schwangerschaft.

Sein Bruder Philipp war zu Lyon, wo er aus allen Kräften daran arbeitete, einen Papst zu machen. Auf die erste Nachricht ließ er seine Unterhand-

handlungen im Stiche, und eilte Hals über Kopf nach Paris. Hier nahm er in dem Palast des Verstorbnen seine Wohnung, berief eine Versammlung der Großen, und bat sie um die **Regierung**. Man beschloß, daß er dieselbe bis zur Niederkunft der Königinn haben sollte: käme sie mit einem Prinzen nieder, so sollt' er, ungeachtet des Beyspiels unter der Minderjährigkeit **Ludewigs des Heiligen**, die Regentschaft haben; käme sie aber mit einer Prinzessinn nieder, so sollt' er König werden. Wir haben bemerkt, daß die Regentschaft der Königinn **Blanca** eine Neuerung war, welche großes Mißvergnügen erregte; die alte Gewohnheit kam also jetzt wieder in Kraft.

Die Krone wurde ihm indeß durch seine Nichte, die Tochter **Ludewigs** X, streitig gemacht. Diese große Frage war, seit der Stiftung der Monarchie, noch nicht der That nach untersucht. Man höre die verwegnen Einwürfe der Feinde des salischen Gesetzes; es ist Pflicht des Geschichtschreibers, sie anzuführen. Welches geschriebne Gesetz schloß die Prinzessinnen vom Geblüt von der Thronfolge aus? Die andern Monarchien lassen ja das weibliche Geschlecht auch den Thron erben. Die französischen Pairien verwerfen es nicht. Warum sollte das Königreich von andrer Natur seyn, als seine Lehen? Die Töchter haben von je her geerbt, sowohl in Languedoc, als in Champagne, als in Flandern, als in der Normandie, als in Guienne, als in Bretagne: warum sollten sie denn nicht auch in dem ersten großen Lehen, dem Königreich, erben? Man

setzte diesen Raisonnements das salische Gesetz entgegen. Aber, sagten diese verwegnen Kritiker einer den Franzosen so theuren Verfassung, was ist denn das salische Gesetz? Wer hat es gemacht? Es ist ein bloßes Traditionsgesetz, welches, wie man sagt, dem weiblichen Geschlecht nicht erlaubt, von den salischen Ländereyen zu erben, und vermöge dessen das Königreich Frankreich überhaupt, so gut als jeder Fleck des Reichs, ein salisches Land seyn soll: allein der Gebrauch hat ja die großen Pairländer dem weiblichen Geschlecht zugestanden; und dies war ja das erstemal, daß man die Anwendung dieses Gesetzes machte, welches nie Kraft gehabt hatte, das heißt, in Ausübung gebracht war; man hatte sogar noch nicht einmal in einer Versammlung der Stände untersucht, ob es wirklich ein Gesetz gäbe, vermöge dessen die Töchter von der Krone ausgeschlossen würden. Es ist wahr, durch eine ganz seltsame Fügung war der Fall noch nie vorgekommen. Seit dem Pharamund war die Krone immer von dem Vater auf den Sohn, oder, wenn er ohne Kinder starb, auf seinen Bruder übergegangen.

Karl, Graf von la Marche, Philipps jüngerer Bruder, unterstützte die Ansprüche der Tochter Ludewigs X aus allen Kräften. Was für ein Interesse er dabey hatte, ist unbekannt. Er wußte damals noch nicht, daß er einst, kraft desselben Gesetzes, welches er bekämpfte, seinem Bruder succediren sollte. Diese wichtige Frage blieb unentschieden: denn ein simples Arret würde vielleicht

leicht nicht vermögend gewesen seyn, ein Königreich wie Frankreich zu geben oder zu nehmen. Aber Philipp gebrauchte, unterdeß er den Schluß des Schicksals abwartete, die vier Monate seiner Regentschaft, sich mit den Einkünften der Krone mächtige Freunde zu erwerben, die ihm behülflich seyn könnten, sich dieselbe aufzusetzen. Dieß war weiser gehandelt, als wenn er sich damit aufgehalten hätte, die Authenticität des salischen Gesetzes zu behaupten.

Philipp V, mit dem Zunamen der Lange.

Da das Geschlecht des Kindes, welches die Königinn unterm Herzen trug, ungewiß war, so war der Thron so lange offen, und alles sah voll ungeduldiger Erwartung der Geburt entgegen. Die Königinn gebar einen Sohn, und Philipp verlor den Thron; allein dieser nachgeborne König lebte nur fünf oder sechs Tage, und Philipp bestieg also den Thron aufs neue. Der neugeborne König wurde nach St. Denis gebracht, und zu den Füssen seines Vaters begraben. Man rief ihn bey seinem Leichenbegängniß, unter dem Namen Johann I, zum König von Frankreich und Navarra aus. Wir misbilligen es sehr, daß einige Schriftsteller ihn nicht unter die Zahl der Könige gesetzt haben; warum sollte man seinem Namen nicht einen Platz in der Liste seiner Vorfahren gönnen?

Die

Die Königinn, die sich über den doppelten Verlust ihres Gemahls und Sohns nicht trösten konnte, beweinte sie zwölf Jahre lang, und starb vor Schmerz.

Der Onkel erbte den Thron durch den Tod seines Neffen, und er war der erste König vom dritten Stamm, welcher durch Collateralerbschaft zur Krone gelangte. Er beschleunigte seine Krönung. Die Besorgniß, welche die Protestation des Hofes von Burgund, und die Reclamationen der Pairs verursachten, war so groß, daß man während der Ceremonie die Thore verschlossen hielt. Als er nach Paris zurückkam, gewann er durch Verbindungen und ansehnliche Geschenke die Großen, deren Macht und Intriguen er am meisten fürchtete.

Er ermangelte nicht, eine Versammlung zu berufen, worin er präsidirte, und worin man ausdrückliche Gesetze machte, um die Prinzessinnen vom Geblüt von der Krone auszuschliessen; da aber diese Versammlung nicht mit den vorgeschriebnen und von je her heilig gehaltenen Formalitäten zusammenberufen war, und der Kanzler den Mitgliedern den Eid abgenommen hatte (welches eine Neuerung war), so that dieses neue Decret, welches mehr der Monarch als die Nation dictirt hatte, der Kraft des alten Gebrauchs nichts hinzu, welcher allein dies Gesetz zu einem Grundgesetz gemacht hat.

Philipp der Lange verringerte, nach dem Beyspiel seines Großvaters, das Gehalt der Münzen; und nach dem Beyspiel seiner Vorgänger, trieb er einen Handel mit der bürgerlichen Freyheit, die

er

er den Leibeignen seiner Domainen verkaufte. Er trieb diesen Handel noch höher, indem er bürgerlichen Familien für Geld den Adel ertheilte; es war ihm kürzer und vortheilhafter, die allgemeine Freyheit zu beschleunigen, als die neuen Einrichtungen abzuändern. Diese vielen Menschen, die er frey ließ, waren für die Herren verloren, und kamen der Krone zu gut.

Er erklärte die Domainen unsrer Könige für unveräußerlich; ein nützliches Gesetz für eine Zeit, wo alle politischen Grundsätze verkannt wurden, und wo die Könige eine Geldgier hegten, die ihnen selbst nachtheilig wurde. Dieses alte Gesetz könnte in unsern Zeiten sehr ausgedehnte und besonders heilsame Modificationen bekommen, die dem Fürsten und dem Staat sehr zum Vortheil gereichen würden.

Aber ein seiner Natur nach unveränderlich gutes Gesetz war das, vermöge dessen die Appanagen, welche vorher sehr gefährlicher Weise den französischen Prinzen völlig eigenthümlich gehörten, in Ermangelung männlicher Erben, der Krone wieder anheim fallen sollten.

Der Geist der Kreuzzüge hatte in dem Königreich einen Rest von Gährung zurückgelassen, der von Zeit zu Zeit herumschweifende und undisciplinirte Horden zusammenzog, welche immer bereit waren, auf Räubereyen zu verfallen. Neue Rotten von zusammengelaufenen Bauern und Hirten richteten schreckliche Unordnungen an; die Ungläubigen, welche hierüber in Furcht geriethen, und durch die vergangenen Widerwärtigkeiten klüger gemacht

macht waren, wollten diese Auswanderung in ihrem Ursprunge hemmen, und trugen daher den Juden auf, die Brunnen zu vergiften. Diese schoben eine so gefährliche Commission den Aussätzigen zu, deren Anzahl sehr beträchtlich war. Man hatte ihnen weiß gemacht, jeder, der von diesem Wasser tränke, würde ebenfalls aussätzig werden, und da alsdann aller schimpfliche Unterschied aufhörte, würden sie wieder mit gleichen Rechten und Ehren in die Gesellschaft aufgenommen werden. Man bestrafte den Irrthum oder das Verbrechen dieser Unglücklichen mit dem Scheiterhaufen. Ihre Rathgeber hatten gleiches Schicksal; aber was man schwerlich glauben würde, wenn alle Geschichtschreiber es nicht bestätigten, ist, daß diese Juden sich mit einer triumphirenden Freude in die Flammen stürzten, und die Weiber ihre Kinder zuerst hineinwarfen, aus Furcht, daß man sie taufen möchte, welches sie mehr verabscheuten, als die Glut des Scheiterhaufens.

Die Aussatzhäuser wurden confiscirt; ein neuer Profit für den Monarchen, welcher sich ohne Scham alles zueignete, was er nur an sich reissen konnte. Diese nützlichen Krankenhäuser, seit der Zeit der Kreuzzüge gestiftet, waren reich; sie waren so viel offne Zufluchtsörter für die Unglücklichen, welche eine vorsichtige Frömmigkeit daselbst versammelt, und der Gesellschaft entzogen hatte, um diese vor der allgemeinen Ansteckung zu verwahren. Man ließ es nicht an wahren oder eingebildeten Vorwänden fehlen, um diese durch die christ-

liche

liche Liebe und Patriotismus gestifteten Freyherbergen zu plündern.

Philipp der Lange starb in einem Alter von 28 Jahren, nachdem er fünfe regiert hatte. Indem er das salische Gesetz verfocht, hatt' er gegen sein eignes Geblüt gesprochen, welches nun, durch eben die Acte, an deren Publication ihm so sehr gelegen gewesen war, enterbt wurde. Er hatte seine Gemahlinn, die des Ehebruchs angeklagt, und kurz darauf zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft in dem Schloß Dourdan verdammt war, wieder angenommen, weil er ihre Unschuld erkannte, oder sich wenigstens so stellte. Seine Eifersucht war nicht grausam, wie die seiner Vorgänger gewesen war. Wegen seiner hohen und schlanken Statur hat man ihn den **Langen** benannt.

Will man von der Criminal-Jurisprudenz unter dieser Regierung eine Idee haben, so findet man sie völlig in folgendem Facto. Der Oberrichter von Paris verwahrte im Chatelet einen reichen Gefangenen, der einen Mord begangen hatte. Das Verbrechen war außer allem Zweifel, und er wurde einstimmig zum Tode verdammt. Die Vollziehung des Urtheils wurde dem Oberrichter aufgetragen. Der Verurtheilte bot ihm große Summen, um dem Tode zu entgehen; wie aber war das möglich zu machen? Der habsüchtige Richter zog aus demselben Gefängnisse einen armen unschuldigen Gefangenen, der zum Unglück einige Aehnlichkeit mit dem Mörder hatte, und ließ ihn unter dem Namen des Schuldigen hängen. Man wird über die Leichtig-

keit eines solchen Betrugs, und über die Verwegenheit des meuchelmörderischen Richters erstaunen. Die Frevelthat des Richters wurde indeß entdeckt, und man hieng ihn an denselben Galgen, woran der Unschuldige gestorben war.

Philipp der Lange wollte gleiche Gewichte, gleiche Maaße und gleiche Münzen im Reiche einführen. Dieß Project hätte seinen Nutzen haben können, aber es war nicht ausführbar. Es war keine Einigung unter den verschiednen Theilen des Reichs, und die Gewohnheiten waren einander noch entgegengesetzter als jetzt. Andere dringendere Mißbräuche waren noch auszurotten. Der Mensch, welcher das Gute will, hängt sich gewöhnlich an Worte, und aus Mangel feinerer und particulärerer Kenntnisse will er seiner despotischen Meinung Details unterwerfen, die sich von selbst in Gang setzen. Ein unbiegsames Gesetz in Sachen des Handels ist immer gefährlich; man muß sich mit den seit langer Zeit geltenden Anordnungen vergleichen, weil doch immer etwas Gutes darunter verborgen liegt; und es giebt Veränderungen, die nicht von dem Gesetzgeber, sondern nur von der Zeit abhangen.

Karl VI, mit dem Zunamen der Schöne.

Eben dieser Fürst, welcher sich mit allen Kräften gegen das salische Gesetz aufgelehnt hatte, änderte

derte seine Meinung, als es ihn zum Nachfolger seines Bruders machte; aber er selbst sollte nur Töchter hinterlassen. Es war ein ganz außerordentliches Schicksal, daß vier Könige von der Nachkommenschaft Philipps des Schönen binnen einer Zeit von zwölf Jahren und in der Blühte ihres Alters hinter einander wegstarben. Dieselbe Begebenheit ereignete sich nachmals in der Person dreyer Könige, der Söhne Heinrichs II, die auch ohne männliche Erben starben.

Er hatte seine Gemahlinn, die des Ehebruchs überführt war, verstoßen, und sie in das Schloß Gaillard eingesperrt. Sie entwischte aus dem Gefängniß, und wurde Nonne zu Mau-Buisson, weniger um daselbst Buße zu thun, als um ihr Leben in Sicherheit zu setzen.

Karl der Schöne hatte Talente und Tugenden. Seine Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit schränkte sich nicht auf unzulängliche Handlungen ein. Er machte den Anfang seiner Regierung damit, daß er mit löblicher Strenge den Gewaltthätigkeiten des Adels Einhalt that, und Financiers bestrafte, die fast alle Longobarden und Italiener waren; denn die Franzosen hielten es noch für zu geringe, dies Metier zu treiben, welches Ideen von Zwang und Unterdrückung in ihnen weckte, und daher etwas verächtliches in ihren Augen hatte. Man confiscirte die Frucht ihrer Räubereyen; man schickte sie eben so, wie sie gekommen waren, in ihr Vaterland zurück, die größte Strafe, die man ihnen anthun konnte, sagt Me-

zeray. Der Münzmeister und Generaleinnehmer der Kroneinkünfte wollte lieber sterben, als den Ort anzeigen, wo er die königlichen Gelder versteckt hatte. Dieser Mensch von geringer Herkunft, Namens **Laguette**, hatte sich durch das Ende des **Marigny** nicht abschrecken lassen. Der Geist dieses Schinders lebte in ihm, mit gleicher Geschmeidigkeit und Verwegenheit, wieder auf.

Ein gewisser Herr von **Casaubon**, welcher die Nichte des Papstes **Johannes** XXII zur Gemahlinn hatte, bildete sich ein, daß bey dem Credit, welchen diese hohe Verbindung ihm gab, alle Verbrechen ihm ungestraft hingehen müßten. Er schändete Jungfrauen, setzte die Reisenden in Contribution, und nahm die Straßenräuber in Schutz. Er glaubte, die königliche Autorität würd' es nie wagen, ihm in seinem befestigten Schlosse zu nahe zu kommen. Er ermordete den Hofpedellen, welcher ihm Befehl brachte, vor dem Parlement zu erscheinen, und drohte, es mit jedem, der nach ihm kommen würde, nicht besser zu machen. **Karl** ließ ihn in Verhaft nehmen, und ungeachtet der Fürbitten des Papsts und aller Mittel, die man anwandte, die Gerechtigkeit des Monarchen zu mildern, wurde der Bösewicht mit dem Tode bestraft.

Das weise Verhalten dieses Regenten, welcher die Umstände geschickt zu benutzen wußte, verschaffte Frankreich den Frieden, und machte, daß seine Nachbarn es respectirten, unterdeß England ein Raub schimpflicher Zerrüttungen war. Seine männliche Rechtschaffenheit ließ dem Laster durch-

aus

aus keine Gnade widerfahren, so mächtig es auch seyn mochte. Er hielt strenge über die Gesetze, und suchte seine Ehre darin, sein Volk gut zu regieren; und wäre seine Laufbahn nicht so kurz gewesen, so würd' er, allem Anschein nach, große Dinge zu seinem Wohl gethan haben. Ein zu früher Tod riß diesen Monarchen hin, dem seine Hofleute, ohn' es zu wissen, das schönste Lob beylegten, indem sie sagten: **er habe mehr vom Philosophen als vom König.**

Er machte gemeine Sache mit dem Papst, um von den Kirchengütern in seinem Reich Zehnten zu erheben. Hiedurch schafft' er dem leidenden Theil des Staats Erleichterung, und griff bloß einen übermässig reichen Körper an, der wohl im Stande war, einen Theil der unermeßlichen Schenkungen, die er erhalten hatte, zurückzugeben.

Man kann ihm nichts vorwerfen, als daß er das Kaiserthum mit dem französischen Hause wieder vereinigen wollte; ein Schritt, den man für unbesonnen hielt, weil er nicht durch glücklichen Erfolg gekrönt wurde. Aber **Karls des Großen** Ruhm war seinem Geist so gegenwärtig, daß er in sich selbst fühlte, er dürfe ihn nicht durch geringere Tugenden erniedrigen. Er wurde nicht zum König der Römer erwählt. Vielleicht würd' er die alte Lehensregierung wieder eingeführt haben, und sein Edelmuth machte ihn dessen würdig. Die deutschen Fürsten spielten mit seinen Hoffnungen, und hielten ihm nicht Wort.

Voller Ehrerbietung gegen die französische Nation, deren Haupt er war, und immer eingedenk ihrer alten Freyheiten, ließ er, da er sich seinem Ende nahe fühlte, die Großen zu sich rufen, entdeckte ihnen die Schwangerschaft der Königinn, und setzte hinzu, wenn sie mit einem Sohne niederkäme, so zweifl' er nicht, sie würden denselben für ihren König erkennen; wär' es aber eine Tochter, so käm' es den großen Baronen Frankreichs zu, die Krone zu vergeben.

Das Haus Bourbon übergab unter dieser Regierung eine Bittschrift, daß die Baronie Bourbon zu einer Herzog-Pairie erhoben werden möchte.

Die monarchische Verfassung war noch nicht gebildet, weil die Principia des Gehorsams noch nicht festgesetzt waren; sie konnte nicht anders zu Stande kommen, als durch die Verbindung der großen Lehen mit der Krone. Diese großen Lehen erkannten den Monarchen bloß für ihren Oberlehnsherrn. Selbst die ihr unterworfenen Provinzen hatten eine Menge von Privilegien, die sie sich vorbehalten hatten; und die Herzoge von Guyenne, von Bourgogne, von Bretagne, und der Graf von Flandern entzogen dem Thron einen Theil seines Uebergewichts.

Philipp IV, mit dem Zunamen von Valois.

Es war jetzt zum zweytenmal ein Interregnum, und wieder eine große Frage auszumachen.

Die

Die Witwe Karls des Schönen war schwanger. Eduard III, König von England, machte dem Philipp von Valois die Regentschaft streitig. Eduard war nämlich der älteste Sohn der Schwester des verstorbnen Königs. Philipp aber war ältester Sohn des väterlichen Onkels der drey letztern Könige. Jener gründete seine Ansprüche auf die Nähe des Grades der Verwandtschaft; dieser berief sich auf das salische Gesetz. Eduard legte dieses Gesetz aber anders aus, indem er sagte, wenn es das weibliche Geschlecht wegen seiner Schwäche, und wegen der Nothwendigkeit, daß eine kriegerische Nation einen kriegerischen König an ihrer Spitze habe, ausgeschlossen, so schlösse es damit die Söhne der Prinzessinnen nicht aus, und der Neffe habe also ein viel näheres Recht, als der leibliche Vetter, kurz der nächste männliche Verwandte sey auch der rechtmässigste Thronfolger.

Diese Gründe hatten, in Ansehung der Unmöglichkeit, den wahren Sinn des salischen Gesetzes herauszubringen, ein sehr großes Gewicht; aber mächtige Freunde, und der unüberwindliche Abscheu der Franzosen vor der englischen Herrschaft, determinirten die Stände, mehr als das alte und dunkle Gesetz, die Regentschaft Philippen zu geben; und dies hieß ihm zugleich die Thronfolge sichern. Ueberdem, wollte Eduard beyde Kronen zugleich behalten? und hätt' er dieß können? Wie viel Schwierigkeiten waren dabey zu überwinden und zu vereinigen! Viel leichter wars, den zu krönen, welcher gegenwärtig und in Frankreich geboren war.

Das Kind, von dem die Königinn entbunden wurde, war eine Tochter; und **Philipp** wurde zum König ausgerufen. Man nannt' ihn den Glücklichen, weil drey Prinzen in der Blühte der Jahre und ohne männliche Erben starben, um ihm die Krone zu verschaffen, ein Titel, den er nicht behielt, und der sich auch zu der Last, den Beschwerden und Pflichten der königlichen Würde nicht paßt.

Der Engländer erneuerte, gleich nach seiner Krönung, die boshaften Spöttereyen, an denen die benachbarten Nationen sich schon seit langer Zeit ergötzten. Man führte den berühmten **Dante** an, welcher, um sich an dem Grafen von Valois, den er für den Urheber seiner Verbannung hielt, zu rächen, geschrieben hatte, **Hugo Capet**, der erste König vom dritten Hause, sey der Sohn eines pariser Mezgers gewesen. Diese Verleumdung machte, trotz der handgreiflichsten Beweise, Eindruck, und man stellte eine falsche und schimärische Genealogie der wahren und allgemein anerkannten entgegen; es war aber bloß darum zu thun, **Philippen von Valois** zu demüthigen: und die gröbsten Mittel erreichen ihren Zweck oft am besten.

Die erste Handlung seiner Regierung, welche vielen Beyfall fand, war die, daß er einem gewissen **Peter Remy**, welcher unter **Karl IV** den Fiscus verwaltet hatte, den Proceß machen ließ. Er wurde der Entwendung öffentlicher Gelder überführt, und gehangen.

Die

Die Flandrer, noch immer in den Waffen gegen den König von Frankreich, um ihre Freyheiten zu behaupten, machten ihm viel zu schaffen; doch wurden sie endlich auf eine Zeit lang zum Gehorsam gebracht. Philipp begegnete ihnen mit einer Grausamkeit, die sehr geschickt war, diese Völker mit dem Geist der Rache zu erfüllen, welcher zehn Jahre nachher mit unversöhnlicher Wut ausbrach. Die Ursach der Empörung der Flandrer waren die Auflagen gewesen, womit ihr Graf sie belästigte, um, mit ihrem Schaden, besondre Tractaten, die er für sich mit dem König von Frankreich geschlossen hatte, erfüllen zu können.

Philipp, durch sein Glück aufgeblasen, bewies nur Eitelkeit, statt eines edlen Stolzes, und setzte Rachsucht an die Stelle der Großmuth. Er entschloß sich, seinen Nebenbuhler und Mitwerber Eduard zu demüthigen; er foderte ihn auf eine übermüthige Art auf, nach Frankreich zu kommen, und ihm wegen Guyenne und der Grafschaft Ponthieu persönlich zu huldigen. Dies hieß seines Rechts mißbrauchen, und mit einer leeren Cerimonie Parade machen. Der Engländer, unschlüssig, was er thun sollte, folgte endlich dem Rath seiner Pairs, und kam als Herzog von Guyenne nach Frankreich, zeigte aber in seinem Gefolge und seinen Reden alles Gepränge und den Trotz eines Monarchen; er machte selbst das Formular des Huldigungseides, welchen er ablegte; er verschanzte sich hinter allgemeinen Ausdrücken, die er nachmals in Briefen, welche seine persönliche Würde nicht mehr erniedrigten, erklärte.

Nach dieser erzwungenen Handlung, die ihm einen unsterblichen Haß gegen den König einflößte, welcher ihn mit so großem Uebermuth behandelt hatte, protestirte er, daß er Genugthuung von den Ständen fodre wegen der Districte, die der König von Frankreich, seit dem letzten durch **Karln von Valois** in Guyenne geführten Kriege, ihm zurückhielte; er könne es nicht länger ausstehen, einen Theil des Herzogthums, wegen dessen er eben ausdrücklich gehuldigt hätte, in fremden Händen zu sehen.

Da er klug war, so verbarg er seine Absichten, und wartete nur auf Gelegenheit, den König von Frankreich hinwieder zu demüthigen. Er bemühte sich, die Flandrer auf seine Seite zu ziehen; und es gelang ihm. Ein Bierbrauer, Namens **Jacob Arteville**, wurde für ihn ein mächtigerer Bundsgenoß, als der Kaiser **Ludewig von Bayern**, und fünf andre Fürsten, die dem Bunde beygetreten waren.

Jacob Arteville war einer von jenen Menschen, welche der Stolz gemeiner Könige verschmäht haben würde, welchen aber **Eduards** aufgeklärtes Genie erkannte und gebrauchte. Unternehmend, staatsklug, tapfer, wachsam, hatte dieser Brauer sich über die Flandrer die Gewalt erworben, die nur Muth, Patriotismus, Beredtsamkeit und Glück ertheilen.

Philipp von Valois, nachdem er so unüberlegt gewesen war, den König von England gegen sich aufzubringen, dessen Talente er nicht zu unterscheiden und zu erkennen wußte, hatte sich einen

neuen

neuen Feind in dem **Robert von Artois** gemacht, dem Enkel des Grafen von Artois, welcher unter **Philipp dem Schönen** in der Schlacht bey Coutray gegen die Flanderer umkam, und Urenkel **Roberts**, des Bruders **Ludewigs des Heiligen**.

Nach dem Tode seines Großvaters gehörte die Grafschaft Artois ihm, als rechtmässigem Erben; denn sein Vater war vor seinem Großvater gestorben. **Philipp der Schöne** aber hatte sie, aus persönlichen Ursachen, seiner Tante **Mathilde**, der Tochter des Grafen und Gemahlinn des Herzogs von Burgund, gegeben. **Roberts** damalige Kindheit verhinderte ihn, sich gegen das Unrecht, welches man ihm that, aufzulehnen; unter **Philipps von Valois** Regierung aber, dessen Schwester er zur Gemahlinn hatte, beschwert' er sich darüber, und foderte Genugthuung beym Parlement. Er führte vor demselben seine Sache gegen seine Tante, und verlor den Proceß. **Philipp von Valois** konnte ihn leicht schadlos halten, oder auf andre Weise befriedigen, und also die Funken eines gefährlichen Streits auslöschen; aber er that es nicht.

Es scheint, daß man falsche Documente gegen **Roberten** vorgebracht, daß man mehr ein zweifelhaftes Herkommen, als das Naturrecht zu Rathe gezogen, und daß dem zufolge der gewöhnliche Rechtsgang, welcher immer entscheidend und despotisch ist, die gerechtesten Ansprüche abgewiesen. **Robert**, aufs äußerste gebracht, bewaffnete sich dagegen auch mit falschen Documenten, welches damals nur zu gewöhnlich war. Dies verderbliche

Mittel

Mittel gelang ihm nicht. Eine Frau, welche der Prinz liebte, hatte diese falschen Acten, ihm zu gefallen, fabricirt, und sogar falsche Siegel hinzugethan, welches der höchste Grad von Unbesonnenheit war. Es war leicht, diese thörichte Verwegenheit zu entdecken und zu beweisen. Die Frau wurde verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden; eine Strafe, die doch zu hart für das Verbrechen war.

Erbittert über den Tod dieser Frau und sein Unglück, schmähte **Robert** mit so großer Hitze auf den König, daß er vor das Gericht der Pairs gefodert wurde; dies war ihm schon einmal ungünstig gewesen, und er hielt es daher für nöthig, zu entfliehen. Er gieng also nach London, und drohte, (da er die Ansprüche **Philipps** auf den Thron von Frankreich aus allen Kräften unterstützt hatte,) wie er **Philippen** die Krone aufgesetzt, so würd' er sie ihm auch wieder zu nehmen wissen.

Diese Drohung, die sehr gewagt zu seyn schien, war doch nicht ganz eitel; er entzündete durch seine Rathschläge den hartnäckigsten und blutigsten Krieg, den die Nation bis dahin ausgehalten hatte, und welcher das Reich zwanzig Jahre lang verwüstete. Es wäre **Philippen** leicht gewesen, ihn zu vermeiden, wenn er nur auf der einen Seite weniger Uebermuth, und auf der andern mehr Erkenntlichkeit bewiesen hätte.

Die Flandrer waren im Begriff, sich gegen **Philippen** zu erklären, den sie mit Recht verabscheuten. Eine unerwartete Bedenklichkeit hielt sie auf; sie hatten in ihrem letzten Tractat versprochen, dem

König

König von Frankreich treu zu seyn. Dies Volk machte sich also ein so großes Gewissen, sein Wort zu brechen, daß es lieber ein Opfer desselben, als meineidig seyn wollte. Der **Brauer** und **Robert von Artois** überredten **Eduarden**, dreist den Titel und Wapen eines Königs von Frankreich anzunehmen, weil dann die Flandrer keine Schwierigkeit weiter machen würden, ihm zu dienen. Man weiß, daß Namen nur zu oft die Völker determinirt haben, und daß sie unter der einen Benennung das ohne Bedenken gewähren, was sie unter einer andern aufs hartnäckigste geweigert hatten.

Eduard nahm also den Titel König von Frankreich und das französische Wapen an, und um seine Verwegenheit zu rechtfertigen, bracht' er sein Manifest in folgende Verse nach dem Geschmack der Zeit:

Rex sum regnorum bina ratione duorum;
Anglorum in regno sum Rex ego iure paterno,
Matris iure quidem Francorum nuncupor idem;
Hinc est armorum variatio facta meorum.

Philipp wollte nichts schuldig bleiben, und beantwortete also diese Verse durch folgende, ganz in demselben Geschmack:

Praedo regnorum qui diceris esse duorum,
Francorum regno priuaberis atque paterno;
Succedunt mares huic regno, non mulieres,
Hinc est armorum variatio stulta tuorum.

Auf die Verse folgten fruchtlose Unterhandlungen und blutige Treffen. **Eduard** gieng nach

Deutsch-

Deutschland, schloß ein Bündniß mit dem Kaiser, und warb viele Truppen in seinen Staaten. Der König von England hatte die glänzenden Eigenschaften, die den Helden machen; er gewann die Herzen aller, die sich ihm näherten. Sein einnehmendes Aeußeres, seine Beredtsamkeit, seine Ressourcen bereiteten ihm Glück; und **Philipp**, welcher trocken, finster und unbiegsam war, hatte bey weitem nicht hinlängliche Vortheile, um auf gleichen Fuß gegen das Genie und das Glück **Eduards** zu kämpfen.

Der Engländer, welcher mit dem **Robert von Artois**, den Rachbegier entflammte, und der überdem ein tapferer General war, eine vertraute Freundschaft geschlossen hatte, schien mit seinem Gehülfen dem Siege, sowohl zur See als zu Lande, zu gebieten. Ein Seetreffen, das wegen des vielen dabey vergossenen Bluts merkwürdig ist, war den Franzosen so nachtheilig, als für **Eduarden** glorreich. Da aber der Verlust in dem gefährlichen Spiel der Schlachten immer den Gewinnst aufwiegt, so schickte **Eduard**, um des Bluts zu schonen, **Philippen** eine Ausfoderung zu. Er that ihm den Vorschlag, ihren Streit durch einen Zweykampf, oder durch ein Gefecht zwischen hundert Mann von jeder Seite, auszumachen, weil der Krieg doch mehr die beyden Könige, als die beyden Nationen angienge.

Philipps Antwort war, der Herr sey nicht gehalten, eine Ausfoderung von seinem Vasallen anzunehmen. Ein Dichter hat seitdem auf unserm

Theater

Theater gesagt, der Scepter von Frankreich und England hätten nicht in der nämlichen Wagschale gewogen werden können.

Waffenstillstände, durch Verräthereyen unterbrochen, vorher überdachte Meuchelmorde, und die Niedermetzelung bretagnischer Herren bey einem Tournier, nachdem sie unter dem Schein der Freundschaft eingeladen waren, disponirten **Eduarden** nicht zu dem Frieden, den er suchte, und so gern geschlossen hätte. Er klagte **Philippen** öffentlich an, und nannt' ihn einen treulosen, falschen und bundbrüchigen Menschen; aber er machte sich zum Richter in seiner eignen Sache, da er ihn den Usurpateur eines Reichs nannte, von dem er behauptete, daß es ihm gehöre. Worauf gründete er diesen Anspruch, da der Wille der Nation sich offenbar gegen ihn erklärt hatte?

Eduard verschwor sich, ungeachtet der Mäßigung seines Charakters, Frankreich mit Feuer und Schwerdt zu überziehen, um seinen König zu strafen. Er warf ihm den Tod seines treuen Freundes, **Roberts von Artois**, vor, welcher an seinen Wunden gestorben war; aber er war mit den Waffen in der Hand umgekommen, als er **Philippen** verfolgte, und sein Tod konnte diesem also nicht zugerechnet werden. **Eduards** Schmerz zeugte von seinem fühlbaren Herzen, war aber nichts desto weniger blind.

Er landete in der Normandie, und nachdem er in der Geschwindigkeit den größten Theil dieser Provinz erobert hatte, nahm er den Weg nach Flandern.

dern. Nicht ohne Bekümmerniß sah er so viele Menschen, blos seiner Privathändel wegen, umkommen. Er foderte daher zum zweytenmal Philippen zu einem Zweykampf heraus, erhielt aber keine Antwort; eine Verachtung, die ihn sehr verdroß. Er setzte also seinen Weg fort, und schleppte funfzehn bis sechszehn tausend Gefangene mit, die ihm auf dem Marsch sehr lästig waren. Er gieng über die Somme, und schlug sein Lager auf einer Anhöhe auf, welche das Dorf **Crecy** beherrschte, welches durch den denkwürdigen Sieg, den er über die französische Armee davon trug, so berühmt geworden ist.

Dieser Sieg hätte **Philippen** zu Theil werden können, wenn er sich nicht den Vorstellungen seiner besten Officiere widersetzt hätte, die alle der Meynung waren, daß man die Engländer, ohne das Geringste zu wagen, überwinden könnte. In der That durfte man sie nur in ihrem Lager einschliessen, so wurden sie ausgehungert, und mußten sich auf Discretion ergeben: allein **Philipp** dünkte sich klüger als seine Officiers, wollte alles selbst nach seinem Sinne machen, und begieng daher Fehler, welche die außerordentlichste Tapferkeit nicht wieder gut machen konnte; er verlor, durch seine lächerliche Starrköpfigkeit die Ehre einer der wichtigsten Schlachten, deren die Geschichte erwähnt.

Er hatte den ersten Angriff durch 15000 Genueser thun lassen, die alle Armbrustschützen waren, und diese Armbrüste richteten eben so große Verwüstungen an, als die Musketen der neuern Taktik.

Allein

Allein ein eben gefallener Regen hatte die Sehnen ihrer Armbrüste so sehr erschlafft, daß die Pfeile, ihrer nöthigen Schnellkraft beraubt, ihr Ziel nicht erreichten. Da diese Hülfstruppen also ihre Waffen nicht brauchen konnten, so rissen sie aus. Es war etwas leichtes, alle Verwirrung, die dieser Rückzug verursachen konnte, zu verhindern; man durfte ihnen nur Raum machen, und sie durchziehen lassen, damit sie sich hinter der Linie wieder sammlen und in Ordnung stellen könnten: allein der König und sein Bruder der Graf von Alençon riefen ihren Leuten zu: **Haut sie nieder, die Verräther, die uns den Weg versperren.** Dieser unbesonnene Befehl verursachte eine schreckliche Unordnung, die sich Eduard zu Nutze machte. Auf einer Anhöhe postirt, wo er beyde Armeen, ihre Vortheile und Schwächen übersehen konnte, trug er die Ehre eines vollkommnen Sieges davon, den er blos seiner weisen und schnellen Beurtheilungskraft verdankte.

Dieses unglückliche Treffen kostete Frankreich 30000 Soldaten, 1200 Ritter und achtzig Fahnen. Der König, wiewohl er überwunden war, wollte sich durchaus nicht zurückziehen, und die Niedermetzelung dauerte fort. Er war eben im Begriff, den Engländern in die Hände zu fallen, als der Graf von Hennegau den Zügel seines Pferdes ergriff, und ihn wider seinen Willen vom Schlachtfelde fortriß.

Mit Recht warf man Philippen vor, daß er sich gar zu übereilt, nach einem Marsch von fünf

Stunden, welchen die Sonnenhitze sehr beschwerlich gemacht hatte, da die Truppen müde und entkräftet waren, und jeder ihm rieth, sie bis zum andern Morgen ausruhen zu lassen, in dies Treffen eingelassen hatte. Die Folgen des Treffens waren noch schrecklicher, als das Treffen selbst. **Eduard** belagerte Calais, und er hatte seine Maaßregeln so geschickt genommen, daß man dem Ort nicht zu Hülfe kommen konnte. Man hatte alle überflüßigen Esser aus der Stadt geschickt. Diese Unglücklichen, siebenhundert an der Zahl, welche auf Feldern, die der Krieg verwüstet hatte, herumirreten, nahmen ihre Zuflucht ins Lager der Feinde. **Eduard** gab ihnen zu essen, und jedem zwey Schillinge, und ließ sie sicher weiter bringen. Diese Großmuth des Monarchen, mit einer so klugen Entschlossenheit verbunden, macht ihn zu einem vollkommenen Helden.

Die französische Armee schien nur darum vor diese Stadt zu kommen, um ihrer Einnahme zuzusehen. Diese Eroberung war so wichtig, daß **Eduard** sich rühmte, er habe mit ihr die Schlüssel von Frankreich. Die Aufopferung des Eustaz von St. Pierre und einiger andern Bürger ist eine Fabel. Die Engländer blieben im Besitz dieses wichtigen Orts bis 1558.

So viel Glück verblendete **Eduarden** nicht, und hielt ihn nicht ab, einen Stillstand mit Frankreich zu schließen, wiewohl seine Waffen in Bretagne, in Guyenne und in Schottland nicht minder glücklich waren.

Allein

Allein dieser Triumph der Engländer und dies Nationalunglück verschwand bald unter einer viel fürchterlichern Geißel, als der Krieg, welche das menschliche Geschlecht mit einer gänzlichen Entvölkerung bedrohte. Eine allgemeine Pest, von welcher man in der Geschichte aller Zeiten kein Beyspiel findet, verwüstete in achtzehn Monaten alle Theile der bekannten Welt. Sie hatte in Kathay, an der Nordseite von Sina, ihren Anfang genommen. Nachdem sie Asien und Afrika verheert hatte, entvölkerte sie Europa, drang bis an den Pol, kehrte dann auf ihrem Wege wieder um, und raffte in den Ländern, die sie durchlief, zwey Drittheile der Einwohner hin. Die Vorboten dieser Geißel waren schreckliche Erdbeben, welche ganze Städte verschlangen.

Unter eben dieser Regierung sah man zwey ausserordentliche Frauen, welche die berufene **Johanna von Arc** angekündigt zu haben scheinen. **Philipp** hatte **Karln von Blois** gegen den **Grafen von Montfort** in Schutz genommen; er hatte sich des letztern bemächtigt, und ihn in den Thurm des Louvre einsperren lassen. Aber die Frau des Gefangenen war eine Heldinn, die ihren Mann zu beschützen und zu rächen wußte. Man kann sie mit Recht unter die Weiber zählen, die sich über ihr Geschlecht erhoben, und jene kriegerischen Tugenden bewiesen haben, welche Bewunderung erregen, und Ehrfurcht erzwingen. Die Gräfinn von **Montfort** verstand die Kunst zu fechten, ein bewaffnetes Bataillon anzugreifen, es zu durchbrechen,

ein Treffen anzuordnen, einen Platz zu behaupten und zu belagern, den Choc und die Strapazen der Schlachten auszuhalten; nicht weniger verstand sies, einen Tractat zu schließen, und ihren Feind durch Klugheit zu fesseln, nachdem sie ihn durch den Degen gebändigt hatte. Als sie ihren Gemahl in Fesseln sah, hielt sie sich nicht damit auf, unnütze Thränen zu vergießen; sie lief von einem Orte zum andern, ihren Sohn auf den Armen, und beschwor die Treue ihrer Unterthanen und Anhänger. Nach verschiednen Gefechten, an denen ihr Kopf so viel Theil hatte als ihr Arm, wurde der Graf von Montfort in Freyheit gesetzt. Welch ein schöner Augenblick für die Liebe und die Tapferkeit!

Auch **Karls von Blois** Gemahlinn war mit demselben Geist begabt, nur daß sie keine so schöne Sache zu vertheidigen hatte; sie focht gegen die Gräfinn, welcher sie es gleich that; und diese beyden Heldinnen gaben ihren Zeitgenossen Proben der seltensten Bravour und der vollkommensten Klugheit.

Philipp starb, verhaßt bey dem Volke, und verachtet von den Großen. Sein Charakter war eitel, hartnäckig und kurzsichtig; nie wußt' er, selbst nach seinen Niederlagen, den Feind, welchen er vor sich hatte, zu erkennen; er bildete sich in seiner stolzen Vermessenheit ein, über die Begebenheiten gebieten zu können; und so unruhig, mißtrauisch, argwöhnisch er von Natur war, so rechnete er doch nie auf die Ungewißheit der Begebenheiten: denn er meynte, sie wären seiner Tapferkeit, die er für Genie hielt, untergeordnet.

Er

Er verlor die Zuneigung aller, die auch seine wärmsten Freunde waren, weil er gar kein Gefühl hatte; er zwang die Menschen zur Undankbarkeit, indem er ihnen nie eine andre als harte und strenge Stirne wies. Er liebte keine Wissenschaft, keine Kunst, und erhob sich nicht einmal bis zu den Einsichten seiner Zeit. In dem berühmten Streit über die geistliche Jurisdiction wurde die Geistlichkeit im Genuß ihrer mißbrauchten Rechte geschützt; welches denn unsre Jurisprudenz, die sich zu reinigen trachtete, vollends verwirrte. Ein königlicher Advocat, Namens **Cügnieres**, hatte den Grund zu den Appellationen von unrichtigen Urtheilen gelegt, die ein sehr nützliches Bollwerk für die Erhaltung unsrer Freyheiten waren. Dieser gute Bürger machte noch viele andre patriotische Reclamationen, die aber umsonst waren.

Da der Papst **Johannes** XXII die speculative Meynung vorgetragen hatte, daß die Seelen der Seligen des Anschauens Gottes nicht eher als nach der Auferstehung genießen würden, so wurde diese Lehre in Frankreich als eine Ketzerey verdammt. **Philipp** (so groß war sein Religionseifer,) schrieb noch an demselben Tage an den Papst, er solle wiederrufen, wo nicht, so **würd' er ihn verbrennen** lassen; eine seltsame Drohung gegen das Haupt der Christenheit!

Man sieht aus **Johanns** XXII Stillschweigen, daß dieser Papst nicht den unbändig wilden und übermüthigen Charakter des berüchtigten **Hildebrand** hatte; er ließ sichs, um sich wegen dieses

verwegenen Briefes zu rächen, nicht einfallen, den König in den Bann zu thun, seine Unterthanen von dem Eide der Treue loszusprechen, und die ehrsüchtigen Fürsten Europens gegen ihn in Harnisch zu jagen. Vielleicht war auch diese Zurückhaltung des Papsts weniger Schwäche, als Klugheit: die Zeiten hatten sich geändert, der menschliche Verstand klärte sich allmälig auf, eine weise Politik fieng an, zwischen dem Thron und dem Priesterthum Schranken zu setzen; und es wäre sehr gefährlich für einen Papst gewesen, diese Schranken durchbrechen zu wollen, hätt' er auch das Genie eines **Hildebrand** geerbt.

Eduard nannte **Philippen** spottweise den Urheber des salischen Gesetzes, weil er sich alles **Salz** *) zueignete, welches in seinem Reich gemacht wurde, und es dann zu einem beliebigen Preise verkaufte. Diese Auflage, welche nach und nach höher stieg, erregte in der Folge häufiges Murren; es scheint, daß sie mehr abwerfen würde, wenn sie gemäßigter wäre, und daß sich dabey der Vortheil des Regenten und der zahllosen Consumenten vollkommen vereinigen ließe. Das Salz, das für Menschen und Vieh so nothwendige Product, ist die größte Wohlthat, welche die Natur Frankreich erwiesen hat.

Die Acquisition des Dauphine' kostete ihn nur eine große Pension und 40000 Thaler baares Geld.

Der

*) Ein Wortspiel, weil Sal im Lateinischen Salz bedeutet.

Der Verkäufer, ein am Geist und Körper schwacher Fürst, war der Welt überdrüßig, weil er an dem Tode seines einzigen Sohns, den er aus einem Fenster herabfallen ließ, Schuld war; er ward ein Jacobinermönch, und überlieferte diese schöne Provinz auf die Bedingung, daß der älteste französische Prinz künftig immer das Wapen des Dauphine' und den Titel **Dauphin** führen sollte. Er wollte dadurch seinen Schmerz und den Namen seines verlornen Sohns verewigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde Avignon von der Königinn von Neapel, **Johanna von Anjou**, die noch nicht majorenn war, und, da sie ihren Gemahl erdrosselt hatte, allenthalben Ressourcen und Zuflucht suchte, dem Papst für 80000 Franken verkauft.

So unglücklich die Regierung **Philipps von Valois** gewesen war, so schien doch die Schande der folgenden Regierung sein Andenken wieder in Ehren zu setzen.

Johann II.

Er hatte vierzig Jahre, als er zur Krone gelangte; das Alter der Mäßigung und Erfahrung: allein er war darum weder geschickter zur Regierung, noch weniger gewaltsam in seinen Entwürfen, noch weniger widerspenstig, sich rathen zu lassen. Man sah in seinem Verhalten nichts von Weisheit, nichts von Vorsicht, nichts von Scharf-

sinn und Unterscheidungskraft. Er war tapfer in Gefechten, wußte sein Leben zu verachten; und das ist alles, was sich von ihm rühmen läßt.

Er fieng seine Regierung mit einem Morde an; der Connetable, **Ralph von Brienne**, Graf von Eu, wurde in seiner Gegenwart, ohne daß ihm der Proceß gemacht war, enthauptet, und er verschenkte seine Güter an niederträchtige Günstlinge, die Mitschuldigen seiner Grausamkeit.

Karl de la Cerda erhielt den Connetabledegen, und **Johann von Artois** die Grafschaft **Eu**. Dieser schreckliche Mißbrauch der höchsten Gewalt brachte die großen Herren auf; sie sahen, daß sie sich gegen eine despotische und blutdürstige Macht vereinigen, und die Gewaltthätigkeiten, von denen sie alle bedroht wurden, von sich abwehren müßten.

Den Tod des Connetable kann man als die Quelle aller der besondern Empörungen betrachten, welche bald das Reich zerrütteten; so gefährlich ists für einen Souverain, das Beyspiel der Ungerechtigkeit und Treulosigkeit zu geben! **Johann** war so unbegreiflich verblendet, daß die politischen Fehler seines Vaters ihn nicht klüger machten; er begieng noch größere als er.

Die Herren, schon durch den Verlust ihrer Privilegien erbittert, suchten ein Oberhaupt, das ihnen mächtigen Beystand leisten könnte, und fanden es in **Karl I**, König von Navarra. **Er hatte, sagt Mezeray, alle guten Eigenschaften, die ein schlechter Charakter verderblich macht:**

macht: Verstand, Beredtsamkeit, Geschicklichkeit, Kühnheit und Freygebigkeit. Er war der älteste Sohn Philipps, Grafen von Evreux, und der Johanna, Königinn von Navarra, der einzigen Tochter Ludewigs X.

Man konnte keinen gefährlichern Menschen wählen, keinen, der geschickter gewesen wäre, dem König Troß zu bieten, und ihn an Verwegenheit und Bosheit zu übertreffen. Er foderte den König auf, den unwürdigen Günstling zu strafen, welcher durch ein Verbrechen zur Connetablewürde gelangt war; er wußte wohl, daß der König dies nicht thun würde, und da er es also abschlug, ließ er den Connetable ermorden, und ließ darauf ein Manifest an alle großen Herren und die Städte des Reichs ergehen, worin er erklärte, er habe dies zum Besten des Staats gethan, und sie bat, immer gemeine Sache mit ihm zu machen, um den König zu nöthigen, daß er den Gesetzen und der Billigkeit gemäß regiere.

Dieser furchtbare Feind des Throns, so grausam als kühn, handelte nicht für sich allein, noch aufs Gerathewohl. Der Adel sah ihn mit geheimer Freude die Fahne der Empörung aufstecken, und diese gewaltsame und gefährliche Rolle über sich nehmen; er begünstigte seine verwegnen Beschwerden, ohne gleichwohl seine Frevelthaten zu entschuldigen. Das unermüdliche Mobil einer verborgenen Verschwörung hatte Karl sogar, den Erben des Throns, den Dauphin und nachmaligen König Karl V, zu gewinnen und auf seine Seite zu ziehen gewußt.

Johann aber brachte seinen Sohn leicht wieder zurück, dessen Herz der Tugend nicht verschlossen war; er bediente sich der genauen Verbindung zwischen diesen beyden Prinzen, um seinen Feind in eine Falle zu locken, worin dieser, so listig er war, sich fangen ließ.

Er wurde zu öffentlichen Lustbarkeiten eingeladen, wobey man sich seiner bemächtigte, und ihn gefangen setzte; Johann aber machte sich das barbarische Vergnügen, viere seiner Freunde, unter andern auch den Grafen von Harcourt, hinrichten zu lassen, und seine grausamen Augen an ihrem Tode zu weiden. Diese tyrannische Handlung entschied die Empörung, welche bisher noch, aus Furcht oder Vorsicht, im Dunkeln schlich. Sie ermangelte nicht, den Krieg zwischen Frankreich und England aufs neue anzufachen. Der Bruder des Königs von Navarra, alle Freunde seines Hauses, die Verwandten der Edelleute, die man hingerichtet hatte, alle endlich, die sich vor dem Beil des Despotismus fürchteten, rückten ins Feld, suchten Hülfe bey der Normandie, riefen den König von England herein, und überlieferten ihm einige Plätze, um ihn zu nöthigen, den Waffenstillstand, welchen er mit dem König von Frankreich geschlossen hatte, zu brechen.

Die Factionen des Königs von Navarra triumphirten; hatten gleich nicht alle Städte sich empört, so war doch wenigstens die Empörung der Gemüther allgemein, und die blutige Schlacht bey Poitiers sollte bald den Monarchen lehren, daß sein

unüber-

unüberlegtes Verhalten, und sein wütender Ungestüm, seine Macht und seinen Charakter erniedrigt und verächtlich gemacht hatte.

Er hatte die friedlichen Anträge des Prinzen von Wallis verworfen, desselben, welcher zehn Jahre vorher, noch sehr jung, in der berühmten Schlacht bey Crecy so großen Ruhm erfochten hatte, und dessen Charakter die seltensten Tugenden verband. In dieser zweyten, für Fankreich so unglücklichen Schlacht hatte er nur 8000 Mann gegen ein Heer von 80000; er war, nicht weit von Poitiers, in einen sehr engen Ort eingeschlossen, wo man ihn ohne Schwerdtesschlag zwingen konnte, entweder sich zu ergeben, oder vor Hunger umzukommen.

Johann, welcher den Sieg für ganz unfehlbar hielt, war so ungeduldig, daß er nicht einmal Kriegsrath darüber hielt, wie die Schlachtordnung einzurichten sey. Er that den Angriff, und zwar mit so großer Unbesonnenheit und Uebereilung, und so unglücklichem Erfolge, daß die kleine Armee des Prinzen von Wallis das große königliche Heer gänzlich schlug, und den ungeschickten Anführer zum Gefangenen machte.

Als man sich der Person des Königs bemächtigte, wollte jeder die Ehre dieser wichtigen Beute haben; man riß sich, schlug sich um ihn, und mitten unter diesen rauhen Schlägereyen der Soldaten hätte Johann beynahe sein Leben verloren. Der Staat wäre wirklich weniger übel dran gewesen, wäre der König rühmlich auf dem Schlachtfelde

felde umgekommen; denn jetzt verfiel er in die beklagenswürdigste Anarchie durch die Gefangenschaft eines einzigen Mannes, dessen Untüchtigkeit übrigens bekannt genug war.

Der junge Sieger machte einen bescheidnen Gebrauch von seinem Glück. Ungefähr in dem Alter der Alexander und Scipione, bewies er dieselben Tugenden ohne Prunk. Er sorgte für die Verwundeten mit aller Menschlichkeit, welche seitdem die gesittetsten Zeiten ausgezeichnet hat; ein seltsamer Contrast mit der Wut des Krieges, der aber dem Philosophen die Hoffnung oder den Traum läßt, daß sie einst ganz von der Erde verschwinden werde. Er tröstete seinen Gefangenen, lobte seine Tapferkeit, und begegnete ihm mit so vieler Achtung als Ehrerbietung.

Die kleine siegreiche Armee, um mehr als 1000 Mann vermindert, von Strapazen entkräftet, mit Beute überladen, führte den König Johann nach Bordeaux. Woher kams, daß die französischen Truppen, noch dreymal stärker an Zahl, sich nicht wieder sammelten, um sie anzugreifen? Woher kams, daß die vielen Städte und Flecken auf ihrem Wege den König herdurchziehen liessen, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihn aus ihren Händen zu befreyen? Daher, weil seine Person nur noch Gleichgültigkeit einflößte, die immer nahe an Verachtung gränzt, und weil die Bravour der Engländer die Ueberwundenen wirklich verblendete.

Von Bordeaux wurd' er nach London gebracht, wo man ihn einen prächtigen Einzug halten ließ.

Er

Er saß auf einem weissen Roß, dem Zeichen der Souverainetät, und ritt zur Rechtn, unterdeß sein Ueberwinder, auf einem kleinen schwarzen Rappen, ihm zur Bedeckung zu dienen schien. Allein je größer diese Ehren waren, desto mehr mußt' er sich gedemüthigt fühlen.

Frankreich war in einer so großen Zerrüttung, daß es, wenn die Engländer, statt den Vorschlägen, die man ihnen that, Gehör zu geben, ihre Eroberungen eifrig verfolgt hätten, in Gefahr gewesen wäre, unter ihre Herrschaft zu fallen. Der Nationalhaß schien in diesem Falle erkaltet zu seyn, so sehr hatten der Prinz von Wallis und die Engländer ihre Personen und Waffen ehrwürdig und glorreich gemacht! Man bewunderte gleich sehr die Energie ihres Charakters und den Edelmuth ihres Verfahrens. Der König von England nahm den Schein für die Sache selbst, und ganz stolz, daß er oft öffentlich mit zwey gefangenen Königen speiste, dem König von Frankreich zur Rechten, und dem König von Schottland zur Linken, willigte er thörichter Weise in einen Waffenstillstand.

Unterdeß war der König von Navarra aus seinem Gefängniß entwischt; er zeigte aufs neue sein hitziges, auf politische Unruhen erpichtes Genie, und füllte das Königreich mit Factionen. Der Dauphin war zum Statthalter des Reichs gesetzt; aber der Navarrer herrschte mitten unter den versammelten Ständen, und seine Anhänger, welche die Uebergewalt seines Charakters sahen, wuchsen täglich an, und fühlten sich dreist genug, alles zu

wagen.

wagen. Man sah ihn das Volk versammeln, und von einer Art von Schaubühne herab, mit vielem Nachdruck und Ungestüm Reden an dasselbe halten. Er beklagte sich über die Ungerechtigkeit und Härte seiner Gefangenschaft; schilderte mit gehässigen und zuweilen treffenden Zügen den Dauphin und seine Minister. Sein Auditorium, welches aus mehr als 20000 Seelen bestand, wurde durch seine Beredtsamkeit, seine Action, seinen edlen und entschlossenen Anstand bewegt. Zu Rouen ließ er den vier Herren, welche auf Johannes Befehl enthauptet waren, eine Leichenfeyer halten. Auf einem erhabnen Gerüste hielt er ihnen eine Schutz- und Trauerrede in Gegenwart des Volks, und als er von dieser tyrannischen Hinrichtung sprach, riß er alle Gemüther zur Wehmuth, Erbitterung und Rachbegier hin. Dieß war das erstemal, daß die politische Beredtsamkeit mitten unter der Nation auftrat, und vor ihrem Tribunal plaidirte. Aber Karls seltene Talente wurden durch seine verkehrten und blutdürstigen Absichten befleckt.

Dreymal wurden die Stände der Nation versammelt; aber der Dauphin war in diesen Versammlungen so wenig Herr, daß man darin den Ministern des Königs seines Vaters den Proceß machte. Man muß gestehen, daß sies durch ihre öffentlichen Schindereyen und ihre Privatgewaltthätigkeiten verdient hatten.

Wenn der Dauphin es dahin brachte, zum Regenten erklärt zu werden, so geschah es doch nur auf die Bedingung, daß er nichts Wichtiges, ohne

Zuzie-

Zuziehung der sechs und dreyssig Personen, die man ihm zum geheimen Rath gegeben hatte, vornehmen sollte. Das Unglück der vorhergehenden Regierungen schien diese Vorsicht nöthig zu machen; und den Geist und die Entschlossenheit des Dauphins kannte man noch nicht.

Versetzt man sich in diese Epoche, so muß man gestehen, daß er das größte Mißtrauen einflössen mußte: er hatte den König von Navarra unter der Maske der Freundschaft verrathen; hatte in der Schlacht bey Poitiers die Flucht ergriffen und seinen Vater im Stiche gelassen. Einen nicht weniger großen Fehler begieng er darin, daß er zu der Verfälschung der Münzen seine Zuflucht nahm. Ohne Zweifel sah er sich durch die Umstände dazu gezwungen; so schimpflich dieß Mittel war, so war es darum nicht weniger lucratif: aber seine aufrührischen Bedienten, welche der König von Navarra lenkte, le Coq, der Bischof von Laon, und Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft, ergriffen diesen Vorwand, um dem Dauphin alle Unordnungen aufzubürden, und den Untergang des Staats anzukündigen, wenn ihnen nicht abgeholfen würde; an der Spitze des aufgehetzten und wütenden Pöbels liefen sie sogar zum Palast des Dauphin, drangen hinein, und ermordeten den Marschal der Normandie und den von Champagne am Fuß seines Bettes. Ihr Blut spritzte auf die Kleider des Prinzen; er bezeugte darüber einiges Schrecken; Marcel aber sagte ihm, es sey nicht auf seine Person abgesehen, und warf ihm eine halb ro-

the und halb blaue Kappe zu. Diese Kappe war das Unterscheidungszeichen der Parthey, welches allein vor der Rachgier des Volks schützte.

Unterdessen kam der König von Navarra, wohl escortirt, nach Paris, und ließ unter Trompetenschall bekannt machen, daß er noch einmal, und zwar auf dem eingeschlossenen Platze, wo die Schaugefechte angestellt wurden, eine Rede ans Volk halten wollte; man lief haufenweise hin. Er erschien, und behauptete in dieser öffentlichen Rede, er habe mehr Recht auf die Krone, als der König, der sie trug, und als der Engländer, welcher Anspruch darauf machte. Er bezauberte die Pariser durch das Edle und Einnehmende seines Vortrags, und dem zufolge erlaubte sich der Redner, das Idol des Volks, von Zeit zu Zeit Ausübungen der höchsten Gewalt.

Der Dauphin, welcher vier und zwanzig Stunden nachher auf dem Marktplatz auch eine Rede hielt, hatte nicht gleiches Glück; er wußte weder dem großen Haufen angemessen zu reden, noch seine Liebe zu gewinnen; es fehlte ihm an Karls Naturgaben, an seiner Rednersprache, seiner zuversichtlichen Dreistigkeit, und die Vergleichung, die man zwischen beyden anstellte, zog ihm nur Hohn und Verspottung zu.

Er sah sich genöthigt, die Ehre der vier enthaupteten Herren wieder herzustellen; gezwungen sich zu verstellen: bewilligte und versprach er alles, was man verlangte; aber insgeheim versicherte er sich der Hülfe des Adels, der immer bereit war,

besondre Tractaten mit den Königen, oder ihren Repräsentanten, zu schliessen, weil er dabey wieder gewann, was er verloren hatte. Der Dauphin verließ klüglich die Hauptstadt, wo **Karls** Faction ihm einen schlimmen Streich hätte spielen können, und nachdem er Champagne, Vermandois und einige andre Provinzen durchzogen hatte, hielt er eine Generalversammlung der Stände zu Compiegne.

Man bewilligte ihm endlich Truppen und Geld. Er brachte an 30000 Mann zu Fuß, und 3000 Reuter zusammen. Von diesem Augenblick an wurde sein schwacher und furchtsamer Anhang zu Paris größer, und da **Marcel** das Haupt der Aufrührer gerade zu rechter Zeit durch den **Simon Maillard** ermordet war, so wurde seine Verrätherey in ihr ganzes Licht gesetzt. Dies sonnenklare Gemälde gab dem Volk, welches schon im Begriff war, sich für den König von Navarra zu erklären, mit einemmal, wie es ihm gewöhnlich zu gehen pflegt, einen ganz entgegengesetzten Stoß, wobey seine Wut nicht geringer war wie vorher.

Was that nun **Karl**? Dieser so tief geschmeidige und gefährliche Mann bot jetzt auf einmal dem Dauphin selbst den Frieden an; und diese plötzliche Veränderung setzte nur diejenigen in Erstaunen, die den Charakter des Navarrers nicht kannten, der eben so leicht seine Treue brach, als er den Meineid verschwendete. Die Nothwendigkeit eines Stillstandes oder verstellten Friedens für den Dauphin machte, daß er alles eingieng, zu einer Zeit, da der

König von England Frankreich hätte erobern können.

Unterdeß wurde der König **Johann** seiner Gefangenschaft überdrüssig, und um sich daraus zu befreyen, wollt' er den Engländern die Normandie, Xaintonge, Poitou, Guyenne, Maine, Anjou, Touraine, Aunis, Perigord, Limousin, Ponthieu, Bolonnois mit aller Landeshoheit abtreten, und noch überdem 4 Millionen Goldkronen bezahlen. Die Stände und der Dauphin selbst weigerten sich, so niederträchtige Versprechungen zu ratificiren; und welchen Namen soll man einem König geben, der, um nicht mehr die Luft von London zu athmen, in eine gänzliche Erniedrigung der Monarchie und in den Raub seiner besten Provinzen willigte?

Aufgebracht, daß man in Frankreich den schimpflichen Tractat nicht unterschreiben wollte, welchen **Johann** zu London zu unterzeichnen sich nicht geschämt hatte, verheerte **Eduard** verschiedne Provinzen; zum Glück fielen sie wenigstens nicht in seine Hände, und die nachfolgenden Begebenheiten retteten das Vaterland von dem schrecklichsten Unglück, der Gefahr, erobert, und zwar durch die Engländer erobert zu werden.

Der Friede zu Bretigny war also ein sehr wichtiger Vortheil für Frankreich, und so viel werth, als ein Sieg, wenn man bedenkt, was für harte und demüthigende Bedingungen der Engländer anfangs auf die Freyheit des Monarchen gesetzt hatte.

Man

Man bracht' ihn mit großem Pomp nach Calais, wo er mit den Geiseln ausgewechselt wurde.

Mitten unter so vielen Widerwärtigkeiten trug das Vaterland in sich selbst ein verderbliches Ferment, welches nothwendig den alten Charakter der Nation zu Grunde richten mußte. Der Luxus (denn alles ist relatif,) hatte gefährliche Progressen bey einem Volke gemacht, welches dem Kriegshandwerk ergeben war, und den Handel, so zu sagen, nicht kannte. Man sollte sagen, der Luxus treibe seine Ausschweifungen am liebsten in Zeiten des größten Elendes. Man sah die prächtigsten Gastereyen in den Städten, unterdeß die Felder wüste lagen; und jene berüchtigten Kappen der Verbündeten waren mit Gold, Spitzen und Stickwerk verbrämt.

Der Adel hatte seine Territorialreichthümer durch seine Reisen nach dem gelobten Lande verloren; er hatte seine Güter verkauft, um sich durch die Saracenen niedersäbeln zu lassen; es blieb ihm, so zu sagen, nichts übrig, als der Mittelpunkt seiner Besitzungen, das alte Schloß, die Burg, und ihre mit Zinnen ausgekerbten Thürme mit dem Zubehör. Die Edelleute wurden, von Beschützern, Freunden, Vertheidigern der Bewohner des Landes, wie vormals, da diese nur noch Pachter waren, jetzt Schinder und Tyrannen, da sie große Stücke ihrer zertheilten Güter im Besitz der Bauern sahen. Sie verabscheueten sie nun als Eigenthümer des Ihrigen, verfolgten sie wie Feinde, suchten ihre Ehre darin, einen unaufhörlichen und ungerech-

ten Krieg gegen sie zu führen. Sie knirschten beym Anblick der Contracte ihrer Vorfahren, die sie der Uebereilung und Verblendung beschuldigten, und da sie dieselben nicht annulliren konnten, mißbrauchten sie der Gewalt, die ihnen übrig blieb, um die Landbauer zu unterdrücken, die sie gern in ihren alten Stand zurückgeworfen hätten. Es giebt keine Art von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, die sie nicht ausübten; und täglich zogen sie mißbräuchliche und vergessene Rechte wieder hervor. Sie schmiedeten falsche Documente, und behaupteten dieselben mit einer sinnreichen, von Gewaltthätigkeit begleiteten Treulosigkeit. Die Bauern waren jetzt schlimmer daran, als da sie noch unter dem Joch der Sklaverey arbeiteten. Diese armen Leute, geschlagen, geplündert, verfolgt, wie wilde Thiere, sahen sich meist immer genöthigt, der Habsucht und Gewalt nachzugeben. Der Uebergang zur Freyheit kam dieser unglücklichen Generation theuer zu stehen; der Bauer mußte die ungerechtesten Vergleiche eingehen, um das Stück Land, welches er gekauft und bezahlt hatte, zu behalten. Der junge geldgierige Erbe stieß, mit Schmähungen im Munde, und mit dem Prügel in der Hand, das wieder um, was der alte Herr unterzeichnet hatte. Die Ungerechtigkeit dieser kleinen Herren reichte sich wechselsweise die Hand. Die Gesetze waren für die Bauern gleichsam noch nicht vorhanden, und diese schändlichen Tyranneyen nahmen daher kein Ende.

Da die Landleute in Beauvoisis an einem Festtage versammelt waren, und sich über ihr Unglück unterredten, trat einer von ihnen auf, und sagte: an allem dem öffentlichen Elende sey nichts anders Schuld, als der Hochmuth und die Härte des Adels; er sey von seiner alten Großmuth ganz abgeartet, habe weder Muth noch Kräfte mehr, als wenns darauf ankäme, die Bauern zu mißhandeln, und es würde daher wohl gethan seyn, alle Edelleute auszurotten, um die unglücklichen Landleute von ihrer übermüthigen Unterdrückung zu befreyen.

Dieser Vorschlag fand Beyfall, und sie bewaffneten sich also mit dem ersten dem besten, was ihnen in die Hände fiel; das erste Opfer ihrer Wut war der Herr des Orts. Sie belagerten ihn, schändeten seine Frau und Tochter vor seinen Augen, plünderten und verbrannten sein Schloß. Der benachbarte Edelmann wurde an einen Bratspieß gesteckt, und man zwang seine Frau, von seinem Fleisch zu essen. Diese entsetzliche Rache zeugte von der Größe ihrer Verzweiflung; sie wollten es, sagten sie, nicht besser machen, als mans mit ihnen gemacht. Ihre Anzahl wuchs so schnell, daß ihrer in einigen Tagen schon an 40000 zusammen waren. Sie wählten einen aus ihrem Mittel zum Oberhaupt, welchen sie Jacques Bonhomme nannten, weil die Edelleute, wenn sie den Bauer plünderten, ihn noch spottweise le Bonhomme Jacques nannten.

Der Adel verband sich gegen diese Wütenden, und der Herr von Coucy hieb ihrer 20000, ein andrer 7000 nieder; die übrigen verfolgte man, und dieser Haufe, welcher keine andre Waffen hatte, als seine Wut, wurde ohne Mühe durch Leute ausgerottet, die mit ihrem Panzer bedeckt waren, auf dem Streitroß saßen, und die Lanze im Panzerringe trugen.

Die Wurzel des Hasses aber blieb in dem Herzen der Landleute verborgen; diese Leute, die unter der Lehnsregierung ihre Herren segneten, verehrten, liebten, weil ihre Macht sie beschützte, und ihnen nichts, als einen rechtmässigen Zins von ihrem Ackerbau auflegte. Alles war jetzt verändert, und zwar zum Unglück des zahlreichsten Theils der Nation. Diese Halbfreyheit, schlimmer als die Sklaverey, setzte sie allen Hieben der Gewaltthätigkeit aus; und es gehörten Jahrhunderte dazu, ihre Freylassung in eine wahre Wohlthat zu verwandeln.

Wer sollt' es glauben, daß der König Johann nach seiner Rückkehr in Frankreich, statt sich durch seine Widerwärtigkeiten belehren zu lassen, und darauf zu studieren, wie er dem Elende, welches seine Gefangenschaft über Frankreich gebracht, abhelfen könnte, sich, auf Bitten des Königs von Cypern, einen Kreuzzug in den Kopf setzte, und sich mit dem Kreuz bezeichnete, um Aegypten zu bekriegen?

Dieser unglaubliche Wahnsinn, welchen die stärksten Gegenvorstellungen nicht heilen konnten, bewog ihn sogar, eine Reise nach England zu machen,

chen, in der Absicht, **Eduarden** zu überreden, daß er sich mit ihm zu diesem Kreuzzuge verbinden möchte. Andre sagen, er habe einen andern Bewegungsgrund gehabt, nämlich die Liebe, die er während seiner Gefangenschaft zur Gräfinn von Salisbury gefaßt hatte. Der Bewegungsgrund, welchen man ihm leihet, einen seiner Söhne, der als Geisel entwischt war, zu ersetzen, ist ungereimt und erdichtet; er konnte ja seinen Sohn gutwillig oder mit Gewalt übers Meer zurückschicken, und so seine Unbesonnenheit gut machen, ohne selbst eine noch größere zu begehen.

Er war nicht lange zu London; denn er starb daselbst nach zwey Monaten. Sein Leichnam wurde nach St. Denis gebracht. Die Fürsten können auf seinem Grabe lesen, was der Mangel an Regelmäßigkeit und Vorsicht nach sich zieht.

Die Auflage auf das Salz, welche man die Gabelle nennt, nahm unter **Philipp dem Schönen** ihren Anfang. **Philipp von Valois** errichtete die Salzböden, und befahl, daß jedermann von diesen, und sonst nirgend, sein Salz kaufen sollte. Der König **Johann** führte die **Aides** oder die Auflagen auf Kaufmannswaaren und Getränke ein. Wir werden sehen, daß **Karl VII** die **Taille** (eine Vermögensteuer) festsetzte, und **Ludewig XI** sie ansehnlich erhöhete. Vormals subsistirten unsre Könige von ihren Domainen und einigen zufälligen Einnahmen. **Philipp August** war der erste, welcher Taxen auflegte, bey Gelegenheit der Kreuzzüge. Es wär' ein interessantes Kapitel, die Ge-

schichte der Subsidien und Auflagen; man kann es aber ersetzen, wenn man aufmerksam die Epochen bemerkt, wo die Genehmigung des Volks, und der Wille der versammelten Stände, die Hebung derselben zu verordnen aufhörte.

Eine merkwürdige Veränderung in der Staatsverwaltung schreibt sich von dieser unglücklichen Regierung her; in der allgemeinen Verwirrung entstand ein durchaus neues Recht. Bisher wars nicht der Monarch, welcher die Auflagen bestimmte; die Stände bewilligten ihm dieselben nach Verhältniß der öffentlichen Bedürfnisse; das Geld wurde von Bedienten, welche sie ernannten, gehoben und ausgegeben. Daher der Name der Elus (Erwählten), welche noch vorhanden sind. In den gefährlichen Kriegen aber, da die Engländer dem Vaterlande den gänzlichen Untergang drohten, wurden die Bedürfnisse so groß, daß man sie nicht in Muße berechnen konnte. Man machte also Auflagen, die man als kurzwährend ankündigte. Die Versammlung der Stände wurde seltner; heftete ihre Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände, und die Berathschlagungen, welche nothwendiger Weise tumultuarisch wurden, weil sie den wesentlichen Gegenstand hintan setzten, verloren ihre Kraft. Die Gewalt, Auflagen zu machen, ward unvermerkt dem Monarchen allein zu Theil.

Man sieht nicht ohne Betrübniß die Unzulänglichkeit dieser Stände in den gewaltsamsten Krisen des Vaterlandes; sie wußten seinen Uebeln nicht abzuhelfen, ungeachtet die Nation sehr tapfer war.

Diese

Diese majestätischen Versammlungen, denen es an den alltäglichsten politischen Einsichten fehlte, muthmaßten nicht einmal die Gesetze, welche die verschiednen Stände verbinden, und sie in einem glücklichen Gleichgewicht erhalten müßten. Diese tiefe und verderbliche Unwissenheit verhinderte das viele Gute, welches sie hätten verbreiten können, und dessen andre Reiche genossen haben. Indeß verhüteten sie doch eine noch größere Unordnung, und ihre Hülfe kam zuweilen zu rechter Zeit; allein sie thaten der Nation bey weitem nicht so viel Gutes, als sie von ihnen zu erwarten berechtigt war.

Der Bürgerstand bewies immer mehr Eifer, als die beyden andern; er war der verachtete Theil: aber er sah auf das allgemeine Interesse; und da er erst vor kurzem frey geworden war, hatt' er einen klärern und richtigern Begriff von den Pflichten des Bürgers. Die andern beschäftigten sich bloß mit ihren respectiven Ansprüchen. Wars Genie der Nation, oder Unglück der Zeit, was der Weisheit, der Entschlossenheit, der Ruhmbegierde und der Freyheitsliebe den Zutritt in diese erhabnen Versammlungen versagte?

Karl V, mit dem Zunamen der Weise.

Endlich sehen wir hier einmal einen Mann von Kopf, einen Weisen, einen Wiederhersteller; ohne ihn wäre die Monarchie gefallen, und das Kö-

nigreich unvermeidlich dem Joch der Engländer unterworfen worden; und an dem Rande dieses Abgrundes sah eben jener **Eduard**, jener furchtbare Sieger bey Poitiers, ungeachtet **Karl von Navarra** mit allen seinen Intriguen und Kräften ihm beystand, sich in weniger als sechs Campagnen eben die Provinzen wieder wegnehmen, deren Eroberung ihn zwanzig Jahre mühsamer Arbeit gekostet hatte.

Alle unsre Könige, als Häupter eines kriegerischen Volks, waren Krieger, und wohnten persönlich den Schlachten bey. **Karl** rettete den Staat durch seine Klugheit, nicht durch seinen Degen. Er ersetzte durch seine höhern Einsichten jene Bravour, die seinen Vorfahren eigen war. Er sah, daß es nöthiger sey, mit dem Kopf als mit dem Arm zu arbeiten. Er erinnerte sich des Treffens bey Poitiers; und da er Muth genug hatte, sich selbst zu richten, so erkannt' er, daß er zum Kriege nur mässige Talente hätte, und führte denselben also durch seine Brüder und Officiere. Die überdachten Befehle, die er voller Thätigkeit in seinem Cabinet entwarf, wirkten Siege, die den größten Helden hätten verewigen können. Ueberdem machte seine schwächliche Gesundheit, seine zärtliche Constitution, ihn zu Feldzügen ungeschickt.

Seine kluge Langsamkeit, und seine wohlüberlegten und verabredeten Maßnehmungen entrissen unsern stolzen Nebenbuhlern jene Reihe von Siegen und glücklichen Begebenheiten, welche sie stolz machten, ungeachtet sie dieselben bloß dem Ungestüm

stüm unsrer mehr hitzigen als überlegten Tapferkeit verdankten.

In seiner Jugend hatt' er sich genöthigt gesehen, zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen; auf dem Thron ward er klug ohne Arglist, politisch ohne Falschheit, standhaft ohne Hartnäckigkeit. Sein sorgfältiger und aufmerksamer Blick umfaßte die geheimnißvollesten Maaßnehmungen seiner Nachbarn, und die besondern Bedürfnisse seines Staats, der an gefährlichen Convulsionen krank lag. Er hatte sich eine tiefe Kenntniß der Menschen erworben, und, was noch seltner ist, er wußte von ihren Talenten Gebrauch zu machen. Nie übereilt in irgend einer Handlung, war er lebhaft, so oft die Umstände es erfoderten. So unbesonnen der Vater in seiner Rachgier war, so sehr war der Sohn Herr über seinen Zorn.

Gleich anfangs brach der Krieg mit dem König von Navarra wieder aus; dieser wagt' es, seine Ansprüche auf Brie und Champagne wieder zu erneuern, wurde aber asobald dafür bestraft. **Bertrand du Guesclin**, der rechte Arm des Monarchen, schlug und demüthigte ihn. Schon seit dreyssig Jahren hatten die Franzosen das Siegen verlernt; jetzt aber fühlten sie sich zum Ruhm der Waffen wieder aufleben.

Dieses Wiederaufleben verdankte man vornehmlich dem braven du Guesclin, dessen Name allein die Engländer zittern machte, die, wie **Mezeray** sagt, **ihn nicht anders mehr anzusehen wag-**

wagten, als durch die Scharten ihrer Mauern.

Die Marine wurde bey Gelegenheit des Krieges mit England ansehnlicher, als sie noch nicht gewesen war. In den nachfolgenden Regierungen wurde sie sehr vernachlässigt; unter dem Ministerio des Cardinals von Richelieu wieder hergestellt, sah man sie hinter einander aufleben und sterben.

Wir wollen nicht verheelen, daß verschiedne der Kriege, die **Karl** unternahm, im Grunde wohl unnöthig seyn mochten; allein es befand sich im Staat ein Principium von Zerstörung, eine Geissel, grausamer als der Krieg selbst. Dies war der Militärkörper, welchen man noch nicht im Zaum zu halten verstand. So bald er Frieden hatte, verzehrte er seine Mitbürger. Man hatte die Gewohnheit, ihn abzudanken, wenn der Feldzug zu Ende war; alsdann theilt' er sich in verschiedne Banden, und die Soldaten setzten ihr Metier fort, indem sie diejenigen ausplünderten, welche sie eben beschützt hatten. Sie wollten nicht zum Landbau zurückkehren, und verschmähten die Pflugschaar, nachdem sie den Degen geführt hatten; sie hiengen sich an ihren Befehlshaber, der, weil er keinen Sold mehr bekam, sich an ihre Spitze stellte. Diese Banden waren unter dem Namen der **großen Compagnien bekannt.** Sie hatten eine Verbindung gemacht, die fürchterlicher und gefährlicher war, als alle die der Feinde; kurz, man sah sich von einem viel schrecklichern Unglück bedroht, als das ist, welches aus bürgerlichen Kriegen entspringt.

Das

Das Uebel wuchs immer mehr an; die Politik gebot also **Karln**, die undisciplinirte Tapferkeit seiner Soldaten, die in Straßenräuberey ausartete, anderswo zu gebrauchen, und sie fern vom Vaterlande zu beschäftigen, aus Furcht, daß sie sonst die Felder, welche sie geboren werden gesehen hatten, vollends verwüsten möchten. **Du Guesclin**, welcher von der den Kriegern gewöhnlichen Raubsucht nicht frey war, wurde zuerst, an der Spitze einer Armee, nach Bretagne geschickt, um den **Karl von Blois** zu unterstützen; dann nach Castilien, dem **Don Heinrich** zu Hülfe, welcher diese Krone seinem Bruder, **Peter dem Grausamen**, streitig machte. **Karl der Weise** konnte sich also Glück wünschen, daß er zweymal Gelegenheit fand, diese **großen Compagnien** aus dem Königreich wegzuschaffen.

Du Guesclin setzte den glücklichen Bastard auf den Thron, welchen seine uneheliche Geburt von demselben ausgeschlossen hatte; da er aber nicht **Karls V** Klugheit besaß, so dankt' er die **großen Compagnien** zu früh ab; sie nahmen ihm die Krone wieder, die sie ihm aufgesetzt hatten, unbekümmert, was für eine Sache sie verfochten, wenn sie nur ihren Sold bekamen und plündern durften.

Der Prinz von Wallis, welcher **Peters** Parthey genommen hatte, in der schmeichelhaften, aber chimärischen Hoffnung, nachdem er Frankreich überwunden, sich Spanien zu unterwerfen, hatte die großen Compagnien, welche der unbesonnene **Heinrich** abdankte, erkauft. **Du Guesclin** blieb

zwar

zwar diesem getreu: aber das Glück der Schlachten ist wandelbar; beyde wurden geschlagen. Du Guesclin wurde gefangen genommen, und Peter bestieg wieder den Thron.

Er belohnte den Prinzen von Wallis mit Undank, als hätt' er seine Absichten errathen; wenigstens hätt' er doch mit dem Urheber seiner Wiederherstellung temporisiren sollen; er hielt sich für sicher, weil er viel Blut vergossen hatte. Allein er genoß nicht lange seines neuen Glücks; das Volk, erbittert durch seinen Uebermuth und seine Unmenschlichkeit, rief den Don Heinrich zurück, welcher nach Frankreich gegangen war, um den König um Hülfe anzusprechen. Karl V, entschlossen, den bürgerlichen Krieg, welcher allein Frankreich Ruhe verschafft hatte, nach Spanien zurückzuschicken, bewilligte Heinrichen, was er verlangte. Du Guesclin kam aus dem Gefängniß, und zog noch einmal das Glück auf Heinrichs Seite; Peter wurde in der Schlacht bey Montiel überwunden, und bald darauf von seinem Bruder selbst in einem Gefecht, wo ihr wütender Haß sie auf einander trieb, ums Leben gebracht.

Heinrich war nicht undankbar, wie Peter gewesen war, und verband sich mit Frankreich, indem er mit einer edlen und aufrichtigen Erkenntlichkeit alles gestand, was er seinem König schuldig sey; und, als der Krieg mit den Engländern wieder ausbrach, erklärt' er sich frey und öffentlich wider sie, ohne zu den Listen, Vorwänden und Zögerungen

des

des Cabinets seine Zuflucht zu nehmen, und gab Karln V eine Armee und eine Flotte.

Karl hatte also sehr gut in der Zukunft gelesen, war den künftigen Begebenheiten zuvorgekommen, hatte gesehen, von welchem Gewicht Heinrichs Freundschaft und Bündniß in der Wage seyn würde. Er wollte nun den Schimpf des Tractats von Bretigne auswetzen, und bediente sich dazu des gewöhnlichen Mittels, daß er nämlich den Herzog von Guyenne vor das Gericht der Pairs laden ließ, wozu er als Oberlehnsherr berechtigt war; und durch diese Vorladung des Sohns kündigte er zugleich dem Vater den Krieg an. Es war Politik und nicht Stolz, was ihm zu dieser unter seinen Vorgängern bloß großprahlerischen und eiteln Handlung rieth.

Eduard war nicht mehr jener thätige, feurige, furchtbare Held, der er in seiner Jugend gewesen war; er war ein ganz andrer König in derselben Person. Das Alter der Könige ist oft ein Nationalunglück. Eduard war mit den Jahren wollüstig, weich und weibisch geworden.

Fünf Armeen waren jetzt auf den Beinen. Karl commandirte sie nicht: aber er hatte alles vorhergesehen, alles angeordnet; er hatte die Märsche und Campements regulirt, und so den Streichen des Ungefährs vorzubauen gesucht. Er hatte Geld, Credit bey den Ausländern, enge und geheime Verbindungen mit seinen Nachbarn, Spionen selbst an Eduards Hofe; er wünschte zu siegen, aber auch das Blut der Soldaten zu schonen,

und

und seinen Triumph durch so wenig Schlachten, als möglich, zu erkaufen. Du Guesclin, welchen er zu seinem Connetable gemacht hatte, übernahm das Commando der zahlreichsten seiner Armeen.

Die französischen Waffen hatten in Guyenne den schnellesten Sieg. Alles ist im Begriff, erobert zu werden: allein der General des Prinzen von Wallis fällt durch einen geschickten und klugen Marsch unvermuthet ab, und drohet der Hauptstadt; sie ist aber befestigt, und die Engländer fodern also den König zum Treffen heraus. Man hört im Louvre den Schall ihrer Trompeten, ihre frechen und prahlerischen Drohungen: aber nichts bewegt den weisen König; er giebt weder der Eitelkeit, noch der ersten Hitze des Zorns Gehör; er bleibt ganz ruhig, und thut keinen Ausfall, weil das Unbesonnenheit gewesen wäre. Er setzt dem englischen General den Du Guesclin entgegen, welcher ihm zusetzt, ihn in die Enge treibt, ihn zum Rückzuge zwingt; und die Hauptstadt, welche voller Furcht war, erkannte bald, daß ihr König die wahre Bravour besitze, die darin besteht, die Gefahr nicht zu vergrößern. Du Guesclin verfolgt seine Vortheile, und verjagt bald die Engländer, die schon Herren von Berry waren, aus Touraine und Anjou.

Die Reihe zum Erobern war jetzt an ihm; er nahm ihnen Rouergue, Perigord und einen Theil von Limousin weg. Eben der Prinz von Wallis, welcher sonst so edel, so großmüthig war, befleckte seinen Ruhm, bey der Belagerung von Limoges,

moges, durch entsetzliche Grausamkeiten; gleich als ob es unter den Fürsten allein keine ganz reine Tugend geben sollte. Dies war auch seine letzte That. Er starb. Die Herren von Guienne, bey seinem Leben durch Hochachtung, Bewunderung und Furcht gefesselt, huldigten jetzt **Karln**, trotz aller Bemühungen **Johanns**, Herzogs von Lancaster, eines der Brüder des **Prinzen von Wallis** und seines Nachfolgers im Herzogthum Guienne.

Alles begünstigt den weisen König, und belohnt seine wohlüberlegten Arbeiten. **Don Heinrich**, sein Bundsgenoß, greift die englischen Flotten mit Glück an. **Eduard** kann nun, aus Mangel an Schiffen, nicht schnell genug Truppen nach Poitou, Guienne und Aunis abschicken; die französischen Generale finden wenig Widerstand; die so oft versuchte und so oft unterbrochene Revolution kömmt jetzt zu Stande, und, was **Karln** die größte Ehre macht, ohne vieles Blutvergiessen. **Eduard** erfährt den Unbestand des Glücks, welches ihn zur See wie zu Lande verläßt. **Karls** ruhiges Genie ermüdet seine Feinde, und ruinirt sie stückweise; er vermeidet Schlachten, und hat nur fliegende Lager, um den englischen Armeen von allen Seiten Abbruch zu thun; so zahlreich sie sind, so schmelzen sie doch unvermerkt ein, ohne Treffen liefern oder Belagerungen unternehmen zu können.

Sein Glück verblendet ihn nicht; er nimmt, ohne übertriebnen Gebrauch vom Siege zu machen, die Stillstände an, die ihm angeboten werden, da er wohl weiß, daß die Revolutionen, welche die Ge-

stalt der Reiche verändern, nicht plötzlich geschehen, und nur eine Frucht der Geduld und der Zeit seyn können.

Der berühmte **Prinz von Wallis** hatte im 45ten Jahre sein glorreiches, durch alle Tugenden verherrlichtes Leben geendigt. Er hatte die Physionomie eines Helden des Alterthums; simpel, bescheiden, groß, ohne Prahlerey und Schwachheit. **Eduard**, sein Vater, starb eilf Monate nach ihm, und beschloß also eine Regierung, welche einen grossen Glanz in der Geschichte von sich wirft. Mit diesen beyden Helden verlor England zugleich seine Macht und sein Uebergewicht. Der Stillstand ist jetzt zu Ende, und **Karl V** will nun keinen Frieden mehr, weil der Augenblick des Wiedereroberns gekommen ist. Er hatte seinen Entwürfen eine Reife gegeben, die ihm ihren glücklichen Erfolg sicherte; diesseit und jenseit des Meers schreckt' er die Engländer in ihren Besitzungen. Er nahm ihnen fünf Provinzen weg, weil er ihnen an Scharfblick und klugem Verhalten überlegen war. Es scheint indeß, daß er die Gelegenheit verfehlte, sich zum Herrn von Bretagne zu machen, weil er seine Absicht zu sehr bloßgegeben hatte. Die stolzen Bretagner, welche seit tausend Jahren zur Behauptung ihrer Freyheit kämpften, glaubten, der König von Frankreich wolle ihnen diese nehmen, und verbanden sich also wider ihn. Diese Widerwärtigkeit kränkte ihn sehr, und er war entschlossen, mit seiner ganzen Macht Bretagne anzufallen, als

der Tod, gleich als hätt' er ihm seinen Ruhm und seine Tugenden bewahren wollen, ihm zuvorkam.

Man berichtet, da er noch Dauphin gewesen, habe der König von Navarra ihm ein Gift beygebracht, wovon ihm in einem Monat der Bart, die Nägel und die Haut abgefallen, und er würde nicht mit dem Leben davon gekommen seyn, hätt' er sich nicht einen Einschnitt in den Arm machen lassen, um der Wirkung des Gifts einen Ausgang zu verschaffen. Alle diese Umstände und der Name des arabischen Arztes, welchen der Kaiser ihm zuschickte, geben dieser Anekdote die größte Wahrscheinlichkeit. Es kömmt einem Neuern nicht zu, in diesem Stück Factis zu widersprechen, die von Zeitgenossen erzählt werden. Man kann wohl zwey und zwanzig Jahre nach dem Genuß eines Gifts leben, und die verrätherische Hand der Bosheit giebt nicht immer den Tod, weil sie sich trügt, und die Natur mit ihren unbekannten Kräften die Grausamkeit hintergeht. Man schwärzt das Andenken des Königs von Navarra nicht, wenn man ihm dies Verbrechen Schuld giebt; er war aller Unthaten fähig, und diese hätte ihm ja sehr nützlich werden können.

Sey dem wie ihm wolle, er hatte in einem schwächlichen Körper eine thätige und starke Seele, und seine schwache Constitution hinderte ihn nicht, anhaltend und unermüdet zu arbeiten.

Er starb im 47sten Jahre, und sein Tod war ein großer Verlust für Frankreich, wie man bald sehen wird. Einige Geschichtschreiber machen ihm den Vorwurf, daß er Schätze zusammengehäuft

habe. Man fand wirklich bey seinem Tode unermeßliche Reichthümer für jene Zeit; und dieser Fond konnte nicht anders, als durch den drückenden Weg der Subsidien entstanden seyn. Er erkannte diesen Fehler auf seinem Sterbebette, und bat sein Volk deshalb um Verzeihung. Dieser Zug ist in gewissem Betracht derjenige, welcher seinem Andenken am meisten Ehre macht.

Er wußte, bey aller seiner Scharfsichtigkeit, doch nicht in der Zukunft zu lesen, als er seinem jüngsten Sohn, der von Natur verwegen und übermüthig war, ein so wichtiges Herzogthum, als Burgund, gab, und besonders, als er ihn mit der Erbinn von Flandern vermählte. Dies glich nur gar zu sehr jener gefährlichen Theilung des Staats, die unter dem ersten Hause gewöhnlich war. Die Nachkommenschaft dieses Prinzen wurde so mächtig, daß sie mehr als einmal im Begriff war, die ältere Linie zu unterdrücken. Warum erstickte doch seine gewöhnliche Klugheit diesen Keim von Zwietracht nicht? Allein die väterliche Zärtlichkeit verblendete ihn, und er bedachte nicht, daß es den Königen, die in allem dem Wohl des Staats untergeordnet sind, nicht erlaubt ist, sich selbst dieser Leidenschaft in ihrem ganzen Umfange zu überlassen.

Man wirft Karln V auch vor, daß er das Schisma begünstigt habe; allein man setze sich an seinen Platz. Diese doppelte Wahl der Päpste mußte das Urtheil sehr zweifelhaft machen. Die Gründe schienen auf beyden Seiten gleich stark; Karl entschied also als Politiker; er wählte den

Papst,

Papst, von dem er die Zehnten und andre Vergünstigungen am leichtesten erhalten konnte. Dies war so viel Ersparniß für sein Volk.

Kurz, die strengste Kritik wird, wenn sie sein ganzes Leben durchforscht, immer einen jener auf dem Thron so seltnen Menschen in ihm finden, einen König, der in Ermangelung der Bewunderung zur Ehrerbietung zwingt. Ich finde die Könige nicht weiter glücklich, sagt' er, als darin, daß sie die Macht haben, Gutes zu thun; ein tiefgefühlter und wahrer Gedanke.

Seiner schlechten Gesundheit verdankt' er vielleicht seinen Widerwillen gegen die Wollüste und Vergnügungen. Temperamentstugenden sind nicht die rühmlichsten, aber dafür auch die sichersten. Das größte Vergnügen dieses Monarchen war die Conversation, welche immer das Vergnügen aufgeklärter und verständiger Seelen ist; er glänzte in derselben, und sein gesunder Verstand, eine viel seltnere Eigenschaft als Witz, machte, daß man ihm mit Theilnehmung zuhörte. Er liebte die Lectüre, weil er ihren Reiz und Nutzen kannte; da er aber nur Französisch verstand, so ließ er sich die Bibel, wie auch die vortrefflichsten Schriftsteller des Alterthums übersetzen. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, die so geschickt sind, eine Nation aufzuklären, und ihre Sitten zu mildern, verdient das größte Lob. Wir werden nicht immer Gelegenheit haben, ein solches Lob selbst in den aufgeklärtesten Jahrhunderten anzubringen. Die

Fortschritte der menschlichen Vernunft haben seitdem unversöhnliche Feinde gehabt.

Er setzte die Volljährigkeit unsrer Könige auf dreyzehn Jahre und einen Tag. Es ist hier nicht der Ort, die Vortheile und Nachtheile dieses berufenen Gesetzes gegen einander abzuwägen; die Geschichte wird uns darüber besser belehren, als unsre Betrachtungen thun könnten.

Man kann ihn als den Stifter der königlichen Bibliothek betrachten. Zwanzig einzelne Bände machten die ganze Bibliothek des Königs Johanns aus; sie waren ganz übermäßig theuer, und wurden nur von Fürsten angeschafft, welche sie denn oft einschlossen, ohne sie zu lesen. Karl hinterließ an 900 Bände. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst aber ist ihre Anzahl bis an 900000 gestiegen. Es wurde ein besondres Gebäude erfodert, sie zu fassen, und ein genaues Verzeichniß derselben wird vielleicht nie zu Stande kommen. Dieses Behältniß der Irrthümer und Albernheiten der menschlichen Vernunft, welches tausend Lügen jeder Art gegen eine Wahrheit, tausend bisarre und öde Werke gegen ein glückliches Werk enthält, preßt dem Philosophen Seufzer aus über diese dicke Wolke von Finsternissen, welche die wahren und nützlichen Kenntnisse dem Auge entzieht. Er fürchtet, daß dieser unermeßliche Vorrath den Wahrheitsforscher ermüde und verwirre, daß so viele Bücher, die man unbesonnener Weise allen Augen offen stehen läßt, einen Theil der beklagenswürdigen Thorheiten, womit sie vollgepfropft sind, fortpflanzen

werden.

werden. In der That ließe sich ein schönes Buch darüber schreiben, wie nöthig es wäre, so viele lügenhafte oder unnütze Bücher zu zernichten; man würde dadurch viel Zeit ersparen, und die Vernunft würde dabey gewinnen.

Die Mode, die Kleider mit Wapen zu besetzen, kam unter dieser Regierung auf. Die Frauen trugen auf ihren Kleidern zur Rechten das Wapen ihres Mannes, und zur Linken ihr eignes. Diese Mode, welche zweyhundert Jahre dauerte, könnte wohl, nach dem Beyspiel so vieler andern, einmal wieder aufleben.

Karl hinterließ zwey Söhne, Karln VI, und Ludewigen I, Herzog von Orleans.

Von dem Schisma der abendländischen Kirche.

Die enge Verbindung der Kirchenhändel mit den Staatsbegebenheiten verbindet uns, von den langwierigen Unruhen zu reden, welche die christliche Welt zerrütteten. Alles, was den päpstlichen Hof angieng, hatte das Recht, die Gemüther des ganzen Europa in Bewegung zu setzen und zu entflammen. Es war noch nicht lange, als die Form der Kapuzen der Franciscaner diesen großen Orden trennte; als die Päpste und Könige in diesem seltsamen Streit Parthey nahmen, und sich aus allen Kräften und voller Wut zu Leibe gien-

gen, als wäre ihr wahres Interesse dabey im Spiel gewesen; als die Hartnäckigkeit der Mönche sich in Märtyrerdurst verwandelte, und Scheiterhaufen für die nichtsbedeutendste Sache von der Welt in Flammen stunden.

Welche Verwirrungen mußte also nicht die Rivalität zweyer Päpste verursachen, die, der eine zu Rom, der andre zu Avignon, sich gegenseitig in den Bann thaten, und, von den nämlichen Anathemen gebrandmarkt, Europen zweifelhaft machten, wie es zwischen den beyden Nebenbuhlern entscheiden sollte! Die Kronen waren getheilt. Befand sich nun der heil. Stuhl an den Ufern der Tiber, oder an den Ufern der Rhone? Wer war der rechtmäßige Nachfolger des ersten Apostels? Wem sollte man in Ansehung der Lehre glauben, und welchem von beyden huldigen? Einige hiengen dem Papst zu Avignon, andre dem Papst zu Rom an; und die Neutralität war fast unmöglich, weil die Religion ein sichtbares Oberhaupt haben mußte.

Grausamkeiten mischten sich zum Aergerniß; und wehe den Cardinälen, die dem Papst, welchen sie nicht anerkannten, in die Hände fielen! Die grausamsten Martern straften die Widerspenstigen; Arglist und Kniffe vereitelten die Entwürfe derer, welche sich aufrichtig bemühten, den Frieden der Kirche wiederherzustellen. Die beunruhigten Gewissen suchten mit Ungeduld, wo doch der wahre Papst seyn möchte. Man sah die Cardinäle bald ihre Wahl, als erzwungen, für ungültig erklären, bald das wiederrufen, was sie freywillig gethan hatten;

hatten; man sah die Päpste, welche den Thron zu verlassen versprochen, und den Tractat darüber unterzeichnet hatten, mit ihren Eiden spielen, und die Tiare behalten.

Drey Päpste standen auf einmal im Occident auf; und alle drey betheuerten, daß sie bereit wären, ihre Würde aufzuopfern, wenn ihre Nebenbuhler die ihrige niederlegten; trüglicher Schein von Mäßigung und Friedfertigkeit! Ihre Ehrsucht wollte sich nicht zu den wahren Mitteln, den Unruhen ein Ende zu machen, bequemen, weil sie alle drey eins waren, dies geistliche Triumvirat zu unterhalten, und als Päpste zu sterben. Dies geheime Einverständniß ward dem verblendeten Europa erst spät sichtbar; es sah sich genöthigt, eine allgemeine Kirchenversammlung zu halten, wo die Usurpationen des Menschen endlich von den Usurpationen der geistlichen Gewalt geschieden wurden. Unterdeß hatten die entgegengesetzten Partheyen sich für Competenten herumgeschlagen und erwürgt, die der Leichtgläubigkeit ihrer Anhänger lachten.

Frankreich hatte während dieser Zeit eine Nationalversammlung angestellt, und sich entschlossen, keinen Papst weiter zu erkennen; es kündigte ihm den Gehorsam auf, und behielt das Geld, welches es sonst aus dem Lande schickte. Das Ende dieses großen Schisma gehört in die Geschichte der folgenden Regierung, um so mehr, da man in der Strenge der allgemeinen Kirchenversammlung, welche den Johann Huß und den Hieronymus von Prag hinrichten ließ, den Ursprung des blutigen

Krieges der Hussiten entdecken wird, welcher schon von ferne den noch blutigern Kriegen des Protestantismus den Weg bahnte.

Von den Investituren.

Die Investitur war ein sinnliches Zeichen, welches der Vasall unterthänig und mit gebeugter Stirne aus den Händen des Oberlehnsherrn empfieng, als ein Merkmal der freywilligen Abtretung irgend eines Eigenthums von Seiten des letztern. Trat der Herr ihm ein Stück Land ab, so wars ein Stück Rasen; einen Wald, so wars ein Baumzweig; einen Teich, so wars ein Fisch, u. s. w. was er ihm überreichte.

Das Zeichen der geistlichen Investitur war der Bischofsstab und der Ring. Die Kirchengüter stammten, gleich allen andern, von den Ueberwindern und Eroberern der Gallier ab.

Beym Tode eines Vasallen trat der Oberlehnsherr alsobald wieder in Besitz seiner Güter, bis der Erbe um die Investitur nachsuchte, und den gewöhnlichen Eid leistete. Diese Verbindlichkeit erstreckte sich ursprünglich auch auf die Geistlichen; allein sie hatten mehrmals, unter verschiednen Vorwänden, sich derselben zu entziehen gesucht. Dies war der unentschiedne Stand der Frage, als der Streit darüber ausbrach.

Die Päpste, als sie stark und mächtig geworden waren, hatten feyerlich erklärt, die Kaiser hätten

ten nicht das Recht, zu den geistlichen Aemtern zu ernennen, und ihnen also die Investitur zu geben, weil sie Laien wären; die Güter der Kirche könnten keinem andern, als der Kirche selbst, gehören; diese Güter wären heilig, und wer sich an ihnen ohne Einwilligung des Papsts zu vergreifen wage, mache sich der Simonie schuldig; und es gab kaum einen gehässigern, und von gefährlichern Folgen begleiteten Vorwurf, als diesen. Es wurde den Kaisern, den Königen und den Baronen verboten, den Bischöfen Eide abzufodern, und diesen, sich die demüthigende Cärimonie der Investitur gefallen zu lassen.

Die damalige Unwissenheit der Kaiser, Könige und Baronen, wie auch ihrer Räthe, erlaubte ihnen nicht, eine befriedigende Antwort über diesen Punkt zu geben, und sie befanden sich daher in grosser Verlegenheit. Sie hätten antworten können: daß die Bischöfe immer von ihnen ernannt worden; daß der Papst Adrian sich zu Rom vor Karln dem Großen auf die Knie geworfen, und anerkannt, daß er die Macht habe, ihn zum Papst zu ernennen; daß das römische Concilium im Jahr 774 so entschieden, und daß man bis auf Gregor VII nie den geringsten Zweifel über dieses alte Vorrecht erregt habe.

Die Kaiser, es sey aus Furcht vor der Excommunication, oder aus Unwissenheit, oder aus Ungeschicklichkeit, gestanden ein, daß sie nicht das Recht hätten, zu den geistlichen Aemtern zu ernennen;

nen; aber wohl, über die mit denselben verbundnen zeitlichen Güter zu disponiren. Die Päpste, sehr consequent in ihrem System von Herrschaft und Trotz, befahlen alsobald den Bischöfen, diese irdischen Güter fahren zu lassen. Allein man entsagt nicht so leicht den soliden Vortheilen, welche der Reichthum gewährt; die Bischöfe gehorchten nicht ganz. Sie ersonnen geschickte Distinctionen; denn sie wollten auf einmal das Zeitliche, was die Könige ihnen gegeben hatten, beybehalten, und doch auch mit dem Papst, ihrem Haupt und Hirten, gemeine Sache machen. In diesem doppelten Gesichtspunkt erregten sie tausendfache Verwirrungen, die von der Art waren, daß sie die Kaiser ermüdeten, und sie endlich zwangen, ihre alten Rechte aufzugeben. Die allgemeine Unwissenheit begünstigte die neuen Anmaßungen der Päpste aufs stärkste, und jeder kleine Sieg wurde das unfehlbare Pfand eines andern Sieges.

Die Päpste hatten ein augenscheinliches Interesse, die kaiserliche Würde sich nicht über die ihrige erheben zu lassen; denn der Name Cäsar, dieser vormals so verehrte Name, konnte auf einmal den Besitz Roms und Italiens zurückfodern. Die Päpste, welche nicht nur nach der Unabhängigkeit, sondern auch nach der Obergewalt strebten, quälten die Nachkommenschaft Karls des Großen aus allen Kräften; und als das Kaiserthum einen andern Herrn bekam, verfolgte ihre Politik bis mitten in Deutschland das Oberhaupt, oder vielmehr den Nebenbuhler,

buhler, welchen sie ihrer Autorität unterzuordnen beschlossen hatten.

Diese langwierigen Händel änderten ihren Gegenstand und ihre Natur, je nach den Umständen; aber die Annalen der Geschichte führen, während eines Zeitraums von tausend Jahren, unaufhörlich das Gemälde von dem hartnäckigen Kampf des Priesterthums mit der zeitlichen Gewalt der Kaiser und Könige zurück.

Das Recht der Investitur, an sich selbst betrachtet, anlangend, so ist es nie völlig ins Licht gesetzt worden; und es konnt' es nicht; es verliert sich, so zu sagen, in den finstern Wäldern der Druiden. Ihre Autorität konnte nicht zum Beyspiel gebraucht werden. Die bekannten Facta müssen uns also die Stelle eines sichern Grundsatzes vertreten; und je hitziger und verwickelter der Streit war, desto weniger ist es uns jetzt erlaubt, anders zu urtheilen.

Das Priesterthum hatte einen sehr großen Vortheil. Es war allein Depositair aller Kenntnisse; es allein wußte zum Volk zu reden und Meynungen in Umlauf zu bringen; und dies war sein unstreitiges Recht, und seine wahre Gewalt. Die Gemüther vom einen Ende Europens bis zum andern waren geneigt, vorzugsweise die päpstliche Autorität anzuerkennen, welche noch überdem die Moral, diese allen Völkern so nothwendige und so theure Wissenschaft, lehrte. Die Armeen der Fürsten brachen sich gegen ein Oberhaupt, welches weiter nichts als das Wort hatte; aber dieses Wort,

weil

weil es die geheiligten Lehren der Religion predigte, schien in allen Dingen die Stimme Gottes selbst zu seyn.

Karl VI, mit dem Zunamen der Vielgeliebte.

Die Nachtheile der Monarchie (einer übrigens thätigen und mächtigen Regierungsform, wenn sie zugleich aufgeklärt und gemäßigt ist,) offenbaren sich besonders unter Minderjährigkeiten, die immer voller Unruhen sind, besonders aber dann, wenn jene unglückliche Krankheit, welche die Vernunft tödtet und das Leben läßt, das Haupt eines Souverains trifft. Diese beklagenswürdige Regierung stellt uns diese beyden Uebel dar. Welch ein trauriges Gemälde zu entwerfen! welch ein grausames Beyspiel der schrecklichen Uebel, welche die Unvollkommenheit der Regierungsform nach sich zieht! und wie sie dann die Nation drückt, die unter der Last erliegt!

Die Schätze des verstorbnen Königs durch den Regenten des Reichs geplündert; das Volk zur Verzweiflung getrieben durch die schändlichen Schindereyen, welche diese Plünderung nothwendig machte; ein König in Wahnsinn verfallen, und der als Wahnsinniger dreyßig Jahre regiert, ein sehr langer Zeitraum für ein leidendes Reich; die Verwandten, die Vormünder des Königs, nicht weniger wütend als er, und das Vaterland zerreißend,

indem

indem sie sich die Administration streitig machen; eine Königinn, die zugleich eine strafbare Ehegattinn, eine unnatürliche Mutter, wollüstig und grausam ist, die, um sich an einem Sohn wegen seines unbehutsamen Tadels ihrer Aufführung zu rächen, ihn verbannt, verfolgt, enterbt, einem Ausländer das Reich öffnet, und es ihm ohne Scham und Gewissensvorwürfe überantwortet: welch' ein unglückliches Gewebe politischer Uebel! Und wie konnte Frankreich, mit so vielen Wunden bedeckt, sich aus diesem Chaos von Irrthümern und Verbrechen wieder herauswinden? weil sein König zum Glück nicht vermögend war, es gänzlich unter seinen Ruinen zu begraben.

Die drey Brüder Karls V stunden um das Bette des sterbenden Monarchen, der ihnen empfahl, dem Volke die Last der Auflagen zu erleichtern. Kaum hatt' er den Geist aufgegeben, als sie eilten, sich der Person des minderjährigen Königs zu versichern. Der Herzog von Anjou bemächtigte sich der Edelgesteine, der kostbaren Möbeln, und alles baaren Geldes, weil er eines außerordentlichen Capitals nöthig hatte, um sich zu Neapel, wohin die Königinn Johanna ihn rief, zu etabliren. Er war ein Räuber, der mit seinem Raube zu einer Mörderinn, als Genoß ihrer Unthaten, zurückkehren wollte. Nicht zufrieden mit dem Raube des königlichen Schatzes, da er erfahren hatte, daß der König noch einen Schatz im Schloß Melun niedergelegt habe, erkundigt' er sich darnach bey einem der Kammerherren, dem

Ver-

Vertrauten Karls V. Dieser Kammerherr, Namens Savoisy, wich seinen Fragen und Drohungen aus, und der Herzog von Anjou ließ also den Henker hereinkommen, um ihn zu erdrosseln, wenn er nicht in demselben Augenblick den Ort, wo der Schatz verwahrt sey, entdeckte. Die Furcht vor dem Tode besiegte seine Treue. Er zeigte eine dicke Mauer mit Täfelwerk überzogen an; man öffnete sie, fand den Schatz, welcher in Gold- und Silberstangen bestand, und der Herzog nahm ihn weg und eignete sich ihn zu.

Dieser Diebstahl gab den andern Prinzen, des Königs Onkeln, gleichsam das Signal zur Plünderung. Sie bewiesen nicht mehr Gewissenhaftigkeit als er, und alle vergaßen das Vaterland, um wütend einen Theil unrechtmäßiger Gewalt an sich zu reißen, woraus denn wahre Anarchie entsprang. Der Rath der Regentschaft war sehr tumultuarisch, und nichts wurde entschieden; war der eine nicht der Meynung der andern, so zerriß er das Triumvirat, und widersetzte sich der Vollziehung der nothwendigsten Befehle.

Da der Herzog von Anjou alles Geld, und zwar mit offner Stirne, zu sich genommen hatte, so blieb nichts zur Unterhaltung des königlichen Hofstaats, noch zur Besoldung der Truppen, welches noch wichtiger war. Der Herzog von Burgund mochte immer im Rath gegen diese schreckliche Plünderung seine Stimme erheben, der Herzog von Anjou achtete darauf nicht. Man sah jetzt den

politi-

politischen Fehler Karls V in seinem ganzen Lichte, welcher für den Staat Schätze zu sammlen glaubte, aber bey aller seiner Weisheit nicht wußte, daß der schnelle Umlauf des Geldes der wahre Schatz eines Königs von Frankreich ist, und daß er nur einnehmen muß, um wieder auszugeben. Man mußte bey diesem Mangel die alten Auflagen wieder erneuern, und noch neue dazu ersinnen, welches aber ein wahrer Misbrauch der Treue des Volks war.

Es erwartete, mit eben so viel Recht als Ungeduld, die Abstellung der Subsidien, dem Befehl des Königs auf seinem Sterbebette gemäß. Jetzt also wurd' es ganz wütend, und rief laut, daß es weiter nichts bezahlen, und tausendmal lieber sterben, als so viele Erpressungen und Beeinträchtigungen seiner Freyheit leiden wollte.

Das Volk zu Paris verbrannte dreymal die Steuercomptoirs, brachte die Einnehmer ums Leben, und plünderte die Häuser der Juden, die in ihrer Erniedrigung immer bereit waren, sich zur Recrutirung der Finanzen gebrauchen zu lassen.

Zu Rouen hatte man einen reichen Bürger gezwungen, den Titel König anzunehmen. Er mochte sich noch so sehr gegen diese gefährliche Ehre streuben; man führte ihn im Triumph durch die Stadt. Man ließ ihn unter einen Thronhimmel sitzen. Er empfieng auf einem Amphitheater die Huldigung der Einwohner, und man ließ ihn versprechen, daß er während seiner Regierung keine neue Auflage machen wollte. Er versprach alles, was man verlangte; aber weiser als die, welche ihn gekrönt

hatten, macht' er sich davon, und kam erst lange nachher wieder zum Vorschein.

Die unersättliche Habsucht der Vormünder Karls VI hatte diese Empörung veranlaßt, und die Seelen der Unterthanen mit Verzweiflung angefüllt. Sie bewaffneten sich von allen Seiten, zogen Ketten durch die Gassen, und wählten eigne Officiere, denen sie die Bewachung der Posten anvertrauten.

Der Rath ließ Truppen gegen die Hauptstadt, den Mittelpunkt der Empörung, anrücken. Der junge Karl führte sie an, voller Eifer, die Aufrührer zu züchtigen. 30000 Pariser, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, rückten ihm bis St. Denis entgegen, um ihn durch ihre Menge und ihr zuversichtliches Verfahren zu blenden; allein die königlichen Truppen jagten ihnen Schrecken ein, und dies Schrecken entschied den Sieg. Sie hatten nicht Zeit gehabt, eine ordentliche Disciplin einzuführen, und sahen sich also genöthigt, zu weichen. Man riß die Thore der Stadt nieder, schleifte hundert Klaftern der Mauer, nahm die Ketten aus den Gassen weg, und noch in derselben Nacht ließ der Hof 300 der Rädelsführer insgeheim ersäufen, weil ers nicht rathsam fand, öffentliche Hinrichtungen anzustellen.

Gleichwohl sah man den Kopf des General-Advocaten Desmarets fallen, welcher lange Vermittler zwischen dem Volk und dem Hofe gewesen war, und ihre hitzigsten Streitigkeiten auf eine so weise Art beygelegt hatte, daß er sich die Achtung beyder Partheyen erwarb. Er war ein ehrwürdiger Greis, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er

sich

sich neuerlich der Tyranney der Vormünder widersetzt hatte. Seine männliche Rechtschaffenheit hätte sich vor ihren Unterdrückungen nicht gebeugt. Der Name dieses tugendhaften Mannes würde noch berühmter seyn, wenn er der römischen Geschichte angehörte. Man konnt' ihn nie bewegen, den König um Verzeihung zu bitten. Er betheuerte bis an seinen Tod, daß er ihm immer wohl gedient habe. In der That war sein Verhalten untadelhaft. Die wahre Ursache seines Todes war der ungerechte Haß, welchen die Herzoge von Berry und Burgund auf ihn geworfen hatten.

Die Pariser wurden, ihrer größern Anzahl ungeachtet, entwaffnet. Man brachte so viel Waffen ins Rathhaus, daß sie für hundert tausend Mann hinreichten. Sie sahen sich gezwungen, eine ausserordentliche Taxe zu bezahlen. Rouen, Troyes und Orleans wurden nach Verhältniß ihres Reichthums eben so bestraft. Man erkaufte sein Leben durch Geldbußen, und der Hof willigte darein, des Bluts für Gold zu schonen. Aber nichts davon kam in die Koffer des Königs, alles Geld war für seine Onkel. Man sah bald den Beweis davon. Man mußte aufs neue die Waffen ergreifen, um die Engländer zu bekriegen, und nun fand sich der Schatz so leer, daß man mit den Waffen in der Hand neue Auflagen ankündigte; das dumpfe Gebrüll des Volks, wiewohl unterdrückt und erstickt, kündigte einen nahen Ausbruch an.

Seinen ersten Feldzug hatte **Karl** gegen die Flandrer gemacht. Ihr Anführer war der Sohn

jenes Jacobs von Arteville, welcher dreyssig Jahre lang ihr Rathgeber und ihre Stütze gewesen war. Es ist schwer zu errathen, warum wohl der Staatsrath einen jungen König sich der ungerechten Sache des Grafen von Flandern annehmen ließ, der schon lange seinem Volke verhaßt war, und was für ein gewaltiges Interesse der König von Frankreich dabey haben konnte, diese tapfre und weise Nation zu unterjochen, welche sagte: **Wir greifen nicht an, aber wir vertheidigen uns, und wir werden nie bezwungen werden; denn sollte man uns auch alle getödtet haben, so werden unsre Gebeine sich versammlen, und fechten!** Ueberdem war ein einziges Misgeschick im Stande, ein erschöpftes Reich zu Boden zu stürzen. Der Krieg war offenbar verderblich und ohne allen Nutzen; allein der Herzog von Burgund wollte ihn, weil er durch den Grafen von Flandern bestochen war. Er setzte seinen Souverain, der kaum die Kinderschuh ausgetreten hatte, der Gefahr eines Treffens aus.

Wir haben uns bis hieher enthalten, von der Erfindung des Schießpulvers zu reden. Wir haben die ungewissen Nachrichten verworfen, und möchten gern die unglückliche Epoche dieser schrecklichen Erfindung noch weiter hinaussetzen können. Man muß aber doch davon reden, so sehr man auch wünschen mag, sie wo möglich durch Gedanken zu vernichten. Die Wirkungen dieses mörderischen Pulvers, welches alles verändert, die Tapferkeit getödtet, und den Patriotismus eingeschläfert hat, datiren

tiren sich unstreitig von diesem Kriege, wo es im Jahr 1382 bey der Belagerung von Oudenarde gebraucht wurde. Man höre, was Froissard davon sagt.

„Die Genter öffneten eine Bombarde, welche 50 Fuß in die Länge hatte, und sehr große und schwere Steine wunderbarlich weit fortwarf; und wenn diese Bombarde losgieng, so hörte man sie gar wohl auf sechs Stunden weit bey Tage und zwölfe bey Nacht, und sie machte ein so großes Getöse beym Losgehen, daß es schien, als hätten alle Teufel aus der Hölle sich aufgemacht.“

Die Flandrer wurden, trotz dieses neuen Donners, in dem blutigen Treffen bey Rosebeeke geschlagen. Philipp von Arteville, der sich zu sehr auf seine Kräfte verließ, und zwar den Muth, aber nicht die Klugheit seines Vaters besaß, blieb auf dem Platze. Da man seinen Leichnam unter dem Haufen von Todten erkannte, so war der Herzog von Burgund unedel genug, ihn an einen Galgen henken zu lassen, eine kindische und unmenschliche Rache, die geschickter war, das Andenken des Todten zu verewigen, als es zu entehren.

England, noch vor kurzem so übermüthig und stolz, war seit einigen Jahren ganz ausgeartet; es hatte seine Helden verloren. Eine seltsame Verwirrung setzte es in einen sehr schwachen Zustand. Es war nicht mehr Eduard, der es regierte; es war Richard II, ein des Throns ganz unwürdiger Fürst; er erbitterte ein Volk, das in seiner Empörung fürchterlich ist, und sich nicht besänftigen läßt;

er dankte niederträchtig ab, und als er ermordet wurde, nannte man seinen Tod eine gerechte That. Der französische Rath versprach sich einiges Glück bey diesen Umständen. Er entschloß sich daher, die Engländer anzugreifen, deren Trennungen ihm eine leichte Eroberung darzubieten schienen.

Nie sah man so große Zurüstungen von Schiffen, Truppen und Maschinen; man miethete oder kaufte alles, was sich von Schiffen in Flandern, Schweden und Dänemark befand. Diese furchtbare Flotte, die im Jahr 1386 ausgerüstet wurde, bestand aus 1287 Segeln, unter denen sich 60 große Schiffe befanden. Mitten in dieser Flotte befand sich eine hölzerne Stadt, 3000 Schritte im Umfange, mit ihren Thürmen und Bastionen, welche auf Booten, die an einander befestigt waren, ruhte. Man konnte diese Art von Stadt in einem Tage aufstellen und abnehmen. Diese erstaunliche und seltsame Maschine war dazu bestimmt, die Truppen zu logiren, wenn sie gelandet seyn würden.

Zwanzig tausend Reuter, 20000 Armbrustschützen, 20000 Mann Fußvolk, mit Aexten und Partisanen bewaffnet, sollten die zur Landung bestimmte Armee ausmachen. Alles, was nur von Adel in Frankreich war, eilte haufenweise nach den Häfen von Flandern, um an dieser glorreichen Expedition Theil zu nehmen. Es schien, als müßte diese unermeßliche Kriegsflotte, deren Beschreibung Schrecken verbreitete, England verschlingen, und man betrachtete alle Bewohner dieser Insel als unterjocht, und auf ewig ihren Ueberwindern unterthan;

terthan; gleichwohl scheiterte das furchtbare Unternehmen zum großen Erstaunen Europens. Ueber die Langsamkeit der Operationen gieng eine kostbare Zeit verloren; die Zeit zum Einschiffen verfloß unvermerkt; der Widerspruch der Meynungen verhinderte die Einigkeit der Kraft, und man vergaß den Augenblick des Sieges. Als die Flotte endlich auslief, waren die Winde ihr zuwider, und der Sturm zerstreute sie.

Man war nun auf weiter nichts bedacht, als die Häfen wieder zu erreichen; und die Trümmern der prächtigen Stadt, ein Spiel des Oceans, wurden von den Strömen bis in die Themse geführt. Englands glückliches Verhängniß siegte. Diese Insel, welche schon den Einfluß ahndete, den sie einst in Europa haben sollte, sah alle Entwürfe der Ehrsucht und Rachgier um sich her zerschellen; und jene Flotte, welche unermeßliche Summen, den Unterthanen aufs schmerzhafteste erpreßt, gekostet hatte, war nur eine eitle Parade von Großthuerey und Macht.

Karl, voller Verdruß über diesen Verlust, erwählte einen neuen Rath; er entsagte dem Kriege, der Eroberung und dem Schiffbau, und tröstete sich über diese Widerwärtigkeiten, die ihm so theuer zu stehen gekommen waren, unter Maskeraden, Bällen, Jagden, Festen und Ringrennen, worin er sehr geschickt war. Er hatte einen starken Körper, und eine unvergleichliche Geschicklichkeit zu allen Arten von Leibesübungen. Seine Jugend diente der brausenden Wildheit seines Temperaments zur

Entschuldigung; er war dem Vergnügen und der Debauche ganz ergeben. Seine Gesichtsbildung und Leibesgestalt nahm zu seinem Vortheil ein. Sein Charakter war noch nicht gebildet: aber nichts an ihm kündigte den fürchterlichen Schlag an, der ihn treffen sollte; nie hatte man weder in seinem Gesicht, noch in seinen Augen Merkmale der künftigen Verrückung seines Verstandes wahrgenommen. Er hatte etwas auffahrendes und ungestümes in Geberden und Reden; aber dies war nur eine Folge der gewaltsamen Leibesbewegungen, die er sich machte.

Der Herzog von Bretagne hatte seinen Connetable, welchen er liebte, in Verhaft nehmen lassen; der König sah dies als einen Schimpf an, der seiner eignen Person angethan worden, und beschloß sich deswegen zu rächen: sein neuer Rath aber stellte ihm weislich vor, daß eine Privatstreitigkeit zwischen dem Herzog und dem Connetable kein rechtmässiger Grund zum Kriege sey. Er entsagte also diesem Vorhaben, und verdoppelte seine Liebe und sein Vertrauen zu dem Connetable **Clisson**, welches aber nur dazu diente, den Günstling seinen wachsamen Feinden noch verhaßter zu machen.

Die Gunst, deren er genoß, zerstörte die Art von Gleichgewicht, worin die Herren sich befanden. Seine Gegner machten ihm ein Verbrechen aus seiner Erhebung, und beschlossen, ihn dafür zu strafen. Gedungene Meuchelmörder paßten dem Connetable auf, als er vom König weggieng. Von beynahe funfzig Wunden, die sie ihm beybrachten, war

war keine einzige tödlich, und in weniger als einem Monate war er wieder geheilt. Die Mörder hatten sich nach Bretagne geflüchtet, wo die Verschwörung angezettelt war. Der König machte sich auf, um den Herzog zu zwingen, daß er sie ihm auslieferte, oder im Weigerungsfall ihn zu strafen.

Er kam am 5ten Aug. um 2 Uhr nach Mittag und in der größten Hitze durch den Wald bey Mans, als ein großer zerlumpter Mensch, bleich und hager, mit zu Berge stehenden Haaren und gräßlichem Blick, hinter einem Baume hervorsprang, dem Pferde des Königs in den Zügel fiel, und ihm mit fürchterlichem Ton zurief: Halt König! wo willst du hin? du bist verrathen! und dann davon lief, und in dem dicken Gebüsch verschwand.

Der König hatte zwey Pagen bey sich, von denen der eine seine Lanze und der andre seinen Helm trug; der erste schlief ein, und ließ die Lanze von ungefähr auf den Helm des andern fallen. Auf dies Geräusch, und bey Erblickung einer vorgestreckten Lanze, stellte sich die Erscheinung des Fantoms und seine schrecklichen Drohungen auf einmal der Fantasie des Königs wieder dar; er schauderte, sein Blut entzündete sich, er gerieth in Wut, sah alle, die sich ihm näherten, für Meuchelmörder an, und fiel mit dem Degen in der Hand über sie her. Alle zerstreuten sich; der Herzog von Orleans selbst entgieng dem Tode nur durch eine schnelle Flucht. Er hieb so lange um sich, bis ihm der Degen unter den Händen zerbrach. Vier oder fünf Personen hatt' er getödtet. Seine Kräfte erschöpften sich,

er fiel; man entwaffnete ihn, und führte ihn auf einen Wagen gebunden nach Mans.

Ein so außerordentlicher Zufall gab zu allen Arten von Muthmaßungen Anlaß. Schon den Abend vorher hatte man bemerkt, daß er still und stumpf war, und die Speisen, die man ihm vorsetzte, nicht berührte. Es war also nicht die plötzliche Erscheinung des Unbekannten im Walde, was seine Organe zerrüttete, noch weniger ein Sonnenstich, der seinen entblößten Kopf getroffen, sondern vielmehr die Wirkung eines Liebestranks. Wirklich wars das allgemeine Gerücht seiner Zeit, daß die Tochter des Herzogs von Mailand, und Gemahlinn des Herzogs von Orleans, ihm einen Zaubertrank beygebracht. Die Natur seiner Krankheit und die nachfolgenden Begebenheiten, besonders die außerordentliche Liebe des Königs für seine Schwiegerinn, machen, daß man diese Beschuldigung nicht als ganz ungegründet verwerfen darf. Der Mangel an Kenntniß der gesunden Physik gab zu den seltsamsten Gemischen Anlaß, und tausend abentheuerliche Recepte erwarben sich das Vertrauen der Großen, die nicht weniger Pöbel waren, als ihre geringsten Unterthanen.

Auf diesen ersten Anfall von Wut folgte eine Schlafsucht, welche zwey ganze Tage anhielt. Er war ohne Gedächtniß und Beurtheilungskraft; kannte nicht einmal seine Gemahlinn, die Königinn; leugnete, daß er König sey, und wenn ihm irgendwo sein Name oder sein Wapen ins Auge fiel, so lösch' er dieselben mit einer Art von Wut aus.

Die

Die Dosis war ohne Zweifel zu stark gewesen, und man hatte ihn vergiftet, da man blos Liebe in ihm erregen wollte.

Doch kam er endlich wieder zur Vernunft, und man hatte einige Hoffnung zur Genesung; aber ein neues Unglück stürzte ihn in die vorige Raserey.

An dem Hochzeittage einer Tochter der Königinn hatte der ganze Hof sich zu einem Ball versammelt, und einige Herren hatten Partie gemacht, als Wilde verkleidet, ein Ballet zu tanzen. Der König war von der Partie, und trug, wie die übrigen, einen Anzug von Leinwand, mit Flachs oder Werg, welches durch Pech auf der Leinwand befestigt war, überzogen. Fünfe dieser Masken waren an einander festgebunden; die sechste aber, welche der König war, gieng voran, ohne angebunden zu seyn. Der Herzog von Orleans, welcher die Masken nicht kannte, und sehen wollte, wer sie wären, beleuchtete sie mit einer Fackel, und kam ihnen so nahe, daß die eine Feuer fieng. In dem Augenblick war der Saal in Flammen, und erschallte von dem Geheul der Masken. Die Herzoginn von Berry, die zum Glücke den König erkannte, hüllte ihn in die lange Schleppe ihres Kleides ein, erstickte also das Feuer, und rettete ihm das Leben. Zwey der Masken starben auf der Stelle, die andern lebten noch bis an den folgenden Tag in den schrecklichsten Martern.

Das Schreckliche dieser Begebenheit brachte sein Gehirn so sehr in Unordnung, daß er in seinen Wahnsinn zurückfiel. Er fieng mit Tiefsinn

sinn und Niedergeschlagenheit an, und stieg bis zur völligen Verrückung. Wechselsweise rasend und blödsinnig, weint' er bald die bittersten Thränen, bald schäumt' er vor Wut und schrie wie ein Tobender. Der übrige Theil seines Lebens war nun nichts weiter, als eine Abwechselung guter und böser Intervallen, eine schrecklichere und bedaurenswürdigere Situation für das Königreich, als ein unterbrochener Wahnsinn. Denn da er zuweilen einen Schimmer von Vernunft blicken ließ, so faßte man immer wieder Hoffnung. Die Nation dachte nie darauf, ihn abzusetzen; und war er gleich durchaus unfähig zur Regierung, indem sein Verstand von Tage zu Tage schwächer wurde, so erwartete man doch seine Heilung noch von irgend einer übernatürlichen Wirkung.

Man nahm seine Zuflucht zu den Empirikern, den Zauberern, den Wallfahrten. Zwey Augustinermönche, die ihn gewiß zu heilen versprochen hatten, sahen sich genöthigt, nachdem sie ihm die grausamsten Einschnitte auf den Kopf gemacht, ihre Unwissenheit zu gestehen; sie wurden auf öffentlichem Markte enthauptet, weil sie den König vergebens gemartert, und diese Cur nur unternommen hatten, um viel Geld zu verdienen.

Die Herzoginn von Orleans war die einzige Person, welche ihn bewegen konnte etwas einzunehmen. Sie hatte den König, da er noch bey Vernunft war, durch ihre Schönheit und ihren Witz bezaubert, und ihn beherrscht, wie der Herzog ihr Gemahl die Königinn beherrschte; so daß man

von

von beyden glaubte, sie hätten das königliche Ehepaar behext.

Während des Wahnsinns Karls VI, maßten die Herzoge von Burgund und Berry sich die Regierung wieder an. Diesen herrschsüchtigen Vormündern, die nun unter dem Namen des Monarchen die höchste Gewalt ausüben wollten, war gar sehr daran gelegen, daß er auf dem Throne blieb; und sie behaupteten daher aufs eifrigste, seine Krankheit würde bald vorübergehen. Man verbarg dem Volke den wahren Zustand seines Gehirns. Ludewig, der Herzog von Orleans, behauptete, die Regentschaft gebühre ihm; allein der Herzog von Burgund schloß ihn, unter dem Vorwande seiner Jugend, davon aus. Dieser hatte dem König insgeheim zu verstehen gegeben, daß er Gefahr liefe, abgesetzt zu werden, wenn sein Bruder einmal die Gewalt in Händen hätte. Karl weinte schon bey dem bloßen Gedanken. Daher jener unversöhnliche Haß zwischen den Häusern Orleans und Burgund. Die Gemahlinnen der beyden mächtigen Gegner haßten sich nicht weniger als die Männer; sie waren Nebenbuhlerinnen an Schönheit, an Ehrsucht und an Einfluß. Der Herzog von Orleans ließ sich nicht abschrecken; er wollte durch die Reize seiner Gemahlinn die Gewalt erobern, worauf er so sehr erpicht war. Er hatte die Königinn auf seiner Seite, und Karl konnte den Gefälligkeiten seiner Schwiegerinn und den Bitten seiner Gemahlinn nicht widerstehen. Ueberdem wars leicht, ihn zu Aussprechung einiger Worte zu bringen. Unterdeß

deß also der Herzog von Burgund einmal verreist war, erklärt' er, daß sein Bruder allein die Regentschaft haben sollte.

Der Haß der beyden Prinzen stieg nun aufs höchste. Man erwartete den Onkel und den Neffen über die Verwaltung des Staats sich in einem Treffen herumschlagen zu sehen. Der Herzog von Burgund, dem König gleich an Reichthum und Macht, und der größte Landbesitzer seiner Zeit, hätte leicht das Uebergewicht haben können. Er starb, aber der Herzog von Orleans gewann bey diesem Tode nichts; sein Sohn, ein neuer Gegner, trat an seiner Stelle auf; hitziger, verschlagener und ehrgeiziger als sein Vater, wollt' er mit aller Gewalt herrschen.

Er affectirte anfangs einen popularen Eifer, sprach nur von Erleichterung des Volks, und bemühte sich den Herzog von Orleans äußerst verhaßt zu machen. Er wars schon durch die Verschwendung der öffentlichen Gelder; er verwandte den größten Theil der Staatseinkünfte auf Festins und Geschenke für die Königinn. Die Königinnen hatten sich bis dahin eingezogen halten, und sich selten bey öffentlichen Lustbarkeiten sehen lassen. Der Wahnsinn des Königs aber verstattete der jetzigen eine ausgelassene Freyheit. Sie brachte ihr Leben in einem Zirkel ununterbrochener Ergötzlichkeiten hin, unterdeß Karl VI in ein einsames Zimmer verbannt war, und durch zwey oder drey Bedienten enge bewacht wurde, die ihm sehr hart begegneten, und ihn bey dem geringsten Anfall von Thorheit oder übler

Laune

Laune ohne Barmherzigkeit auf seinem Lehnstuhl festbanden. Seine Gemahlinn scheute sich nicht, ihm öffentlich treulos zu werden, und vergaß ihrer Würde, wie aller ihrer Pflichten, selbst gegen ihre eignen Kinder. Sie litten an dem Nöthigsten Mangel, waren, wie der Vater, der oft nicht einmal reine Wäsche hatte, dem Gesinde überlassen.

Ueber das gänzliche Stillschweigen der Großen bey solchen Umständen muß man erstaunen. Alle waren sie unter die beyden herrschenden Factionen getheilt. Man sah sie in den Waffen, nicht um sich zu schlagen, sondern um einen besondern Körper zu formiren, und sich, je nach ihrem verschiedenen Interesse, mit den Oberhäuptern, welche den Staat trennten, zu vergleichen. Die Nation hatte vielleicht Ursach, den alten Major Domus unter dem ersten Hause zurückzuwünschen, dessen heilsame Dictatur die Unzulänglichkeit und Schwäche der Könige verbarg, und mitten unter den Versehen der Natur und den Capricen des Ungefährs eine immer gleiche Regierungsform erhielt. Zwey einander unaufhörlich entgegengesetzte Regierungen verursachten eine wahre Anarchie; und woher diese Kraftlosigkeit des Staats, der sich nicht zu regeneriren vermochte? Von dem neuerlichen Fall der Lehnsregierung, die zum langwährenden Unglück des Vaterlandes zergangen war.

Die Franzosen wußten damals sich keine neue zu schaffen, welche sie nicht länger so vielen auswärtigen Gefahren, und den nicht weniger verderblichen innern Stößen ausgesetzt hätte. Es hätte,

politisch

politisch betrachtet, aus diesen Ruinen eine Kraft entspringen müssen, die entweder fähig gewesen wäre, die monarchische Verfassung gänzlich zu Grunde zu richten, oder ihren Mißbräuchen wirksame Gegenmittel an die Seite zu setzen. Aber die Streitigkeiten dauerten unaufhörlich fort, ohne die Freyheit, oder wenigstens die Ordnung zuwege zu bringen, welche zuweilen ihre Stelle vertritt.

Die Deutschen, phlegmatischer als die Franzosen, waren schon im zwölften Jahrhundert ihrer Privatstreitigkeiten müde geworden, und der ganze Reichskörper war übereingekommen, daß die Streitigkeiten, welche zwischen den Mächten entstehen würden, auf dem allgemeinen Reichstage der Nation entschieden werden sollten. Der deutsche Staatskörper ruhte auf zwey mit tiefer Einsicht entworfenen Gesetzen, deren eins die Kaiserwürde wählbar machte, und das andre nicht erlaubte, daß sie immer in demselben Hause blieb. Die Franzosen setzten ihren Regenten dies doppelte Hinderniß nicht entgegen; ihr Verhalten war ein veränderliches Gemisch von Ehrsucht und von Ehrerbietung; sie wußten weder die Vorrechte der Lehen zu befestigen, noch sich von der Krone unabhängig zu machen; bald steckten sie die Fahne der Empörung auf, und gaben dann gleich wieder nach, wenn die Umstände sich etwas änderten; und diese schwankenden halben Maasnehmungen konnten nicht anders, als sehr verderblich seyn.

Den Unterschied, welchen man unter den beyden ersten Häusern zwischen den Siegern und den

Besieg-

Besiegten machte, war unter dem dritten gänzlich verschwunden. Der Bürgerstand hatte sich formirt, hatte sich aus der ungerechten Verachtung, worin der Uebermuth ihn gefesselt hielt, emporgehoben; und ich rede hier nicht von der Klasse der Landbauer, sondern von der, welche Handwerke und Handel trieb, und die Städte bevölkerte. Die vornehmsten Städte des Reichs formirten eine Miliz, welche sie vor den Gewaltthaten der Herren schützte, die Unterdrücker waren, wenn sie es seyn konnten, weil sie aufgehört hatten, Souverains zu seyn.

Es konnte aus diesem neuen Stande eine festere, dauerhaftere Verfassung entspringen, weil die drey Körper, welche in die Composition wohlorganisirter Staaten gehören, genau unterschieden waren. Warum nahmen denn die bürgerlichen Kriege kein Ende, warum waren sie so allgemein, hartnäckig und blutig? Sie entsprangen aus der Unruhe und der ungeheuren Habsucht des Adels, der, da er sich durch Luxus und Krieg ruinirt hatte, weder die Nation, noch den Monarchen über sich erkennen wollte. Allem, was nicht er selbst war, auf gleiche Weise entgegengesetzt, wollte er den Bauer zertreten, den Bürger verachten, und dem Regenten trotzen; er wollte alles verkaufen, bald den Leibeigenen seiner Güter ihre Freyheit, bald den Königen die ehrenvollen Vorrechte, deren er genoß. Je mehr Wunden der Staat hatte, desto mehr Wege zum Glück sah dieser Adel für sich offen. Da er weder den Geist der Unterwerfung, noch den Geist

der gänzlichen Unabhängigkeit kannte, quälte er wechselsweise alle Theile der Verfassung, ohne sich mit den werdenden Gesetzen zusammenschmelzen zu wollen. Er isolirte sich auf eine übermüthige Art, und war Freund oder Feind, je nachdem sein Stolz oder sein Interesse es verlangte; er wollte alle Ehrenstellen, alle Aemter, alle Würden besitzen, verachtete alle Ideen und Kenntnisse, die er selbst nicht hatte, und betrachtete das Königreich als etwas, das einzig und allein für ihn bestimmt sey. Dieser Geist wird sich unter mehr als einer Regierung offenbaren.

Anstatt wenigstens der Magistratur ein respectables Gewicht zu geben, trennte sich der Adel von ihr. Und was für Vortheile konnt' er gleichwohl nicht den Franzosen verschaffen, wenn er auch alle seine rühmlichen Prärogativen beybehielt? Allein er gönnte den andern Körpern ihre Existenz nicht, und kannte weiter nichts, als eine stolze Verachtung, und eine Habsucht ohne Gränzen; man hätte sagen sollen, die Edelleute hätten sich verschworen, bald auf Kosten des Volks, bald auf Kosten des Throns, zu ihrem Vortheil gemeine Sache zu machen.

Mitten unter diesem allgemeinen Stillschweigen, wo man das Interesse und die Ehre des Staats zu vergessen schien, breitete die Universität, dieser mächtige und angesehene Körper, der Depositair der Kenntniß, der Mittelpunkt der Theologie, welche damals in allen Dingen präsidirte, ihre Aufsicht auch über die öffentlichen Angelegenheiten aus, und

warf

warf dem Herzog von Orleans die Fehler seiner Staatsverwaltung vor; allein dieser Körper hatte nicht die erforderliche Gewalt, um seinen Vorstellungen einen respectablen Nachdruck zu geben. Gewiß waren diese Vorstellungen weise, vernünftig, durch die Liebe zum gemeinen Besten dictirt, und sie hatten weiter nichts lächerliches, als daß sie nicht durch eine blendende Autorität gestützt wurden. Die Universität unterzog sich einer Pflicht, die dem Adel zukam; aber dieser hatte sich an die Anführer der Partheyen verkauft, und befand sich wohl bey den Zurüstungen zum bürgerlichen Kriege.

Die Feindschaft, welche zwischen den Oberhäuptern der beyden Partheyen herrschte, stieg auf einen so hohen Grad, daß sie öffentlich die Absicht an den Tag legten, sich einander mit voller Gewalt zu Grunde zu richten. Der Herzog von Orleans wurde von dem Volke verabscheuet und von den Großen geliebt. Der Herzog von Burgund hatte sich der Herzen des Bürgerstandes bemächtigt.

Am Sonntage, den 20sten December 1407, hatten sie zusammen die Messe gehört, zusammen communicirt, und sich eine vollkommne Aussöhnung, eine wahre und brüderliche Freundschaft geschworen. Den folgenden Mittwochen kam der Herzog von Orleans in der Nacht von der Königinn; er hatte nicht hundert Schritte gethan, als er angegriffen wurde. Ralph von Ocquetouville versetzte ihm den ersten Hieb. Ich bin der Herzog von Orleans! rief der Prinz. Desto besser, versetzten die Mörder, den suchen wir eben;

und darauf spaltete man ihm mit einer Streitart den Kopf.

Der Leichnam des Herzogs wurde in die Benedictinerkirche gebracht; und hier besuchten ihn die Prinzen. Man versichert, der Leichnam habe bey der Annäherung des Herzogs von Burgund aufs neue geblutet, und dieser habe den Anblick seines Schlachtopfers ausgehalten, ohne sich zu entfärben, habe seinen Tod beklagt, und mit vorgeblichem Schmerz ausgerufen: **Fürwahr! nie ward ein so gottloser und verrätherischer Mord in diesem Königreich verübt.** Wahrlich, der Ehrgeiz muß seinen Anbetern eine ganz andre Zuversicht einflößen, als andre Menschen zu haben pflegen. Da er bald darauf für den Urheber des Verbrechens anerkannt wurde, gestand er es dreist ein, wollt' es rechtfertigen, und verließ gleichwohl Paris.

Acht Tage nachher aber kam er triumphirend zurück, und behauptete, er habe nichts gethan, als was recht sey, und der Tod des Herzogs sey zum Wohl des Staats nothwendig gewesen. Man dachte auf nichts, als ihn zu besänftigen, weit entfernt, ihn zu strafen. Der Herzog von Berry, der Herzog von Anjou, König von Sicilien, und der Herzog von Bourbon, giengen nach Amiens, um ihn, im Namen des Königs, dessen Bruder er ermordet hatte, einzuladen, daß er doch, wie vorher, die Regierung des Staats wieder übernehmen möchte. Er hatte die ganze Liebe des Volks für sich, und dies flößte ihm eben jene außerordentliche und unglaubliche Verwegenheit ein. In allen

len Gassen von Paris rief man: Es lebe der Herzog von Burgund! Man brandmarkte, man verabscheute das Andenken des Herzogs von Orleans, wie eines Tyrannen und Ehebrechers, der nichts, als Auflagen zu schmieden, verstanden. Der Herzog von Burgund, von Zurufungen umgeben, nahm einen angesehenen Franciscaner und Doctor der Theologie, Namens Jean Petit, zu seinem Wortführer an. Er rechtfertigte in einer öffentlichen Rede den Mord des Herzogs von Orleans, und behauptete auf seiner Kanzel, der Tod eines Tyrannen sey eine gerechte und verdienstliche Handlung.

Der Herzog hinterließ drey eheliche und einen unehelichen Sohn. Die ehelichen waren Karl, Herzog von Orleans, der Vater Ludewigs XII; Philipp, welcher ohne Kinder starb; und Johann, Graf von Angouleme, Großvater des Königs Franz I. Der uneheliche war der berühmte Johann, Graf von Dunois, Stammvater des Hauses Longueville.

Die Herzoginn von Orleans, diese stolze und rachsüchtige Dame, verlor die Frucht ihrer Verfolgungen gegen den Herzog von Burgund. Er war der Herr, und ließ sich nie öffentlich sehen, ohne daß Zurufungen und Segenswünsche des Volks erschallten. Es mußte außerordentlich erbittert seyn: denn natürlicher Weise ist es immer geneigt, dem, der unterliegt, gewonnene Sache zu geben. Die Söhne des Herzogs von Orleans, wer sollt' es glauben? sahen sich genöthigt, in der Kathedralkir-

che zu Chartres, auf dem hohen Altare, in Gegenwart des Königs, eine Aussöhnungsacte zu unterzeichnen; aber ihre Mutter, die empfindlicher war, starb vor Scham und Wut, daß sie den Tod ihres Gemahls nicht rächen können. Er wurde von Niemanden bedauert, so sehr verhaßt war er wegen seiner Habsucht, seines unerträglichen Stolzes, seiner Gewaltthätigkeiten; dies erklärt die Gleichgültigkeit, mit welcher man die Nachricht von seinem Tode vernahm.

Bey Gelegenheit dieses Friedens nahm der Hofnarr, welchen der Herzog von Burgund, der Gewohnheit aller großen Herren dieser Zeit gemäß, in seinem Gefolge hatte, den Frieden (Pacem), welcher bey der Messe zum Küssen gereicht ward, umwickelte ihn mit Hermelin, und reichte ihn also seinem Herrn zum Küssen hin, mit den Worten: Siehe da den Frieden, welchen du geschlossen hast. Er wollte damit zu verstehen geben, daß es blos ein verstellter und Scheinfriede sey.

Der Narr hatte in der Zukunft gelesen; der Herzog von Burgund maßte sich bald alle höchste Gewalt allein an, und das Haus Orleans sah sein übermüthiges und gebietrisches Betragen nicht ohne großen Unwillen. Uebrigens macht' er einen sehr guten Gebrauch von seiner Gewalt, um sie zu behaupten; immer bereit, dem Volk Erleichterung zu verschaffen, respectirte er auch die Geistlichkeit, und erweiterte die Rechte des Adels, wofern er es nur mit seiner Parthey hielt. Er bestätigte besonders den Städten ihre Privilegien, die damals eine

viel

viel größere Freyheit besaßen, als man sichs jetzt vorstellen kann. Er strafte einige Financiers, um dem Volke zu schmeicheln, welches seiner Beschwerden vergißt, wenn es diejenigen, denen es sein Unglück zuschreibt, gezüchtigt sieht. Er ließ dem Oberintendanten Montaigu, Oberhofmeister des königlichen Hauses und Creatur der Königinn, den Kopf abschlagen, theils um sich an ihr zu rächen, theils um das Haus des Connetable zu strafen, dessen Tochter dieser Mensch von geringer Herkunft geheirathet hatte, und der dreist genug gewesen war, es mit seiner Gegenparthey zu halten.

Der Kampf war nun öffentlich ausgebrochen. Die Franzosen, unter den Namen Orleaner und Burgunder, waren entschlossen, sich zu erwürgen. Der Graf von Armagnac war die Seele der ersten Parthey, und gab ihr seinen Namen. Der ganze Adel war zwischen diese gleich verwegnen Factionen gleichsam getheilt. Dieser Krieg war fürchterlicher und verderblicher, als ein bürgerlicher: denn er hatte gar keinen Gegenstand; er diente blos dem Adel zum Vorwande, sich zu verkaufen, und die Majestät des Vaterlandes wurde unter die Füße getreten, war nicht weniger verächtlich, als der Monarch.

Die Universität, der einzige Körper, ders wagte, seine Stimme zu erheben, that aufs neue Vorstellungen. Ihr Eifer, wenn gleich fruchtlos, verläugnete sich nicht; sie stellte dem König alle Unordnungen dieses schimpflichen Krieges vor Augen,

ermahnte ihn, neue Minister zu wählen, und alle Prinzen, wegen ihrer Streitigkeiten über die Staatsverwaltung, auszuschließen.

Dies Hülfsmittel wurde angenommen, als das einzige, welches rathsam schien. Die Regentschaft wurde der Königinn und dem Dauphin übertragen; allein dieser Dauphin war erst sechszehn Jahr alt, war den Wollüsten äußerst ergeben, und so gewaltthätig als unüberlegt. Er begieng die Unbesonnenheit, sich in geheime Unterhandlungen mit der Parthey der Armagnaks einzulassen, statt daß er sich von beyden gleichweit entfernt hätte halten sollen. Die Armagnacs nahmen einige Städte für ihn weg, um ihn zu bewegen, daß er ihren Schutz erkaufen sollte. Nun verband sich der Herzog von Burgund plötzlich mit den Engländern, welche sich zur See und zu Lande rüsteten, um aufs neue eine Landung in Frankreich zu machen. Man konnte sich jetzt sehr glücklich schätzen, wenn man, durch Zurückgabe der ihm weggenommenen Städte, das Geschehene nur wieder gut machen konnte.

Die Zurüstungen der Engländer allarmirten die Regentschaft nicht ohne Grund. Sie hatten den Stillstand gewissenhaft beobachtet; sobald er aber verflossen war, zeigten sie sich desto furchtbarer und entschlossener, und kündigten die Absicht an, alle die Länder in Frankreich wieder zu erobern, welche ihre Vorfahren daselbst besessen hatten.

Sie landeten in der Normandie durch die Mündung der Seine mit 6000 Mann Schwerbewaffneten und 24000 Bogenschützen. Sie belagerten

Harfleur.

Harfleur. Das tolle Verhalten der Franzosen war allein Ursach an ihrem Glück. Die Furcht des Staatsraths hatte keine Vertheidigungsanstalten zu treffen gewußt. Die Engländer fanden auf ihrem Wege weder Truppen, die sie durch öftere Anfälle beunruhigten, noch Armeen, die sie auf einmal zu Grunde richteten. Sie giengen, ohne das geringste Hinderniß, an einem seichten Orte über über die Somme.

Die Franzosen, statt dem Feinde entgegenzugehen, erwarteten ihn unbesonnener Weise in einer Ebne bey dem Dorf Azincourt. Ungeachtet sie Herren des Bodens waren, hatten sie doch ihr Schlachtfeld sehr übel gewählt: denn der Grund desselben war so fett und so sehr vom Regen durchweicht, daß Menschen und Pferde bis an die Knie hineinsanken. Der Mangel an Subordination, welche immer mit Mangel an Disciplin verbunden ist, machte diese berufne Niederlage nothwendig. Der Generale war eine so große Menge, daß man nicht wußte, wem man gehorchen sollte. Die Herzoge, die Grafen und Ritter, und fast alle Officiere, welche in der Avantgarde fechten wollten, machten Parade mit einer übelangebrachten Bravour, die dem Vaterlande zu nichts nützte. Dieselben Fehler, welche den Franzosen 76 Jahre vorher so verderblich gewesen waren, hatten sie nicht klüger gemacht, und waren Schuld, daß sie am 25sten Oct. 1415 die Schlacht bey Azincourt verloren.

Der größte Theil der französischen Armee, welcher auf allen Seiten nichts als Unordnung und

Verwirrung sah, und keine Anführer hatte, sie zu leiten, ergriff die Flucht, ohne den Degen zu ziehen. Zehntausend Mann Todte blieben auf dem Schlachtfelde; aber das Blut, welches diese vergossen hatten, war das reinste Blut der Nation. Man zählte unter ihnen über 9000 Ritter oder Edelleute, und 120 Bannerherren. Die Herzoge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Eu und Vendome wurden zu Gefangenen gemacht. Der Herzog von Orleans, das Oberhaupt der Parthey seines Namens, welcher nach England geführt wurde, sollte daselbst ganzer 25 Jahre als Gefangner bleiben, und seine Freyheit nur durch die Vermittelung eines andern Herzogs von Burgund wieder erhalten, welcher gut genug war, seine Ranzion zu bezahlen, und durch eine aufrichtige Aussöhnung die tödtliche Feindschaft, welche ihre Väter angestiftet hatten, zu tilgen. Doch, wir wollen den Begebenheiten nicht vorgreifen. Die Zahl der andern Gefangenen belief sich auf 14000.

Die Bestürzung war um desto größer, da man Ursach hatte, zu fürchten, daß der Herzog von Burgund sich mit den Engländern verbinden möchte. Er hatte sich auf alle Fälle gerüstet, und rückte in grossen Tagemärschen an, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Man mußte, wenn man das Reich nicht Preis geben wollte, zum Grafen von Armagnac seine Zuflucht nehmen. Dies war ein gefährlicher Schritt, und gleichsam eine Abdankung der Regierung. Man trug ihm mit der Connetablewürde die Stelle des Premierministers an. Er

bemäch-

bemächtigte sich der höchsten Gewalt, und bewies in der Administration allen Uebermuth und Steifsinn seines Charakters. Seine Parthey triumphirte; aber das Volk wünschte bald die Regierung des Herzogs von Burgund zurück. Der neue Regent mißbrauchte seine Gewalt so sehr, daß er sich seiner eignen Parthey verhaßt machte, und die Königinn, welcher er seine Erhebung zu danken hatte, gegen sich erbitterte.

Voller Unwillen über seine Undankbarkeit, suchte sie ihr eignes Werk wieder zu zerstören; wie es bey der innern Gährung der Höfe, wo die Interessen sich oft so plötzlich ändern, nichts seltnes ist. Der Graf von Armagnac wollte, zur Fülle seiner Treulosigkeit, ihr zuvorkommen. Er verklagte sie bey dem König, daß sie einen verbotenen Umgang mit Ludewig Bourdon, ihrem Haushofmeister, unterhalte. Bourdon wurde, nachdem er, durch Furcht gezwungen, sein Verbrechen eingestanden hatte, im Chatelet erdrosselt, und die Königinn wurde nach Tours verbannt und sehr strenge bewacht. Dieser Schimpf kränkte sie um desto mehr, da ihr eigner Sohn Armagnacs Mitschuldiger war, der ihn zum Kundschafter und Angeber gebraucht hatte. Er war freylich noch sehr jung, sahe nicht alle Folgen davon vorher, und gehorchte der Gewalt, welche der Graf sich über sein Gemüth erworben hatte. Gleichwohl erzeugte dies zwischen dem Sohn und der beschimpften Mutter einen Haß, welchen die Zeit und die erstaunlichsten Katastrophen nie besänftigen konnten. Von dieser Zeit an gieng sie

damit

damit um, ihn auf immer der Krone zu berauben.

Seit der Ermordung des Herzogs von Orleans, welchen sie nur zu sehr geliebt hatte, konnte sie von dem Herzog von Burgund nicht reden hören, ohne zu schaudern; allein die Begierde, sich wegen der Frechheit des Connetable zu rächen, und ihn zu stürzen, machte, daß sie diese Antipathie überwand, und bewog sie, an eben diesen Herzog von Burgund, dessen Namen sie nicht nennen hören konnte, zu schreiben. Ein stärkerer Abscheu bezwang den ersten. Sie rief ihn um Hülfe an, übergab sich seinem Schutz, und bat ihn, sich ihrer Sache anzunehmen. Der Herzog empfieng den Brief mit der größten Freude, und sah mit einem Blick den unerwarteten und großen Vortheil, den er aus seiner Verbindung mit ihr ziehen würde.

Er publicirte alsobald ein Manifest, in welchem er den Armagnacs den frühen Tod der beyden Dauphins vorwarf, die Regentschaft für die Königinn zurückfoderte, und die Städte und Flecken, oder den Bürgerstand, bat, ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen, um den König und den Dauphin aus der Gefangenschaft zu befreyen. Vorläufig setzte er die Königinn in Freyheit, welche alsobald triumphirend den Titel Regentinn annahm, und dem Dauphin und dem Connetable von Armagnac verbot, sich ferner in Regierungssachen zu mengen. Da diese Herren von Paris waren, so boten sie ohne Bedenken ihren Drohungen Trotz; allein die Scene änderte sich bald, und sie geriethen

in

in kein geringes Schrecken, als der Herzog von Burgund, an der Spitze einer Armee von 60000 Mann, in Champagne und der Picardie voller Freuden aufgenommen wurde, und darauf persönlich die Hauptstadt belagerte.

Der Graf von Armagnac war bey dem Volke verhaßt, und mußte also den Kürzern ziehen. Das Volk erklärte sich für die Burgunder, man öffnete ihnen die Thore von Paris. Der Herzog von Burgund hielt seinen Einzug in demselben Wagen mit der Königinn. Welch ein Beyspiel von der Veränderlichkeit der Ideen der Großen! Sie wurden mit lautem Freudengeschrey empfangen. Der Taumel war allgemein; von allen Seiten rief man: Es lebe der gute Herzog von Burgund, welcher alle Auflagen abschafft. Das Volk weiß den Regierungen fast keinen andern Vorwurf zu machen, als diesen. Der Pöbel fiel über die Armagnacs her, und man setzte sie alle gefangen. Der Connetable, welchen man suchte, wurde bey einem Maurer ergriffen, den er um eine Zuflucht gebeten hatte. Das empörte Volk bedauerte, daß ihm die Person des Dauphin entgangen war, welchen der Oberrichter von Paris noch zu rechter Zeit hatte entwischen lassen. Er würde nicht anders, wie einer von den Armagnacs, ins Gefängniß geworfen, und vielleicht nicht besser als sie behandelt worden seyn

Der Herzog und die Königinn stiegen darauf in dem St. Pauls-Hotel ab, wo sie Karl VI in einem solchen Zustande von Wahnsinn und Stupidi-

tät

tät fanden, daß er ihnen herzlich für alles, was sie gethan hatten, dankte, und ihnen sagte, er wolle sich künftighin blos durch ihren Rath leiten lassen.

Die d'Armagnacs waren alle festgesetzt. Auf ein fliegendes Gerücht, daß man sie in Freyheit setzen wolle, lief das Volk, welches sie als Tyrannen, die bey allen seinen Leiden unempfindlich wären, betrachtete, haufenweise nach der Conciergerie, erbrach die Thüren, und massacrirte den Connetable samt seinen Anhängern. Von da giengen diese Rasenden zum Chatelet, ermordeten daselbst verschiedne Bischöfe, welche sich der überwundenen Parthey annahmen, und warfen Parlementspräsidenten, Requetenmeister, Räthe, oben von den Thürmen herab, wohin sie sich geflüchtet hatten. Unten fieng man mit Spießen ihre Körper auf. Das Volk weidete sich mit grausamer Wollust an dem Blut, welches ihm so verhaßt war. Der Henker ergriff öffentlich den Herzog von Burgund bey der Hand, welcher ihm auch auf der Stelle dies Zeichen von Gewogenheit erwiederte, indem er sich auch bey dem geringsten Menschen des verächtlichsten Pöbels beliebt zu machen wünschte; und so was legen also Politik und Ehrsucht ihren Lieblingen auf!

Diese entsetzlichen Unordnungen giengen viel zu weit, als daß die Engländer sich dieselben nicht hätten zu Nutze machen sollen. Sie kehrten in Frankreich zurück, versichert, daß der Herzog von Burgund sich ihren Progressen nicht widersetzen würde, und vollendeten die Eroberung der Normandie. Diese

erstaun-

erstaunliche Fortschritte schreckten endlich die beyden Factionen, welchen den Staat verwüsteten, auf. Die Engländer hätten sonst das ganze Reich unterjochen können. Man negociirte mit dem König von England, Heinrich V. Man that ihm von beyden Seiten Vorschläge. Der Dauphin, welcher sich trotz dem Verbot des Staatsraths, der ihm die Waffen niederzulegen befohlen hatte, Regenten nannte, hatte seine Gesandten zu London. Die Königinn, welche klüger war, ließ dem siegreichen König, durch einen Cardinal, das Portrait der Katharine, Karls VI Tochter, überbringen, einer Prinzessinn von ausnehmender Schönheit, um welche Heinrich zwey oder drey Jahre vorher angehalten hatte. Die Königinn hoffte, daß die Liebe ihr behülflich seyn würde, Frankreich zu retten, und ihm den Frieden wiederzugeben.

Heinrich V, wiewohl er sterblich verliebt war, gab doch mehr der Stimme des Ruhms seiner Nation, als der Liebe, Gehör; er bekämpfte sich selbst, und wollte den Täuschungen seiner Leidenschaft die wichtigen Früchte des Sieges nicht aufopfern. Er sagte: Gott hat mich wie bey der Hand hieher geführt. Frankreich hat keinen König mehr, alles darin ist in Zerrüttung. Mir also gebührt es, in Frankreich zu regieren, um einen Staat zu retten, der seinem Untergange nahe ist. Heinrichs Foderungen waren so übertrieben, daß der Dauphin, die Königinn und der Herzog von Burgund auf gleiche Weise davor erschracken.

Ihre

Ihre gemeinschaftliche Furcht bewog sie, auf einen Aussöhnungsplan und einen Vergleichstractat zu denken. Die beyden Prinzen stellten eine Zusammenkunft an, umarmten sich an der Spitze ihrer Armee, und versprachen sich, gemeine Sache zu machen, um den gemeinschaftlichen Feind zu verjagen. Sie setzten sodann eine zweyte Zusammenkunft auf der Brücke von Montreau an, um ihre alten Streitigkeiten beyzulegen.

Die Parthey des Dauphin war die schwächere; er rief die Verrätherey zu Hülfe, machte sich aber noch strafbarer dadurch, daß er das wahre Interesse des Staats vergaß. Der Dauphin hatte diese Zusammenkunft blos in der Absicht veranstaltet, um Gelegenheit zu haben, den Tod des Herzogs von Orleans zu rächen. Diese Rache war verwegen und ungereimt bey den damaligen Umständen. Sie stürzte das Reich beynahe in den Abgrund, verschlimmerte die Uebel der beyden Partheyen, und half keinem einzigen derselben ab. Der Dauphin war erst achtzehn Jahr alt; man hatte ihn daher nur gar zu leicht in diese Verschwörung gezogen, welche von den Edelleuten, die es mit dem ermordeten Herzog von Orleans hielten, und alle dem Herzog von Burgund den Tod geschworen hatten, angezettelt war.

Man warnte ihn, sich nicht bey der Zusammenkunft einzufinden; er empfand auch einen Widerwillen, sich dahin zu begeben; achtete aber diesen Rath und seine geheime Ahndung zu geringe. Er begab sich zur bestimmten Zeit nach der Brücke,

war aber nicht so bald durch den zweyten Schlagbaum der auf derselben errichteten Schranken gekommen, als die Leute des Dauphin ihn sehr eilig hinter ihm zumachten, welches ihn Gefahr besorgen ließ; aber er konnte nicht mehr zurück, und hielt daher gute Contenance.

Sobald er ein Knie auf die Erde gesetzt hatte, um den Dauphin zu begrüßen, ward er von einer Bande Meuchelmörder angegriffen, und fiel, von ihren Dolchen durchbohrt.

Dieser Mord erregte einen viel größern Abscheu, als der des Herzogs von Orleans. Man warf dem Dauphin vor, daß er ihn durch seinen Befehl und seine Gegenwart autorisirt habe; der Hinterhalt vermehrte die Schwärze der That; und die Friedensversicherungen machten sie teuflisch. Der Herzog von Burgund ward allgemein bedauert, von dem Volk, weil er leutselige und populaire Eigenschaften hatte, und von dem Adel, weil er Haupt einer Parthey war, und gut bezahlte. Gleichwohl besaß er mehr Tapferkeit als Klugheit.

Die Königinn, welche ihren Sohn tödtlich haßte, und ihn aufopfern wollte, ergoß sich nun in Klagen und Vorwürfe, und nahm Gelegenheit von diesem Meuchelmorde, Karln VI zu überreden, daß er diesen unnatürlichen und blutgierigen Sohn, welcher jetzt nur den ersten Versuch gemacht, und seine Frevelthaten bald noch weiter treiben würde, enterben müsse. Es ist wahr, er hatte einen zum Heil des Staats angefangenen Frieden gebrochen, und zu den fürchterlichsten Unruhen Anlaß gegeben. Si

determinirte den König, ihre Tochter Katharine dem König von England zur Gemahlinn zu geben, und zu Gunsten dieser Heirath sie zu seiner Erbinn zu erklären.

Dies war nun das zweytemal, daß die Königinn den Gegenstand ihrer Neigung durch einen öffentlichen Meuchelmord umkommen sah. Mit dem Mörder des Herzogs von Orleans ausgesöhnt, füllte der Tod des Herzogs von Burgund sie mit einer neuen Wut, welche die Stelle aller ihrer andern Leidenschaften einnahm.

Der schwache König nahm ohne Unterschied alle Eindrücke an, welche diejenigen, die sich ihm näherten, ihm geben wollten. Die Königinn ließ ihn eine Erklärung unterzeichnen, durch welche der Monarch allen seinen Unterthanen, bey Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät, befahl, seinem Sohn Karl alle Dienste zu weigern, weil er einen Frieden, den er zweymal durch seinen eignen Eid geheiliget, gebrochen. Immer unversöhnlich in ihrem Haß, lud die Königinn die Engländer zum Bündniß ein, und foderte den Sohn des Herzogs von Burgund auf, zur Rache seines Vaters gemeine Sache mit ihr zu machen.

Man bot dem König von England die Krone von Frankreich feyerlich an, und jetzt willigte er darein, die Prinzessinn Katharine zu heirathen. Es wurde durch einen Tractat ausgemacht, daß nach dem Tode seines Schwiegervaters das Eigenthum des Königreichs ihm und seinen Erben auf ewig zufallen, daß er unterdeß als Regent die Regierung verwalten,

und

und daß Karl VI, wenn er an ihn schriebe, sich der Formel bedienen sollte: An unsern geliebten Sohn Heinrich, König von England und Erben von Frankreich.

Der Sohn des Herzogs von Burgund foderte von den beyden Königen Genugthuung wegen des Mordes seines Vaters. Da der Proceß instruirt, der Prinz vorgefodert, und nicht erschienen war, so ergieng ein Arret des Staatsraths, des Inhalts: daß Karl, der Dauphin von Frankreich, auf ewig aus dem Reich verbannt, und der Thronfolge für unwürdig erklärt wäre, weil er Johann, den Herzog von Burgund, hätte ermorden lassen.

Dieses donnernde Arret hatte die ungezweifeltste Sanction erhalten. Der Dauphin appellirte von demselben an seinen Degen; aber dieser konnte ihm nur schwache Dienste thun. Die unvorhergesehensten Begebenheiten zernichteten indeß bald die Schlüsse der höchsten Gewalt. — Die Nation schwieg, und Heinrich V würde allem Anschein nach über Frankreich regiert haben. Er besaß Geschicklichkeit und überlegene Macht, die Eigenschaften eines großen Königs, und die Tugenden des rechtschaffenen Mannes. Er war gemässigt und tapfer, gütig, gerecht, freygebig und billig. Eine Fistel verhinderte die Vereinigung der beyden Kronen, zerriß die Kette der neuen Begebenheiten, und unterbrach die höchsten Entwürfe. Heinrich V war noch nicht acht und dreyssig Jahr alt, als er starb.

Karl VI überlebte ihn keine zwey Monate. Sein Leben war gar zu verderblich für Frankreich gewesen, als daß man sich über seinen Tod hätte betrüben sollen. Dieser Augenblick endigte 40 Jahre voll Unglück und Schande. Kein Prinz seines Geblüts erschien bey seinem Begräbniß. Der Herzog von Bedford, der Bruder des Königs von England, welcher schon den Titel Regent angenommen hatte, mußte seine Leiche begleiten. Zu den Kosten des Leichenbegängnisses war kein Geld vorhanden. Das Parlement sah sich genöthigt, Meubeln aus dem Palast zu verkaufen, um die nöthige Summe herbeyzuschaffen.

Es war jetzt eine Art von Interregnum; so sehr respectirte man den Tractat von Troyes, welcher den Dauphin von der Krone ausschloß. Das Parlement, um nichts zu übereilen, und eine genaue Neutralität zu beobachten, entschied, daß die Justizschreiben, ohne den Namen des Königs zu erwähnen, ausgefertigt werden, und daß man sich dazu des oberrichterlichen Siegels bedienen sollte.

In diesem Zustande blieben die Sachen während der 20 Tage, welche zwischen dem Tode Karls VI und der Ernennung Heinrichs, des Sohns Heinrichs V, welcher noch in der Wiege lag, und zum König von Frankreich und England ausgerufen wurde, verflossen. Der Dauphin schien unwiederbringlich enterbt zu seyn: denn alle Körper des Staats hatten schon dem Herzog von Bedford, welcher ohne Widerstand zum Regenten von Frank-

reich

reich während Heinrichs VI Minderjährigkeit erklärt war, den Eid der Treue geleistet.

Karls VI Gemahlinn, **Isabelle von Bayern**, starb 13 Jahre nach ihrem Gemahl, verhaßt bey den Franzosen, denen sie so viel Unglück zugezogen, und verachtet von den Engländern, welche sie so sehr begünstigt hatte. Diese, welche noch die Herren waren, wollten die Kosten ihrer Leichenbestattung sparen, und dungen daher einen Schiffer, ihren Leichnam zu Wasser nach St. Denis zu bringen. Ein einziger Bedienter begleitete sie, mit einem Briefe an den Abt von St. Denis, worin ihm befohlen wurde, sie ohne alles Ceremoniel in dem Gewölbe beysetzen zu lassen. Kein einziger Bischof erschien, um die Exequien zu halten.

Sie starb von einem Anfall von Zorn und Wut, den ihr die kränkenden Spöttereyen der englischen Herren verursachten, die sich eine Lust daraus machten, ihr ins Gesicht zu sagen, Karl VII sey nicht der Sohn ihres Gemahls. In ihrem Testament bewies sie viel Zärtlichkeit gegen den Herzog von Bedford, welchen sie ihren Sohn nannte, indem sie, selbst am Rande des Grabes, dessen vergaß, den die Natur ihr gegeben hatte.

Das Grabmal, welches man ihr in der Folge errichtete, war eine neue Beschimpfung. Zu ihren Füssen war eine Löwinn abgebildet, zum Sinnbild der Härte ihres Herzens. Jener Schatten von Souverain, dessen Name zu weiter nichts gedient hatte, als alle möglichen Privatungerechtigkeiten zu

autorisiren, bekam auch ein Grabmal, dem die Lüge ihre Charaktere eingrub.

Um diesen Monarchen zu amusiren, erfand man das so berüchtigte Kartenspiel. Man kann nicht leugnen, daß es ursprünglich viel beygetragen, den Geist der Geselligkeit zu verbreiten, indem es Stände einander näher rückte, die, so nahe sie auch an einander gränzten, doch damals durch einen seltsamen und übel verstandnen Stolz von einander getrennt waren. Die fast allgemeine Einführung dieses Spiels brachte mehr Beziehungen und Gleichheit unter die Bürger. Dieser Zeitvertreib erzeugte die Idee einer freyern, annehmlichern, dem Zwange steifer Formalitäten weniger unterworfenen Gesellschaft; allein in der Folge artete er in Leidenschaft, in epidemische Raserey aus; die Habsucht machte aus einem bloßen Amusement eine Tagarbeit, die aber sehr langweilig für denjenigen ist, der in seiner Erholung zugleich Beschäftigung des Herzens, Gefühl von Freude oder Vergnügen sucht. Es gab viel angenehmere und vernünftigere Mittel gegen die Langeweile; aber man hat sie vergessen, und so vergiftet die Gewinnsucht nun auch die süssen Augenblicke unsrer Muße.

Kirchensachen.

Das Concilium, welches dem großen Schisma der abendländischen Kirche ein Ende machen sollte,

sollte, hatte sich zu Costnitz in Schwaben versammelt. Man setzte daselbst zwey Päpste ab, und lud Johann XXII vor, um seine Würde abzudanken. Er wollte entfliehen, wurde aber angehalten. Gerichtliche Anklagen beschuldigten ihn der ungeheuresten Verbrechen, und das Concilium verurtheilte ihn zu einem ewigen Gefängniß, als der verdienten Strafe seiner Frevelthaten, die nur zu sehr bewiesen waren.

Eine nicht weniger wichtige Sache beschäftigte die Versammlung, und zog die Augen Europens auf sich. Die unermeßliche Gewalt des römischen Hofes hatte schon einen Engländer Namens Wikleef, veranlaßt, auf Mittel zu denken, sie zu schwächen. Er gieng mit seinen Untersuchungen bis auf den Grund dieser erstaunlichen Macht. Da seine Einbildungskraft sich immer mehr erhitzte, sah er endlich nichts als Mißbräuche, und faßte den stolzen und verwegnen Gedanken, die Kette, welche die christliche Welt gefesselt hielt, zerbrechen zu wollen. Er brachte kühne und neue Meynungen vor, die sich eine an die andre ketteten; und je weiter er kam, desto größer ward seine Dreistigkeit. Er hatte einen großen Anhang in England gehabt; allein die Geistlichkeit hatte, um diese Secte desto leichter zu ersticken, den weisen Weg des Stillschweigens gewählt. Der Reformator predigte also ungestört, starb in Ruhe, und erst in der Folge gab man seinen Ketzereyen unbesonnener Weise ein Aufsehen, indem man sein Grab durchscharrte, um seine Asche zu beschimpfen.

Ein böhmischer Priester, den man wegen seiner Sitten verehrte, wegen seiner Lehre bewunderte, und ihn zum Oberhaupt der Universität Prag erhoben hatte, adoptirte die Ideen dieses verstorbenen Reformators, und lieh ihm den blendenden Credit seines Ranges und seiner Beredtsamkeit. Sein Schüler war Hieronymus von Prag, welcher, mehr wie er mit dem Talent der Rede begabt, in seinem Vaterlande jene verführerischen Meynungen ausbreitete, die auf nichts geringeres, als auf eine schnelle Reform der ältesten und heiligsten Gebräuche, abzielte.

Da sie beyde, als öffentliche Feinde Roms und des Papstthums, vor das costnitzer Concilium gefodert wurden, so erboten sie sich zu kommen, und Rechenschaft von ihrem Glauben abzulegen, und die Gründe ihrer neuen Lehre vorzutragen. Da aber die Drohungen, welche sie von ferne hörten, ihnen bange machten, so foderten sie ein sicheres Geleit. Der Kaiser und das Concilium bewilligten ihnen dasselbe, und sie verliessen sich also auf einen Schutz, den sie für unverletzlich hielten.

Man kann sich über die Leichtgläubigkeit dieser Heresiarchen nicht genug wundern, die mehr Kenntniß von Büchern als Menschen haben mußten, da sie sich Hoffnung machten, im Concilio eben so durch ihre Beredtsamkeit zu triumphiren, wie sie in ihrem Vaterlande triumphirt hatten. Dieser Ehrgeiz, über die Gemüther zu herrschen, welcher neuen Lehrern gewönlich so sehr schmeichelt, mußte sie gegen die große Gefahr, worein sie sich stürzten, verblendet haben.

Kaum

Kaum waren sie angekommen, so setzte man sie fest. Voll Bestürzung beriefen sie sich auf den ihnen im Namen des Conciliums und des Reichs ertheilten Schutz. Die Antwort war: **Man sey nicht verbunden, Ketzern Wort zu halten.** Sie wollen ihre Lehre vortragen: aber man spricht nur von Strafen; sie beschweren sich: aber man legt sie in Ketten, und trennt diese unglücklichen Freunde, die nun ohne Stütze und Trost in ihren Kerkern blos sich selbst überlassen sind.

Das Concilium läßt ihnen keine andre Wahl, als entweder ihre Meynungen mündlich zu widerrufen, oder lebendig verbrannt zu werden. **Hieronymus von Prag** widerruft aus Furcht vor dem Scheiterhaufen. **Johann Huß** aber sagt: er wolle lieber sterben, als an seiner Ueberzeugung zum Verräther werden; und der barbarische **Siegismund** beschimpft die kaiserliche Würde, und läßt ihn zum Scheiterhaufen schleppen.

Hieronymus erfährt den unerschrocknen Tod seines Freundes; auf einmal erhebt er sich aus seiner Feigheit, und Hussens Muth scheint in seine Seele übergegangen zu seyn. Die Schlachtopfer der Ungerechtigkeit, indem sie die ganze Empfindlichkeit des menschlichen Herzens gegen die Grausamkeit rege machen, gewinnen nur desto eifrigere Proselyten. **Hieronymus** wird von einer neuen Beredtsamkeit beseelt; er predigt mit größerem Nachdruck als je die Lehre, welcher er nur aus Furcht vor den Flammen entsagt hatte. Er beschuldigt sich selbst einer niederträchtigen Feigheit, weint

vor Reue und Schmerz, und verspricht, nach dem Beyspiel seines verherrlichten Freundes, dem grausamsten Tode zu trotzen.

Zum zweytenmal gefangen genommen, und vor das fürchterliche Tribunal, welches Hussens Scheiterhaufen angezündet hatte, geführt, weiß er nichts mehr von Furcht. Er wirft den Vätern des Conciliums ihren Meineid und ihre Unmenschlichkeit vor, und setzt dieser schändlichen Verletzung des Völkerrechts das Gemälde der milden, menschenliebenden und nachsichtsvollen Tugenden seines Freundes entgegen. Er klagt sich selbst an, daß er nicht Muth genug gehabt, seine Asche mit der seinigen zu vermischen, und bittet aufs dringendste um den Tod, um für seine Feigheit zu büssen. Er verlangt endlich, daß man ihn in denselben Qualen sterben lasse, die seinem Leben ein Ende gemacht.

Die ganze Synode verdammte ihn zu den Flammen. Man hätte den Enthusiasmus dieses Sectirers dem Wahnsinn des Schmerzens über den Verlust seines Freundes beymessen, ihn gefangen halten, und ihn also wenigstens mit der schrecklichen Todesstrafe verschonen können. Beym Anblick des Scheiterhaufens glänzte Heiterkeit und Freude auf seinem Angesicht; er ließ keinen Seufzer von sich hören, und die Festigkeit seiner Seele verleugnete sich selbst mitten in der langen und grausamen Marter nicht. Das Bild seines Freundes schien ihn über den Schmerz emporzuheben.

Diese übertriebene Strenge des Conciliums diente zu nichts, als die Augen der Menschen auf

die

die Bewegungsgründe dieser blutigen Katastrophe zu lenken, und Untersuchungen der Meynungen, die den Reformatoren das Leben gekostet hatten, zu veranlassen. Ihre Lehre ward also untersucht; sie starb nicht mit ihnen in den Flammen, sondern wuchs aus ihren Scheiterhaufen empor, verbreitete sich desto schneller, je mehr man ihr entgegen arbeitete, und verursachte endlich die große Revolution, die wir bald werden entstehen sehen.

Ohne Zweifel gab es Mißbräuche in der römischen Kirche; die weisesten Anordnungen bleiben von den fremden Zumischungen der menschlichen Schwachheit nicht frey: allein die Verfolgungen, die dem Geist des Evangeliums so ganz entgegengesetzt sind, dienten zu weiter nichts, als jene zahlreichen Seetirer zu erzeugen, die nun fast zu gleicher Zeit aufstanden. Mitleiden und Nachsicht hätte sie in den Schooß der Kirche zurückführen können; aber sie zerrissen sie, weil die grausame Strenge nur Fanatismus hervorbringt.

Dies Concilium erkannte selbst, daß es dringer Reformen zum Besten der Kirche bedürfe. Man schränkte den Despotismus der Päpste ein; man stiftete heilsame Censuren, um der Zügellosigkeit der Geistlichkeit Einhalt zu thun; man munterte diese auf, die Neuerer durch eine genauere Kenntniß der heiligen Schrift zu bekämpfen. Die Ketzereyen trugen dazu bey, die Glaubenslehren mehr aufzuklären, und sie auf einen festern Grund zu bauen. Das Concilium ließ darauf durch die Cardinäle den **Otto Colonna** zum Papst erwählen, welcher

cher dann, unter dem Namen **Martin V**, von der ganzen Christenheit anerkannt wurde.

Diese Wahl veranlaßte ein seltsames Schauspiel. Der hartnäckige **Benedict**, welcher sich nach seiner Absetzung nach Spanien begeben hatte, und sich in einem befestigten Schlosse am Ufer des Meers aufhielt, erklärte sich für den einzigen wahren Papst, agirte denselben in seinem Gefängniß, und excommunicirte von seinem Felsen herab die ganze Welt, die ihn nicht hörte.

Karl VII.

Die Engländer nannten ihn spottweise nicht anders, als den **König von Bourges**, weil dies der Ort seiner Residenz war. Man hatte **Heinrichen von Windsor**, einen Prinzen von zehn Monaten, zum König von Frankreich und England ausgerufen. Der Herzog von Bedford ließ das königliche Schwerdt vor sich her tragen. Die Allianz des Engländers mit dem neuen Herzog von Burgund schien den Thron einer neuen Dynastie zu sichern; kurz, die Revolution schien endlich völlig gewiß zu seyn. **Karl** hatte sehr mittelmässige Eigenschaften, wenig Genie, eine unbändige Liebe zum Vergnügen, eine blinde Gefälligkeit für seine Günstlinge und Mätressen. In dieser für den Staat und für ihn so wichtigen Krise, beschäftigte er sich nur mit Spielen, Festen und Lustbarkeiten. Mitten unter solchen Zurüstungen fragt' er einst

den

den braven la Hire, was er davon dächte? Ich denke, erwiedert' er, daß man sein Reich nicht lustiger verlieren kann.

Aber sein glückliches Schicksal vertrat ihm die Stelle der Verdienste. Der Eifer seiner Generale, ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit, verhalf ihm wieder zur Krone, ohne daß er selbst das Geringste dabey that.

Frankreich war zwischen den beyden Königen getheilt. Der Herzog von Bedford erwarb sich Liebe und Hochachtung. Er war tapfer und edelmüthig, und man hätte sagen sollen, er schäme sich, einen so schwachen Feind, als sein Mitwerber war, zu Grunde zu richten; er ließ ihm die Muße, einen Anhang zu vermehren, der bey Karls VI Tode so gering war, daß der Prinz sich immer einschloß, wenn er seine Mahlzeiten zu sich nahm, weil sie so schlecht waren.

Allein die Unthätigkeit des Herzogs von Bedford, welche Frankreich rettete, war wirklich erzwungen, und rührte nicht von seiner Nachlässigkeit her. Karl erwarb sich nach und nach vortreffliche Generale, voller Bravour und Fähigkeit. Seit langer Zeit hatte Frankreich durch ein glückliches Schicksal ihres gleichen nicht gehabt. Er bezahlte ihre Dienste sehr theuer, indem er ihnen zur Belohnung schon im voraus einen sehr großen Theil seiner Domainen abtrat. Diese Freygebigkeit wars, was ihn auf dem Thron erhielt, und man kann sagen, daß der ganze Adel mit dem Glück seines Souverains zugleich sein eignes Glück machte.

Die

Die Bemühungen seiner Anhänger waren anfangs sehr ungewiß, und **Karl** war ohne Rettung verloren, wenn nicht gerade zu rechter Zeit zwischen den englischen Generalen und Philippen, dem Herzog von Burgund, ein Mißverständniß entstanden wäre. Der Krieg gerieth darüber glücklicher Weise ins Stecken, und der Herzog von Bedford war nach England hinübergegangen, um dort sehr ernstliche Unruhen zu dämpfen. Man schränkte sich von beyden Seiten auf Scharmützel ein, und es fiel nichts Erhebliches vor, bis zur Belagerung von Orleans.

Diese Belagerung ist merkwürdig. Das Schicksal der ganzen Monarchie hieng von ihr ab. Die Vertheidigung war so muthig, als der Angriff. Der **Graf von Dunois**, welcher den Namen **Bastard von Orleans** so berühmt gemacht hat, that Wunder von Tapferkeit; allein, ungeachtet seines gewaltigen Arms, waren die Royalisten, durch vielerley Widerwärtigkeiten muthlos gemacht, im Begriff, die Stadt zu übergeben, und **Karl** wollte eben mit Schimpf in den Dauphine' entfliehen, um dort in den Gebirgen günstigere Umstände abzuwarten, als eine Begebenheit von einem ganz neuen Charakter in der Geschichte den Muth der Franzosen neu belebte, und den Sieg an ihre Fahnen heftete.

Es erschien an **Karls** kleinem Hofe ein wahrhaftig außerordentliches Wesen, welches der wahrheitliebende Grabstichel der Geschichte an dem Spott rächen muß, mit welchem die Poesie, in ihrem mehr als unbesonnenen Leichtsinn, Tugenden lächerlich

cherlich zu machen gesucht hat, die man an einem Geschlecht bewundert, bey dem sie Pflicht sind, und also noch weit mehr Bewunderung verdienen, wenn man sie bey einem Frauenzimmer findet. Diese Heldinn war von niedrer Herkunft, wurde aber jetzt die Stütze des Throns, und hätte, wäre sie die Tochter des Königs von Frankreich gewesen, das salische Gesetz zum Schweigen bringen können. Der Enthusiasmus der Ruhmbegierde beherrschte sie. Diese gewaltige Leidenschaft, welche wenig Seelen charakterisirt, scheint uns nur darum so seltsam, weil alles, was die vorgeschriebenen Schranken überschreitet, uns ausschweifend und grillenhaft zu seyn scheint, da der Vorwurf doch vielmehr unsre Schwäche treffen sollte. Die tapfere **Johanne von Arc**, die ihr Vaterland und ihren König rettete, verdient eine Stelle bey den gepriesensten Helden. Nur Unwissenheit oder Frivolität in einem entarteten Jahrhundert kann bey ihrem Namen lachen.

Sie war immer siegreich und bescheiden, unerschrocken und ruhig, weise in ihren Antworten wie in ihren Thaten, und eine Märtyrerinn des Vaterlandes. Ihr Tod allein, wenn auch ihr Leben nicht so glorreich gewesen wäre, würde hinreichen, uns Ehrerbietung einzuflößen.

Sie erschien mit der Zuversicht, welche überredt. Voll von dem Heroismus, welcher sie außer sich setzte, sagte sie, Gott habe ihr offenbart, daß die Truppen des Königs unter ihrer Anführung den Feind zwingen würden, die Belagerung aufzuheben.

zuheben. Diese Offenbarung war nichts anders als ihre hohe Begeisterung, und das tiefe Gefühl ihrer Tapferkeit und des Glücks, welches dieselbe haben müßte. Sie setzt theils durch ihr Betragen, theils durch ihre edle Kühnheit, in Erstaunen; da sie aber bloß ein schlechtes Bauermädchen, und noch sehr jung ist, schlägt man ihr ihre Foderung ab, aus Furcht sich lächerlich zu machen. Allein sie hört nicht auf zu bitten; sie läßt einen patriotischen Eifer reden, welcher rührt und bald hinreißt. Sie hält die neugierigen Blicke ohne Frechheit und ohne Schamröthe aus, und beantwortet alle Fragen auf eine simple, präcise und zuweilen erhabne Art.

Der Rath des Königs, voller Erstaunen und Bewunderung, bedenkt sich nicht länger ihr das Schwerdt zu geben, welches sie fodert; sie ergreift es mit Majestät, und schwört auf diesem Schwerdt, daß es in ihren Händen den Engländern verderblich werden soll, und daß sie dieselben aus dem Königreiche verjagen will, um es dem rechtmässigen Erben wiederzugeben.

An der Spitze der französischen Truppen erfüllt sie ohne Großthuerey diese herrlichen Versprechungen. Sie steckte ihr Panier auf, welches mit dem Bilde des Erlösers der Menschen bezeichnet war; sie verband die Cerimonien der Religion mit denen des Krieges, gleichdurchdrungen von der Macht des Himmels und der Macht der Tapferkeit. Sie saß auf einem weissen Roß, und war immer die erste bey den gefährlichsten Angriffen. Floß ihr

Blut,

Blut, und man erschrack, so beruhigte sie den Soldaten, und rief ihm zu: Diese Wunde ist nur ein Gnadenhieb. Die Engländer halten nicht Stand vor ihr, und ihre Landsleute finden immer die Bewunderung, die sie einflößt, noch zu geringe.

Die Hoffnung der Nation lebt nun, wie durch ein Wunderwerk, auf. Rheims öffnet seine Thore, und unterdeß die Truppen der Engländer bestürzt und flüchtig sind, wird Karl VII gekrönt, und treibt darauf seine Eroberung bis an die Ufer der Seine, er, der so eben noch im Begriff war, die Stadt Orleans und den Thron zu verlassen. Die bloße Erzählung der Begebenheiten sagt hier mehr, als alle Reflexionen. Johanne von Arc wohnt in Kriegsrüstung dieser erhabnen Cärimonie bey, und hält das siegreiche Schwerdt.

Man hat gesagt, die Erscheinung der Johanne von Arc sey nur eine Kriegslist, eine Erfindung des Grafen von Dunois gewesen, um die muthlose Parthey des Monarchen neu zu beleben; allein man muß gestehen, daß die heroische Tapferkeit dieser Amazone, und das beständige Glück, welches ihre Waffen begleitete, sich nicht wohl aus den Kunstgriffen der gewöhnlichen Politik erklären lassen.

Nach diesen wunderbaren Thaten breitete das Volk, seiner Denkungsart gemäß, aus, sie sey

inspirirt, und habe lange Unterredungen mit der heil. Katharine, dem heil. Michael und dem heil. Gabriel gehabt. Vielleicht aber glaubte sie selbst an die Visionen eines entflammten Gehirns, welches noch dazu für die rühmlichste, die größte und rechtmäßigste Sache entflammt war. Nicht den kalten Leidenschaften gebührt es, diese feurigen und edelmüthigen Leidenschaften zu würdigen und zu richten, welche oft Reichen, die am Rande des Abgrundes schweben, wieder aufhelfen.

Johanne von Arc war noch nicht 20 Jahr alt, als sie auf den Schauplatz trat. Das erstemal, als man ihr ein Mannskleid, einen Cüraß und ein Pferd gab, erstaunte man über ihre Geschicklichkeit sich anzukleiden und ihre Waffen zu führen. Ihre Sitten waren ohne Tadel, und sie gab nie den geringsten Verdacht gegen ihre Tugend. Daher hat sie immer den Namen Pucelle (reine Jungfrau) geführt. Ehrerbietung begleitete ihre Schritte, und wo sie herkam, warf man sich vor ihr nieder.

Zur Belohnung ihrer wichtigen Dienste bot der König ihr kein Gold an, sondern er adelte sie mit ihrer ganzen Familie und ihrer ganzen Nachkommenschaft, sowohl in männlicher, als weiblicher Linie; und der Adel, sonst so eifersüchtig auf seine ursprüngliche Reinigkeit, weigerte dieser Bäurinn, die vorher in einem Wirthshause gedient hatte,

te, die Aufnahme in seinen Stand nicht: ein unwiderlegliches Zeugniß von dem verdienten und unbefleckten Ruhm ihrer Thaten.

Sie hatte um Erlaubniß gebeten, sich wieder zu entfernen, weil sie den gedoppelten Zweck ihrer Sendung erreicht hatte; allein man betrachtete sie als den Schutzengel Frankreichs, und bat sie, die Armee nicht zu verlassen. Sie ergab sich den Wünschen des ganzen Adels.

Da sie bey der Vertheidigung von Compiegne, welches der Herzog von Burgund belagerte, verwundet war, wurde sie einige Tage darauf bey einem Ausfall gefangen genommen, und für 10000 Franken an die Engländer verkauft. Sie stellten Freudenfeuer in Frankreich und England darüber an, und sangen das Te-Deum, um Gott für diese Eroberung zu danken. Die öffentlichen Freudenfeste zeugten von dem Schrecken, welches ihr Arm verbreitet hatte. Die Engländer verachteten sie also nicht; so sehr sie sie auch eine Ketzerinn, Götzendienerinn, Aufrührerinn nennen mochten, so glaubten sie doch selbst diesen widersprechenden Schmähungen nicht. Sie fanden sich nur durch eine Bäurinn gedemüthigt, vergaßen darüber ihres gewöhnlichen Edelmuths, und beschimpften sich, da sie sich wegen des Unglücks ihrer Waffen an ihr rächen wollten.

Man durfte sie eigentlich nicht anders behandeln, als wie eine Gefangene, und wenigstens sie nicht anders richten, als in einem Kriegsrath. Statt dessen überlieferte man sie in die Hände der Theologen. Nun war sie eine Schismatikerinn, eine Hexe, eine Anbeterinn der Teufel, hatte mit dem Satan einen Bund gemacht, um den Feind zu schlagen. Man machte ihr auch ein Verbrechen daraus, daß sie sich wie eine Mannsperson gekleidet, da es doch sehr löblich war, daß sie die Kleidung getragen, welche sie der Zügellosigkeit der Soldaten nicht aussetzte. Sie sah vorher, was für ein Schicksal in den Händen solcher Richter sie erwarte, und um sich zu retten, stürzte sie sich muthig oben von dem Thurm, wo man sie bewachte, herab. Ihr Fall war so schmerzhaft, daß sie nicht wieder aufstehen konnte. Die Wache lief auf ihr unwillkührliches Geschrey herbey, und schloß sie enger ein.

Die Inquisition selbst hat kein unschuldigeres und ehrwürdigeres Opfer hingerichtet. Es war ein weltliches Tribunal, welches das Endurtheil fällte, und sie auf den Scheiterhaufen schickte. Sie weinte, indem sie zum Tode gieng, erlaubte sich aber nur sanfte Klagen. Diese Schwachheiten der Natur machen sie nur noch interessanter. Ihre Marter war schrecklich und langwierig; durch ein Raffinement unmenschlicher Barbarey hatte man ein Schaffot von Gyps bauen lassen, welches so hoch war, daß die Flammen sie nicht alsobald erreichen konn-

konnten, und sie sehr langsam verzehrten. Sie rief Gott bis zum letzten Athemzug an, und ihr erweichter Henker sagte, er glaube nicht, daß Gott ihm je die Qualen, die er ihr verursacht habe, verzeihen werde.

Die fanatische Wut ihrer Feinde ist nicht vermögend gewesen, ihren Ruhm zu beflecken. Ihre Tapferkeit und ihre Tugenden sind ewigen Lobes würdig. Die Engländer schämen sich jetzt ihrer damaligen Unthat. Ein Secretair des Königs von England kam dieser zu späten Genugthuung zuvor; er rief nach der Execution ganz laut aus: Wir sind alle verloren und beschimpft, weil wir die edelste Heldinn so grausam ums Leben gebracht haben.

Was aber erkenntliche und fühlbare Seelen am meisten in Erstaunen setzt und aufbringt, ist, daß Karl VII, als ein gleichgültiger Zeuge ihrer Hinrichtung, diejenige so unmenschlich umkommen ließ, die ihm doch die Krone aufgesetzt hatte. Hätt' er er nicht alles versuchen sollen, um sie einem schimpflichen und grausamen Tode zu entreißen? Wie konnt' er doch vergessen, was er ihr alles schuldig war? Er hatte also keinen Funken von dem tugendhaften und erhabnen Enthusiasmus, welcher die Pucelle beseelte. Er begnügte sich blos, den Proceß revidiren zu lassen, und ihr Andenken wieder in Ehren zu setzen, eine Genugthuung, welche die

Zeit ihr ohne ihn, und zwar auf eine viel authentischere Art, verschaffen mußte.

Nach ihrem Tode wurde der Krieg nicht sehr lebhaft betrieben. Karl verließ sich, bey seiner Sorglosigkeit, auf die Dienste seiner Generale. Sein Herz gehörte ganz der **Agnese Sorel**, die sich eifersüchtiger für die Ehre des Monarchen bewies, als er selbst. Sie konnt' ihn aber nie zu einem kriegerischen Heroismus bringen, wovon ihm doch alle damaligen Krieger das Beyspiel gaben. Karl schien das Glück zu seinem Befehl zu haben, so wenig that er für das Interesse seines Throns. Der Bastard von Orleans, immer geschickt und glücklich in seinen Unternehmungen, that ihm sehr gute Dienste; allein, ungeachtet aller neuen Vortheile der Franzosen, hätte doch eine lange Reihe von Jahren dazu gehört, den Engländern alles, was sie im Besitz hatten, wieder abzunehmen. Eine sehr glückliche Revolution zum Vortheil des Königs war, wenn der Herzog von Burgund ihre Parthey verließ. Aber wie ließ sich das hoffen? Der Tod seines Vaters, auf der Brücke von Montreau unter Karls Augen ermordet, war diesem Prinzen noch immer gegenwärtig.

Die gerechteste Rache aber wich dem politischen Interesse; und der Haß war in dem Herzen des Herzogs von Burgund nicht persönlich, weil er, nach vielen Conferenzen, in die Anträge, die man

ihm

ihm that, willigte; er konnte dies auch ohne Schwachheit und ohne Verbrechen thun. Man stellte ihm vor, alle Mörder seines Vaters wären todt oder verbannt; die große Jugend des Königs in jenem unglücklichen Augenblick müsse ihn entschuldigen; nach so vielem Blutvergießen müsse er endlich einem Reiche die Ruhe gönnen, dessen erster Lehnsträger er wäre, und sich mit dem Haupt seines Hauses gegen einen Ausländer verbinden, der bereit wäre, alles an sich zu reißen. Der Herzog willigte in den Frieden. Ohne die edelmüthige Verzeihung, die er Karln erwies, wurde der Engländer unumschränkter Beherrscher. Dieser Herzog war ein mächtiger Souverain, und er schien sich mehr mit seinem Vasallen, als wie mit seines Gleichen, auszusöhnen. Er schenkte dem Herzog von Orleans, welcher seit der Schlacht bey Azincourt in England gefangen war, die Freyheit, indem er großmüthig seine Ranzion bezahlte, die eine ansehnliche Summe betrug.

Zu gleicher Zeit aber vergaß er nicht, was er dem Andenken seines Vaters schuldig sey. Die Hauptartikel des Vergleichs waren, der König sollte den Mord des Herzogs von Burgund mißbilligen; erklären, daß ihm derselbe wahrhaftig leid sey; dem Herzog die Mitschuldigen dieses Mordes ausliefern, oder sie verbannen, wenn er sie nicht ausliefern könnte; eine Kapelle zu Montreau stiften, worin hohe Seelenmessen für den Verstorbnen gelesen wür-

den; und auf derselben Brücke, wo der Mord begangen worden, ein Kreuz errichten lassen, zum ewigen Zeugniß der von ihm geleisteten authentischen Genugthuung.

Durch die andern Artikel des Tractats wurde **Karl** genöthigt, alle Städte an der Somme, als Amiens, Abbeville, St. Quentin, Peronne, abzutreten, welches die ganze Picardie begriff.

Die Burgunder ermangelten nicht, mit vieler Großprahlerey auszubreiten, ihr Herzog habe dem König Gnade wiederfahren lassen, habe ihm aus Mitleiden den Frieden geschenkt, habe endlich die Ehre, ihn in sein Reich wieder einzusetzen, nachdem er ihm gezeigt, daß ers ihm gänzlich zu nehmen im Stande sey.

Ungeachtet der Herzog von Burgund selbst mit mehr Mäßigung davon sprach, so gefiel es ihm doch sehr, dergleichen Reden zu hören, und als er in der Stadt Gand seinen Einzug hielt, sah er mit Vergnügen unter den Verzierungen eines Triumphbogens einen Pompejus, welcher den armenischen König Tigranes, der zu seinen Füßen lag, aufhub, und ihm das Diadem wieder aufsetzte, mit den Worten des Valerius Maximus: Aeque pulchrum esse iudicans, et vincere Reges et facere; **er hielt es für eben so schön, Könige zu machen, als Könige**

nige zu überwinden. Dieser wichtige Friede wurde im Jahr 1435 geschlossen.

Er versetzte der Parthey der Engländer einen schrecklichen Streich; was aber ihr Glück vollends zu Grunde richtete, war der unerwartete Tod des Herzogs von Bedford, welcher Frankreich mit so vieler Weisheit und Mäßigung regiert hatte, daß er bey den Franzosen eben so beliebt war, als bey seiner eignen Nation. Dieser Friede, dessen Folgen er vorhersah, hatte in seinem Herzen eine Vermischung von Gram und von Zorn erregt, die ihm den Tod brachte. Er vernichtete eine fast zweyhundertjährige Reihe von Arbeiten und Siegen. Die englische Nation bedauerte ihn wie einen Held und wie ihren Schutzengel. Ein furchtbarer Feind, ein gemäßigter Sieger, ein guter Bürger, und dem König, seinem Neffen, unverbrüchlich treu, hätt' er gern mit der Faction, welche England verhinderte, Frankreichs Gebieterinn zu werden, in Frieden gelebt.

Sein Leichnam wurde, gleich dem eines Souverains, nach Rouen gebracht, und daselbst in einem prächtigen Grabmahl beygesetzt. Als Ludewig XI es einst nachdenkend betrachtete, nahmen seine Hofleute daraus Anlaß, ihm zu sagen, es sey schimpflich für Frankreich, seinen stolzen Feind in seinem Schoß zu leiden, und dieser Sarg, welcher an so demüthige Epochen erinnere, müsse vertilgt

werden, oder wenigstens übers Meer wandern. Ludewig, dessen Tugend sonst die Großmuth nicht war, antwortete, es würde schändlich seyn, einen so berühmten General, den Frankreichs ganze Macht bey seinem Leben nicht hätte verjagen können, nach seinem Tode zu verjagen.

Die Dinge nahmen nun schnell eine ganz andre Gestalt an. Vergebens riefen die Engländer Heinrich VI nach Frankreich, und krönten ihn zu Paris mit dem größten Gepränge. Das Diadem macht den König nicht; es fehlte an Macht und Ueberlegenheit, diese neuen Ansprüche zu heiligen; die Provinzen entwischten ihnen auf allen Seiten. Sie wurden aus dem Mittelpunkt des Reichs mit Muth und Nachdruck vertrieben, durch einen de Foix, d'Armagnac, Montmorency, la Trimouille, besonders aber durch den unsterblichen Dunois, der, unterdeß sein Herr, nach einigen vorübergehenden Anstrengungen, in Weichlichkeit und Trägheit zurückfiel, seinen Muth verdoppelte, und die Franzosen zum Siege anführte. Paris kam wieder an seinen rechtmäßigen König, durch das unkluge Verhalten der Engländer, die, gar zu übermüthig im Glück, schon die Pariser als ein unterjochtes Volk behandelten.

Karl VII erwachte gleichwohl dann und wann aus seiner wollüstigen Trägheit; das Beyspiel seiner Vorfahren entriß ihn auf einen Augenblick seinen

nen Vergnügungen; er schämte sich, daß er so lange blos Zuschauer der Thaten seiner Generale gewesen war, und gewann in eigner Person die Schlacht bey Formigny, welche ihm, nebst Rouen, die ganze schöne Provinz verschaffte, deren Hauptstadt es ist.

Auf der andern Seite seiner Staaten wurden seine Progressen durch die Geschicklichkeit des **Talbot** aufgehalten, eines großen Generals, welcher im 80sten Jahre mit den Waffen in der Hand starb. Man kann aber wohl sagen, daß nie ein König besser bedient wurde, als **Karl VII.** Seine Generale erboten sich, den Krieg auf ihre eigne Kosten, und zwar aus den schon angeführten Gründen, fortzusetzen. Seine Minister, vollkommen einig, hatten für alles gesorgt; Kanonen, Waffen, Munition, nichts fehlte; alte Truppen, Generale, die unter dem Panzer grau geworden; alle diese Vortheile, die man nicht genug in Anschlag bringt, mit der Zwietracht der Engländer verbunden, die wegen der Streitigkeiten des Hauses York und Lancaster, in Frankreich wie in England, gegen einander wüteten, brachten die ganze Monarchie wieder unter den glücklichen **Karl VII**, welcher wenig Ursach hatte, dies zu erwarten.

Wohl betrachtet, war diese schnelle Revolution beynahe ein Wunder. Nie hat ein reißender Strom mit solchem Ungestüm um sich gerissen, als die sieg-

reichen

reichen Waffen der Franzosen in Guienne und Normandie. Sie entrissen England und eroberten Frankreich seine schönsten und reichsten Provinzen. Man kann versichern, daß die Nation sich selbst, und durch ihre eigne Energie, gerettet hat. Sie hatte weder Oberhaupt noch Führer, nur den Adel an ihrer Spitze, und nie war sie einiger, muthiger und stärker.

Die genaue Disciplin, worin man die Truppen zu halten anfieng, bereitete jene großen Scenen vor, welche, ohne einen einzigen und unumschränkten Anführer, das interessanteste Schauspiel dargestellt haben; da aber alles seine unsichtbare und verborgne Ursach hat, so muß man dies Glück der merklichen Veränderung, die in der Miliz vorgegangen war, zuschreiben. Die Erfindung des Pulvers und der Feuerwaffen machte, daß man die Tourniere verließ. Es schien unnöthig, sich in Waffen zu üben, deren man sich nicht mehr bediente. Die nahe Gefahr, worin das Vaterland schwebte, machte, daß man ohne Bedenken die Compagnien der Gensd'armes, welche das Gros der Armeen ausmachten, und die den Bannerrittern gehörten, dem König übergab. Von dieser Zeit an wurden die Truppen, unter dem Namen der Compagnies d'ordonnance, ordentlich regulirt. Jedes Dorf machte sich verbindlich, einen Soldaten zu stellen, und ihn zu equippiren. Diese Truppen lagen bey den Bürgern der kleinen Städte und

bey

bey den Bauern, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen. Weise Verordnungen verhüteten alle Unordnung und Ausgelassenheit. Aufs erste Zeichen mußten diese Soldaten im Felde erscheinen; der Krieg konnte also jetzt ununterbrochen und regelmäßig geführt werden, und hieng nicht mehr von jenen alten übermüthigen und undisciplinirten Truppen ab, die nur nach ihrem Eigensinn fochten, und oft durch einen falschen Stolz die Maasnehmungen eines Generals zerrütteten. Es war jetzt wieder Einheit der Macht da, welches man, seit der Verderbniß der Lehnsverfassung, in Frankreich noch nicht gesehen hatte.

Das Volk, welches den Soldaten ernährte, erbot sich, um dieser Last loszuwerden, dem König eine Steuer zu bezahlen. Vielleicht hätt' es besser gethan, sie ferner zu unterhalten; der Soldat würde dann seinen Mitbürgern mehr zugethan gewesen seyn, und besser gesehen haben, von wem er seinen Unterhalt hat, welches er zu unsern Zeiten nur zu sehr vergißt. Die Steuer (Taille) wurde also immerwährend; keiner aber beklagte sich damals darüber; sie war noch so mäßig, daß die Dörfer in die Wette eiferten, indem das eine noch mehr als das andre bezahlen wollte.

Karl VII schonte sein Volk sehr: aber freylich ward er durch die Umstände dazu gezwungen; auch gelang ihm alles, was man in seinem Namen unternahm.

ternahm. Die Reform der Truppen, welche mit Einwilligung des Adels vorgenommen wurde, ist eine von den Begebenheiten dieser Zeit, die uns nicht am wenigsten in Erstaunen setzen darf. Die Prinzen und Herren, welche dabey nur auf die Vertreibung der Engländer dachten, sahen die Folgen eines Reglements nicht vorher, welches die Größe der Monarchie auf Kosten der ihrigen gründen mußte. Zufrieden mit dem Eigenthum ihrer Domainen, wurden sie nicht gewahr, daß vermittelst der Errichtung eines Corps regulirter, durch eine beständige Auflage unterhaltener Truppen ihre Vereinigung unmöglich wurde, und daß diese Revolution im Militairwesen unfehlbar eine Revolution im Staat nach sich ziehen würde. Erst in dieser Epoche erhielten die französischen Monarchen wirklich einen Grad von Superiorität über ihre Vasallen, der fähig war, endlich jene Lehnsherrlichkeit zu Grunde zu richten, die immer unter verschiednen Namen wieder aufzuleben trachtete, und sich auch wirklich immer durch die ansehnlichen Abtretungen reproducirte, wozu die Könige sich genöthigt sahen, so oft sie die Herren zur Vertheidigung ihres Throns aufriefen.

Die Natur, welche unter dieser Regierung mit großen und energischen Charakteren verschwenderisch war, hatte **Karl VII** auch einen Minister gegeben, der in seiner Art nicht weniger Erstaunen erregt, als **Johanne von Arc** und **Dunois**, und

dessen

dessen ausgebreitetes Genie, durch seine Rathschläge und Geldunterstützungen, dem König das Glück seiner verschiedenen Unternehmungen erleichterte. Er hieß **Jacob Coeur.**

Er war kein Financier, sodern ein Kaufmann, nud hatte sich durch seine Klugheit und Arbeit zum reichsten Particulier, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, gemacht. Sein Reichthum hatte eine reine Quelle; er handelte im Orient mit den Türken und den Persern, und in Afrika mit den Saracenen. Dreyhundert Factoren, durch Europa zerstreut, machten seine Correspondenz aus.

Da er, durch seine Verdienste und seinen Credit, Oberaufseher der königlichen Finanzen geworden war, bracht' er das Geld des Staats mit dem seinigen in Umlauf, aber bloß zum Nutzen des Reichs. Er verdiente ein gänzliches Vertrauen, wegen seiner so weisen, als neuen und kühnen Speculationen. Er hatte dem König 200000 Goldgulden geliehen, und weit entfernt, seinen Schatz zu vergrößern, waren seine Vorschüsse an den Staat sehr beträchtlich. Er hatte nicht die sklavische Furcht gehabt, sein Geld von dem öffentlichen Gelde zu trennen, indem er alles zusammen zum Vortheil des Vaterlandes verwaltete, dem er alles würde haben aufopfern können; er hatte sich zum Vormund desselben gemacht, indem er sich über

alle die kleinen Bedenklichkeiten hinwegsetzte, welche die Klugheit ihm hätte eingeben können.

Der Neid, welcher seine reiche Beute gern theilen wollte, erregte ihm eine Verfolgung, von welcher **Karl VII**, wegen der Schwäche seines Charakters, sich hinreißen ließ. Undankbar gegen diesen großen Mann, welcher ihm mit einer seltnen Zuneigung und Treue gedient hatte, ließ er ihn ins Gefängniß setzen, und willigte darein, daß man ihm den Proceß machte. Keine der Anklagen, die gegen ihn vorgebracht wurden, konnte man beweisen, und man blieb also bey zwey Factis stehen, die mit der Verwaltung der Finanzen nichts zu thun hatten, und an sich selbst höchst unschuldig waren. Seine Feinde, die seine Schuldner waren, brachten es dahin, daß er durch ein Arret des Staatsraths zur Verbannung, zur öffentlichen Abbitte, und zur Confiscation aller seiner Güter verdammt wurde, und so brauchten sie ihre Schuld nicht zu bezahlen.

Diese Ungerechtigkeit schlug seinen Muth nicht nieder. Des Seinigen beraubt, wußte er sich mit gleicher Einsicht und gleichem Glück wieder aufzuhelfen. Sechszig seiner Factoren boten ihm, aus Dankbarkeit für das große Vermögen, das sie durch ihn erworben hatten, 90000 Thaler an. Mit diesem Capital begab er sich ins Königreich Cypern,

und

und der Handel verschaffte ihm eben so große Reichthümer wieder, als er verloren hatte. Er bezahlte seinen Factoren ihre Vorschüsse, überhäufte sie mit Geschenken, machte nützliche Stiftungen, und starb fern von seinem undankbaren Vaterlande, in welches er, ungeachtet aller Anträge, die man ihm that, nie zurückkehren wollte.

Er hatte drey Söhne hinterlassen, die, als die Zeit des Schwindels vorüber war, auf die Rechtfertigung ihres Vaters und die Wiederherstellung seiner Ehre drangen. Ein Arret des Parlements erklärte, daß **Jacob Coeur** ungerecht angeklagt, und ungerecht verdammt worden. Der Hauptankläger, welcher einen Theil der confiscirten Güter erhalten hatte, wurde des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt; aber die Nation hatte den großen Mann und seine Dienste unwiederbringlich verloren.

Karl war zwar jetzt Herr des Reichs, hatte aber darum nicht mehr Ruhe. Sein Sohn, noch keine sechszehn Jahr alt, hatte sich gegen ihn empört; dies war der junge **Ludewig** XI, dessen Name guten Königen verhaßt geworden ist. Er haßte seinen Vater; die Zeit währte ihm schon zu lange, eh' er regieren konnte; er kündigte schon die unüberwindliche Härte jenes tyrannischen Charakters an, den er in der Folge zu Tage legte. Er hatte sich in dem Dauphin, seinem Appanage, eingeschanzt,

und drohte hier, sich noch einst an seinem Vater und König zu rächen, weil er ihm einige Vorwürfe gemacht hatte, als die schöne Agnese starb. Diese Vorwürfe, so hart sie auch seyn mochten, waren gerecht. Jedermann war überzeugt, daß man ihr Leben verkürzt habe, und der Verdacht fiel durchgehends auf den Dauphin, welchem Gewaltthätigkeiten wenig kosteten, und der ihrentwegen den Hof verlassen hatte; er war brutal genug gewesen, ihr eine Ohrfeige zu geben.

Nachdem er einige Städte in der Nachbarschaft des Dauphine' überfallen hatte, unterdeß sein Vater mit der Eroberung der Normandie und Guienne beschäftigt war, wandt' er seine Verräthereyen nach einer andern Seite. Da er einen Sohn bekam, wagt' er es, ihm den Titel Herzog der Normandie beyzulegen, welches ein offenbarer Eingriff in die Autorität des Königs war. Er befragte sehr angelegentlich die Wahrsager, wenn sein Vater sterben würde. Er suchte endlich den Herzog von Burgund gegen ihn aufzuhetzen; aber dieser edelmüthige Fürst verwarf einen so niederträchtigen Antrag. Er nahm ihn bey sich auf, bewirthete ihn aufs prächtigste, ohne jedoch seinen strafbaren Absichten das Geringste zu bewilligen. Karl VII sagte bey dieser Gelegenheit: Der Herzog von Burgund nährt einen Fuchs, welcher ihm in der Folge seine Hühner auffressen wird.

Karl, unglücklich durch seinen Vater und seine Mutter, war noch unglücklicher durch seinen Sohn. Da er den Charakter des Dauphin kannte, so lebt' er in beständiger Furcht, von ihm vergiftet zu werden. Zwey seiner Hausbedienten hatten ihn gewarnt, daß bestellte Leute ihm nach dem Leben trachteten. Seine Einbildungskraft gerieth darüber in Unordnung; er verwarf alle Speisen, da er nicht mehr wußte, von was für Händen er seine Nahrung sicher annehmen könne. In dieser schrecklichen Besorgniß aß er in fünf oder sechs Tagen nichts; und als er endlich, durch die Thränen seines zweyten Sohns, des Herzogs von Berry, überwunden, etwas Nahrung zu sich nehmen wollte, war es zu spät; alle Canäle waren zusammengeschrumpft, und konnten ihre Dienste nicht mehr thun.

Die Furcht, von Gift zu sterben, machte also, daß er vor Hunger starb; und es war sein Sohn, der ihm dieses tiefe Schrecken eingejagt hatte! Muß man nicht im voraus vor der Regierung solchen Prinzen zittern, der sich durch solche Züge ankündigt?

Was für ein Urtheil solt man über **Karln VII** fällen? Er hatte für einen König einen gar zu grossen Leichtsinn, der bey einem Souverain nicht weniger schädlich ist, als böse Eigenschaften. Er ergab sich gänzlich seinen Günstlingen und Mätressen,

gab habsüchtigen Hofleuten zu sehr Gehör, und vermengte sie mit tapfern Kriegern; er sah endlich der Hinrichtung der Pucelle, und der Verbannung des Jacob Coeur mit gleichgültigen Augen zu. Seine niederträchtige Einwilligung in den Mord des Herzogs von Burgund kündigte schon damals die gänzliche Nullität seiner Seele an. Außerdem aber besaß er liebenswürdige Eigenschaften, und jene sanfte Leutseligkeit, welche die Menschlichkeit vorstellt, aber nicht ersetzt.

Er bekam den Zunamen der Siegreiche und Wiederhersteller der Monarchie, verdiente aber keinen als den des Wohlbedienten. Tannegui Duchatel trug allein alle Kosten seiner Leichenbestattung; nie war ein Mensch einem andern mehr ergeben. Vielleicht diente Karls nichtiger Charakter, da er immer andre für sich agiren ließ, dazu, seine Angelegenheiten wiederherzustellen, da er sie vielleicht würde verdorben haben, wenn er selbst hätte handeln wollen. Aber noch geschickter würden seine Generale gewesen seyn, wenn sie vor allen Dingen Calais den Engländern weggenommen hätten, um ihnen den Eingang ins Reich zu verschliessen. Sie besaßen mehr eine ungestüme als aufgeklärte Tapferkeit.

Vielleicht waren Karls VII Eroberungen den Engländern nicht weniger nützlich, als der Nation selbst, indem sie diese stolzen Insulaner gewöhnten,

sich

sich in ihre Insel einzuschliessen. Die Ehrsucht, welche sie übers Meer hinriß, verzögerte die Fortschritte ihrer Verfassung. Diese Macht sollte durch Schiffe, durch republicanische Gesetze, durch vortheilhafte Eroberungen in der neuen Welt wachsen, und sich so sehr ausdehnen. Es war unmöglich, daß sie lange in Frankreich herrschen konnten; England wäre denn eine Provinz geworden, und hätte seinen künftigen Glanz verloren. Ihre Feindseligkeit hintergieng sie, und erlaubte ihnen nicht, wahrzunehmen, daß es Gränzen giebt, welche die Natur den Staaten gesetzt zu haben scheint, und Nationalsitten, welche Gewalt und Politik selbst nicht zu ändern vermögen.

Es wäre vielleicht interessant, hier besonders zu untersuchen, was Frankreich unter den Händen der Engländer hätte werden können, und was für eine Regierungsform vielleicht aus der Vereinigung dieser beyden Staaten, vorausgesetzt, daß sie zusammengeschmolzen wären, entsprungen seyn würde. Allein diese Idee ist jetzt nur eine Schimäre mehr, und es wäre ohne Zweifel nützlicher zu betrachten, was jetzt aus ihrer Allianz entspringen könnte; wenn die beyden aufgeklärtesten Völker Europens, die am meisten gemacht sind, einander zu kennen und zu schätzen, ihre Kräfte und Ideen vermählten, statt sie einander entgegenzusetzen! Ist dies gleich ein politischer Traum, so zeigt er der Einbildungskraft doch erhabne, große Gemälde; allein die Natur

dieses Werks versagt uns alle Reflexionen, denen nicht Facta vorangegangen sind.

Man wird sich hiernächst mit Erstaunen fragen, wie die Bevölkerung sich mitten unter so vielen blutigen Händeln erhalten können? Nothwendig mußt' es in der Gesellschaft der Menschen ein verborgnes Principium des Lebens geben, welches sie stützte, und das Innere der Familien mußte ruhiger und glücklicher seyn, als die Geschichte, die nur auf Trübsalen merkt, anzukündigen scheint. Diese Zeiten, die wir zu sehr geringschätzen, wenn wir sie, nicht in Ansehung der Aufklärung, sondern in Ansehung der Glückseligkeit beurtheilen, genossen eines großen und selten unterbrochnen Vortheils: die Subsistenz des Menschen war, überhaupt genommen, leicht, bequem, fast zuverlässig. Die geringe Communication zwischen den Provinzen (ein greuliches Uebel in einem Staat, der ein Ganzes ausmacht!) war sehr nützlich im Schoß jener bürgerlichen Kriege und jener entgegengesetzten Parteyen. Die Reichthümer eines Landstrichs verbreiteten sich nicht in einem Augenblick über den andern; der Transport fand glückliche Hindernisse, und die Güter des Landes wurden gänzlich durch diejenigen consumirt, welche sie hatten wachsen sehen, oder sie erzeugt hatten.

Frankreich, reich durch die Erzeugnisse seines Landes, kannte noch nicht die Ausfuhr, die zuweilen ihre Habsucht mit dem Namen Patriotismus beehrt,

beehrt, und Nahrungsmittel gegen Metall austauscht. Jene Menge von Privilegien, welche die Städte und Flecken besaßen, erhielten und sicherten ihnen alles, was zum Leben nöthig ist; sie bestimmten selbst, was sie behalten und was sie abstehen wollten, und die Administration mengte sich nicht in diese Details, die sich von selbst in Gang setzen.

Die Municipalbedienten, die einer respectirten Autorität genossen, regierten jeden Canton nach den Gesetzen und Gewohnheiten, die ihm theuer waren. Man sahe noch nicht alle Handelsbeziehungen, welche jetzt vorhanden sind; da aber das Auge der Magistrate nur einen kleinen Raum zu durchlaufen hatte, so halfen sie desto schneller den Mißbräuchen ab; die Verproviantirungen waren nicht dem Zufall überlassen, und die Decrete der Städte, in so fern sie ihre Sicherheit betrafen, fanden keinen Widerstand. Eine sehr weise Verwaltung, wenn kein Verstand da ist, der fähig wäre, alle respectiven Interessen von einem Ende des Reichs bis zum andern zu umfassen!

Aus diesen wachsamen und schützenden Gewohnheiten entsprangen zahlreiche und fruchtbare Ehen, die, unter dem ländlichen Strohdach verborgen, im Stillen, fern von der Fackel des Krieges, die Verwüstungen und Niedermetzelungen wieder gut machten, die übrigens auch in den Zeiten der Aufklä-

rung nicht minder beweinenswürdig sind, aber doch in größerer Entfernung vom Mittelpunkt des Vaterlandes wüten. Man kann auch bemerken, daß jene großen Revolutionen mit dreymal weniger zahlreichen Armeen, als die unsrigen, bewirkt, daß oft Stillstände gemacht wurden; daß der Sieger lange sein Gebiet schützte, und ihm den Ueberfluß sicherte; und daß einfältigere, der Natur gemäßere Sitten die Menschen wenigeren Gebrechen aussetzten.

Die Herren endlich, welche auf ihren Gütern lebten, befruchteten dieselben; und alles, was sich ihnen näherte, bekam von ihrem Aufwande, ihren Festen und Vergnügungen etwas ab. Alle politischen Stürme, welche die Kronen erschütterten, von denen es gleich war, ob sie auf diesem oder jenem Kopfe saßen, zerstörten den Körper des Staats nicht. Die Bauerhütten der arbeitsamen Armuth standen sicher vor diesen Convulsionen, welche die Güter der Großen zerrissen. Je mehr der Krieg diesen Adel beschäftigte, desto mehr verlor er von der Macht, den zahlreichern Theil zu unterdrücken.

Dies Jahrhundert war unglücklich, unstreitig; allein seitdem hat man Jahrhunderte gesehen, die noch viel unglücklicher waren, und sich durch Plagen auszeichneten, die um desto grausamer waren, weil es schien, daß sie gar nicht in Zeiten der Aufklärung gehörten.

Die

Die außerordentlichen Begebenheiten scheinen sich unter diese Regierung, welcher der Monarch nur seinen Namen gegeben, recht zusammengedrängt zu haben. Auch die Buchdruckerkunst, welche dem Genie der Alten gefehlt hatte, und welche bald Europens Gestalt verändern sollte, wurde im Jahr 1440 zuerst in Ausübung gebracht. Das erste Buch, welches die Presse verließ, war eine Bibel in Folio. Die Buchstaben ahmten die Handschrift so genau nach, daß mans kaum unterscheiden konnte. Dies waren indeß nur noch ganze gestochene Platten, die beweglichen Charaktere wurden erst einige Jahre nachher erfunden, und nun eilte die Kunst mit schnellen Schritten zur Vollkommenheit. Man beschuldigte die ersten Buchdrucker der Zauberey, unterdeß die Kunst welche sie trieben, bald diese und alle ihnen ähnliche lächerliche Ideen vernichten sollte.

Dem Plan **Karls** V, seines Großvaters, gemäß, hatte **Karl** VII auch daran gearbeitet, die Wissenschaften, oder vielmehr das, was man mit diesem Namen benannte, im Reich einzuführen; allein die gesunden, nützlichen, vernünftigen Ideen erscheinen so wenig auf Befehl eines Königs, als sie vor seinen Drohungen verschwinden.

Man sah den Connetable **Richemont**, so zu sagen, die alte Gewalt der Majorum Domus wieder einführen; denn er ließ ohne alle Umstände, und bloß nach eigner Willkühr, zwey Herren hinrichten,

von

von denen der König sich beherrschen ließ, indem er sagte, sie dienten dem Monarchen wider seinen eignen Willen und Dank. Einige Zeit nachher ließ er den la Trimouille in dem Schloß Chinon in Verhaft nehmen, ungeachtet der König selbst zugegen war.

Die Geistlichkeit war ihm mehr zugethan, als dem Papst selbst, weil er ihr nichts abfoderte, und sie gegen den Despotismus des geldgierigen Roms, besonders seit der Versetzung des heil. Stuhls nach Avignon, schützte.

Karl VII, oder sein Staatsrath, hielt sehr steif auf der pragmatischen Sanction, und hörte weder auf die Bitten, noch auf die Anerbietungen, noch auf die Drohungen der Päpste, die sich gegen diese weise Anordnung aus allen Kräften auflehnten. Wir wollen die vornehmsten Vortheile derselben kürzlich detailliren.

Von

Von der pragmatischen Sanction.

Sie ist ein Reglement, welches zu Bourges am 7ten Jul. 1438, in einer Generalversammlung der Geistlichkeit und des Adels, welche die französische Kirche repräsentirte, und die Absicht hatte, die Kirchenzucht wiederherzustellen, gemacht wurde. Dies Gesetz, welches man die Schutzwehr der gallicanischen Kirche genannt hat, versuchte, die alte Verwaltung der Apostel wieder einzuführen, jenen Despotismus, welchen die Zeiten des Urchristenthums nicht kannten, zu zerstören, und wieder in die geheiligten Fußstapfen der ersten Kirche zu treten. Dem zufolge setzte man die Obermacht der Concilien über den Papst fest. Man nahm ihm die Macht, die er sich angemaßt hatte, die Pfründen zu ertheilen, und über kirchliche Sachen allein zu richten. Man steuerte dem Mißbrauch der Appellationen an den römischen Hof, mit Vorbeygehung der ordentlichen Untergerichte, und stellte die Annaten, Reserven, Mandate und Expectanzen, als Rechte, die dem Königreich sehr zur Last fielen, ab. Der Papst wurde noch immer für das Oberhaupt der Kirche anerkannt, aber nicht für den Herrn der ganzen Welt in zeitlichen Sachen. Diese berühmte Verordnung, das Fundament der Freyheit der gallicanischen Kirche, war nur ein Auszug der vornehmsten Decrete des Basler Conciliums. Die pragmatische Sanction wur-

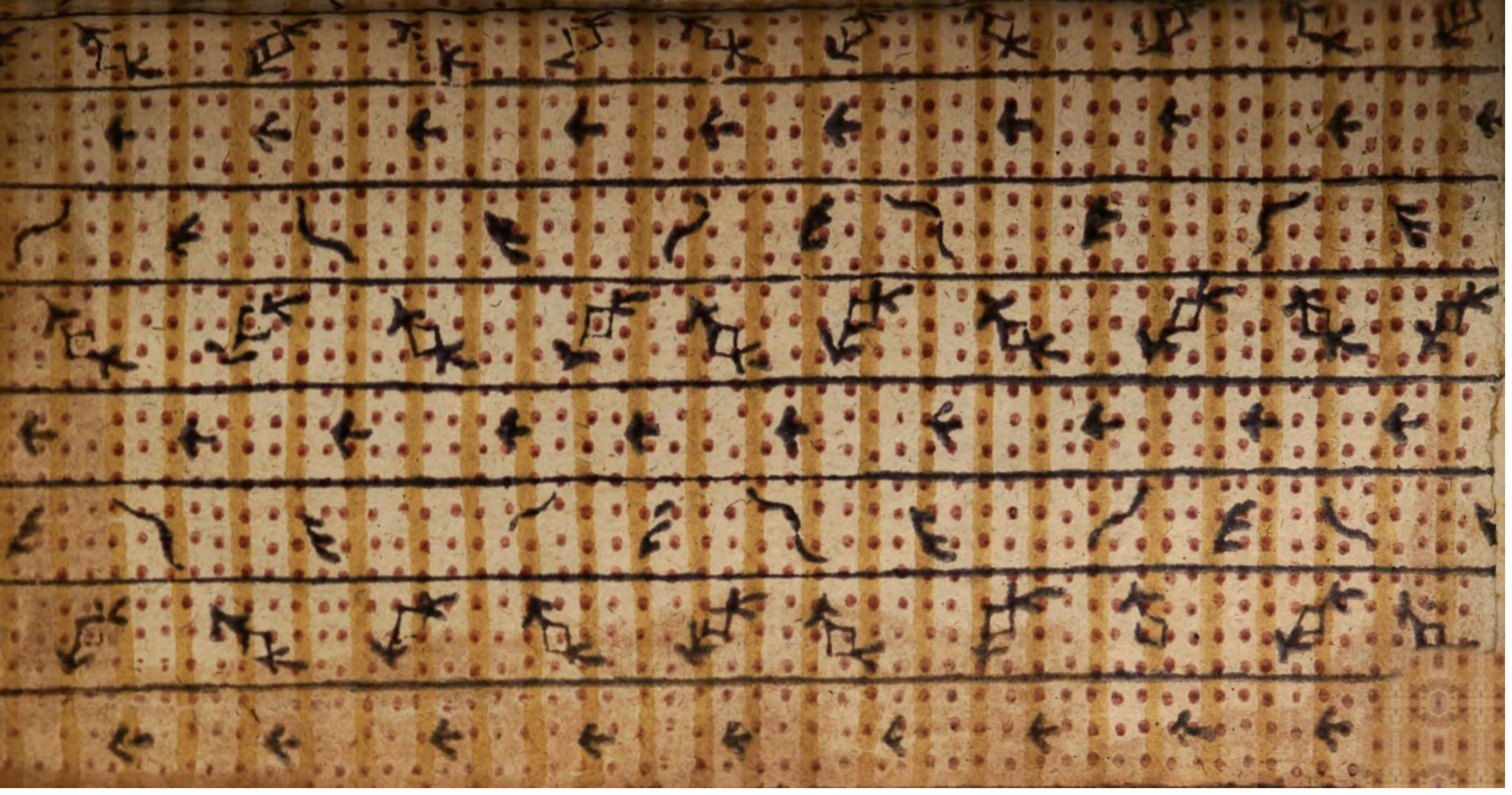
de

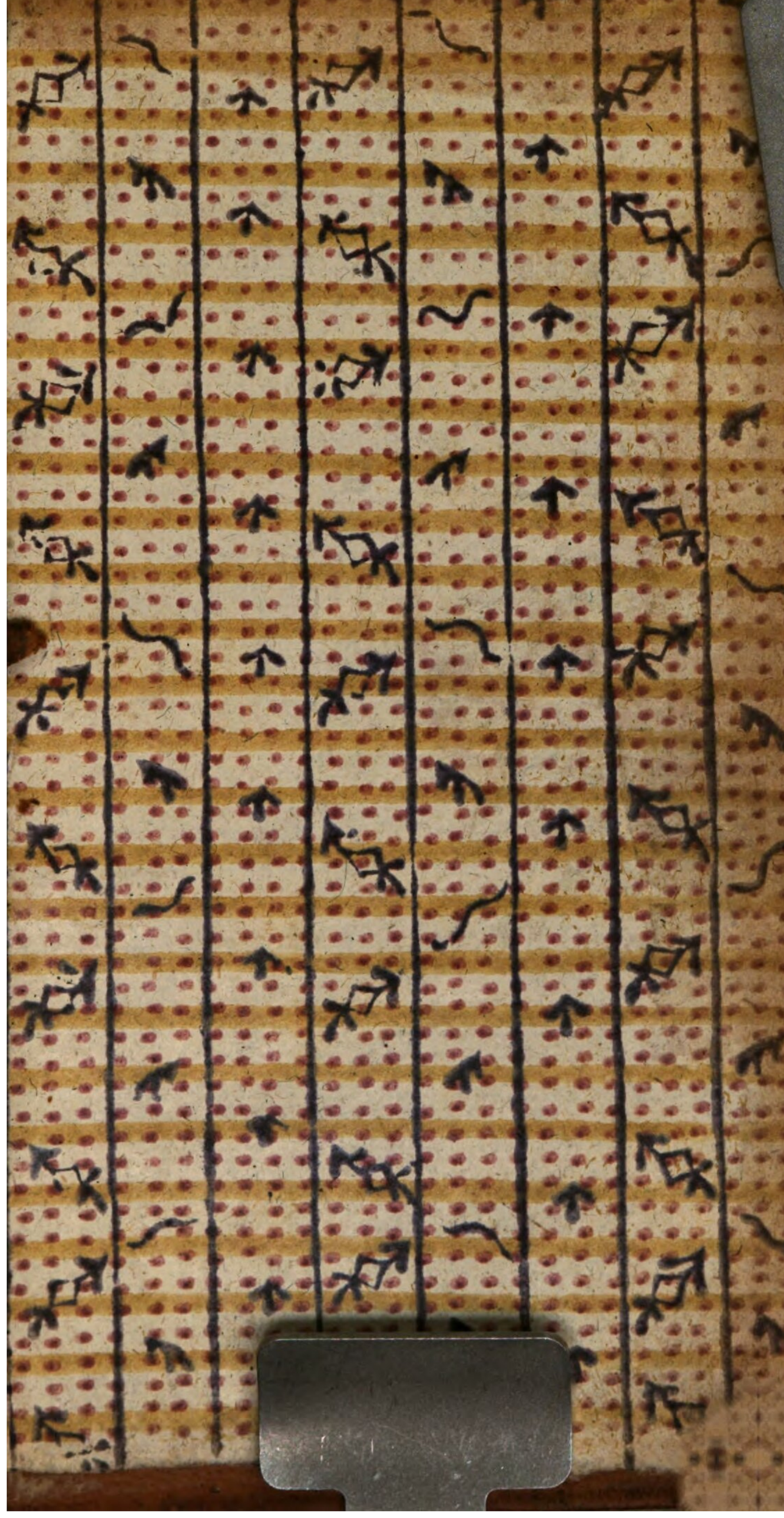
de im Parlement registrirt, und auch bis auf das Concordat unter Franz I beobachtet.

Die Päpste aber, welche nach der Epoche dieser Erklärung gekommen sind, haben alle die pragmatische Sanction mit Abscheu betrachtet, und sie nicht anders verdammt, als hätte sie die greulichsten Ketzereyen enthalten. Auch gegen das Basler Concilium haben sie, als gegen eine verderbliche Versammlung von Schismatikern und Ketzern, losgedonnert.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München





BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sales, Jean de, 1741-1816 / Mayer, Charles Joseph de, 1751-1825 / Mercier, Louis Sébastien, 1740-1814

Neue Welt- und Menschengeschichte Aus dem Französischen

Bd.: 1

Münster und Leipzig (1781)

H.un. 671-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034313-1
VD18 90186354